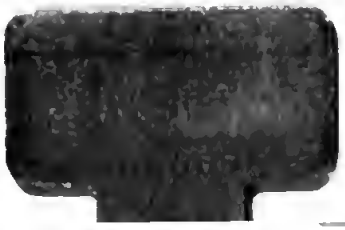
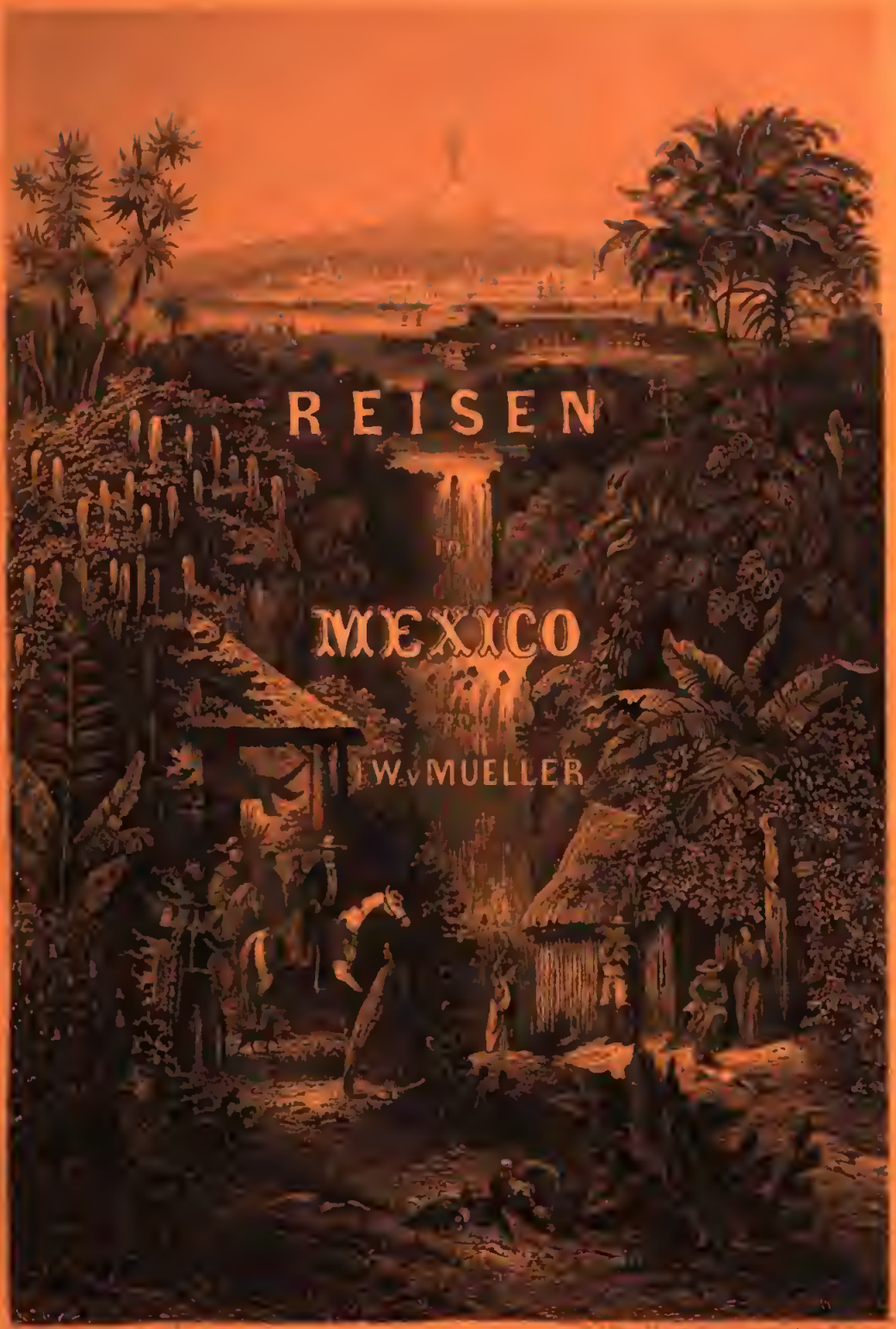
15
8
86H
BIBLIOTECA NAZIONALE
CENTRALE • FIRENZE •



Digitized by Google


REISEN
IN
MEXICO
J.W.v.MUELLER

ERMANNO LOESCHER
TORINO
5. Via Carlo Alberto. 5.

15. 8. 864

Reisen

in den

Vereinigten Staaten, Canada

und

Mexico.

Zweiter Band.

v. Müller ad nat. pinx.

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt Leipzig

Der Krater des Vesuvs seit

Reiſen

in den

Vereinigten Staaten, Canada

und

Mexico

von

Baron J. W. von Müller,

Dr. phil., der kaiſerl. Leopoldiniſchen Akademie der Naturforſcher, der königl. Geographiſchen Geſellſchaft zu London, der kaiſerl. Zoologiſchen Geſellſchaft und der Aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris ꝛc. Mitglied, Comthur und Ritter ꝛc.

In drei Bänden.

Mit Stahlſtichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzſchnitten.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen ausdrücklich vor.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erste Abtheilung.

Die Hauptstadt Mexico und ihre Umgebung.

Seite

I. **Die Hauptstadt.** Blick ins Thal von Mexico. Hotel Iturbide. Die Plaza-Mayor. Das Kloster San-Francisco und seine Mysterien. Die Alameda. Weibliche Bevölkerung. Die Aguadores. 3

II. **Der Desagüe.** Die Seen in der Umgebung der Hauptstadt. Die frühern Ueberschwemmungen. Die Entwässerung des Thals von Mexico. Der Kanal von Huehuetoca. Gänzlicher Verfall. 23

III. **Die Straße Don Juan Manuel.** Volkssage. Geschichte Don Juan Manuel's de Solórzano nach Actenstücken. Ein Stück aus der Geschichte Mexicos. 41

IV. **In der Hauptstadt.** Expedition zur Erforschung des Thals von Mexico. Mexicanischer Geschäftsgang. Sitten und Gebräuche. Die Leperos 68

V. **Oeffentliche Gebäude.** Das Colegio de la Mineria. Die Kathedrale 79

VI. **Ein Nationalfest.** Die Feier des fünfunddreißigsten Jahrestags der „Libertad y Independencia". Die Casa de los Azulejos 86

VII. **Die Stadt Guadalupe.** Das wunderthätige Gnadenbild. Mexicanische Soldaten 93

VIII. **Umgebung der Hauptstadt.** Der Damm von Chalco. Der Peñon-Nuevo de los Baños. Chapultepec. Erledigung des Auftrags an General Gaona. Statistisches Material, durch die Gefälligkeit der Regierung erhalten. Verlust meiner sämmtlichen bis dahin gemachten Sammlungen. 100

IX. **Weitere Ausflüge in die Umgegend.** Rubia tinctorum. Das Kloster von Los-Remedios. Politische Stellung der Indianer, der Gente sin razon. Der Hacendado und Ranchero, die Gente con razon. . . . 108

Seite

X. **Weitere Sehenswürdigkeiten der Hauptſtadt.** Die Märkte; el mercado de volador. Die Sociedad de geografia y estadistica de Mejico. Der Regierungspalaſt. Das Generalarchiv der Nation. . . 121

XI. **Fortſetzung der Ausflüge in die Umgegend.** Die Pronunciados. Das Lavafeld (Pedregal) von Guiacan. Das mexicaniſche Katzenfrett. . . 132

XII. **In der Hauptſtadt.** Das Hospital für Lepröſe. Die Lepra. Ein Erdbeben. Der mexicaniſche Evangeliſta. Die Kolibris. Die Chinampas oder ſchwimmenden Gärten. Greuel der mexicaniſchen Räuber 140

XIII. **Die Stiergefechte** 150

Zweite Abtheilung.

Reiſe nach Cuernavaca, Cacahuamilpa und Tasco.

I. **Reiſe nach Tasco.** San-Aguſtin de las Cuevas; ſeine Feſte und Spielhöllen. Deutſche Rechtlichkeit. Ein mexicaniſcher Raubritter. Waldbrand. Die Stadt Cuernavaca. José Laborde, der glückliche Bergmann. Der Waſſerfall der Barranca von Tlaltenango. Die Buſchſpinne (Migale avicularia). Die Tigerkatze (Felis pardalis). Der virginiſche Uhu (Strix Nacurutu Vieill.). Tetecala. Puente de Dios. Tasco. General Alvarez. Mexicaniſches Diner. Naives Ballfeſt 157

II. **Rückreiſe von Tasco.** Don Diego, der Kohlenbrenner. Helianthus glutinosus. Die Höhle von Cacahuamilpa. Gefährliches Misverſtändniß vor der Hacienda von Cocoyotla. Mexicaniſche Pflanzen. Der Vino de Mescal. Abenteuer mit Räubern 185

Dritte Abtheilung.

Der Popocatepetl und Reiſe nach Tehuantepec.

I. **Beſteigung des Popocatepetl und Reiſe bis Puebla.** Ayutla und der Calvario. Die Hacienda Miraflores. Amecameca. Der Rancho Tlamacas. Erſter Verſuch zur Beſteigung des Vulkans. Misgeſchick des Dr. Crawford. Der Cerro Tlalnacasco. Beſteigung des Vulkans. Der Krater. Reiſe nach Puebla 205

II. **Von Puebla bis Oaxaca.** Verändertes Ausſehen von Puebla. Tepeaca. Venta del Corte. Bereitung der Tortillas. Ankunft in Tehuacan. Ausflug nach den Lagunen von San-Bernardino. Das Feſt der heiligen Katharina. Geſchichtliches über Tehuacan. Unterſuchung ſeines als Heilmittel gerühmten Trinkwaſſers. Die Maulthierzucht. Die Sierra de Tehuacan. Coxcotlan und ſeine Ruinen. Der Balſambaum

Seite

(Myroxylon peruiferum). Vampyre. Der mexicaniſche Upasbaum (Hura crepitans). Die Hacienda von Tilapa. Ein chevaleresker Geiſtlicher. Jagdpartie. Morgengebet der Indianer. Das ſüdliche Kreuz. Der Iguan (Iguana rhinolopha, Wiegm.), eine gute Speiſe. Cuiotepec und ſeine Ruinen. Das Dorf Cuicatlan. Jagd im Thal des Rio de las Vueltas. Der Puma oder Cuguar (Felis concolor). Ein Seelenhirt mit ſeiner Heerde auf Reiſen. Gefährliche Wege. San-Juan del Eſtado. Villa de Etla. Ankunft in Oaxaca 224

III. **Oaxaca.** Die Stadt. Ausflug auf den Monte-Alban. Ausflug nach Mitla. Der Rieſenbaum von Tule. Tlacolula. Die Zapoteken. Der Cerro Montezuma. Die Tempel von Mitla. Aufgrabung eines Teocalli. Begräbnißhallen von Oaxaca. Die Vanille, ihre Cultur und ihr Handel. Ein Gemälde von Murillo. Neue Art Thee. Archäologiſche Notizen über Idolos 267

IV. **Reiſe von Oaxaca nach Tehuantepec.** Abreiſe von Oaxaca. Ocotlan. Ankunft in Ejutla; Krankheit daſelbſt und gaſtfreundliche Aufnahme. Die Cochenille. Einfältigkeit der Indianer. Miahuatlan; Markt und Stiergefecht. Don Bernardino's Höhenmeſſungen und gelehrte Beobachtungen. Uebergang über die Corbillera. La Copalita. Der Rancho Rio San-Juan. Die Wanderheuſchrecke (Acridium migratorium). Pochutla. Tracht und Faulheit der Einwohner. Huatulco. Ankunft am Stillen Ocean. Der Hafen von Huatulco. Der Buſſadero. Die Perlenfiſcherei. Weg nach Tehuantepec. Santiago Eſtata; Markt daſelbſt; Tracht der Eingeborenen; eine Proceſſion. Der Cura. Die Laguna Colorada; der Rancho Bamba. Begegnung von Deutſchen. Kleines Reiſeabenteuer. Ankunft in Tehuantepec 296

Vierte Abtheilung.

Die Verbindung zwiſchen dem Stillen Ocean und dem Atlantiſchen Ocean. Rückreiſe.

I. **Der Iſthmus von Tehuantepec.** Die Stadt Tehuantepec. Die Ruinen von Guiengola. Geſchichte der projectirten Verbindungen der beiden Weltmeere. Beſchreibung der Landenge, ihre Vegetation, mögliche Production und die Bevölkerung 353

II. **Von Tehuantepec nach Minatitlan.** Comitancillo, durch Fieber entvölkert. Ixtaltepec; die Cultur des Indigo. San-Jeronimo. Deutſche Arbeiter im Dienſt einer amerikaniſchen Compagnie. Tigerjagd. Mustela barbara. Truthühner, Pecaris, Affen (Cebus apella). Urwäldliches Frühſtück. Tapirjagd. Rückkehr nach Tehuantepec. Ueber endemiſche Fieber. Aufenthalt in El Bario. Der Cacao, ſeine Ge-

Seite

schichte und Cultur. Die Kincajous (Cercoleptes caudivolvulus). Große Eisvögel (Megacerylus torquatus). Treulosigkeit der Eingeborenen. Abreise von El Bario. Sarabia-City. Eine tropische Gewitternacht. Indianische Gefräßigkeit. Reise auf dem Guatzacoalco. Der Gummibaum. Yankee-Gastfreundschaft. Factische Sklaverei der Indianer. Unverhofftes Nachtquartier. Die Existenz der Holzschläger im Urwald. Todbringende Wirkung der Mosquitostiche. Der Brüllaffe (Mycetes chrysurus). Begegnung mit einer Klapperschlange. Die Alligatoren. Los Almagres, französische Niederlassung. Europäische Einwanderungen nach dem Guatzacoalco. Ankunft in Minatitlan 373

III. **Minatitlan.** Die neue Handelsstadt Minatitlan. Der Taback; seine Vergangenheit, gegenwärtige Cultur und Zukunft in Mexico. Hahnenkämpfe. Ein Fandango. Die Arrieros-Termiten; ihre Sitten und Lebensweise. Der Pangolin (Myrmecophaga tridactyla); dessen Kampf mit einem neufundländer Hunde 430

IV. **Von Minatitlan nach Vera-Cruz.** Abreise von Minatitlan. Acayucan. Kampf mit einer Klapperschlange ums Nachtlager. Begegnung mit einem wilden Stier. Glückliche Tigerjagd. Der Corral nuevo und seine hübsche Patientin. Ritt über die Savannen. Nächtliche Abenteuer. Tlacotalpam. Arin (Coccus mexicanum). Der Rio San-Juan. Alvarado. Ankunft in Vera-Cruz. Passage auf der Leontine 450

V. **Rückkehr.** Havaña. Der Kanal von Florida. Die Azorischen Inseln. Fayal. Ankunft in Europa 469

Anhang.

1. Liste derjenigen Pflanzen, welche am Weihnachtstage im Freien, in der Hauptstadt, in voller Blüte standen . . . 475

2. Ueber Höhenmessungen mittels des Heberbarometers . . . 478

Verzeichniß der Abbildungen.

Stahlstiche: Seite

Titelkupfer: Der Krater des Popocatepetl.
Der Buffadero am Stillen Ocean 330

Lithographien:

Plan der Stadt Oaxaca 267
Ruinen der Tempel auf dem Monte Alban 270
Götzenbilder. 293
Plan des Hafens von Huatulco 326

Holzschnitte:

Mexico vom Peñon de los Baños 3
Auf dem Wege nach Tasco 157
Der Rancho Tlamacas 205
Ruinen von Coxcotlan 224
Der Riesenbaum von Tule 267
Begegnung mit einem wilden Stier. 450

Erſte Abtheilung.

Die Hauptſtadt Mexico und ihre Umgebung.

Mexico vom Peñon de los Baños.

I.

Die Hauptſtadt.

Blick ins Thal von Mexico. Hotel Iturbide. Die Plaza-Mayor. Das Kloſter San Francisco und ſeine Myſterien. Die Alameda. Weibliche Bevölkerung. Die Aguadores.

Wie ich am Schluſſe des vorigen Kapitels bereits erzählte, begleitete das ſchlechteſte Wetter meine Ankunft auf der mexicaniſchen Hochebene, und hinderte mich beim Hinabſteigen von den Höhen, welche das Thal von Mexico umgeben, auf das zu meinen Füßen ſich aufrollende Gemälde meine Blicke zu werfen; es war dies um ſo unangenehmer, als von allen, welche ich darüber gehört hatte, dieſer Anblick als reizend, ja faſt einzig in der Welt geſchildert worden war. Da mir jedoch während meines längern Aufenthalts im Thal von Mexico noch häufig die Gelegenheit ward, mich an dieſem herrlichen Bilde zu weiden, ſo halte ich es für unbillig,

meine Leſer unter meinem perſönlichen Misgeſchick leiden zu laſſen und nicht gleich hier mit einigen Worten des großartigen Eindrucks zu gedenken, welchen der erſte Anblick dieſer Metropole hervorbringt.

Man denke ſich eine 9 Meilen lange und 6 Meilen breite Ebene, rings umgeben von mehr oder minder hohen Bergen, deren einige ihre ſchneebedeckten Gipfel als funkelnde Zinnen hoch in die Wolken emporheben, alle aber auf dem blauen Aether ſich abzeichnen.

Von welcher Seite man auch der Hauptſtadt ſich nähert, immer muß man von einer der ſie umgebenden Höhen niederſteigen, und ſieht ſchon aus weiter Ferne die impoſante Stadt glänzend und ſtrahlend inmitten der ſie umgebenden Seen.

In einer Epoche, welche der hiſtoriſchen Zeit noch nicht angehört, bedeckte ein großer See das vor uns liegende Becken. Er iſt verſchwunden, aber nicht ohne an den tiefſten Stellen der Thalſohle kleinere Baſſins zurückzulaſſen, in welche die von den Abhängen hinabrauſchenden Bergwaſſer ſich ergießen.

Zur Zeit der Gründung des alten Tenochtitlans, und während der dreihundert Jahre, welche der Eroberung, Zerſtörung und dem Wiederaufbau durch Cortez und die Conquiſtadoren vorhergingen, bot die Landſchaft freilich ein in vieler Hinſicht noch ſchöneres Bild als heute; denn damals bedeckten dichte Waldungen die Höhen, üppige Baumpflanzungen und Fluren, mit den Kindern einer tropiſchen Vegetation geſchmückt, ausgedehnte kaiſerliche Parks und kunſtvolle Gärten zogen ſich hinab bis an die Ufer der Seen, auf welchen zahlloſe indiſche Gondeln ſich kreuzten, und inmitten all dieſer Herrlichkeit erhob ſich die Reſidenz des pracht-, glanz- und luxusliebenden Herrſchers von Anahuac. Da erſchienen die grauſamen, golddurſtigen Gefährten des Cortez und Grigalva, und in ihrem Gefolge die Zeloten einer Lehre, welche Nächſtenliebe als eine der erſten Tugenden predigt, aber — blutige Bürgerkriege, blutige Metzeleien, Zerſtörung und Verödung waren die Saat. War es unverantwortliche Sorgloſigkeit der ſpätern Coloniſten, welche alles Holz der Wälder und Fluren zu Bau- und Brennmaterial verwandten, ohne an die Nachpflanzung zu denken, oder war es, wie manche behaupten, das Streben der Spanier, dieſe Gefilde

durch Ausrottung alles Baumwuchſes den kahlen Hochebenen ihres Vaterlandes ähnlich zu machen, ich weiß es nicht; aber bis auf den heutigen Tag iſt die Umgebung Mexicos, mit Ausnahme einiger weniger Punkte, nackt, öde und ſonnverbrannt, und wenn trotz alledem der Anblick, welchen Hauptſtadt und Thal dem Ankömmling auf der Hochebene bietet, ein überraſchender und großartiger iſt, ſo ſpielt die Vegetation im ganzen doch nur eine untergeordnete Rolle. Der Effect des Bildes beruht in dem Contraſt der vielen und ſtolzen, von impoſanten Thürmen und Kuppeln überragten Gebäuden der Stadt, zu dem unerwarteten Anblick der Lagunen und den theilweiſe mit Schnee bedeckten Vulkanen. Unter der Grenze des ewigen Schnees zieht ſich eine Nadelholzvegetation hin, welche den Uebergang zu den grasarmen Steppen des Thals bildet; durch die grünen Ufer der Seen und einzelne Palmen verſchmilzt das Ganze zu einem Bilde, in welchem die Metropole den glänzenden Mittelpunkt bildet, einem Juwel gleich, von Einfaſſungen verſchiedener Farbe und verſchiedenen Werths umgeben.

Erſt bei der Annäherung nehmen die unbeſtimmten Formen dieſes Bildes deutliches Gepräge an, und unſer Blick unterſcheidet deſſen Details; aber eben ſie feſſeln auch beim erſten Anblick unſere Sinne ſo vollſtändig, daß ſie einen Totaleindruck nicht mehr zulaſſen. In raſcher Folge wechſelt Waſſer und Land; kleinere Dörfer, Villen und Gärten eilen an uns vorüber; die Straße belebt und füllt ſich mit Geſtalten zu Roß, zu Wagen, zu Fuß; beladene Maulthierzüge und lange Reihen laſttragender Indianer kreuzen unſern Weg, bis wir, ſatt des Sehens und Hörens, endlich unſere Wohnung erreichen.

In Mexico iſt man ſehr matinal. Kaum ausgeruht von den gräßlichen Stößen und Püffen des vorigen, in der Diligencia zugebrachten Tages, hatte ich eben eine nothdürftige Toilette beendigt, als es 8 Uhr ſchlug und mein Diener mir auch ſchon die Karten zweier Herrn überbrachte, welche mir ihren Beſuch zu machen wünſchten. Es waren die Herren Dr. Schädtler*) und Señor Buſta-

*) Dr. Schädtler, im Jahr 1858 von der mexicaniſchen Regierung einer Geſandtſchaft nach Deutſchland als Attaché beigegeben, wurde, wie ſo viele

mante.*) Den erstern kannte ich als einen liebenswürdigen und sehr intelligenten Mann, der in Mexico seit dreißig Jahren heimisch war und die Stadt und ihre Bewohner gründlich studirt hatte, und man kann sich denken, welch angenehmen Cicerone ich mir in ihm versprach. Ebenso konnte mir die Bekanntschaft des letztern nur höchst willkommen sein, und mit Freuden nahm ich, meine officiellen Besuche wie die Abgabe meiner Empfehlungsbriefe auf später verschiebend, ihren Vorschlag an, einen vorläufigen Streifzug durch die Stadt in ihrer Gesellschaft anzutreten.

Noch ehe wir die Straße betraten, fesselte die reiche Ausstattung der innern Räume des Hotels, das ich seit gestern bewohnte, und seine selbst für einen Gasthof ersten Ranges zu palastähnlichen Verhältnisse meine Aufmerksamkeit. Drei geräumige Höfe, mit Säulen umgeben, welche die zierlichen Bogen der Abenceragen tragen; die obern Stockwerke mit Balconen geziert und Galerien mit durchbrochenen, künstlichen Balustraden, auf welche sich sämmtliche Zimmer öffnen; der reiche architektonische Schmuck der innern Höfe; die in einem gemischten, aber edeln Stil gehaltene, mit Bildhauerarbeit fast überladene Façade: alles dies schien zu beweisen, daß der ur-

---

andere, in den Dienst der Republik getretene Männer, ein Opfer der schlechten Finanzverwaltung. Als nämlich die Gesandtschaft kaum in Deutschland angekommen war, löste sie sich auch gleich wieder auf, weil die Regierung ihres durch Parteigeist zerrissenen Vaterlandes wieder einmal gewechselt hatte. Die Mitglieder der neucreirten Ambassade, deren Zweck es sein sollte, den Handelsproducten Mexicos einen Markt und seinen reichen, aber unbebauten Fluren fleißige Hände zu verschaffen, wurden so im Stiche gelassen, daß jedes derselben sein ganzes Finanztalent aufbieten mußte, sich selbst die nöthigen Geldmittel zu verschaffen. Was Schädtler anbetraf, der, im ganzen genommen, ein genialer und herzensguter Mensch, aber ein sehr sorgloser Haushalter war, so mußten seine reichen hamburger Landsleute sich ins Mittel schlagen. Als er nach Vera-Cruz zurückkam, hatte sich seine politische Partei des Ruders bemächtigt, und schon glaubte er, nach jahrelangem Warten sich der Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft erfreuen zu dürfen, als der Unglückliche, dessen Constitution dem Klima so lange siegreich widerstanden hatte, dem mörderischen Vomito erlag.

*) Señor Don Pio Bustamante, ein junger Mexicaner, der sich eifrig mit dem Studium der Naturwissenschaft beschäftigte und damals am Colegio de la Mineria einen Lehrstuhl bekleidete, ist der Sohn des berühmten Bustamante, dessen Humboldt als eines Freundes manchmal Erwähnung thut.

ſprüngliche Zweck nicht die Unterbringung und Beherbergung ſchlichter Reiſender geweſen ſein könne. Meine Vermuthung wurde durch Buſtamante beſtätigt, und ihm verdanke ich die Kenntniß des Umſtandes, der dieſem Gebäude ſo großartige Proportionen gab.

Zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft hatte ein reicher Mann, deſſen Name mir wieder entfallen iſt, den größten Theil ſeines Vermögens gewiſſen Seitenverwandten mit der Bedingung zugewieſen, einem von ihm weniger bedachten Neffen geſtatten zu müſſen, ſich nach eigenem Gutdünken, aber auf Koſten der Maſſe, ein Haus zu bauen und die ganzen Einkünfte der Hinterlaſſenſchaft ſo lange auf den Bau zu verwenden, bis daſſelbe fertig ſei. Wenigſtens geſtattete der etwas unbeſtimmte Wortlaut des Teſtaments dieſe Deutung, und der Neffe ſparte natürlich keine Zeit und Koſten, und baute einen ſolchen Palaſt, daß er in der Folge am würdigſten befunden wurde, die Privatwohnung des neuerwählten Kaiſers Iturbide zu bilden, der denn auch wirklich hier während der kurzen, aber glänzenden Zeit ſeiner Herrſchaft Hof hielt.

Aus der Calle de los Plateros, in welcher das Hotel Iturbide liegt, einer der ſchönſten und belebteſten Straßen Mexicos, führte mich Buſtamante, der augenſcheinlich bemüht war, mir ſeine Vaterſtadt von der günſtigſten Seite zu zeigen, zuerſt nach der Plaza-Mayor. Da ich mit dieſem großen Platze durch Beſchreibungen und Anſichten bereits vertraut war, konnte er mich nicht überraſchen; dennoch verfehlte er nicht, den Eindruck des Großartigen auf mich zu machen durch ſeine impoſanten Verhältniſſe, die prachtvolle Kathedrale, den, wenn auch in ſeiner Bauart einfachen, aber ſchon von Cortez erbauten, hiſtoriſch merkwürdigen Regierungspalaſt, die reichen Portales und vor allem durch das eigenthümliche Volksgetriebe, das ihn belebt. Eben hatte die Meſſe geendet und aus dem weitgeöffneten Portal des Domes ergoß ſich eine bunte und dichtgedrängte Menſchenmenge, die ſich raſch in zahlreiche, den Platz anfüllende Gruppen auflöſte, um in eifrigem Geſpräch der mexicaniſchen Urbanität Rechnung zu tragen. Hier gab ein feiſter, weißgekleideter Mönch mit ungeheuerm, auf beiden Seiten aufgekrämpten Hut einem elegant gekleideten Herrn und

ſeiner Dame Audienz, und die tiefe Verehrung, mit welcher beide den Worten des Padre lauſchten, bildete ein Seitenſtück zu der ſchelmiſchen Naivität, mit der zwei hübſche Mädchen aus dem Mittelſtande den lebhaften, ja galanten Geſticulationen eines ſtattlichen Weltgeiſtlichen folgten. Dort bildete die unerlaßliche Cigarre den Anknüpfungspunkt zwiſchen einem feingeſchniegelten Dandy und einem ſtämmigen Hacendado im reichen mexicaniſchen Reiſecoſtüm, der gekommen war, Frau und Kindern die Wunder der Hauptſtadt zu zeigen. Zerlumpte Leperos und gutmüthige, melancholiſch dreinſchauende Indianer, mit ihren duldenden Frauen, umwandeln die Gruppen, die einen die Intereſſen des Gemüſemarkts verhandelnd, die andern einen Quartillo erbettelnd, oder ein junges Paar, das zur Trauung geht, beglückwünſchend. Züge beladener Maulthiere debouchiren aus den einmündenden Straßen mit ihren Arrieros, und kühn ausſehende Rancheros jagen auf ihren reichaufgeſchirrten Pferden über den Platz. Da erſchallen aus einer nahen Straße die luſtigen, flotten Weiſen einer rauſchenden Militärmuſik. Schon erwartete ich den Aufzug einer glänzenden Wachparade, als mich die Veränderung der Scene aufs höchſte überraſchte: die Reiter ſteigen von den Pferden, demüthig zieht ein jeder den Hut, und im Augenblick iſt der ganze Platz mit Knienden bedeckt. Ehe ich noch die Urſache dieſer plötzlichen Umwandlung begriff, ſah ich mich von Buſtamante ebenfalls zur Erde gezogen, während Schädtler verſtohlen und mit maliciöſem Lächeln meine Blicke nach einer Straße hinlenkte, aus welcher eben eine ungeheuere, vierſpännige und reichvergoldete Carroſſe hervorbrach.

Ein Diviſionsgeneral in voller Uniform thronte auf dem Kutſchbock als Roſſelenker, und zwei elegant gekleidete Herren, die Bruſt mit Ordensſternen geſchmückt, nahmen hintenauf die Stelle der Lakaien ein. Es war das Corpus Dei, welches den Vornehmen in Mexico auf dieſe Weiſe zugeführt wird, und die höchſtgeſtellten Bürger drängen ſich bei dieſer Gelegenheit zu der Ehre, die Rolle des Kutſchers oder der Lakaien ſpielen zu dürfen.*)

*) Am 23. März 1758 bildete ſich lediglich zu dieſem Zweck eine Geſell-

Während der tiefſten Andacht aller Gläubigen ſtocken die Klänge der durch Trommeln und Becken gehobenen Janitſcharenmuſik keinen Augenblick, und erſt wenn der ganze Zug vorüber und von der Muſik nichts mehr zu hören iſt, erhebt ſich alles, um die unterbrochene Converſation gemüthlich fortzuſetzen.

Meine beiden Begleiter führten mich darauf noch durch mehrere der bedeutendſten Straßen, wie die Calle de San-Andres, de San-Francisco, de Tacuba, del Aguila u. a., worauf ich in mein Hotel zurückkehrte, um ohne längern Aufſchub ſowol den Miniſtern, an welche ich empfohlen war, meinen Beſuch, als dem Präſidenten der Republik, Señor Don Ignacio Comonfort, meine Aufwartung zu machen.

Der erſte flüchtige Eindruck, den ich von Mexico gewonnen hatte, war ein recht angenehmer, wenn auch weit entfernt, jenes enthuſiaſtiſche Entzücken hervorzurufen, mit dem andere Reiſende von der unvergleichlichen Pracht der Hauptſtadt ſprechen. Es iſt wahr, ihre Straßen ſind außergewöhnlich breit, gerade, ziemlich gut gepflaſtert und meiſt mit bequemen Trottoirs verſehen; die Häuſer, mit Ausnahme einiger meiſt öffentlicher Gebäude, in mauro-hiſpaniſchem Stil erbaut; die Läden und Schaufenſter häufig reich ausgeſtattet, wenn auch jener Luxus, jene Pracht und Eleganz, woran man in Europas und Amerikas Hauptſtädten gewöhnt iſt, nicht gefunden wird. Dennoch ſchien mir der Verkehr für eine Stadt von 200000 Einwohnern, die der Mittelpunkt der Verwaltung eines Reichs iſt, welches viermal die Größe Frankreichs hat, nicht lebhaft genug, und der Grund davon mag einerſeits in der unverhältnißmäßigen Ausdehnung der Stadt, andererſeits in dem Umſtande liegen, daß die meiſten Häuſer nur zwei Stockwerke haben und von einer einzigen Familie bewohnt werden. Außerdem tragen die Vorſtädte nicht dazu bei, die Schönheit der Stadt zu erhöhen, denn in dieſen letztern ſtimmen die langen, aber ungepflaſterten, mit Staub und Koth bedeckten Straßen und die hüttenartigen,

ſchaft, Cofradia de los cocheros de nuestro amo genannt, welche am genannten Tage, einem Gründonnerstag, zum erſten mal ihre Functionen in Ausübung brachte.

von der ärmern Volksklaſſe bewohnten Gebäude die Bewunderung des Reiſenden bedeutend herab.

Mein erſter Beſuch galt dem Miniſter des Innern, Señor Siliceo. Er empfing mich mit der zuvorkommenſten Artigkeit und einer ſo vollendeten Formgewandtheit, daß ich für meine Erfahrung, nach welcher ich die Meſtizen für die zur Abwickelung ſchwieriger Aufgaben fähigſten Tropenbewohner halte, eine neue Beſtätigung fand. Er iſt ein ſchöner Mann, und obwol er als Caſtigo (d. h. Sohn eines Meſtizen und einer Weißen), welchen in der ſtrengen Raſſenhierarchie nur noch ein Grad von dem reinen weißen Blute ſcheidet, eine etwas hellere Farbe haben könnte, ſo kleidet doch der volle ſchwarze Bart zu ſeiner dunkeln Complexion vortrefflich. Er war ſo gütig, mich zu verſichern, daß ich auf den Schutz und das Entgegenkommen der Regierung bei meinen Beſtrebungen in jeder Beziehung zählen dürfe, und daß er ſich vorbehalte, in einer ſpätern Conferenz mir einen Wunſch des Miniſteriums auszudrücken, deſſen Gewährung meinen eigenen Intereſſen von Nutzen ſein könnte. Hierauf erbot er ſich, mich dem Präſidenten vorzuſtellen, was ich mit Dank annahm; und da ſowol ſämmtliche Miniſterien als des letztern officielle Wohnung ſich in dem Regierungspalaſt befinden, ſo hatten wir nur einige Corridors zu durchwandern, um zum Cabinet des Señor Don Ignacio Comonfort zu gelangen. Die höchſt ſchmeichelhafte Aufnahme, welche er mir angedeihen ließ, betrachte ich als einen der Wiſſenſchaft gezollten Tribut.

Beim Mittageſſen, welches Dr. Schädtler als liebenswürdiger Geſellſchafter, dem ſtets das Neueſte aus Stadt und Land bekannt war, freundlich theilte, ſollte ich erfahren, daß der ſtereotype Jammer über die beunruhigende Situation des Landes, Klagen, an die ich von ſeiten der Beamten ſchon ſeit meiner Ankunft in Vera-Cruz gewöhnt war, diesmal einen triftigern Grund gehabt hatten. Am Tage meiner Ankunft war es gelungen eine Revolution im Ausbruch zu erſticken, infolge deren das reiche und mächtige Franciscanerkloſter der Hauptſtadt aufgehoben und theilweiſe demolirt werden ſollte.

Das Kloſter der Franciscaner iſt ein mächtiger Häuſercomplex

und zählt innerhalb ſeiner Mauern allein drei Kirchen und ſieben Kapellen. Außerdem umſchließt dieſe impoſante und von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl Mönche bewohnte geiſtliche Zwingburg reiche Vorrathshäuſer, prachtvolle Gärten, eine Bibliothek und ein Hospital. Daß die Geiſtlichkeit, ſowol der Hauptſtadt wie des Landes überhaupt, auf das ſtaatliche und ſociale Leben der Republik den unheilvollſten Einfluß ausübt; daß ſie, reich, mit ungeheuern Stolgebühren dotirt*), unwiſſend, intolerant, grauſam und wollüſtig, ein Hauptintereſſe daran hat, das Volk durch Unwiſſenheit und bigote mechaniſche Religionsübungen auf jener niedern Stufe moraliſcher und intellectueller Bildung zu halten, die es jetzt einnimmt; daß ſie der unverſöhnliche Feind jedes Fortſchritts der Wiſſenſchaften, der Induſtrie, in der Staats- und Gemeindeökonomie iſt; daß ſie die Ideen und Beſtrebungen des beſſern und intelligentern Theils der Nation zu verdächtigen und zu paralyſiren ſucht, um ihre ungeheuern Reichthümer noch länger in ſchlaffer Ruhe und Sicherheit genießen zu können; daß die bodenloſe Immoralität der niedern Volksklaſſen von der Geiſtlichkeit hier abſichtlich gehegt und ausgebeutet wird**): iſt mehr oder weniger bekannt; daß ſie aber auch keine Obrigkeit anerkennt, wenn dieſe ihren Intereſſen nicht entſpricht; daß ſie noch heute in der Inſurrection mit den ſchmählichſten Beiſpielen voraugehen kann, und daß die ſtrenge Clauſur einen Mönch nicht abhält, ſich in die Angelegenheiten dieſer Welt

*) Der ſtatiſtiſche Theil dieſes Werkes wird merkwürdige Aufſchlüſſe über die finanzielle Lage der Geiſtlichen in Mexico geben, von denen mancher als einfacher Dorfpfarrer das doppelte Einkommen des erſten Präſidenten des Gerichtshofs zu beziehen ſcheint, nur um ſich der ländlichen Einſamkeit beſchauliche Ruhe durch ein kleines Privatgynäceum verſüßen zu können.

**) Die Errichtung von Leihhäuſern in verſchiedenen größern Städten des Landes wurde namentlich in der Abſicht beſchleunigt, dem unbarmherzigen Wucher, den die Klöſter trieben und noch heute treiben, wenigſtens in etwas zu ſteuern. Mönche und Nonnen nämlich leihen auf Pfänder, auf welche ſie höchſtens die Hälfte des wirklichen Werthes geben, und laſſen ſich 50 Procent pro Monat oder 600 Procent pro Jahr zahlen, was freilich bei den kleinen Darlehen und den üblichen Wochenzinszahlungen dem unwiſſenden Schuldner nicht klar wird. Bei Nichteinhaltung der Friſten ſind die Pfänder unwiederbringlich verloren, während die heiligen Wucherer ihr Charakter gegen Klagen ſchützt.

zu miſchen, beweiſen allein ſchon die Greuel, welche in vergangener Nacht aufgedeckt worden waren und das Kloſter der Franciscaner zum Schauplatz gehabt hatten.

Am Abend meiner Ankunft in Mexico empfing der die Wache inſpicirende Stabsoffizier die Mittheilung, die Mönche beherbergten Verſchwörer, welche die Truppen zu einem Pronunciamento (die ſpaniſche, auch hier beliebte Form des Abfalls und der Kündigung des Gehorſams) zu verleiten ſuchten. Alsbald veranlaßte der Major die Durchſuchung des Kloſters, und wirklich fanden ſich in der Zelle des Pater Magnegracia acht Individuen, welche ſogleich verhaftet, aber von dem Lieutenant der Wache alsbald wieder freigelaſſen wurden, indem er dem überraſchten Stabsoffizier mit dem Worte die Piſtole auf die Bruſt ſetzte: „Estoy pronunciado! Viva la religion, muere Comonfort!“

Zum Glück langte in dieſem Augenblick die alarmirte Nationalgarde an; der Major forderte ſie auf, die Rebellen zu verhaften, und unter dem Rufe: „Viva Comonfort!“ leiſtete ſie Gehorſam. Der Offizier und die Verſchwörer befanden ſich alsbald hinter Schloß und Riegel, und Mexico war um eine Revolution ärmer.

Señor Comonfort, keineswegs geneigt, wie es ſcheint, dem beſcheidenen Wunſche der Rebellen ſobald nachzukommen, ließ ſich heute Morgen ſchon früh als Jupiter tonans vernehmen, und die Blitze, welche manche Klöſter und Schätze trafen, zeigten nur zu deutlich, daß die gegenwärtige Regierung liberal ſei und die entſchiedene Tendenz verfolge, ihrem natürlichen Feinde, dem Klerus, auf den Kopf zu treten, wo ſich nur immer die Gelegenheit dazu fände. Dr. Schädtler, der mir die Ereigniſſe der vergangenen Nacht mittheilte, hatte ſich, zur Vervollſtändigung ſeiner Neuigkeiten, mit den beiden Decreten verſehen, die ich hier als Muſter der Abfaſſung öffentlicher Erlaſſe einflechte:

„Der C. Comonfort, ſubſtituirter Präſident der Mexicaniſchen Republik an die Einwohner derſelben.

Wiſſet:

In Gemäßheit der Machtvollkommenheit, welche mir der Art. 3 des Plans von Ayutla, reformirt zu Acapulco,

zuerkennt, und nach einhelliger Zustimmung des Ministerraths, finde ich mich bewogen, zu verordnen wie folgt:

Art. 1.

Zur Verbesserung und Verschönerung der Hauptstadt der Republik ist innerhalb 14 Tagen, vom Datum des heutigen Decrets an, die Straße, Callejon de los Dolores genannt, dergestalt zu verlängern, daß sie mit der Straße San-Juan de Letran communicirt, und nimmt sodann diese Straße den Namen „Calle del Independencia" an.

Art. 2.

Es werden die hierzu nöthigen Terraintheile in Besitz genommen, die darauf befindlichen Gebäude abgebrochen und die Eigenthümer nach vorhergegangener Entschädigung expropriirt ad usum publicum. Deshalb befehle ich den Druck, Veröffentlichung und schuldige Vollziehung dieses.

Palast der Nationalregierung, am 16. Tage des Monats September 1856.

Ignacio Comonfort.

An
den Bürger Siliceo."

Zum bessern Verständniß des Art. 1 bemerke ich, daß zur Eröffnung der Straße ein großer Theil der Klostergebäude niedergerissen werden mußte.

Das zweite Decret traf die Mönche noch empfindlicher:

„Der C. Comonfort u. s. w.

Wisset:

Gemäß der Vollmachten u. s. w. und in Betracht, daß in den ersten Morgenstunden des gestrigen Tags in dem hiesigen Kloster San-Francisco der Versuch eines Aufstandes gegen die Regierung stattgefunden hat; daß innerhalb der Clausur und der Zellen der Mönche Verschworene in flagranti ertappt worden sind, unter ihnen mehrere Geistliche, finde ich mich, nach einhelliger Zustimmung des Ministerraths, bewogen, zu verordnen wie folgt:

Art. 1.

Das Franciscanerkloſter der Stadt Mexico iſt aufgehoben und das Vermögen deſſelben zu Nationaleigenthum erklärt, jedoch mit Ausnahme ſowol der Hauptkirchen als der Kapellen, die ſammt ihren heiligen Gefäßen, prieſterlichen Paramenten, Reliquien und Bildern dem Erlauchten Herrn Erzbiſchof zur Dispoſition geſtellt werden, damit ſie ferner dem Gottesdienſt gewidmet bleiben.

Art. 2.

Der Ertrag beſagter Güter wird alsbald an das hieſige Waiſenhaus, die Krankenhäuſer und Hospitäler, an die höhere Töchter- und die Kunſt- und Gewerbſchule vertheilt. Deshalb befehle ich den Vollzug u. ſ. w."

War es Spott und Hohn der Regierung, daß dieſes Decret gerade an dem Tag erſchien, an welchem die katholiſche Kirche die Wunden des heiligen Franciscus feiert, deſſen theuern Söhnen heute die allerſchmerzlichſte Wunde geſchlagen wurde; oder war es einer jener ſeltſamen Zufälle, die ſich in der Geſchichte häufig wiederholen und Ereigniſſe der verſchiedenſten Folgen auf denſelben Jahrestag fallen laſſen, wie ja auch der letzte Vicekönig Don Juan O'Donoju im Jahre 1821 an demſelben Tag in Mexico einzog, an welchem dreihundert Jahre vorher Ferdinand Cortez von dieſer Würde Beſitz genommen hatte; oder hatten die boshaften Mönche ihrem Schutzpatron eine Rolle in dem Aufſtande, den ſie für heute in Scene geſetzt hatten, zugedacht: wer mag das entſcheiden?

Den Nachmittag benutzte ich, dem Miniſter der Vereinigten Staaten, General Gadſden, einen Beſuch zu machen. Das Geſpräch kam auch hier bald auf das Ereigniß des Tags zurück, und der General lud mich ein, ihn am folgenden Morgen bei einer Beſichtigung der Stätte des Verfalls zu begleiten.

Gegen Sonnenuntergang entlud ſich eines jener tropiſchen Gewitter, von deren Wirkungen man in Europa keine Vorſtellung hat. Die Menge des ſtürzenden Regens war bei dem heutigen „Aguacero" ſo groß, daß in ganz kurzer Zeit die Straßen 3 Fuß hoch mit Waſſer bedeckt und alle Communication ſo gut wie ab-

geſchnitten war. Dieſe zeitweiſen Ueberſchwemmungen ſind für Mexico eine um ſo größere Calamität, als die Abzugskanäle nur einen unbedeutenden Fall haben und dem Waſſer nur ſehr langſamen Abfluß geſtatten. Mir ſelbſt war das Ereigniß gerade kein ſtörendes, da es mich zwang, den Abend in der angenehmſten Geſellſchaft zuzubringen und mir manche werthvolle Bekanntſchaft eintrug. Als aber ſelbſt um Mitternacht das Waſſer noch mehrere Fuß hoch in den Straßen ſtand, ließ der General anſpannen, um mich nach Hauſe zu bringen, da ich das freundlichſt angebotene Nachtquartier nicht annehmen wollte. Nur in langſamem Schritt vermochten die Pferde ihrer Aufgabe nachzukommen, da das Waſſer ihnen bis an den Bauch reichte und den Boden der Kutſche bedeckte.

Trockenen Fußes gelangten wir am folgenden Morgen in das Kloſter San-Francisco, wo nach der Erzählung des Generals Gadſten, mit dem ich mir hier Rendezvous gegeben hatte, ſchaudererregende Thatſachen zu Tage gekommen waren, deren ich gedenken muß.

Gleich zu Anfang der Occupation des Kloſters hatte man über zwanzig Mädchen und Frauen gefunden, die, theilweiſe ſchon vor Jahren plötzlich verſchwunden und von ihren Angehörigen als todt beweint, hier von den frommen geiſtlichen Brüdern verſteckt gehalten wurden und von denen jetzt noch mehrere den Folgen der Sittenloſigkeit dieſer Prieſter entgegenſahen. Zwanzig bis dreißig Waiſenknaben, theilweiſe aus ſehr entfernten Provinzen des Landes, deren man ſich unter der Maske der Wohlthätigkeit und chriſtlichen Liebe angenommen hatte, befanden ſich in einem ſchaudererregenden Zuſtande geiſtiger und körperlicher Verkommenheit. In einer Niſche hatte man einen Unglücklichen eingemauert gefunden; er war etwa ſechzig Jahre alt; ſeine Kleider die elendeſten Lumpen, Haar und Bart lang und verwildert. Die Mauer, welche ihn von den Lebenden abſonderte und in einen Kerker ſchloß, in welchem er weder ſitzen noch liegen konnte, hatte nur zwei kleine Oeffnungen, die eine oben, die andere unten, der Ernährung und Reinigung wegen. Wie lange er in dieſer ſchrecklichen Gefangenſchaft zugebracht hatte, konnte der

Unglückliche nicht mehr angeben, behauptete aber, von ſeinen Confratres eingemauert worden zu ſein, weil er verſchiedene Mordthaten ihnen vorgeworfen habe, wogegen die Mönche bei ihrer Vernehmung ihn ſelbſt des Mordes bezichtigten und ausſagten, alſo nach gemeinſchaftlicher Berathung gehandelt zu haben, um öffentliches Aergerniß zu vermeiden und keine Blutſchuld auf ſich zu laden.

Der General, deſſen Bruder und ich beſuchten zuerſt die Bibliothek des Kloſters, eine der reichhaltigſten der Hauptſtadt, nun aber der Verſchleuderung und dem Diebſtahl preisgegeben. Vergebens forſchte ich nach Manuſcripten auf Magueypapier; nahm aber Anſtand, der Einladung des anweſenden Regierungscommiſſars, ich möge das mir Convenirende mitnehmen, nachzukommen; eine Erlaubniß, welche die weniger ſcrupulöſen Amerikaner ohne viele Umſtände reichlich ausbeuteten. Nachdem wir die ungeheuern Räume des Kloſters beſichtigt hatten, wünſchten wir noch einen Blick in die Zelle des Pater Magnegracia zu thun, welche der Schauplatz des geſtrigen Auftritts geweſen war. Die von aſcetiſcher Strenge ſehr ferne Einrichtung, welche wir hier fanden, und die Spuren eines Gelags waren nicht geeignet, uns von der Enthaltſamkeit der Mönche einen großen Begriff zu geben.

Unſere fernere Wanderung führte uns in die Kloſterkirchen und bot uns Gelegenheit, die Geiſtesgegenwart, Umſicht und Rührigkeit dieſer Apoſtel der Armuth zu bewundern, die trotz der Eile des Abzugs nicht verſäumt hatten, die Edelſteine aus dem Tabernakel des Hauptaltars auszubrechen und an ſich zu nehmen. Der hohle Ton meiner Tritte auf einer vor dem Altar befindlichen großen Platte fiel mir auf und erregte die Vermuthung eines geheimen Schlupfwinkels. Ich äußerte meinen Verdacht, und noch waren wir mit der Viſitation beſchäftigt, als der Gouverneur der Stadt, Señor Paz, herzukam und ſich für die Sache lebhaft intereſſirte. Mehrere Arbeiter, die bereits zum Zweck der Eröffnung der neuen Straße mit den Arbeiten des Niederreißens begonnen hatten, wurden auf ſeinen Befehl mit Brechſtangen und Hebeln herbeigerufen. Der mächtige Stein hob ſich, wich, und eine tiefe

Gruft gähnte zu uns auf. Schmal und ſteil führte eine Treppe in dieſelbe nieder, aber keiner der anweſenden Mexicaner wagte ſich hinein; da ergriffen Gadſten und ich zwei Lichter auf dem Altar, zündeten ſie an und ſtiegen die fünfundzwanzig Stufen, welche die Stiege zählte, hinab. Wir befanden uns in einer dumpfen Kellergruft, inmitten einer großen Zahl den Wänden entlang aufgeſchichteter, kleiner Särge. Einige hatte der Zahn der Zeit bereits geöffnet, aber wie dieſe enthielten auch alle übrigen die Leichen kleiner Kinder, von denen die ſpätere Vernehmung behauptete, ſie ſeien alle heimlich im Kloſter geboren und kurz nach der Geburt geſtorben! Es ſpielt dieſe Geſchichte nicht etwa in einem Kloſter der Apenninen, nicht im 14. Jahrhundert, ſondern in einer volkreichen Hauptſtadt des aufgeklärten 19. Säculums. Wenn aber trotz alledem und alledem der Einfluß der klerikalen Partei hinreichte, dieſe Thatſachen der Preſſe und der Oeffentlichkeit fern zu halten, ſo liefert das einen neuen Beleg zu dem unerſchütterlichen Anſehen des Klerus, der ſich in Mexico mit einem Nimbus zu umgeben gewußt hat, deſſen die ſchlagendſten Beweiſe ihn nicht entkleiden konnten. Aber eben dieſes Anſehen der ſo tiefgeſunkenen Prieſterſchaft lehrt uns andererſeits aufs neue, daß gute Thaten Früchte tragen, die den Stamm, der ſie zeugte, überdauern; denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß während der erſten 150 Jahre, welche der Eroberung folgten, in den ſpaniſchen Colonien der Geiſtliche allein der Beſchützer und Förderer aller Künſte und Gewerbe war, daß ſeiner Intelligenz der Staat noch heute einen großen Theil ſeiner öffentlichen Bauten, Straßen und Kanäle verdankt, und dann vor allem, daß es Geiſtliche waren, die mit echter Humanität den hülfloſen Indianer gegen der Conquiſtadores und ihrer Nachfolger Geiz, Goldgier und unmenſchliche Grauſamkeit in Schutz nahmen, und von der Krone den Erlaß humaner Geſetze erwirkten, um der gänzlichen Ausrottung jener harmloſen, duldenden Autochthonen vorzubeugen.

Nach Tiſche beſuchten wir die Alameda, den Lieblingsſpaziergang des eleganten Mexico.

Dieſer ſo berühmte und ſo reizende Garten, auf den der

Mexicaner ein Recht hat ſtolz zu ſein, und der alle Genüſſe der Champs-Elyſées, des Regent-Park und Praters gewährt, wurde unter dem Vicekönig Velasquez I. zu Anfang des 17. Jahrhunderts begonnen und iſt ſeitdem fort und fort, namentlich aber durch den zu Mexico in dankbarem Andenken fortlebenden Vicekönig Grafen von Revillagigedo, verſchönert worden, und ſeit der Unabhängigkeit hat beinahe jede Regierung ihren Geſchmack und ihr Intereſſe für die Hauptſtadt durch neue Anlagen, neue Bosquets, Fontainen und Baluſtraden bethätigt. Auch iſt der Gebrauch öffentlicher Spaziergänge, wie er von den Vorvätern, den Mauren und Spaniern, nach den Colonien verpflanzt wurde, für den Südländer ein um ſo dringenderes Bedürfniß, als ſie weit weniger wie die Bewohner des Nordens, den Freuden einer reichen Tafel oder der Annehmlichkeit einer comfortablen Häuslichkeit huldigen. Das kleinſte Landſtädtchen hat daher, ſo gut wie Madrid, Mexico und Lima, ſeine Alameda, um vor oder nach der Hitze des Tags die herrliche Luft des bevorzugten Klimas zu genießen.

Die Alameda Mexicos bildet inmitten der Stadt ein großes Rechteck von 540 Varas Länge und 260 Varas Breite, mit vier Thoren an den Ecken und zweien, die, in den Langſeiten des Parallelogramms, nach Vera-Cruz und Corpus Chriſti ſehen. In der Mitte befindet ſich eine Hauptfontaine; außer ihr gibt es noch vier andere in gleicher Entfernung von der Mitte und den Thoren, denen gegenüber je vier Terraſſen mit Sitzen und hübſchen Geländern angebracht ſind. Von dieſen aus durchſchneiden vier große, mit Gittern eingefaßte Alleen den ganzen Raum, und vierundzwanzig ſich kreuzende Diagonalwege bilden ebenſo viele Dreiecke, die von hundertjährigen Eſchen, Pappeln und Weiden beſchattet werden, während rundum die mit Statuen des Hercules, Triton, Arion und Ganymedes geſchmückten Fontainen, Roſenbosquets und üppige Tropengewächſe mit ihren in glühenden Farben prangenden Blüten das Auge feſſeln und ergötzen.

An freundlichen Tagen iſt die Alameda ſtets ſehr belebt; bietet ſie ja doch faſt die einzige Gelegenheit, die Damenwelt zu muſtern! Leider bin ich gezwungen, einzugeſtehen, daß die Vorſtellungen,

welche ich mir von der Schönheit der Frauen des tropiſchen Amerika gemacht hatte, von der Wirklichkeit weit abwichen, und um der Wahrheit treu zu bleiben, muß ich einen guten Theil weitverbreiteter Illuſionen zerſtören.

„Feurige, liebeſchmachtende Frauen der Tropen, deren Gazellenaugen ſelbſt dem ruhigſten Mann Leidenſchaft einflößen! In poetiſcher Muße ſchaukeln ſie den elaſtiſchen Körper in zierlich geflochtener Hängematte; üppig fällt das weiche, ſchwarze Haar auf den runden Nacken! Von Zeit zu Zeit öffnen ſich die Korallenlippen, zwei Reihen niedlicher Perlen zu zeigen und den feinen Rauch der Cigaritta mit den balſamiſchen Düften der Veranda zu vermählen!"

So oder ähnlich ſind die ſchmeichelnden Bilder, welche die Romane unſerer leichtgläubigen Phantaſie vormalen; aber wie verſchieden iſt davon die Wirklichkeit! Nüchtern und ehrlich geſprochen, kann man durchgehends die Mexicanerinnen nicht ſchön nennen. Wohl haben ſie ſchwarze, brennende, herausfordernde Augen; allein bei näherm Umgang findet man, daß der Geiſt fehlt, um deren Feuer wirkſam zu unterhalten. Kleine, graziöſe Hände und Füße, das nationale Erbtheil ihrer mauriſchen und ſpaniſchen Ahnen, zeichnen ſie vortheilhaft aus; aber die Geſichtszüge ſind bei Frauen und Mädchen durchſchnittlich unſchön, und wenn auch die höhern Stände leidlichere und manchmal angenehme Züge zeigen, ſo konnte ich doch unter Hunderten von Frauenzimmern, welche ich täglich auf den Märkten von Mexico ſah, kaum ein einziges wirklich ſchönes Mädchen entdecken. Die leidlich Hübſchen aber verdarben den günſtigen Eindruck durch den Rebozo, das lange, ſchmale Tuch, welches, wie der Schleier im Orient, faſt die Hälfte des Geſichts verhüllt.

Was aber noch weit mehr dazu beiträgt, an ſich gefällige Züge und Formen in der Maſſe des Gewöhnlichen verſchwinden zu laſſen, ſind die ſchlechtgekämmten Haare, der Schmuz und das Unkleidſame des Anzugs. Im Hauſe iſt dieſer ſtets ein ſpärliches Négligé, welches von obenher durch den nie fehlenden Rebozo verhüllt wird; die Füßchen ſtecken in kleinen, ſeidenen Pantoffeln; Strümpfe vermißt der Fremde, und manchmal nicht ungern. Auf der Straße

dagegen trägt die echte Mexicanerin als Kopfbedeckung einen seidenen, übers Eck zusammengelegten Shawl, der im höchsten Grade unkleidsam ist. Nur an Festtagen ersetzt ihn die reizende Mantilla aus schwarzen Spitzen; am Abend auf dem Paseo und im Wagen überhaupt hat der französische Hut ein nicht mehr bestrittenes Recht sich angemaßt. Nur die Indianerinnen und wenige Frauenzimmer der niedersten Klasse aus der weißen Bevölkerung gehen in Hemd und Unterrock, das Gesicht unverhüllt und den Kopf mit einem kleinen Stroh- oder Filzhut bedeckt, einher. Was die Sittlichkeit anbelangt, so gereicht es in Mexico einem Mann wirklich zum Vorwurf, wenn er ausschweifend ist, da er Verführung als Entschuldigung nicht geltend machen kann.

In Europas größern Städten sehen wir auf der Straße wie im Hause das Laster sorgfältig und schmeichelnd verlarvt; man versteht dort einen poetischen, verführerisch lockenden, manchmal schwer widerstehlichen Zauber über dasselbe zu werfen, und selbst derjenige Mann, den die Außenseite nicht verführen oder täuschen konnte, tröstet sich und lullt sich damit ein, daß wenigstens der Schein der Gefühle gewahrt und die Illusion möglichst nahe gelegt wurde. Das alles fällt in Mexico weg, nur nicht das Laster mit, sodaß der einzige Unterschied darin liegt, daß es zwar verborgener, aber desto gemeiner und schmuziger sein Wesen treibt. Während der Zeit meines Aufenthalts in der Hauptstadt begegnete es mir allerdings nie, auf der Straße in dieser Weise angesprochen zu werden; auch besteht eine legal geduldete Prostitution nicht; aber so anerkennenswerth es in einer Hinsicht ist, wenn das Laster nicht wagt, sich öffentlich zu zeigen, so groß ist doch auch der Nachtheil, welcher aus dem Versteckthalten hervorgeht. Es gibt aber etwas Schlimmeres noch als die Prostitution, und das ist: wenn sich die Prostitution als Gewerbe nicht lohnt und die Sitten so locker sind wie hier, wo die Mädchen mit dem frühesten Alter, fast unter den Augen der Aeltern und oft mit deren Vorwissen, sich hingeben.

Die Schuld dieser traurigen Immoralität tragen ganz besonders die unzähligen Welt- und Klostergeistlichen, welche über das Volk die unumschränkteste Herrschaft ausüben. Zahlreiche Beweise

hierfür lieferten die Ereigniſſe während der letzten Revolution, welche, von dem Klerus angezettelt, die meiſten bürgerlichen Familien in zwei feindliche Lager ſonderte, und zu der die Frauen, von den Pfaffen aufgemuntert und aufgefordert, gegen den Willen ihrer Männer und hinter deren Rücken nicht nur Geldbeiträge ſteuerten, ſondern auch durch Zutragen von Nachrichten und Proviſionen thätig mitwirkten und ſich dadurch natürlicherweiſe Abſolution für ihre kleinen Untreuen, Sicherheit vor dem Fegfeuer und Segen aller Art ertheilen ließen. Daß die Frauen der höhern Stände das Decorum beſſer zu wahren verſtehen, iſt wahr; aber ob ihre Sittlichkeit und Treue aus viel beſſerm Stoff beſteht, dürfte ſehr zweifelhaft ſein. Es herrſcht unter ihnen die Sitte, jeden Morgen zur Frühmeſſe zu gehen. Mit dieſem Vorgeben verläßt jede Frau, morgens gegen 6 Uhr, ihre Wohnung und kehrt erſt um 8, 9, 10 Uhr, auch wol ſpäter, zurück. Daß aber dieſe Stunden zu verliebten Rendezvous benutzt werden, iſt bekannt.

Es iſt unmöglich der Liebesintriguen der Damen Mexicos zu gedenken, ohne einer Klaſſe der männlichen Bevölkerung ſich zu erinnern, die in denſelben eine große Rolle ſpielt. Ich meine die Waſſerträger oder Aguadores, die im Rufe unverwüſtlicher Ehrlichkeit, Biederkeit und Treue ſtehen, und, gleich den Savoyarden in Paris, in den Häuſern überall freien Zutritt haben.

Ihr Geſchäft beſteht darin, in einem großen, irdenen Gefäß, Chochocol genannt, das an einem großen und breiten, über die Stirne laufenden Riemen auf dem Rücken hängt und zu dem ein kleinerer, auf der Bruſt hängender Krug das Gegengewicht bildet, Waſſer in die obern Stockwerke der Häuſer zu ſchaffen. Mit dieſer ganz legalen Beſchäftigung verbinden ſie einen unter Umſtänden nicht ſo harmloſen Induſtriezweig, nämlich das Amt der postillons d'amour. Die Gewandtheit dieſer Leute in Ausführung der delicateſten Aufträge und Einfädelung wie Löſung der verwickeltſten Liebesintriguen ſoll ganz unglaublich ſein. Sorgliche Vormünder und eiferſüchtige Ehemänner fürchten daher einen Aguador mehr als den Erzverſucher Satan ſelbſt. Es wurde mir wiederholt als

Thatſache verbürgt, daß manche Männer bei ihrer Verheirathung auf die Anlegung von hydrauliſchen Werken Summen verwenden, welche ihre Mittel überſteigen, nur um vor den verhaßten Aguadores ſicher zu ſein.

Gegen Abend brach ein neues Gewitter los, das dem geſtrigen zwar an Heftigkeit nachſtand, aber doch auf kurze Zeit die Straßen unter Waſſer ſetzte.

II.

Der Desagüe.

Die Seen in der Umgebung der Hauptstadt. Die frühern Ueberschwemmungen. Die Entwässerung des Thals von Mexico. Der Kanal von Huehuetoca. Gänzlicher Verfall.

Was man das Thal von Mexico heißt, ist bekanntlich eine rings von hohen Gebirgskämmen eingeschlossene und, nach Humboldt's Messungen, 2277 Meter über dem Niveau des Meeres gelegene Hochebene von ovaler Form. Seine größte Länge wird von Humboldt auf 18½ Leguas, seine größte Breite auf 12½ Leguas, sein Umfang, über den Kamm der einschließenden Bergkette gemessen, auf 67 Leguas und sein Flächenraum auf 244½ Quadrat-Leguas geschätzt.

Die Flüsse, welche auf dem Rande des Thals entspringen, eilen in raschem Lauf entweder dem Golf von Mexico und dem Stillen Ocean zu, oder speisen die im Schoße des Thals gelegenen Seen, oder vielmehr die Reste eines ehemals einzigen Sees. Noch zu Cortez' Zeiten lagen viele Ortschaften, welche heute in ziemlicher Entfernung vom Wasser sich befinden, in oder auf den Ufern des Sees, und das alte Tenochtitlan fand Cortez nach allen Richtungen von Kanälen durchzogen und rund von Wasser umflossen, während es heute von dem Chalco, einem der vorhandenen Seen, 900,

von dem Texcoco, einem andern, ſogar 4500 Meter entfernt liegt.

Zu den Urſachen, welche zur Verminderung des Waſſerbeſtandes beitrugen, gehört als erſte der überwiegende Verluſt durch Verdunſtung nicht allein des Waſſers der Seen ſelbſt, ſondern auch der atmoſphäriſchen Niederſchläge infolge der unbedachtſamen Vernichtung des einſt ſo üppigen Baumwuchſes, und in zweiter Reihe das Wirken der Hand des Menſchen, mit dem ich in dieſem Kapitel den Leſer zu unterhalten gedenke.

Die heute vorhandenen Seen ſind der von Chalco, von Xochimilco, von Texcoco, von San-Criſtobal und von Zumpango, welche, durch natürliche oder künſtliche Dämme getrennt, in einer gewundenen Linie von Südoſt nach Nordweſt das ganze Thal durchziehen und zuſammen beinahe ein Zehntel von deſſen Oberfläche bedecken. Der mittlere, der Texcoco, nimmt den tiefſten Grund des Thals ein und iſt der größte von allen; ſeine Oberfläche beträgt etwas über 10 Leguas, ſeine Tiefe jedoch ſelten über 3 und an vielen Stellen zuweilen kaum 1 mexicaniſche Varas. Die Hauptſtadt, welche heute, wie oben erwähnt, 4500 Meter von ſeinen Ufern entfernt liegt, ſteht auf einer Sohle, die ſich nur 1 Vara 1 Fuß und 1 Zoll über dem heutigen mittlern Waſſerſtand des Sees erhebt.

Nördlich vom Texcoco liegt auf einer 4 Varas und 8 Zoll höhern Sohle der San-Criſtobal, deſſen Spiegel nicht die Hälfte des vorigen Sees an Ausdehnung beträgt. Ein Damm trennt ihn in einen ſüdlichen und einen nördlichen Theil, von denen der erſtere den Namen San-Criſtobal im engern Sinne führt, der letztere nach einer in demſelben gelegenen Inſel und Ortſchaft auch See von Xaltocan genannt wird.

Nordweſtlich vom San-Criſtobal liegt der See Zumpango, 10 Vara 1 Fuß 6 Zoll über dem mittlern Waſſerſtand des Texcoco. Er iſt der kleinſte von allen, da ſeine Oberfläche kaum $1^3/_{10}$ Quadrat-Leguas beträgt. Ehemals wurde er durch einen Damm, die Calzada de la Cruz del Rey, welche aber nicht mehr vorhanden iſt, in zwei Theile, einen weſtlichen und einen öſtlichen, getheilt; der erſtere

wurde Lagune von Citlaltepec, der letztere Lagune von Coyotepec genannt.

Das Niveau der beiden südlich vom Texcoco liegenden Seen steht nur 1 Vara und 11 Zoll nach Humboldt, nach Castera dagegen 2 Vara 2 Fuß über der Plaza-Mayor der Hauptstadt. Der nördliche Theil, See von Xochimilco, ist vom südlichen, dem Chalcosee, durch einen künstlichen Damm getrennt, der den Namen Calzada de San-Pedro de Tlalma führt. Sie bedecken zusammen etwa $6\frac{1}{2}$ Quadrat-Leguas.

Das Wasser des Texcocosees ist salzig und enthält Kochsalz und Pottasche; der Zumpaugo und San-Cristobal sind viel weniger salzig, und die südlichen, besonders der Xochimilco, sind Süßwasserseen.

Die Wasser, von welchen diese Bassins gespeist werden, sind zahlreiche, aber meist unbedeutende Bäche. In den Chalco münden die von den Popocatepetl und Ixtacihuatl herabstürzenden Flüsse Tenango und Acuautla; in den Xochimilco der aus den beiden Bächen Mixcoac und San-Angel gebildete Coyoacan; in den Texcoco der Guadalupe, der sich aus den beiden Quellflüssen Tlalnepantla und Azcapotzalco bildet, der Teotihuacan, der Papotla, der Texcoco, der Coatepec, die Quellen von Chimalhuacan und der Abfluß des Xochimilcosees; in den Zumpango münden der Pachuca und Cuautitlan, der wasserreichste von allen.

Das Gesagte reicht hin, die Gefahr und die Richtung ihrer Annäherung für Mexico erkennen zu lassen; auch boten alle Ueberschwemmungen, welche im Laufe der historischen Jahrhunderte die alte wie die neue Stadt erlitt, stets dasselbe Schauspiel: der Zumpango konnte die Wasser des von außergewöhnlich starken Regengüssen angeschwollenen Cuautitlan nicht fassen und ergoß sich in den San-Cristobal; der letztere zerriß oder überflutete die Sperre, ergoß sich in den Texcoco und die Wellen des letztern ergossen sich über die Stadt.

Die erste Ueberschwemmung, deren die Geschichte gedenkt, fand im Jahr 1446, nach Clavijero, unter der Regierung Moctecuzoma I. statt infolge heftiger Regen, wodurch die Lagunen so anschwollen,

daß ſie die Stadt unter Waſſer ſetzten, die meiſten Wohnungen zerſtörten und die Einwohner Furcht und Schrecken ergriff. Der rathloſe Kaiſer wandte ſich in dieſer Noth an den Regenten von Texcoco, den weiſen Netzahualcoyotl, der darauf nach Mexico kam und den Bau eines Dammes aus Steinen und Erde vorſchlug, der die Süßwaſſerſeen (die nördlichen) von dem Salzwaſſerſee (dem Texcoco) trennen ſollte. Zu dieſem Werke verbanden ſich die Regenten von Tacuba, Ixtapalapan, Colhuacan und Tenayuca mit denen von Texcoco und Mexico, und der Damm, den ſie unter großen Schwierigkeiten herſtellten, von dem aber heute kaum einige Ueberbleibſel zu finden ſind, hatte eine Länge von 9 Meilen bei einer Breite von 11 Braſſen (66 Fuß).

Die folgende Ueberſchwemmung fand im Jahr 1498, unter der Regierung Ahuitzotl's, des achten Regenten von Mexico, ſtatt. Dieſer Herrſcher beabſichtigte, nach Pater Torquemada, eine Quelle in Coyoacan in die Stadt zu leiten, da die Quelle auf dem Hügel von Chapultepec ihm für die täglich wachſende Einwohnerzahl der Stadt nicht ergiebig genug ſchien, und trug dem Kaziken von Tzotzomatzin die Ausführung dieſes Projects auf. Dieſer widerrieth das Unternehmen, indem er hervorhob, daß die betreffende Quelle zeitweiſe verſiege, zeitweiſe aber auch ſo reichlich ſtröme, daß ſie der Stadt Gefahr bringen könne. Der Herrſcher hielt dies für Ausflüchte der Widerſpenſtigkeit und befahl, den Kaziken gefangen zu nehmen. Dieſer aber war, nach Torquemada, ein großer Zauberer und verwandelte ſich angeſichts der Häſcher in einen Adler, einen Tiger und eine Schlange, bis der Tyrann, erboſt, drohte, Coyoacan dem Erdboden gleichzumachen, wenn es nicht ſeinen verrätheriſchen Kaziken ausliefere. Dies geſchah wirklich, und der Kaiſer ließ ihn nach dem Vorrechte ſeines Standes erdroſſeln.

Der Pater Sahagun ſagt, es habe in dem Gebiet von Coyoacan und Churubusco acht Quellen gegeben. Dieſe ließ der Herrſcher von Mexico nach der Hauptſtadt leiten, und als der Aquäduct fertig war, wurde er in Gegenwart des Kaiſers von dem Hoheprieſter feierlich eingeweiht. Die Freude währte indeß nicht lange, denn das Waſſer floß in ſolchem Uebermaß, daß in kurzer Zeit die

ganze Stadt überſchwemmt war. Der Monarch befand ſich in einem Gemach zu ebener Erde ſeines Palaſtes, als ihn das Rauſchen der Wellen aufſchreckte. Beim Hinausflüchten ſtieß er den Kopf ſo heftig gegen die niedrige Thür, daß er infolge der Gehirnerſchütterung ſtarb. Diesmal war es der Sohn des weiſen Netzahualcoyotl, Nezahualpilli, der den Mexicanern Rath und Hülfe brachte. Es gelang unter ſeiner Leitung, die Waſſerquellen zu ſchließen, worauf die Gefahr ſchwand. Um dieſe Zeit entdeckte man einen ſehr ergiebigen Bruch jener poröſen Mandelſteine, welche man Tezontl nennt, und begann, die zerſtörten Wohnungen mit Hülfe dieſes Materials in feſterer und dauerhafterer Weiſe wieder aufzubauen und die Straßen zu erhöhen. Dieſe letztere Ueberſchwemmung iſt dadurch ausgezeichnet, daß das Waſſer nicht von Norden, ſondern von Süden her über die Stadt hereinbrach, was Torquemada durch den Aufbruch unterirdiſcher Quellen oder Ströme erklären will, weil man in der Lagune große und von den gewöhnlichen ganz verſchiedene Fiſche gefunden habe. Daſſelbe behauptete der Pater Motolinia, der von zweien ſolcher Durchbrüche Kenntniß haben will. Das erſte Ereigniß habe kurz vor der Ankunft der Spanier zwiſchen dem Vulkan (Popocatepetl) und der Sierra-Nevada ſtattgefunden und ein ſolches Anſchwellen des Attoyac zur Folge gehabt, daß er ſeine Brücke abwarf.

Von einer dritten Ueberſchwemmung während der Regierung Moctecuzoma II. gibt es kein anderes Zeugniß als einen Bericht, der auf Veranlaſſung des Marquis von Cadereyta, von Don Fernando Zepeda und Don Fernando Carillo verfaßt wurde, und worin es heißt: Die Straßen waren ſo hoch von Waſſer bedeckt, daß man nur in Canots und Fliegern ſie paſſiren konnte, und die Einwohner daran dachten, die Stadt zu verlegen.

Die erſte Ueberſchwemmung ſeit der Eroberung des Landes war die von 1553, unter dem Vicekönig Dr. Luis Velasco, infolge außergewöhnlich andauernder und heftiger Regen. Sie erſchreckte die Spanier weit mehr als die Indianer, welche das Ereigniß aus dem Munde ihrer Väter kannten. Der Vicekönig verordnete den Aufwurf eines ähnlichen Dammes, wie die Indianer zur

Zeit Moctecuzomas I. aufgeführt hatten, und die Indianer förderten unter der Anführung ihrer Kaziken das Werk so emsig, daß es, nach Torquemada's Ausdruck, schon nach wenigen Tagen zu Stande gebracht war.

Im Jahre 1555 war die Menge des im Thale gefallenen Regens so ungeheuer, daß der Vicekönig, trotz des neuen Dammes, eine Wiederholung der Leiden des Jahres 1553 ernstlich besorgte und in seinem Bericht die Lage der Stadt die schlimmste nannte, welche gewählt werden konnte. Da aber nach der Anlage so vieler Kapitalien von seiten der Spanier an eine Verlegung der Stadt weniger als früher gedacht werden konnte, so suchte man das Mögliche zu thun, um sie zu schützen. Die Erfahrung hatte gelehrt, in dem Cuautitlan den gefährlichsten Gegner zu sehen, und man beschloß, den Lauf dieses Flusses zu ändern „mit so wenig Nachtheil und Gefahr für die angrenzenden Fluren, als es möglicherweise geschehen konnte".

Die zweite Ueberschwemmung, welche die Spanier erlebten, ereignete sich fünfundzwanzig Jahre später, unter der Regierung des Vicekönigs Don Martin Enriquez. Es scheint, daß man sich damit begnügt habe, die Dämme und Werfte auszubessern und die Kanäle und Flüsse zu reinigen; denn obwol die Idee einer Entwässerung des Thals damals auftauchte und Sachverständigen zur Begutachtung übergeben wurde, so kam man doch sehr bald von derselben, als einem unausführbaren Unternehmen, zurück.

Wieder waren beinahe fünfundzwanzig Jahre verflossen, als im Jahre 1604, während des Monats August, der Regen so massenhaft fiel, daß die Hauptstadt und viele andere Ortschaften des Thals überflutet wurden. Diese traurige Wiederholung verursachte unter den Spaniern eine um so größere Niedergeschlagenheit, als man an ein periodisches Wiederkehren der Gefahr zu glauben anfing. Im folgenden Jahr griffen daher der Vicekönig und die Audiencia den unter der Regierung des Enriquez aufgegebenen Plan wieder auf und nahmen in Person, begleitet von zwei Kanonicis, dem Stadtrath, dem Prior, den Consuln des Handelsgerichts und dem Fiscal der königlichen Hauptkasse, das Terrain in

Augenſchein, durch welches man den projectirten Entwäſſerungskanal führen zu können hoffte, worauf die Sachverſtändigen Antonio Perez de Toledo und Alonſo Perez Rebelto ein ſchriftliches Gutachten abgaben. Nach demſelben bedurfte der Kanal einer Länge von 25000 Varas und einer Breite von 8 Varas. Die Koſten dieſes Werks, zu dem man 15000 Indianer und ſechs Monate nöthig zu haben glaubte, wurden einſchließlich der Beköſtigung und Beaufſichtigung auf 468487 Peſos veranſchlagt. Dieſem Project widerſprach der Fiscal des Königs, weil die Erreichung des Zwecks ungewiß ſei und die Zahl der nöthigen Indianer, mit Einſchluß der infolge der harten Arbeit zu Grunde Gehenden, vorausſichtlich nicht 15000, ſondern 70000 betragen würde, während Sr. Majeſtät an der Erhaltung eines einzigen Indianers mehr liege als an allen Schätzen Indiens. Dem Fiscal ſtimmten die übrigen Räthe des Vicekönigs bei, worauf dieſer am 15. Januar 1605 die Verfügung erließ, die Acten, betreffend die Entwäſſerung, zu reponiren und ſich auf die Reinigung der Flüſſe und Ausbeſſerung der Dämme zu beſchränken, und zugleich die Mönche des Franciscanerkloſters erſuchte, die Arbeiten zu leiten.

Schon im Jahre 1607 traf eine neue Ueberſchwemmung die Bewohner des Thals. Der damalige Vicekönig, Marquis von Salinas, bekleidete dieſe Stelle zum zweiten mal, hatte die Unwirkſamkeit der bisherigen Vorkehrungen eingeſehen und zog das aufgegebene Project eines Abzugskanals von neuem in Ueberlegung. Er ließ den Autoritäten und Corporationen der Stadt Abſchriften der vorhandenen Gutachten, Pläne und Koſtenanſchläge zuſtellen, und forderte ſie dringend auf, ſich über einen ſo wichtigen Gegenſtand zu äußern; außerdem ſetzte er eine Commiſſion nieder, mit der er wöchentlich einmal conferirte, und ließ durch Baumeiſter und Mathematiker wie Villerino, Enrique Martinez, Alonſo Arias u. a. Meſſungen und Beſichtigungen an Ort und Stelle vornehmen. Nachdem alle Schwierigkeiten des Unternehmens angeſehen und erwogen, die verſchiedenen Projecte geprüft und einige Stellen unterſucht worden waren, an denen der Texcoco natürliche, aber verborgene Abflüſſe haben ſollte, wurde am 23. October 1607 der

Desagüe von Huehuetoca genehmigt und die verschiedenen Arbeits- und Lieferungscontracte entworfen. Die Kosten sollten durch eine Hebung von 1 Procent vom Werth der städtischen Grundstücke der auf 20,267555 Pesos geschätzt wurde, gedeckt werden. Den beim Bau beschäftigten Indianern ward ein Wochenlohn von 5 Realen nebst 1 Almud Mais und täglich 1 Pfund Fleisch, Chile, Holz und andere Küchenbedürfnisse ausgesetzt. Endlich, am 28. November desselben Jahres, feierte man in der Nähe des Dorfes Nochistongo ein feierliches Hochamt, nach dessen Beendigung der Vicekönig den ersten Spatenstich an dem großen Werke that. Die Directoren waren der erwähnte Martinez, wahrscheinlich ein Portugiese, und der Pater Juan Sanchez, ein in den physikalisch-mathematischen Wissenschaften sehr bewanderter Mann, der auch den Plan gezeichnet hatte, aber bald die ganze Leitung an Martinez abtrat.

Die Entwässerung eines rundum von Gebirgen eingeschlossenen Thals kann selbstverständlich nur mittels eines durch diese Gebirge getriebenen Stollens oder eines offenen Durchbruchs geschehen. Nirgends aber bot sich hierzu eine bequemere Stelle als im Nordnordwesten des Thals, einestheils wegen der Nähe des Zumpangosees und des Cuautitlan, anderntheils weil die Gebirge nirgends weniger hoch und massenhaft sind als gerade hier, wo die Hügel von Nochistongo das Thal von Mexico von dem von Tula trennen.

Nach dem ursprünglichen Plane sollte ein offener Kanal von dem Theile des Zumpango, der den Namen Citlaltepec trägt, beginnen, 1900 Varas lang bis nach Huehuetoca geführt werden, und von da ab ein Stollen das Gebirge durchbrechen. Kanal und Stollen sollten eine Weite von 5 und eine Tiefe von 4 Varas haben. Bis zum 7. Mai 1608 wurden 471154 Tagelöhner beschäftigt und betrugen die Kosten 73611 Pesos.

Am 14. Mai besuchte der Vicekönig, begleitet von dem Visitator Landeros, sowol den offenen Kanal als den Stollen, in welchen er zu Pferde ungefähr 2400 Varas tief hineinritt; am 15. wurde auf seinen Befehl und in Gegenwart des Provinzials

und anderer Patres des Jeſuitenordens das Waſſer des Zumpango in den Kanal gelaſſen, und der Vicekönig beſchenkte den Bauführer Martinez mit einer goldenen Ehrenkette als Zeichen ſeiner Zufriedenheit. Schließlich ließ er ſich Nachweiſungen aufſtellen über die Zahl der beſchäftigt geweſenen Indianer, den Lohn und die Behandlung, die ihnen geworden, über die Zahl der Erkraukungs- und Sterbefälle u. ſ. w. Aus dieſen Nachweiſungen ging hervor, daß von den 60000 beſchäftigten Indianern nur 10—12 infolge von Erkrankung geſtorben und nur 10 in den Schachten und dem Stollen verunglückt waren.

Am 23. September 1608 war das ganze Werk vollendet, und am 13. März 1609 geſchah die feierliche Abnahme deſſelben von dem Vicekönig in Gegenwart der Mitglieder der Audiencia und vieler angeſehener Kleriker, welche das Abnahmeprotokoll unterſchrieben und bezeugten, daß der Zumpango und Citlaltepec durch den Kanal des Martinez in den Tulafluß abgeleitet würden.

Der König, begierig über den Desagüe genaue Mittheilungen zu erhalten, unterſchrieb am 8. Mai 1611 einen Erlaß, welcher dem Nachfolger des Marquis von Salinas, dem Erzbiſchof Vicekönig Don Fr. Garcia Guerra, auftrug, über die bisherigen Koſten des Unternehmens, bis wie weit daſſelbe gediehen und was noch an demſelben zu thun übrig ſei, über die Koſten ſeiner Vollendung und Unterhaltung, über die Zahl der beſchäftigt geweſenen Indianer und ob ſie gezwungen oder freiwillig ſich der Arbeit unterzogen hätten, zu berichten. Infolge dieſes Auftrags forderte der Vicekönig die Autoritäten und Sachverſtändigen auf, alle dieſe Punkte zu beantworten. Das Gutachten des Civil- und Feſtungsingenieurs Alonſo Arias war das eingehendſte und diente dem Bericht des Vicekönigs zur Grundlage; aber es war auch das dem Martinez ungünſtigſte. Arias betrachtete das Geſchehene als einen Misgriff, weil der hergeſtellte Kanal nur den Zumpango und nicht zugleich den San-Criſtobal und Texcoco entwäſſere; dazu hätte der Kanal einer Länge von 70000 und einer Tiefe von 40 Varas bedurft. Der ganze Zweck ſei aber blos dadurch nicht erreicht worden, daß Martinez' Meſſungen falſch geweſen ſeien; außerdem ſei der Stollen zu

enge und werde ſich durch die nachſtürzenden Erdmaſſen verſtopfen; unmöglich ſei es, das Werk zu vollenden, und noch weniger möglich, es zu erhalten. Die Begutachtung des Ayuntamiento ſchloß ſich der des Arias an und fügte hinzu, daß der eigentliche Zweck verfehlt ſei, weil die Vorſchläge des Pater Sanchez nicht Gehör gefunden hätten. In Bezug der Koſten ſagte das Ayuntamiento, daß die zur Herſtellung einer künſtlichen Entwäſſerung erhobenen Steuern die Summe von 540000 Peſos aufgebracht hätten, von denen 413324 Peſos bereits verausgabt worden ſeien, und daß die Zahl der während vier Jahre beſchäftigten Indianer 128650 betrüge, einſchließlich der 3556 Frauen, welche zur Bereitung der Speiſen nöthig geweſen ſeien.

Martinez rechtfertigte ſich damit, daß ihm von dem Marquis von Salinas nur die Entwäſſerung des Zumpango und die Ableitung des Cuautitlan aufgegeben worden ſei, daß aber auch damit, wenn dieſes Werk vollendet, jeder Gefahr vorgebeugt ſei, und erbot ſich, mit 5—600000 Peſos das Werk bis zu Ende durchzuführen und mit ungefähr 2000 Peſos die jährlichen Unterhaltungsausgaben für den Stollen zu beſtreiten.

Philipp III. ließ darauf durch ſeinen Geſandten am franzöſiſchen Hofe nach einem in dieſen Arbeiten erfahrenen Mann forſchen, und erhielt als ſolchen Adrian Boot zugewieſen, der in ſeinem Vaterlande Holland ähnliche Entwäſſerungsarbeiten geleitet habe. Dieſer Mann erſchien in Mexico, beſichtigte die Arbeiten des Martinez und gab ſein Gutachten dahin ab, daß der Desagüe von Huehuetoca zwar „nichts tauge", aber dennoch erhalten werden müſſe, um den Hauptfeind, den Cuautitlan, fern zu halten. Zu gleicher Zeit erbot ſich Martinez, mit 300 Indianern und 110000 Peſos die zur Ableitung des Cuautitlan nöthigen Arbeiten auszuführen und zugleich die Zuflüſſe des Pachuca von dem Zumpango abzuhalten. Der Vicekönig und die Audiencia erließen darauf ein Reſolut, in welchem dem Martinez, wegen des geringen Vertrauens, das man ſeinen Verſicherungen ſchenke, eine Bürgſchaft von 12000 Peſos aufgegeben wurde; aber dieſer erklärte ſich nicht nur bereit, die Caution zu ſtellen, ſondern verzichtete auch frei-

willig auf die Hälfte seiner Besoldung. Nach langem Für- und Widerreden erhielt er durch Decret vom 7. Mai 1615 den Auftrag, das begonnene Werk, von Boot unterstützt, zu Ende zu führen.

Fünf Jahre verflossen ohne daß Martinez sein Project, zu dem er sich nur ein Jahr ausbedungen hatte, ausführen konnte. Der Grund dieser Verzögerung wird von keinem Geschichtschreiber angegeben; ebenso wenig, warum eine im Jahre 1516 bereits erlassene königliche Verfügung erst im Jahre 1520 veröffentlicht wurde. Diese Verfügung befahl, den Desagüe von Huehuetoca in seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten, damit er einem übermäßigen Anschwellen des Wassers vorbeuge, ohne die Seen des Thals zum Nachtheil des Handels und Verkehrs zu sehr zu entwässern.

Infolge dieser Verfügung blieb der Desagüe ein Gegenstand des Angriffs der einen, der Vertheidigung der andern. Da beschloß der neue Vicekönig, Marquis von Gelves, um sich über seine Nothwendigkeit zu unterrichten, in Uebereinstimmung mit vielen Sachkundigen und Fachmännern, den Fluß Cuautitlan in sein altes Bett zu leiten, den Huehuetocakanal zu sperren und alle Schleusen zwischen den Seen öffnen zu lassen. Dies geschah im März des Jahres 1623, und als man im October desselben Jahres die Pegelstände verglich, ergab sich, daß das Wasser in der angegebenen Zeit keine halbe Vara über sein gewöhnliches Niveau gestiegen sei. Gemelli versichert, daß es darauf im Monat December so stark geregnet habe, daß die Stadt sehr gefährdet gewesen sei. Von diesem Umstand thun jedoch andere Geschichtschreiber keine Erwähnung, und selbst der minutiöse Bericht des Zepeda und Carillo sagt nichts davon, obwol er den indiscreten Versuch des Vicekönigs tadelt.

Bis zum Jahre 1627 geschah für den Desagüe nichts; als aber der Cuautitlan in diesem Jahre seine Dämme zerriß und infolge dessen das Wasser mehrere Hand hoch die Straßen von Mexico bedeckte, erwachten die städtischen Behörden und überreichten dem Vicekönig Beschwerden darüber, daß die Regierung sie in Betreff von Maßregeln in Unkenntniß lasse, an denen sie als Repräsentanten der Stadt so großes Interesse hätten. Der Vicekönig beschied sie darauf, daß er das Recht habe, auf ihren Rath und

Beistand so lange zu verzichten, als es ihm gut scheine, daß es ihnen aber unbenommen sei, ihm Vorschläge zu machen. Diese wurden ihm durch eine Commission, bestehend aus Boot, Martinez und elf Sachverständigen, übermittelt, worauf am 22. März desselben Jahres eine Berathung stattfand, in welcher vorgeschlagen wurde, den Pachuca durch das Bett des Baches Guipustla in den Tulafluß abzuleiten.

Seit 1604 waren beinahe wieder fünfundzwanzig Jahre verflossen; man glaubte die Gefahr vor der Thüre, und es regnete daher Projecte und Vorschläge. Der Vicekönig jedoch antwortete ausweichend, vermied es, sich für den einen oder andern Vorschlag zu erklären und beschränkte sich darauf, im Anfang des folgenden Jahres dem König über den Stand der Dinge Bericht abzustatten und durch die Jesuitenpatres die dringendsten Arbeiten ausführen zu lassen.

So kam das unglückliche Jahr 1629 heran, und endlich entschloß sich der Vicekönig, den dringenden Bitten der Stadt nachzugeben und die Arbeiten am Desagüe, das einzige Mittel, einer Gefahr zu entgehen, die sich durch den raschen Anwuchs des Wassers bereits anmeldete, wieder aufzunehmen. In vier Monaten war der Desagüe bereits so weit, als er vor Einstellung der Arbeiten gestanden, wiederhergestellt. Dennoch sollte die Stadt den Wankelmuth und die Unschlüssigkeit ihrer Behörden büßen. Nachdem schon im Juni durch den außerordentlich starken Trieb ein Theil des Stollens eingestürzt war, und infolge dessen die stauenden Wellen den Zumpango und die übrigen Seen überflutet und die Stadt in die höchste Bestürzung versetzt hatten, zerriß am Tage nach St.-Matthäi der Cuautitlan, nach einem sechsunddreißigstündigen, außerordentlich heftigen Regen, seine Dämme, infolge dessen das Wasser in den Straßen Mexicos, nach der Angabe von Zepeda und Carillo, zwei Varas hoch stand und, nach dem Bericht des Erzbischofs Don Francisco Manso y Zuñiga, 30000 Personen theils ertranken, theils unter den Trümmern ihrer Häuser verschüttet wurden, und 20000 spanische Familien die Stadt für immer verließen. Der Gottesdienst blieb eingestellt, Tempel, Gerichtssäle, Bureaux und Werkstätten blieben geschlossen. Am vierten Tage

verordnete der Erzbiſchof einen feierlichen Umzug mit dem Gnadenbilde Unſerer Lieben Frau von Guadalupe in Canots, an dem alle geiſtlichen und weltlichen Würdenträger theilnahmen. Am 1. November präſidirte der Vicekönig einer Verſammlung der ſtädtiſchen Autoritäten und Corporationen, in welcher zur Herſtellung des Verkehrs der Bau hölzerner Brücken und Dämme beſchloſſen wurde, und am 26. December wurde Martinez mit der Vollendung des Desagüe beauftragt, wozu dieſer 200000 Peſos und 20 Monate Zeit verlangte.

Zur Beſtreitung der Koſten wurde auf den Import von Wein zu Vera-Cruz eine Steuer von 25 Peſos pro Pipe geſetzt, deren Ertrag zur Hälfte die Koſten des Desagüe, zur Hälfte die der Befeſtigung jenes Hafens decken ſollte. Da aber die Umſtände keinen Aufſchub geſtatteten, ſo wurde von der königlichen Regierungskaſſe ein Vorſchuß von 137500 Peſos, und 62500 Peſos mit Bewilligung des Erzbiſchofs aus dem Fonds „Zu wohlthätigen Zwecken" geleiſtet.

Das Jahr 1630 verfloß; aber das Waſſer, ſtatt abzunehmen, ſtieg vielmehr infolge des vielen Regens. Der Vicekönig forderte die ſtädtiſchen Behörden auf Vorſchläge zur Abhülfe zu machen, worauf am 7. October in einer Sitzung des Ayuntamiento, an welcher viele Prälaten, Mönche und Gelehrte theilnahmen, eine Entwäſſerung des Thals in großem Maßſtabe vorgeſchlagen wurde, nebſt dem Angebot von 1½ Million Peſos, die aufgebracht werden könnten durch 1 Procent vom Werth der ſtädtiſchen und bäuerlichen Grundſtücke, von den Beſoldungen der Alcaldes-Mayores, das Almoſen, welches aus dem königlichen Aerarium den Orden zufließt, durch die Hälfte der Pfründen, eine Gehaltsſteuer, eine Anleihe zu 7 Procent von den Privaten, eine Abgabe von 1 Procent auf Mühlen, 110000 Peſos aus frommen Stiftungen, eine Wirthshausſteuer, und das Hoheitsrecht eines Jahres, welches der König der Münze dafür erlaſſen möge. Darauf wurde ein Edict publicirt, nach welchem der Desagüe bis zur Boca de San-Gregorio fortgeſetzt werden ſollte.

Schon waren die Arbeiten wieder aufgenommen, als der Jeſuit Pater Francisco Calderon dem alten Märchen eines unterirdiſchen

Abzugskanals des Texcocosees von neuem Glauben verschaffte. Das Ayuntamiento setzte 100000 Pesos auf die Entdeckung der verborgenen Schleuse, und es stand zu befürchten, daß der für die Vollendung des Desagüe erwachte Eifer von neuem erkalten werde, als der Geist des Widerspruchs ihn wieder anfachte. Am 29. October theilte der Vicekönig dem Ayuntamiento den Inhalt mehrerer eingegangener königlicher Verordnungen mit, unter welchen eine vom 19. Mai datirte verordnete, die Stadt nach der zwischen Tacuba und Tacubaya gelegenen Ebene zu verpflanzen. Alle geistlichen und weltlichen Autoritäten und Corporationen widersprachen dieser Verfügung, und das Ayuntamiento reichte eine die königliche Verordnung betreffende Darstellung aller Schwierigkeiten ein, womit deren Ausführung verbunden sein würde, und beschloß, ohne die königliche Entscheidung abzuwarten, die begonnenen Arbeiten eifrig fortzusetzen. Der Werth des städtischen Eigenthums, einschließlich des der verschiedenen Klöster, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, ward damals auf 50 Millionen Pesos geschätzt, und Stadt und Land, Klerus und Laien hielten den Desagüe selbst um den Preis von 4 Millionen nicht mehr zu theuer erkauft.

Am 2. Januar 1631 beauftragte der Vicekönig den Oidor Don Juan de Villabona Cubiaurre mit der Oberinspection über die Arbeiten am Desagüe. Dieser Mann berichtete unterm 13. Februar über das Werk und den Baumeister so schlimm, daß Gemelli glaubt, Martinez' Tod sei dadurch veranlaßt worden.

Am 17. Januar 1637 stürzte infolge heftiger Erdstöße der Stollen auf einer großen Strecke ein. Dies veranlaßte den ausführlichen Bericht des Don Fernando Carillo und Don Fernando Zepeda für den damaligen Vicekönig Marquis von Cadereyta, nach welchem die damals aufgelaufenen Kosten des Werks bereits 2950064 Pesos betrugen. Da der Bericht einige Streitfragen über Instandhaltung und Fortsetzung des Werks erörterte, so veröffentlichte ihn der Vicekönig und forderte die verschiedenen Corporationen zur Prüfung desselben auf. Es trat darauf abermals eine Junta zusammen, und der Vicekönig decretirte schließlich, daß der Desagüe von Huehuetoca in einen offenen Durchstich verwandelt und so

vertieft und erweitert werden ſoll, daß durch ihn nicht allein die Lagunen von Zumpango und San-Criſtobal, ſondern auch der Texcoco abfließen könne, und daß, um die Möglichkeit der Ausführung und die Koſten beurtheilen zu können, mit dem Durchſtich des Hügels La Guiñada bei Huehuetoca, der ſchwierigſten und koſtſpieligſten Stelle, zu beginnen ſei. Infolge obiger Verfügung ward dieſe Arbeit, mit der keine der bisher überwältigten Schwierigkeiten ſich vergleichen läßt, unternommen; denn um dem Kanal die nöthige Weite und eine ſolche Tiefe zu geben, daß er 4 Varas Waſſer führte, mußten, nach der Berechnung der Sachkundigen, 70,721526 Kubikvaras Erde ausgeworfen werden. Dennoch wurden die Arbeiten faſt ununterbrochen fortgeſetzt, und das Ayuntamiento zahlte dafür jährlich 100000 Peſos.

Da aber das ſo dringend gebotene Ziel, den ganzen Kanal in einen offenen Durchſtich zu verwandeln, auf einer Strecke von einer halben Legua wegen des harten Geſteins, auf welches die Arbeiter dort ſtießen, lange nicht erreicht wurde, ſo währten auch die Gefahren für die Hauptſtadt und die Umgebung der Seen noch lange fort. Im Jahre 1645 führte der von heftigen Regen angeſchwollene Cuautitlan ſo viel Steine und Erde mit ſich, daß der Kanal an der erwähnten Stelle ſich verſtopfte, die Waſſer ſtauten, ſich über die tiefer gelegenen Seen ergoſſen und eine Ueberſchwemmung der Hauptſtadt verurſachten, die der von 1629 faſt gleichkam. Am 9. Juni 1691 fiel ein ſo furchtbarer Platzregen, daß verſchiedene Straßen Mexicos unter Waſſer geſetzt und bis zu Ende des Jahres unpaſſirbar blieben. Im Jahre 1747 regnete es mit ſolcher Gewalt, daß, trotzdem der Desagüe unbeſchädigt blieb, die Seen zu einer gefahrdrohenden Höhe anwuchſen. Unter der Regierung des Marquis von Cruillas ſah ſich die Stadt, einer Inſel gleich, rundum von Waſſer umgeben, und man fürchtete von einem Augenblick zum andern, ſie verſchlungen zu ſehen. Doch war diesmal die Gefahr nicht von Norden her herangetreten, ſondern durch gewaltſame, wahrſcheinlich infolge des hydroſtatiſchen Drucks hervorgerufene Losbrüche verſchloſſener Waſſer an den ſüdlichen, öſtlichen und weſtlichen Abhängen der Gebirge veranlaßt worden.

Dieſe Mahnungen zur Vorſicht gegen einen Feind, den man ſo lange nicht als gebändigt betrachten konnte, als der Desagüe das noch nicht war, was er ſein mußte: ein ſeiner ganzen Länge nach dem Himmel offener Durchſtich, ließen den Gedanken an deſſen Vollendung nicht ruhen, und nach ſiebenjährigem Hin- und Herrathen wurde endlich das Anerbieten des Conſulado, gegen eine jährliche Entſchädigung von 800000 Peſos den Durchbruch zu vollenden, angenommen. Das Conſulado, obgleich es nur ein einziges Jahr zur Löſung der übernommenen Arbeit ſich ausbedungen hatte, gebrauchte dazu volle achtzehn Jahre, ſodaß erſt im Jahre 1789 die Abnahme ſeitens der Regierung geſchah. Obgleich nun vom Vicekönig, der bei der Abnahme perſönlich zugegen war, dem Conſulado, im Auftrage des Königs, der Dank des Landes abgeſtattet wurde, ſo glaubte der folgende Vicekönig, der kurz darauf die Regierung übernahm, dennoch zu erkennen, daß das Werk weit von der Vollendung entfernt ſei, die das Conſulado ihm zu geben übernommen hatte. Er hatte dieſe Entdeckung kaum gemacht, als er vom König aufgefordert wurde, diejenigen Mitglieder oder Beamten des Conſulado anzugeben, welche ſich um den Desagüe beſonders verdient gemacht hätten, um unter dieſe die Erſparniſſe von 30000 Peſos als Gratification zu vertheilen. Da aber dieſe bei weitem nicht hinreichten, die Koſten der noch rückſtändigen Arbeiten zu decken, ſo erklärte das Conſulado, indem es die Schuld dem leitenden Architekten aufbürdete, an dem Danke des Landes genug zu haben und die gebliebenen Mängel auf eigene Koſten abſtellen laſſen zu wollen.

Seit 1623 war derjenige Arm, durch welchen Martinez den Zumpangoſee abzuleiten dachte, allmählich verſandet, verſchüttet und zuletzt in gänzliche Vergeſſenheit gerathen. Da aber auch in der Vollendung, welche der Desagüe vom Conſulado erhalten hatte, noch immer keine Sicherheit für die Bewohner der Hauptſtadt und auf gleichem Niveau liegender anderer Ortſchaften lag, ſo lange der Zumpango, als Reſervoir der nördlichen Gebirgswaſſer, nicht abgeleitet werden konnte, ſo unternahm der Oidor Mier gegen Ende des Jahrhunderts den Bau eines 70000 Varas langen Kanals;

allein seine Fehler in dem Nivellement machten nicht nur seine Arbeit nutzlos, sondern vermehrten sogar noch die bestehende Gefahr, sodaß ein neuer Kanal angelegt werden mußte, der, 4500 Varas lang, in den Huehuetoca bei Garillero einmündet.

Damit war das Project des Martinez ausgeführt, aber, trotz der Millionen, welche seine Ausführung gekostet hatte, sein erster Zweck nicht erreicht, und andere von Tag zu Tag näher herantretende Bedürfnisse und Wünsche der Einwohner Mexicos und der Umgegend konnten dadurch ihrer Lösung nicht entgegengeführt werden. Zu den letztern gehörte die Entfernung der in den städtischen Kanälen stagnirenden und durch ihre Ausdünstung die Luft verpestenden Gewässer, welche wegen des geringen Falls gegen den Texcocosee nicht abliefen, sowie die Umwandlung des dem Texcoco abzugewinnenden Terrains in culturfähigen Boden; endlich die Herstellung bequemer Wasserstraßen für den Transport von Lasten, und die Aussüßung des Texcocosees selbst.

Die Bedingung, von welcher alle diese Wünsche und Bedürfnisse abhingen, war die Herrschaft über das Wasser aller Bassins, oder die Herstellung eines Kanals zur Entwässerung des ganzen Thals oder des Texcoco, als des tiefstliegenden Beckens. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts wurde dieses schon von Martinez vorgeschlagene Project, das aber damals, als der Ausführung zu fern liegend, abgelehnt wurde, wieder aufgenommen und lebhaft besprochen; aber erst im Jahre 1804 erschien das die Ausführung anordnende Decret des Vicekönigs Iturrigaray, und 1807 der Kostenanschlag, der sich auf 1,600000 Pesos stellte.

Trotz der hohen Summe erklärte sich der Vicekönig für den Beginn der Arbeit, die auch unter seiner persönlichen Aufsicht rasch gedieh; allein Verhaftung und die im Jahre 1810 folgende Revolution unterbrachen ihren Fortgang, und wenn diese Unterbrechung sich auch im Jahre 1819 durch eine furchtbare Ueberschwemmung rächte, so theilte das Unternehmen, infolge des zwischen der Colonie und dem Mutterlande ausgebrochenen Kampfes, das Schicksal aller übrigen Zweige der innern Verwaltung. Zwar wurde eine Provinzialdeputation mit der Leitung der Arbeiten beauftragt und

Don José Mora ein Bericht aufgegeben über den Zuſtand des Werks und die zu treffenden Vorkehrungen, aber alles dies blieb ohne weitere Folgen.

Das Decret vom 18. April 1826 übertrug die Sorge für den Desagüe der Bundesregierung, die einen Commiſſar ernannte, der, in Verbindung mit einem zweiten, vom Staate Mexico zu wählenden, eine Beſichtigung vornehmen ſollte. Die Beſichtigung fand wirklich ſtatt, und die Regierung nahm die auf Grund derſelben aufgeſtellten Vorſchläge auch entgegen, aber dabei behielt es ſein Bewenden. Im Jahre 1830 fanden ſich bereits alle Anlagen, welche zum Schutze der Hauptſtadt mit ſo enormen Koſten hergeſtellt worden waren, im kläglichſten Zuſtande. Der Cuautitlan war verſchlammt, der Kanal bis zur Höhe von 8 Varas über ſeiner Sohle mit Erde und Steinen ausgefüllt, die Werfte und Dämme ruinirt, die Schleuſen zerſtört. Zwar gelang es den Bemühungen des trefflichen Ingenieurs Don José Rincon, bis zum Jahre 1832 den Kanal wieder für den Durchfluß des Waſſers zu öffnen, aber der damals gerade ſehr hochgehende Cuautitlan ſprengte ſeine morſchen Dämme und ergoß ſich über die Lagunen, die infolge deſſen weit austraten und erſt im September ſich wieder zurückzogen.

Durch Decret vom 22. April 1853 wurde die Obhut und Vollendung des Desagüe dem Miniſterio de Fomento übergeben; allein die traurige Zerriſſenheit des gouvernementalen Handelns, hervorgerufen durch das ſtete Ringen der verſchiedenen politiſchen Parteien um den Oberbefehl, durch welches vorübergehend die Vertreter der heterogenſten Anſichten und Beſtrebungen zur Macht gelangten, ließ die wichtigſten Unternehmungen in Vergeſſenheit und durch die Abſorption der Geldmittel in Verfall gerathen, und bis 1856 lag der Gedanke an die Fortſetzung des Desagüe ferner wie jemals.

III.

Die Straße Don Juan Manuel.

Volksſage. Geſchichte Don Juan Manuel's de Solórzano nach Actenſtücken. Ein Stück aus der Geſchichte Mexicos.

Wie überall, ſo ſind auch in Mexico Friſeur- und Barbierbuden die Plätze, wo Stadtneuigkeiten ausgekramt, der Klatſcherei gepflegt und die Chronique scandaleuse abgehandelt wird. Ich theile zwar nicht jenen unerſättlichen Durſt nach Hof- und Hausgeſchichten mit unſerm „größten, unſterblichen Gelehrten", aber in einer neuen Welt nehmen dieſe Plaudereien für den Fremden ein anziehenderes Gewand an, und es gelingt nicht ſelten, eine Perle in dem Kehricht zu entdecken. Mein mexicaniſcher Barbier, bei dem ich manchmal länger als es das Bedürfniß erheiſchte, verweilte, gehörte in dieſer Beziehung zu den ergiebigſten Neuigkeitsquellen.

Eines Tags war ich auch wieder bei ihm eingetreten, und zwar in Begleitung meines neuen Bekannten, des ſchon erwähnten Profeſſors Don Pio Buſtamante.

„Was fehlt Euch, Don Pepe, warum ſo wortkarg heute?" fragte ich.

„Ew. Gnaden lieben die Klatſchereien nicht."

„Klatſchen und ſtumm ſein wie ein Kartäuſer, lieber Meiſter, iſt zweierlei, und beides vom Uebel; beſonders aber heute, wo ich

der Zerſtreuung bedarf und meiner Phantaſie eine angenehme Unterhaltung wünſchen möchte, zu der niemand beſſer Rath weiß als eben Ihr, Don Pepe. Drum friſch ans Werk, laßt eine Geſchichte los!"

„Ew. Gnaden wiſſen recht wohl, wie ungeſchickt ich dazu bin. Wollte Gott, ich hätte das Talent meines ſeligen Vaters geerbt, dem niemand müde wurde zuzuhören, wie Ew. Gnaden alle, die ihn kannten, bezeugen können, beſonders aber weiland dero erzbiſchöfliche Gnaden, Gott hab' ihn ſelig, der oft ganze Stunden mit meinem Vater verplauderte und mehr als einmal geſtand, kein Menſch wiſſe mehr und beſſer zu erzählen als mein ſeliger Vater, der für ſich allein Mann genug wäre, die Geſchichte aller Straßen, Häuſer und Azoteen Mexicos zu ſchreiben. Doch ich kann nicht alle Lobſprüche wiederholen, denn ſehen Sie, Caballero, er war mein Vater, und ..."

„Wer, der Herr Erzbiſchof?"

„Gott behüte, nein, ſondern mein eigentlicher Vater Don Antonio, Barbier zu ſeinen Lebzeiten, in welcher Eigenſchaft er auch die Ehre hatte, Don Pio, Ihren Herrn Vater und Großvater zu bedienen."

„Demnach", erwiderte Don Pio Buſtamante, „waren die Bärte meiner Ahnen ſtets a la disposicion der eurigen."

„In der That, wir ſind ſtets mit dem hochgeneigten Vertrauen beehrt worden."

„Sehr wohl, aber warum glaubte der Herr Erzbiſchof, Euer Vater hätte die Geſchichte aller Straßen und Häuſer Mexicos ſchreiben können?"

„Ja, ſehen Ew. Gnaden, man durfte nur bei dieſer oder jener Gelegenheit dieſer oder jener Straße in dieſer oder jener Weiſe erwähnen, ſo wußte er ſofort eine Geſchichte dieſer oder jener Straße, und die hatte, das verſichere ich und ſo ſagen alle, Hand und Fuß, ſodaß ihr nichts fehlte, als gedruckt zu ſein, und ..."

„Und habt Ihr keine von dieſen Geſchichten behalten?"

„Ich entſinne mich wol noch der einen und andern, aber kann

ſie nicht ſo wiedergeben, wie ſich's gehört und daß Ew. Gnaden daran Gefallen fänden."

„Nicht zu beſcheiden, Don Pepe. Laßt mich immerhin eine dieſer Geſchichten hören; aber nichts davon und nichts dazu; ganz nach der Wahrheit!"

„Von welcher Straße befehlen Ew. Gnaden?"

„Nun natürlich von der Straße, in der wir uns eben befinden, der Straße Don Juan Manuel."

„Gut dann! Ew. Gnaden müſſen alſo wiſſen, daß vor vielen vielen Jahren in dieſer Straße, die damals noch Calle-Nueva hieß und eine Ausgangsſtraße Mexicos war, ein ſehr reicher und vornehmer Herr aus Spanien wohnte, genannt Don Juan Manuel. Es hatte Gott gefallen, ihm große Glücksgüter und eine Gattin zu verleihen, die ein Muſter von Schönheit und Tugend war. Alle Welt hielt ihn daher für einen hochbeglückten Mann; aber er war weit entfernt, es zu ſein; denn die Jahre ſchwanden, ohne ſeine Hoffnung auf einen Erben zu erfüllen. Das Bedürfniß nach Troſt führte ihn in die Arme der Religion. Nach und nach verließ er kaum noch die Kirche, und niemand hatte in ſeinem Hauſe Zutritt als Geiſtliche, Mönche und einige ihrer Frömmigkeit wegen hochgeachtete Laien. Allein alles dies ſchien ſeinen Kummer nur zu nähren und ihm den Genuß ſeiner Reichthümer mehr und mehr zu verbittern. In dieſer Stimmung beſchloß er, einen Theil ſeiner Güter der Kirche zu ſchenken und in der Ordenstracht des heiligen Franciscus ſein Leben in Gerechtigkeit und Heiligkeit zu beſchließen. Vorher aber entbot er aus Spanien einen Neffen zu ſich, um ihm die Ausführung ſeines Teſtaments und die Verwaltung der ſeiner Gattin verbleibenden Güter zu übertragen. Wirklich kam auch dieſer Neffe an und mit ihm Don Juan Manuel's Unglück; denn der böſe Feind, der ohne Zweifel ſeiner Seele nachſtellte, begann ihn darauf mit ſonderbaren Gedanken zu plagen, bald ihm Argwohn in Betreff der Treue ſeiner Gattin einzuflößen, bald ihm die guten Padres zu verdächtigen, die ſeine Rathgeber geweſen waren, kurz, ihn gerade mit denjenigen Perſonen am unzufriedenſten zu machen, die er für die heiligſten und tugendhafteſten hätte halten ſollen. Allmählich

brütete er die verzweifeltſten und grauſamſten Handlungen der Rache aus, und ſeine unſelige Verblendung ging ſo weit, daß er einſt nachts den Teufel beſchwor und ihm ſeine Seele verſchrieb unter der Bedingung, ihm behülflich zu ſein, ſich an dem vermeintlichen Complicen ſeiner treuloſen Gattin zu rächen.

„Der böſe Feind, der nimmer ruht, mochte die Gelegenheit nicht verſäumen, nebſt dieſer noch viele andere Seelen zu verderben, und wies ihn an, um die elfte Stunde der folgenden Nacht ſeine Wohnung zu verlaſſen und auf der Straße den Verführer ſeiner Gattin zu erwarten. Don Juan kam dieſer Weiſung pünktlich nach, und als er von ſeinem Verſteck aus einen Mann gewahrte, der, das Geſicht in ſeinem Mantel bergend, ſich ſeinem Hauſe zu nähern ſchien, trat er raſch auf ihn zu und ſtieß ihm, ohne ein Wort an ihn zu richten, ſo heftig den Dolch in die Bruſt, daß er todt niederſtürzte.

„Schon fühlte Don Juan diejenige Genugthuung, welche befriedigte Rache einem Herzen voll Haß gewähren kann. Da erſchien ihm in der folgenden Nacht der unreine Geiſt ungerufen und ſprach zu ihm: «Glaube ja nicht, dich von dem Feinde deiner Ruhe befreit zu haben. Er, den du erdolchteſt, war ein unſchuldiger Mann, ein Handwerker, der ſeiner Familie den Wochenlohn ſeines Fleißes zu bringen gedachte. Er mußte gleichwol ſterben, weil es meine hohen Abſichten erheiſchten.»

„Als Don Manuel dies hörte, erging er ſich in den ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen den Böſen, der jedoch, ohne ſich mit einer Silbe zu entſchuldigen, ihn an ſeinen Pact erinnerte und dann folgenderweiſe fortfuhr:

„«Wäre dein Wiſſen dem meinigen gleich, ſo würde dich nichts in dieſer Welt befremden; aber weder iſt dein Verſtand einer ſolchen Wiſſenſchaft fähig, noch iſt es mir gegeben, dich in dieſelbe einzuweihen. Doch will ich dir den größten Dienſt leiſten, den ich unter ſolchen Umſtänden erzeigen kann, d. h. ich will dir den Weg zeigen, auf dem du dein Ziel erreichſt. Verlaſſe Nacht für Nacht deine Wohnung, und trete ohne Furcht an jede Perſon heran, der du punkt 11 Uhr auf der Straße begegneſt. Stoße ſie nieder, und

wenn ich dir ſogleich nach vollbrachter That erſcheine, kannſt du ſicher ſein deine Aufgabe gelöſt zu haben. Verliere keine Zeit und erinnere dich, daß dein Weib ſchon des Ankömmlings wartet.»

„Dieſe Worte fachten Don Juan Manuel's Eiferſucht noch heller an und betäubten die Stimme ſeines Gewiſſens ſo, daß er nur noch an die Ausführung des von der Hölle gegebenen Raths dachte. Jede Nacht verließ er genau um elf Uhr ſeine Zelle, und um der Stunde deſto ſicherer zu ſein, fragte er den erſten, der ihm begegnete: «Freund, wie viel Uhr iſt es?» und antwortete ihm der Unglückliche: «Elf Uhr», ſo ſtieß ihm Don Juan Manuel den Dolch mit den Worten ins Herz: «Wohl dem Manne, der ſeine Todesſtunde weiß!»"

„Die Polizei ſcheint in Mexico damals nicht viel auf ſich gehabt zu haben!"

„Daſſelbe ſagte mein ſeliger Vater, und fügte hinzu, es hätte damals weder Laternen noch Nachtwächter gegeben; nur die heilige Hermandad hätte dann und wann eine Runde gemacht; doch mehr ..."

„Still, Meiſter! Laßt mich eure Geſchichte weiter hören, denn ich möchte wiſſen, was der Teufel bei dem Handel ſchließlich gewinnt."

„Zu Befehl, Ew. Gnaden! — Lange trieb's Don Juan Manuel ſo, und ganz Mexico war voll Furcht und Schrecken, denn täglich wurde in der Vorſtadt ein Ermordeter gefunden, ohne daß man den Angreifer errieth.

„Da brachte man eines Morgens Don Juan Manuel den Leichnam ſeines ſo ſehr geliebten Neffen, den er in der verfloſſenen Nacht, ohne ihn zu kennen, erdolcht hatte. Der Anblick dieſer Leiche erregte in dem Mörder Gefühle des Entſetzens und ſchwer zu beſchreibender Bekümmerniß, aber auch ſo heftige Gewiſſensbiſſe, daß er, ohne Furcht vor dem Satan, ſich einem ſeiner Weisheit und Heiligkeit wegen allverehrten Pater Franciscaner zu Füßen warf, und ihm voll Reue und Zerknirſchung ſeine ganze Schuld bekannte. Dieſer heilige, in der Wiſſenſchaft der Seelſorge ſehr erfahrene Mann wollte, bevor er ihm die Abſolution ertheilte,

ſeine Reumüthigkeit auf die Probe ſtellen, und trug ihm als Buße auf, in drei aufeinanderfolgenden Mitternächten am Fuße des Galgens einen Roſenkranz für das Seelenheil der von ihm Ermordeten zu beten, und ihm jedesmal am folgenden Morgen anzuzeigen, daß dies geſchehen. Feſt entſchloſſen, ſich mit Gott zu verſöhnen, unterzog ſich Don Juan Manuel demüthig dem Befehl, und als es Mitternacht ſchlug, kniete er unter dem Galgen und betete, trotz des Grauſens, welches ſein Blut in den Adern gerinnen machte, ſeinen Roſenkranz. Schon war dieſer beendigt, und eben wollte er ſich auf den Heimweg begeben, als er zu ſeinem größten Entſetzen folgende laut und deutlich, aber mit einer Grabesſtimme geſprochenen Worte vernahm:

„«Ein Vaterunſer nebſt Ave-Maria für die Seele des Don Juan Manuel!»

„Als er von ſeiner Ohnmacht ſich erholte, graute bereits der Morgen, und ſein erſter Gang war, dem Pater das ſchreckliche Begegniß zu berichten. Dieſer ſuchte ihn zu ermuthigen, zeigte ihm, daß dieſe Buße zum Heil ſeiner armen Seele nothwendig ſei und unter dem, was er gehört zu haben glaube, nur eine Liſt des hölliſchen Feindes zu vermuthen ſei, der ihn von einer ſo heilſamen Uebung der Reue abzuziehen trachte. Er möge, ſo oft er Furcht empfinde, nur das Zeichen des heiligen Kreuzes machen, vor allen Dingen aber auch in der folgenden Nacht am Fuße des Galgens ſeine Buße verrichten. Sei dieſe geſchehen, verſpräche er, ihm am folgenden Tage die Abſolution zu ertheilen. So ermuntert, erſchien auch zur beſtimmten Stunde Don Juan Manuel unter dem Galgen. Noch hatte er aber ſeinen Roſenkranz nicht beendet, als er aus der Ferne eine große Anzahl brennender Lichter herankommen und je zwei und zwei, wie in einer Proceſſion, vorüberziehen ſah, gefolgt von einem dunkeln, kantigen, ſargähnlichen Gegenſtande, der in Manneshöhe über dem Boden nachſchwankte. Don Juan blieb bei dieſem Anblick ziemlich tapfer; als er aber im Ton der vorigen Nacht die Worte vernahm: «Ein Vaterunſer nebſt Ave-Maria für die Seele des hochachtbaren Don Juan Manuel!»

da verlor er den Muth und das Bewußtſein. Am Morgen war er frühe beim Pater, betheuerte ihm, die Probe nicht zum dritten mal beſtehen zu können, und bat, ihm die Abſolution nicht länger vorzuenthalten, da er die Aufrichtigkeit ſeiner Reue ſehe. Länger zu zögern ſchien auch dem Pater nicht gerechtfertigt, und nachdem er nochmals ſeine Beichte gehört und ſich das Verſprechen hatte geben laſſen, Don Juan werde auch die dritte Nacht unter dem Galgen beten, ertheilte er ihm Vergebung ſeiner Sünden."

„Ich wette alles, dieſe Nacht geht's ihm ſchlecht; denn nun folgt die Strafe", warf mein Begleiter, Señor Buſtamante, ein, welcher der Erzählung aufmerkſam gefolgt war.

„Und wie folgte ſie, Don Pio! Daß ſich einem das Haar auf dem Haupte ſträuben möchte! In jener Nacht ging Don Juan Manuel, wie er verſprochen hatte, ſeine Buße zu verrichten, und als die Morgenſonne die Stätte beleuchtete, baumelte er, ein Erhängter, an eben dieſem Galgen. Aber wer glauben Ew. Gnaden, hatte ihn gehängt?"

„Quien sabe? Sollte es der Pater geweſen ſein?"

„O nein! Wie können Ew. Gnaden ſo etwas denken!"

„Nun, ſo iſt's der Teufel geweſen, der auf keinen Fall mit Don Juan zufrieden war, und ihm im Zorn den Hals umgedreht haben mag."

„Weit gefehlt! Die ihn gehängt haben, waren — errathen Sie es nicht? — die Engel!"

„Aber, lieber Meiſter, darin liegt ja gar keine Gerechtigkeit. Eher hätte Don Juan Manuel den Teufel, der doch an allem ſchuld war, hängen müſſen."

„Gleichwol iſt es ausgemacht, daß es die Engel gethan haben, und bis auf den heutigen Tag hat in ganz Mexico niemand anders geglaubt."

„Sagt die Geſchichte nicht, ob die Witwe wieder heirathete?"

„Ich weiß nur ſoviel, daß dieſe Straße ſeitdem Calle Don Juan Manuel heißt."

„So ſtand hier ſein Haus?"

„Genau auf der Stelle, behauptete mein Vater, die jetzt das

Hintergebäude des Kloſters San-Bernardino einnimmt, denn es wurde auf Befehl der Audiencia niedergeriſſen.“

„Ohne Zweifel waren dann die Oidores mit den Engeln einverſtanden, was gerade kein ſeltener Fall in der Geſchichte geweſen ſein ſoll. Wer möchte in ſolcher Zeit gelebt haben!“

„In Betreff der Audiencia hörte ich meinen Vater ſagen, der Herr Licenciado, ein ehemaliger vertrauter Freund von Señor Don Pio Buſtamante's Vater, beſitze, ich weiß nicht was für Papiere, aus denen zu erſehen ſei, was mit dem Haus und den übrigen Gütern Don Juan Manuel's geſchah.“

Acht Tage waren verfloſſen, während welcher ich meinen Beſchäftigungen in der Hauptſtadt nachgegangen war und darüber beinahe die ganze Erzählung des Barbiers vergeſſen hatte. Da erhielt ich eines Morgens ein voluminöſes Packet Papiere, welchem ein Brief Buſtamante's mit folgendem Inhalt beigeſchloſſen war:

„Als wir vor acht Tagen unſern Barbier verließen und ich mich von Ihnen trennte, geſchah es in der Abſicht, meinen Freund, einen Sohn des erwähnten Licenciado C., zu beſuchen, weil er möglicherweiſe die intereſſanten Papiere noch aufbewahrt haben konnte. Solche vom Vater auf den Sohn ſich forterbende Erzählungen, ſagte ich zu mir ſelbſt, gründen ſich alle auf ein wirkliches Ereigniß, und hat die Geſchichte Don Juan Manuel's auch keine univerſalhiſtoriſche Bedeutung, ſo iſt ſie doch für die Specialgeſchichte Mexicos intereſſant genug. Einige Minuten nach dieſer Reflexion befand ich mich in der Wohnung meines Freundes, erklärte ihm die Veranlaſſung meines Beſuchs, und bald waren wir eifrig beſchäftigt, vergilbte, von Motten ſtark angegriffene Papiere zu durchſtöbern. Lange fanden wir nichts. Meine Ungeduld wuchs und meine Eigenliebe fühlte ſich gekränkt, von einer Begebenheit aus der Geſchichte meiner Vaterſtadt keine beſſere Bürgſchaft geben zu können als den Namen meines Barbiers. Müde, Acten zu durchblättern und Staub zu verſchlucken, wollten wir eben die Hoffnung aufgeben, als uns ein Umſchlag mit loſen Blättern in die Hände fiel, welche mit ſo wunderlichen Schriftzügen bedeckt waren, daß man ſie für kabbaliſtiſche Zeichen hätte halten können.

„«Was wetten wir, dies ſind die Papiere, die wir ſuchen?»

„«Unmöglich! Der Charakter dieſer Schrift iſt zum mindeſten ältern Datums als die Entdeckung Amerikas.»

„«Man täuſcht ſich darüber ſehr leicht; ich kann dir weit neuere Handſchriften zeigen, die dennoch weit unleſerlicher ſind.»

„«Gleichwol kann hier kein Zweifel obwalten, denn der Charakter dieſer Schrift iſt, wenn ich nicht ſehr irre, derjenige, den der Pater Terreros den cortezianiſchen nennt, und das jüngſte Schriftſtück darin datirt aus dem Anfang der Regierung unſerer katholiſchen Könige.»

„«Ich möchte ſie eher für die Kanzleiſchrift halten, die während der Zeit von 1590 bis 1610 üblich war.»

„«Es kann nicht ſein; die Züge ſind...»

„«Es kann recht gut ſein! Sieh dieſen Schnörkel, offenbar eine Abbreviatur, die...»

„Der Streit endete damit, daß ich die Papiere nach Hauſe trug.

„Die Nacht ſchlief ich weder, noch putzte ich mein Licht. Mein ganzes Verlangen war, zur Widerlegung meines Freundes am andern Morgen die Geſchichte Don Juan Manuel's vorleſen oder erzählen zu können. Meine erſte Arbeit mußte ſein, ein Alphabet in dieſem Schriftcharakter aufzuſtellen. Die erſten Blätter enthielten ſo kurze und unregelmäßige Zeilen, daß ich ſie für Verſe hielt und bis zu gelegenerer Zeit beiſeite legen wollte, da fiel mein Blick auf eine ſchöner und leſerlicher gehaltene Zeile, und wer beſchreibt mein Entzücken bei der Entzifferung der Worte:

„Verzeichniß beiliegender Aktenſtücke, betreffend
Don Juan Manuel de Solórzano.

„Nun waren alle Schwierigkeiten gehoben. Ich ſtellte mein Alphabet auf, entzifferte die Abbreviaturen, übte mich im Leſen, und habe nun das Vergnügen, Ihnen angeſchloſſen eine Abſchrift folgender Actenſtücke überſenden zu können:

„1) Carta de Don Pedro Salazar al oidor Señor Don Francisco Velez de Pereira;

„2) Carta de Don Pedro Salazar, residente in Vera-Cruz al Virey Marques de Cadereita;

„3) Carta del P. Ontañon del orden de San-Francisco á su prelado;

„4) Carta de Don Prudencio de Armendia, residente in Orizaba à Don Juan Manuel de Solórzano;

„5) Papel del Virey al Lic. Ondraeta;

„6) Papel del mismo á Don Diego de Figuerra, capitan de navio, comandante de la flota;

„7) Papel de Don Manuel al P. Ontañon;

„8) Mandamiento de embargo, de algunos bienes de Don Juan Manuel cometido por la audieneia al Lic. Sarabia;

„9) Minuta de inventario de los bienes de la obra pia del hospital de Españoles que administraba Don Juan Manuel de Solórzano."

So weit Don Pio's Brief. Die erhaltenen Acten aber las ich und ſtudirte ſie am Lichte der Thatſachen ihrer Zeit, und hier iſt die

Wahrhafte Geſchichte Don Juan Manuel's.

An der Regierung der ſpaniſchen Colonien participirten drei Factoren. Die amtliche Gewalt lag in den Händen der Vicekönige, die geiſtliche in denen der Erzbiſchöfe, und zwiſchen beiden ſtand die Audiencia, um durch ihr Hinneigen nach rechts oder links den Ausſchlag zu geben. Allein bis in die letzten Jahre der ſpaniſchen Herrſchaft war die Macht eines Erzbiſchofs der eines Vicekönigs hundertmal überlegen. Scheinbar ohne mit jenen phyſiſchen Zwangsmitteln ausgerüſtet zu ſein, und fern davon mit einer Gewalt zu prunken, deren ſichtbarer Apparat dem Volke anſtößig iſt, hielt dieſe gigantiſche Macht durch bloße moraliſche Beeinfluſſung, Cenſuren und Anatheme die Menge in Banden, um ſie für die Intereſſen ihres Standes jederzeit in den Kampf führen zu können; denn ohne ſich ſtets innerhalb derjenigen Grenzen zu halten, welche ihre Jurisdiction von der bürgerlichen trennen, ſuchten ſie dort,

wie überall, einen ihrem Stande dienenden Einfluß auf Geſchäfte auszuüben, die ihnen fremd ſein ſollten, und meiſt ohne daß ihnen ein ernſtlicher Widerſtand entgegengeſtellt wurde, weder von ſeiten der Regierung, die ſie im Aberglauben zu erhalten wußten, noch von ſeiten der Audiencia oder des Raths von Indien, deren Mitglieder theils von ihnen abhängig, theils durch den Stand, dem ſie angehörten, ihnen unterwürfig waren. Außerdem von der bürgerlichen Jurisdiction geſetzlich unabhängig, konnten ſie, wenn ſie wollten, ungeſtraft Handlungen begehen, die ebenſo ſehr dem zur Schau getragenen Charakter ihres Amtes, als der Humanität widerſprachen, die ſie hätte beſeelen ſollen, aber leider nicht mit dem Pallium angezogen wird.

Die bürgerliche Gewalt, im beſten Fall ſchon ohnmächtig, wenn ſie der kirchlichen, der Beherrſcherin der öffentlichen Meinung, gegenüberſtand, war zwiſchen der Audiencia und dem Vicekönig getheilt, ſodaß der erſtern vorzugsweiſe die richterlichen, dem letztern vorzugsweiſe die executiven Befugniſſe zufielen.

Der Urſprung der Audiencias läßt ſich mit Sicherheit nicht beſtimmen. Nach der gegenwärtig gültigen Meinung gingen dieſe collegialiſchen Tribunale aus der Sitte der gothiſchen Könige hervor, in Perſon Recht zu ſprechen, woraus ſich für ſie die Nothwendigkeit ergab, zur Anhörung der Parteien Hörer (Oidores = Auditores) anzuſtellen. Das älteſte Reglement für die Real Audiencia iſt vom Jahre 1264. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts entſtanden aus derſelben die Audiencias Territoriales, und, wie in allen Provinzen der ſpaniſchen Monarchie, wurde dieſes Inſtitut auch jenſeit des Ocean eingeführt, wo der Umfang und die große Entfernung der ſpaniſchen Beſitzungen vom Mutterlande vorzugsweiſe zu gebieten ſchien, dem Anſehen der Repräſentanten der Krone ein Gegengewicht zu geben. Der eingeſetzten Audiencias gab es in Neuſpanien zwei, von denen die eine in Mexico, die andere in Guadalaxara reſidirte. Die erſtere, von Karl V. zu Burgos im Jahre 1527 creiirt, beſtand aus acht Oidores, nämlich vier Alcaldes del Crimen (öffentliche Ankläger, Staatsanwälte), zwei Fiscalen, einem Alguacil-Mayor und einem Großſiegelbewahrer,

unter dem Präſidium des Vicekönigs. Ihre Amtsthätigkeit erſtreckte ſich nicht blos auf die Provinzen, welche unter dem Namen Neuſpanien zuſammengefaßt wurden, ſondern auch über Yucatan, Cozumel und Tabasco. Der große Einfluß, welchen die Körperſchaft auf Adminiſtration, Legislation und Jurisdiction ausübte, und ihre Befugniß, im Fall der Erledigung der Vicekönigswürde die Regierung in die Hände zu nehmen, gab ihr ein entſchiedenes Uebergewicht über den Vicekönig ſelbſt, deſſen Thatkraft ſie durch Paſſivität lähmen konnte, wenn ſie ihren eigenen Intereſſen feindliche Ziele verfolgte, und deſſen Privatleben ſie mit größter Sorgfalt durchſpähte, um für den Fall eines Zerwürfniſſes ihm gewaffnet gegenüber zu ſtehen. Außerdem beſeelte, wenigſtens während der erſten hundert Jahre, welche auf die Eroberung folgten, die Mitglieder dieſes Tribunals ein Durſt nach Macht und Reichthum, der vor keiner Grauſamkeit zurückbebte, und der in dem Vicekönig nur ein Hinderniß ſeiner Befriedigung ſah, ohne den Vorwurf zu fühlen, daß gerade die blutige Tyrannei und ſchonungsloſe Willkür der erſten Audiencia das Inſtitut unter dieſe Abhängigkeit gebracht hatte. Alle die Perioden, während welcher, in Erledigung der Vicekönigswürde, die Audiencia ſelbſtändig die bürgerliche Gewalt ausübte, ſind durch Grauſamkeiten ausgezeichnet, welche einen Beweis mehr dafür liefern, daß die Kirche ihre Autorität niemals zu Gunſten der Unterdrückten ausübt, wenn ſie nicht ein Intereſſe daran hat, für eigene Rechnung mit den Unterdrückern Händel zu beginnen.

Unter dieſen Verhältniſſen erſchien am 12. September 1621 der Marquis de Galves, um die Regierung Neuſpaniens aus den Händen der Audiencia zu übernehmen, die ſie ſeit ungefähr ſechs Monaten geführt hatte.

Indem Philipp IV. die Regierung Neuſpaniens, eine der wichtigſten Colonien der Krone, dieſem Mann anvertraute, deſſen Charakter er — wie aus der deſſen Beichtvater, dem Fr. Bartolome de Burguillos, gegebenen Inſtruction erhellt — vollkommen kannte, ſtellte er an deſſen Biederſinn und Gerechtigkeitsliebe die Forderung, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums ſeiner Unterthanen

wiederherzuſtellen und die Misbräuche zu entfernen, welche in allen Zweigen der Adminiſtration wucherten. Auch täuſchte der Marquis nicht die Erwartungen ſeines Souveräns. Seine erſten Maßregeln, die er zur Sicherung der öffentlichen Wege nahm, die Wachſamkeit, mit welcher er die richterlichen Entſcheidungen controlirte und die Habſucht der Beamten einſchüchterte, kennzeichnen ihn als einen energiſchen und unnachſichtigen Herrn. Allein die traurigen Zuſtände, welche der Vicekönig zu beſeitigen ſtrebte — darin täuſchte er ſich —, waren nicht ſowol in der Habſucht von Privaten und Beamten und der Unfähigkeit und Sorgloſigkeit ſeiner Vorgänger, ſondern in den Sonderintereſſen und der Präponderanz des Klerus begründet, der die bürgerlichen Autoritäten ſtets nur ſo lange unterſtützt, als ſie ſeinen Anſichten huldigen. Wenn nun ſchon an und für ſich in einem ſo zerrütteten Gemeinweſen, wie das der ſpaniſchen Colonie, ein energiſcher Charakter für den damit begabten Reformator eine gefährliche Tugend iſt, ſo bedingt eine Täuſchung wie die des Marquis faſt unausbleiblich den Untergang, weil ſich alle diejenigen, welche die Gerechtigkeit und Unbeſtechlichkeit des Marquis fürchteten, oder zum Theil bereits erfahren hatten, unter die Fahne des Klerus flüchteten, der ohnehin ſchon das Uebergewicht beſaß, weil er über einen abergläubiſchen Pöbel, den gefährlichſten aller Pöbelſorten, gebot, dem er als eine religiöſe Pflicht den Kampf für das eigene Intereſſe aufzunehmen gebieten konnte.

In der Bekämpfung der zahlloſen Misbräuche, welche der Marquis beim Antritt ſeiner Regierung vorfand, wurde er durch einen Mann unterſtützt, der im Gefolge ſeines Vorgängers nach Mexico gekommen war und vielfach Gelegenheit gefunden hatte, die Perſonen und Verhältniſſe zu ſtudiren. Dieſer Mann war Don Juan Manuel de Solórzano. Zwiſchen ihm und dem Vicekönig bildete ſich nach und nach ein ſehr vertrauter Verkehr, da ſie beide im Haſſe gegen Ungerechtigkeit und Willkür übereinſtimmten, mit dem Unterſchied, daß dieſer Haß für den Marquis aus dem Gefühl der Pflicht, bei Don Juan Manuel aus dem Drange eines weichen und vollen Herzens hervorzugehen ſchien.

Durch Don Juan erfuhr der Marquis, als er ſich über die große Noth unterrichten wollte, in welcher ſich die ärmern Klaſſen der Hauptſtadt wegen der hohen Maispreiſe befanden, daß einige reiche Speculanten, von der ſtädtiſchen Behörde unterſtützt und begünſtigt, die Vorräthe der Hacendados aufkauften, um die Preiſe nach Willkür zu ſtellen, und daß die zum Ankauf von Getreide im Etat der Stadt ausgeſetzten Summen mit unerhörter Frechheit von einigen Regidoren eingeſackt würden. Der Marquis zwang ſofort die betreffenden Regidoren zur Herausgabe der unterſchlagenen Summen, und kaufte mit dieſen und 10000 Peſos, die er von ſeinem eigenen Einkommen zulegte, große Quantitäten Mais, die er um den Preis von 20 Realen für die Fanega verkaufte und dadurch den Speculanten einen Verluſt von 50 Procent an dem gehofften Gewinn verurſachte. Einer der durch dieſe Maßregel am meiſten Gekränkten war Don Francisco Velez de Pereira.

Dieſer Mann war Alcalde-Mayor von Ixtlahuaca und zu gleicher Zeit — aber im Widerſpruch mit einer Menge königlicher Verordnungen — Corregidor von Mexico, wozu er während der Regierung der Audiencia, durch den Einfluß der Oidores Galdos von Valencia und Pedro de Vergara Gaviria, gekommen war. Der Vicekönig machte die Klage wegen dieſer Ordnungswidrigkeit nicht bei der Audiencia anhängig, weil er von dieſem Tribunal, in welchem der Verklagte viele Freunde zählte, eine Freiſprechung deſſelben befürchtete, ſondern übergab die Sache dem Rath von Indien, der Don Franscisco ſeiner Stelle als Corregidor entſetzte und die beiden Oidores jeden zu 100 Dukaten Strafe verurtheilte.

Noch war es zwiſchen dem Vicekönig und dem Erzbiſchof zu keinem Bruch gekommen, und offenbar ſuchte der Marquis einen ſolchen zu vermeiden, denn obwol er gleich im Anfang eine Menge Zuſchriften erhielt, welche in bitterer Weiſe bald des Erzbiſchofs Käuflichkeit und die Ungerechtigkeit ſeiner Entſcheidungen, bald die Habſucht ſchilderten, mit der er Kirchenſtrafen verhänge, die nur ſeine eigene Bereicherung zum Zweck hätten, ſo wollte er dennoch keinen Schritt thun, der des Erzbiſchofs Anſehen und gutem Ruf hätte ſchaden können; vielmehr verſuchte er in vertraulicher Weiſe

ihn mit den über ihn umgehenden Gerüchten bekannt zu machen, um dem Erzbiſchöf ſelbſt die Heilung der ſeinem Anſehen geſchlagenen Wunden zu überlaſſen. Er erwähnte beiläufig, daß man im Publikum von einer Eheſcheidung ſonderbare Dinge munkle, obwol ſie ohne Zweifel vollkommen gerechtfertigt ſei; daß ſelbſt einige religiöſe Genoſſenſchaften, denen wahrſcheinlich ſeine oberhirtliche Wachſamkeit nicht zuſage, behaupteten, der Erzbiſchof habe die Protection nur auf ſich genommen, um ſeine Einkünfte zu vermehren; daß man die Läſterung ſo weit treibe, zu ſagen, der Herr Erzbiſchof nähme von den Parteien, die einen ſeiner Entſcheidung harrenden Ausſpruch oder Proceß hätten, Geſchenke an; daß man behaupte, der Erzbiſchof von Mexico ſei Mitglied der verruſenen ſchwarzen Bande (brigada negra), einer Wuchererverbindung, welche den Fleiſch- und Fruchtmarkt beherrſchte u. ſ. w.

Der Erzbiſchof fühlte ſich verwundet, ohne für das ſchonende Verfahren des Vicekönigs einen andern Beweggrund anzuerkennen, als deſſen Unentſchloſſenheit ihn anzugreifen, und ſtand ſeit jener Stunde in den Reihen ſeiner entſchiedenſten Gegner. Eifrig bemüht, die von dem Marquis angedeuteten Blößen zu verdecken, und den Einfluß ſeiner Würde auf die Maſſen, die er ſich durch Habſucht perſönlich entfremdet hatte, wiederzugewinnen, ſuchte er die erſt kürzlich aus Spanien gekommenen neuen Orden, zum Nachtheil der ſeit langen Jahren dort habilitirten, zu begünſtigen, beſonders aber ihnen den Unterricht und die Seelſorge unter den Indianern zuzuwenden, ſtieß aber in dieſem Bemühen auf energiſchen Widerſtand von ſeiten des Vicekönigs, der, die Abſichten ſeines Gegners durchſchauend, erklärte, die Mönche der alten Orden ſeien mit den Idiomen, Sitten und Charakteren der Indianer ſeit langen Jahren vertraut, in jeder Hinſicht für den Unterricht und die Seelſorge unter ihnen beſſer qualificirt als die neuen, und es ſei kein Grund vorhanden, dieſe Wirkſamkeit andern Schultern aufzubürden.

Während ſo faſt jede Maßregel des Vicekönigs neue Rekruten in die Reihen ſeiner Gegner trieb, während man bereits offen ſeine Regierung tadelte und im geheimen die Mittel überlegte, ihn zu

ſtürzen, denuncirte Don Juan Manuel den Melchor Velez de Pereira, daß er, als Alcalde-Mayor von Metepec, den Indianern ſeiner Provinz ungeſetzliche Laſten auferlege, daß er von ihnen willkürliche Steuern erhebe, ſie zwinge, aus ſeiner eigenen Schlächterei Fleiſch zu kaufen, das ungenießbar ſei, den Ertrag ſeiner Aecker, gut oder ſchlecht, ihm abzunehmen, und die beſten Stücke ihrer Herden ihm gegen ein Spottgeld abzutreten oder gegen ſchlechteres Vieh zu vertauſchen.

Der Vicekönig beauftragte ſofort einen Alcalden mit der Voruntersuchung, und als dieſe unwiderlegliche Beweiſe der Schuld lieferte, verſicherte er ſich der Perſon des Don Melchor und übergab dem Rath von Indien die Aburtheilung der ſchwerern Vergehen, während er die der leichtern ſich ſelbſt vorbehielt. Bevor jedoch, nach mannichfachen Verzögerungen in dem Proceß, das Urtheil geſprochen wurde, verließ Don Melchor die ihm angewieſene Wohnung in der Stadt und flüchtete nach dem Kloſter San-Domingo, wo er bald darauf erfuhr, daß er zu 70000 Peſos Geldbuße und der Verbannung aus Neuſpanien verurtheilt ſei. Geſchützt durch das Aſylrecht des Kloſters, betrieb er durch ſeine Freunde die Veräußerung ſeines Eigenthums und Vorbereitungen zur Flucht. Dies geſchah indeß nicht ſo geheim, daß es Don Juan Manuel verborgen geblieben wäre; deshalb ließen darauf die Richter, um dem Flüchtling alle Verbindung abzuſchneiden und ſeine Entweichung zu verhindern, das Kloſter bewachen.

Trotzdem gelang es gegen Ende des Jahres (1623) Don Melchor, dem Erzbiſchof ein Promemoria in die Hände zu ſpielen, in welchem er dieſen bat, die Entfernung der Wache zu veranlaſſen, und darauf aufmerkſam machte, daß durch ſie die Immunität der Kirche verletzt ſei. Bereitwillig ging der Erzbiſchof auf dieſes Geſuch ein, und als ſein Antrag abgelehnt wurde, weil Don Melchor des Schutzes der kirchlichen Immunität nicht theilhaftig ſei, da er ſeine Haft gebrochen habe, excommunicirte der Erzbiſchof die Richter, den Notar, welcher das Inſtrument ausgefertigt hatte, und ſogar die Wachen ſelbſt. Die Excommunicirten appellirten an die Audiencia, welche auf zwanzig Tage den Bann ſuspendirte und

ihrem Notar den Bericht über das Vorgefallene auftrug. Der Erzbiſchof erklärte ſich damit einverſtanden, verlangte aber die Auslieferung der Acten, um durch ſeinen eigenen Notar, einem Geiſtlichen, dem Oſorio die Excommunication zu publiciren. Der Abgeſandte des Erzbiſchofs entledigte ſich ſeines Auftrags in ſo ungezogener Weiſe und durchwob ſeinen Vortrag mit ſo vielen beleidigenden Aeußerungen über den Vicekönig, daß dieſer vom Erzbiſchof verlangte, ſeinen Notar zu beauftragen, perſönlich Abbitte zu thun. Dieſer erſchien auch endlich; da er ſich aber auch in Gegenwart des Vicekönigs nicht zu mäßigen wußte, ließ ihn der letztere ſofort nach San-Juan de Ulua bringen, um ihn nach Spanien zu ſchicken.

Darauf hin erklärte der Erzbiſchof den Vicekönig der Bulle In coena Domini verfallen, excommunicirte auch ihn und ſchrieb auch ſeinen Namen in die öffentliche Liſte der von der Kirche Ausgeſtoßenen. Als alle Unterhandlungen nichts fruchteten, appellirten die Excommunicirten ſämmtlich an den päpſtlichen Delegaten zu Puebla, der, durch eine beſondere Bulle Gregor's XIII. zur Entſcheidung ſchwieriger, dem vorliegenden ähnlicher Fälle ermächtigt, die Acten prüfte, dem Erzbiſchof die Excommunication aufzuheben befahl, und als dieſer ſich weigerte, durch einen Subdelegaten die Genannten losſprechen und ihre Namen löſchen ließ. Der Erzbiſchof, aufs äußerſte gereizt, befahl, nicht nur die Namen der von ihm Excommunicirten von neuem einzutragen und den des Subdelegaten hinzuzufügen, ſondern noch in derſelben Nacht (3. Januar) in allen Kirchen der Hauptſtadt das Interdict zu läuten, was eine fürchterliche Aufregung unter der Bevölkerung hervorrief. Da erſchien ein dritter Erlaß des päpſtlichen Legaten, in welchem dem Erzbiſchof die Aufhebung der kirchlichen Cenſuren innerhalb beſtimmter Friſt aufgegeben wurde, widrigenfalls der Delegat einſchreiten und ſeine Entfernung aus Mexico verfügen werde. Der Erzbiſchof blieb entſchloſſen, nicht zu gehorchen, und der Delegat wurde bereits ſtündlich in Mexico erwartet, als der Erzbiſchof ſich am Morgen des 11. Januar in einem offenen Tragſeſſel in den Sitzungsſaal der Audiencia bringen ließ, wo eben die Oidores Valecillo, Ibara und

Avendaño öffentliche Audienz ertheilten. Auf die Frage nach ſeinem Begehr, antwortete er: „Gerechtigkeit von meinem König und Herrn!“ und mit dieſen Worten wollte er eine Petition überreichen, deren Annahme die Oidores jedoch ablehnten und, dem Vicekönig in den Berathungsſaal folgend, den Erzbiſchof ſtehen ließen. Dieſer trat hierauf an die Stufen der Eſtrade und legte, die Menge zum Zeugen nehmend, an denſelben die Erklärung ab, nicht von dannen zu gehen, bis ihm Gerechtigkeit widerfahren ſei. Unterdeß war das Glockengeläute auf Befehl des angekommenen Delegaten verſtummt; aber das plötzliche Schweigen vermehrte in dieſem Augenblick die Aufregung. Aus Furcht vor einem Aufruhr wurde Oſorio hinausgeſchickt, die Petition des Erzbiſchofs zu empfangen und ihm zu ſagen, er möge ſich nach ſeinem Palaſt begeben, da ſeine Gegenwart bei Berathung der Petition nicht nothwendig ſei. Der Erzbiſchof beharrte auf ſeiner Erklärung, nicht von dannen zu gehen, bis er Gerechtigkeit erhalten habe, und Oſorio kehrte unverrichteter Dinge in den Rathsſaal zurück. Hier war, wie es in ſolchen Augenblicken zu geſchehen pflegt, niemand des andern Meinung, und zuletzt übertrug man dem Vicekönig, die Sache nach Gutdünken abzuwickeln. Dieſer ließ den Erzbiſchof auffordern, ſich ſofort nach ſeinem Palaſt zu begeben, unter Androhung einer Geldbuße von 4000 Dukaten. Erſt als die dritte und vierte Aufforderung und die Androhung von Suspenſion und Landesverweiſung erfolglos blieb, ging der Vicekönig zu ernſten Maßregeln über und befahl den Alcalden und dem Alguacil-Mayor der Audiencia, den Erzbiſchof von Mexico zu verhaften und unter ſicherer Bedeckung nach San-Juan de Ulua zu bringen, um ihn bei der erſten Gelegenheit nach Spanien einzuſchiffen. Es war 1 Uhr nachmittags, als der Erzbiſchof, von zehn Dragonern unter dem Commando von Don Prudencio de Armendia escortirt, die Hauptſtadt verließ.

In der Nacht, welche auf dieſen ſtürmiſchen Tag folgte, traten die drei Oidores, welche der Berathung beigewohnt hatten, in deren Folge der Erzbiſchof abgeführt worden war, von neuem zuſammen, widerriefen das Erkenntniß des vorigen Tags und erließen

ein neues, welches die über den Erzbiſchof verhängten Strafen und Landesverweiſung aufhob. Von dieſem Erkenntniß wurden zwei Copien ausgefertigt, deren eine dem Erzbiſchof zugeſtellt wurde, die andere im Beſitze einer der drei Oidores blieb. Sobald der Vicekönig von dieſem illegalen Verfahren Kenntniß erhielt, ließ er die drei Oidores in ſeinem Palaſt in Haft halten, die Secretäre derſelben ins Gefängniß abführen und erklärte das aufhebende Erkenntniß für illegal und nichtig.

Unterdeß ſetzte der Erzbiſchof, ſeine Escorte und alle, welche ihm nicht zu Willen waren, excommunicirend und in allen Ortſchaften, durch welche er zog, das Interdict verkündend, ſeinen Weg fort, während der Vicekönig, beſorgt, er möge durch irgendeinen ſeiner Anhänger die Cessatio a divinis ausſprechen laſſen, dem Proviſor und den Pfarrern verbot, irgendwelchen Auftrag des Erzbiſchofs auszuführen, bis der Delegat des Papſtes in der Sache des Erzbiſchofs entſchieden habe.

Am 13. Januar kam der Erzbiſchof nach Teotihuacan, wo er ſich die Schlüſſel der Franciscanerkirche geben ließ. Kaum eingetreten, ſtürzte er auf das Tabernakel, ergriff das Hochwürdige, weigerte ſich weiter zu gehen, und donnerte an dieſem und dem folgenden Tag, während die Soldaten ihn wegen des Hochwürdigen, das er nicht aus den Händen ließ, nicht anzurühren wagten, Bannfluch auf Bannfluch über den Tyrannen und ſeine Anhänger, und decretirte die gefürchtete Cessatio a divinis.

Hatten die hartnäckig behaupteten Cenſuren des Erzbiſchofs, die Verbannung eines vom Pöbel angebeteten Mannes und die Gerüchte von einer bevorſtehenden Kataſtrophe, auf welche die Partiſanen des Erzbiſchofs hindeuteten, die Gemüther bisher in Gärung erhalten, ſo erreichte die Aufregung den höchſten Grad, nachdem am Morgen des 15. Januar durch den Proviſor Portillo in allen Kirchen Mexicos die Cessatio a divinis und die Excommunication des Vicekönigs publicirt worden war. Zufall oder Ergebenheit führten während dieſer Vorgänge den mehrgenannten Oſorio über die Plaza-Mayor. Einige Burſchen, die ihn erkannten, begannen ſeinen Wagen mit Steinwürfen zu verfolgen, und

nöthigten ihn, ſich in den Palaſt des Vicekönigs zu flüchten. Schon füllte ſich der Platz mit Indianern, Mulatten, Meſtizen, Spaniern und Portugieſen, deren Haß der Vicekönig ſich durch Ausſchließung vom Minenbetrieb zugezogen hatte. Laute Stimmen forderten den Erzbiſchof und die verhafteten Oidores, und drohten Tod und Verderben allen, welche der Palaſt berge. Steine zerſchmetterten die Fenſter, und ununterbrochen ertönte der Ruf, mit dem die Leiter des Aufſtands die Menge aufſtachelten: „Es lebe die chriſtliche Religion! Es lebe die Kirche! Es lebe unſer König und Herr! Tod dem Lutheraner! Tod dem Ketzer! Tod dem Excommunicirten!"

Der Vicekönig gab den Arkebuſieren Befehl, den Platz zu ſäubern, und als ſie nicht gehorchten, ließ er von den Azoteen und aus den Fenſtern auf die Tumultuanten Feuer geben. Dies vermehrte die Wuth des Pöbels. Ein Student, der in einem der Fenſter des Palaſtes eine Standarte bemerkte, die in dem Tumult unter Philipp III. gedient hatte, erkletterte mittels einer Leiter, welche zu den Baugeräthſchaften der Kathedrale gehörte, den Giebel, holte die Fahne herunter und pflanzte ſie auf dem Thurm der Kathedrale auf. Der Aufſtand entfaltete ſich immer drohender, während die Kräfte, über welche der Vicekönig verfügen zu können gewähnt hatte, eine nach der andern verſagten. Um 9 Uhr morgens decretirte er die Rückkehr des Erzbiſchofs; aber bereits hatten die Meuterer Feuer an den Palaſt gelegt, und forderten außerdem die Freilaſſung der drei Oidores. Auch dieſe wurden in Freiheit geſetzt, und der Vicekönig mußte ſich der Demüthigung unterziehen, ſie zu bitten, von dem Balcon des Palaſtes herab die Aufrührer zu verſichern, daß ſie frei ſeien. Demnächſt beſtand die Menge darauf, das Decret zu ſehen, welches den Erzbiſchof zurückrufe, und verlangte, als ihnen auch hierin gewillfahrt war, die Audiencia ſolle die Zurückberufung decretiren. Unterdeß zog ein Hauſe der Tumultuanten nach dem Kloſter San-Domingo, befreite den Don Melchor Velez de Pereira und führte ihn triumphirend durch die Straßen.

Es lag in den geſteigerten Forderungen des Pöbels viel zu viel Methode, wie Polonius ſagen würde, um die Pfeife zu ver-

kennen, nach welcher dieſe Puppen tanzten; aber die Umſtände nöthigten den Vicekönig ſeinen Argwohn zu unterdrücken, als ihm die in ſeinem Palaſt weilenden Oidores vorſchlugen, ihnen zu geſtatten, ſich unter die Tumultuanten zu begeben, um durch ihr Anſehen und ihren Einfluß den Aufſtand zu beſchwichtigen. Auf die Plaza-Mayor hinausgetreten, ſtießen ſie auf Gabiria, der neue Scharen auf den Kampfplatz führte. Ein paar Worte reichten zur Verſtändigung hin, und vereint zogen ſie nach dem Kapitelhauſe, wohin ihnen die Menge das Geleit gab und auch Galdos de Valencia beſchieden wurde. Der Aufruhr wuchs mit jeder Minute und drohte mit tauſend Gewaltſtreichen, als die Mönche von San-Francisco die unter den Aufrührern befindlichen Indianer, auf welche ſie großen Einfluß beſaßen, hinwegführten, infolge deſſen eine mehrſtündige Ruhe eintrat. Endlich gegen 3 Uhr öffneten ſich die Thore des Kapitelhauſes für eine Deputation der Audiencia, welche dem Vicekönig vorſchlagen ſollte, ſich ſelbſt und die Regierung den Händen der Audiencia zu übergeben. Große Scharen des Pöbels geleiteten die Deputirten bis an die Thore des Palaſtes und warteten ungeduldig auf deren Wiedererſcheinen. „Nieder mit dem ſchlechten Regiment! Fort mit dem Ketzer! Feuer an die Zwingburg!“ tönte es aus den Reihen des Pöbels. Da erſchienen die Abgeordneten. „Die Audiencia“, hatte der Vicekönig geantwortet, „bleibe dem Aufſtand fern, ſo werde ich Herr darüber werden!“ Ein furchtbares Geheul, Drohungen, Verwünſchungen gegen den Tyrannen übertönten den Bericht der Deputation.

Die große Glocke der Kathedrale läutete zum Sturm, die Bewohner der Vorſtädte und Umgegend eilten der Plaza-Mayor zu, welche die Menge nicht zu faſſen vermochte; Feuerbrände und Steine flogen gegen die Fenſter des Palaſtes und von den Gerüſten der im Bau begriffenen Kathedrale; aus den Feuſtern der Bibliothek und des erzbiſchöflichen Palaſtes fielen einzelne wohlgezielte Schüſſe. Der Marquis, obgleich in großer Verlegenheit, befahl der ſchwachen, ihm ergeben gebliebenen Beſatzung ſowie ſeinem Hausperſonal, deſſen Anführung Don Juan Manuel übernahm, von den Azoteen des Palaſtes aus ein wohlgenährtes Feuer auf die

ſich näher und näher wagenden Rotten zu eröffnen, das namentlich von dem braven Dienſtperſonal energiſch unterhalten wurde, aber nicht gegen die Brandfackeln zu ſchützen vermochte, welche in die entlegenen Räume geſchleudert wurden, ſodaß bald die Flammen lodernd gen Himmel ſchlugen. Schon war das Gefängniß vom Feuer ergriffen, und es galt, in Betreff der Gefangenen einen Beſchluß zu faſſen. Der Vicekönig befahl, ſie heraustreten zu laſſen, und forderte ſie in einer Anſprache auf, ſich der königlichen Gnade würdig zu zeigen, indem ſie den Aufruhr bekämpfen hülfen. Sie verſprachen alles, wurden bewaffnet und von Don Juan Manuel auf ihre Poſten vertheilt; allein auch dieſe Hülfe verſagte. Auf die erſte Aufforderung der Rebellen, ſich ihnen anzuſchließen, gingen alle über. Schon hielt man den Muth des Vicekönigs für gebrochen genug, um ihm neue Vorſchläge zur Abdankung zu machen. Eine zweite Deputation rieth ihm, ſich den Oidores als Gefangener zu übergeben, deren Anſehen vielleicht jetzt noch hinreiche, ſeine Perſon zu ſchützen, aber nach Ankunft der 5000 indianiſchen Bogenſchützen, welche von Tlaltelolco unterwegs ſeien, um ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, den Ereigniſſen nicht mehr wehren könne.

Wider Erwarten blieb der Vicekönig auch jetzt noch entſchloſſen, dem Sturm zu trotzen, aber vielleicht weniger weil er hoffte ſeiner Meiſter zu werden, als weil er die Argliſt der Audiencia durchſchaute, welche ihn zum freiwilligen Rücktritt bewegen wollte, um ſich nicht offen gegen ihn erklären zu müſſen.

Der Morgen nahte, die Nebengebäude des Palaſtes lagen in Aſche, aber noch ſtanden die Hauptgebäude unverſehrt, von entſchloſſenen Männern vertheidigt.

Ermüdung und jene Abſpannung, welche auf heftige Aufregungen folgt, hatten die Rotten der Tumultuanten ſehr gelichtet, und es war zweifelhaft, ob die Sonne des folgenden Tags den Pöbel noch eben ſo lenkſam, ſo unbedachtſam und muthig finden würde. Das war es, was Don Juan Manuel und der Marquis hofften und die Audiencia befürchtete. Aber die Oidores, überzeugt, daß ſie zu weit gegangen, um zurücktreten zu können, beſchloſſen, die Maske fallen zu laſſen. Um 5 Uhr morgens wurde von ihnen ein

Digitized by Google

Decret unterzeichnet und sofort publicirt, worin sie erklärten: „Der Marquis von Galves hat aufgehört zu regieren. Die Audiencia hat die Regierung übernommen. Der Licenciat Pedro Gabiria ist zum Generalkapitän ernannt. Jeder Bürger, weß Standes er sei, hat sich, bei Todesstrafe, nach Anbruch des Tags bewaffnet auf der Plaza-Mayor einzufinden."

Mehr als 12000 Personen gehorchten dem Befehl. Gabiria erschien zu Pferde, den Generalkapitänstab in der Hand, führte sie, unter Vortragung der erbeuteten Standarte, nach dem Kloster San-Francisco und überließ den Palast den Angriffen des Gesindels der Hauptstadt.

Gegen 6 Uhr hatte die neuangefachte Flamme bereits solche Fortschritte gemacht, daß einige Außenmauern und Thore zusammenbrachen. Die Meuterer drangen ein und suchten plündernd und zerstörend den Vicekönig. Ueberzeugt, daß alles verloren und die Rettung des Lebens nur in der schleunigsten Flucht liege, wechselten der Marquis und Don Juan Manuel ihre Anzüge gegen eine Bedientenlivree, mischten sich unter die Menge und gelangten, in das Geschrei: „Tod dem Ketzer! Tod dem Lutheraner!" einstimmend, nach dem Kloster San-Francisco, welches von den Scharen des Gabiria bereits verlassen worden war, die sich nach dem Fall der Festung den Plünderern angeschlossen hatten.

Um 11 Uhr nachts verkündigte das Geläute aller Glocken und das Freudengeschrei seiner Partisanen die Ankunft des Erzbischofs, der, das Hochwürdige in der Hand, seinen Einzug und einen feierlichen Umzug hielt, worauf er am folgenden Tag die Cessatio a divinis aufhob, den Namen des Vicekönigs aber auf der Liste der Excommunicirten ließ.

So endete der Tumult vom 15. Januar, aus welchem wir lernen, daß bürgerliche Ordnung, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Eintracht und Freiheit nur relative Güter sind, die so lange geachtet werden, als sie die Interessen der herrschenden Kaste nicht beeinträchtigen.

Der Marquis blieb, bis zu seiner Rückkehr nach Spanien, im Asyl des Franciscanerklosters, Don Juan Manuel aber entging der

Rache durch die Flucht nach Zacatecas, wo er ſich dem Bergbau widmete und in kurzer Zeit große Reichthümer erwarb, während die Würde des Vicekönigs auf Don Rodrigo Pacheco Oſorio, Marquis von Cerralvo, übergegangen war, der ſo ſehr jeden Zwiſt mit der Audiencia mied, daß er zwar als ein unermeßlich reicher, aber an Würde und Anſehen armer Mann im Jahre 1635 ſeine Provinz verließ.

Nachdem die Vicekönigswürde auf Don Lope Diaz de Armendaris, Marquis von Cadereita, übergegangen war, ein Mann, der zwar auch dem Streit mit der Audiencia auszuweichen ſuchte, doch ohne ſeine Sympathien und Antipathien nach denen jener Herren zu formiren, folgte Don Juan Manuel einer Einladung deſſelben, ging nach Mexico zurück und trat bald in ſo vertraute Beziehungen zu demſelben, daß, als er im Jahr 1636 die einzige Tochter eines reichen Minenbeſitzers von Zacatecas, Donna Mariana Laguna, heirathete, die Neuvermählten ein mit dem Palaſt des Vicekönigs in Verbindung ſtehendes Haus bezogen, eine Nachbarſchaft, welche die freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen dem Marquis und Don Juan Manuel noch enger knüpfte, ſodaß ſie den größten Theil des Tags in Geſellſchaft zubrachten. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung, die nicht gewohnt war, die Vicekönige in den Häuſern der Privaten ein- und ausgehen zu ſehen, wurde genährt von der Audiencia und drohte in offene Empörung überzugehen, als es verlautete, der Vicekönig wolle Don Juan Manuel die Generaladminiſtration aller Zweige der königlichen Einkünfte und folglich die Controle über die nach der Halbinſel abgehenden Flotten übertragen. Aber der Marquis war auf ſeiner Hut, und ließ die Revolte nicht zum Ausbruch kommen, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß einige Oidores und der Erzbiſchof, die von jener Maßregel die größten Nachtheile für das eigene Intereſſe befürchteten, Klagen und Vorſtellungen an den Hof zu Madrid abſchickten, in denen der Marquis in den häßlichſten Zügen gezeichnet war, und mit einer viel gefährlichern Empörung gedroht wurde, als die, welche zwölf Jahre früher, unter dem Marquis von Galves, Neuſpanien erſchüttert habe. Die Triebfedern, welche der Vicekönig

in Bewegung ſetzte, müſſen aber in der That ſehr mächtig geweſen ſein, da ſie die großen Geldſummen überboten, mit welchen die Audiencia ihren Klagen bei Hofe Nachdruck verlieh, denn Philipp IV. hieß die Maßregeln des Marquis gut und beſtätigte Don Juan Manuel in den ihm übertragenen Aemtern.

Mit dem Schiffe, welches die Botſchaft des Königs überbrachte, erhielt Mexico die dort nicht unwahrſcheinlich klingende Nachricht von großen Siegen, welche die ſpaniſche Armee in Frankreich, unter dem Commando des Prinzen von Savoyen, erfochten habe, der bis Pontoiſe vorgedrungen ſei und ſelbſt Paris in Schrecken ſetze. Dieſe Siegesnachrichten kamen einer Dame von ausgezeichneter Schönheit zu ſtatten, die, mit demſelben Schiff angekommen, in Vera-Cruz ans Land ſtieg. Sie nannte ſich Donna Ana Porcel de Velasco, und gab ſich für die Witwe eines höhern Marineoffiziers aus, die ein Zuſammenwirken unglücklicher Ereigniſſe nöthige, den Schutz des Vicekönigs anzurufen, der ſie unter beſſern Umſtänden am Hofe mit Auszeichnung behandelt und ihr ſogar Huldigungen erwieſen habe.

Sobald der Vicekönig die Ankunft dieſer Dame erfahren, äußerte er gegen Don Juan Manuel, daß es ihm ſehr angenehm wäre, für ſie eine ihrem Range angemeſſene Wohnung zu finden, worauf Don Manuel, dankbar für die ihm gewährte Freundſchaft, dem Vicekönig nicht nur ſein eigenes Haus für Dona Ana zur Verfügung ſtellte, ſondern auch für die ſichere und freie Reiſe der Dame von Vera-Cruz nach Mexico Sorge trug.

Die Ereigniſſe, welche auf jene erſte Epoche des damaligen ſpaniſch-franzöſiſchen Kriegs folgten, blieben in Mexico unbekannt, und der Haß der Audiencia gegen den Vicekönig und Don Juan Manuel ſuchte lange vergebens nach einer Fuge, um mit Erfolg ſeine Hebel anzuſetzen. Da erhielt plötzlich, im Auguſt des Jahres 1640, der Marquis von Cadereita einen Nachfolger in dem Herzog von Escalona, Don Diego Lopez Pacheco Cabrera y Bobadilla, Marquis von Villena und Grande von Spanien.

Auf die Abberufung des Marquis von Cadereita hatten die Unruhen wegen des Aufſtandes von Catalonien und des Kriegs-

glücks der französischen Waffen den größten Einfluß geübt, und der Abfall Portugals steigerte das Mistrauen der spanischen Regierung gegen alle ihre Statthalter in solchem Grade, daß selbst der Herzog von Escalona ihr nicht unverdächtig blieb, und dem Bischof von Puebla, Juan de Palafox, der schon seit dem Marquis von Cerralvo die Amtsführung der Vicekönige als Visitador und Comisionado überwachte, wurde die größte Vorsicht anbefohlen und ausgedehnte Vollmacht für den Fall der Noth ertheilt. Zugleich mit dem Aufstande Cataloniens wurde es in Mexico bekannt, daß Donna Ana die Gattin eines bei einem frühern Aufstandsversuche gefangenen und erschossenen catalonischen Edelmanns von großem Einfluß war, und die Audiencia ergriff begierig die Hoffnung, Don Juan Manuel zu verderben. Kraft eines Mandats des öffentlichen Anklägers (alcalde del crimen) Don Francisco Velez de Pereira wurde er verhaftet und die Untersuchung in der Richtung geführt, um ihn schuldig zu finden. Während aber Don Juan mit Geduld die Leiden der Gefangenschaft ertrug und, einen Umschwung in der öffentlichen Meinung erwartend, seinen Feinden die Scheinwaffen entwand, erfuhr er durch Don Prudencio de Armendia von Orizaba, der unter derselben Anklage stand, Donna Ana beschützt zu haben, daß der Alcalde, der Don Juan verhaftet hatte, seine Gattin häufiger besuche, als es Höflichkeit oder der Wunsch, ihr nützlich zu sein, gestatte; zugleich verschaffte ihm dieser Freund die Mittel, sein Gefängniß verlassen zu können, um seine Frau zu beobachten.

Mehrere Nächte ging Don Juan Manuel in dieser Absicht aus, und in einer derselben erschlug er den Alcalden fast in den Armen seiner treulosen Gattin.

Die rasche That blieb nicht ohne Folgen. Der neue Vicekönig, der bisher nur sehr geringen Antheil an Don Juan Manuel's Schicksal genommen und sich jeder Einmischung in die Untersuchung enthalten hatte, trat entschieden auf seine Seite, seine Freiheit oder die Beweise seiner Schuld verlangend. Die Audiencia ihrerseits durfte es nicht wagen, das Publikum in die Veranlassung des Mords einzuweihen, und schon zweifelte man nicht, Don Juan

Manuel werde ſiegreich aus dem Kampf hervorgehen, als man eines Morgens, es war im Monat October 1641, ſeinen Körper am öffentlichen Galgen erhängt fand.

Der Vicekönig, weit entfernt, dieſe Verhöhnung ſeines Anſehens ſtillſchweigend zu dulden, bot alles auf, das unheimliche und gewiſſenloſe Treiben der damaligen klerikalen Partei aufzudecken und ihre Macht zu bekämpfen; allein er unterlag! In der Nacht vom 9. Juli 1642 kam der Biſchof von Puebla heimlich nach Mexico, rief die Audiencia zuſammen, ließ kraft der vom Hofe erhaltenen Vollmachten und geheimen Inſtructionen den Vicekönig verhaften und gefangen nach dem Kloſter Churubuſco abführen, von wo er ſpäter nach San-Martin Texmeluean gebracht wurde, und ſchenkte ſeine Güter, wie es mit denen von Don Juan Manuel geſchehen war, der Kirche, unter der Phraſe „zum Wohl der Armen".

Zwar wurde der Herzog, nach ſeiner Rückkehr nach Spanien, für unſchuldig erklärt und erhielt ſeine Stelle wieder, da er dieſe aber gegen die Statthalterſchaft von Sicilien vertauſchte, ſo blieb ſein Feind, der Biſchof von Puebla, an der Regierung und benutzte die Zeit ſeiner Herrſchaft, die Audiencia durch neue, von ihm verfaßte Ordonnanzen in ihrem Anſehen und in ihrer Gewalt zu ſichern.

Das alſo iſt der Kern des Märchens „vom Teufel, vom Galgen und den Engeln", das man dem gläubigen Volk aufgebunden hatte.

IV.

In der Hauptstadt.

Expedition zur Erforschung des Thals von Mexico. Mexicanischer Geschäftsgang. Sitten und Gebräuche. Die Leperos.

Ungefähr acht Tage nach meiner Ankunft in der Hauptstadt wurde mir eines Morgens der Besuch des Ministers Siliceo angemeldet. Nach den üblichen Höflichkeitsformeln äußerte er: Schon lange hege die Regierung die Absicht, eine wissenschaftliche Commission zu ernennen und mit den nöthigen Hülfsmitteln auszustatten, um das Thal von Mexico genau erforschen zu lassen, und wenigstens über die nächste Umgebung der Hauptstadt authentische Nachweise zu erhalten. Meine Ankunft in Mexico und die Zwecke meiner Reise hätten ihn auf den Gedanken gebracht, ob nicht die Controle dieser Arbeiten durch mich den Absichten der Regierung und meinen eigenen Interessen gleich förderlich sein könne? Er habe diesen Gedanken dem Ministerrath wie dem Präsidenten vorgetragen, und von ihnen einstimmig die Mission erhalten, bei mir anzufragen, ob ich geneigt sei, mich in irgendwelcher Weise bei diesem Unternehmen zu betheiligen?

Der Antrag, ehrenvoll an und für sich, schien mit meinen Bestrebungen Hand in Hand zu gehen. Dennoch erbat ich mir eine kurze Frist zur Ueberlegung, und der Minister fand dies um so natürlicher, als er an die Weise seiner Landsleute gewöhnt war,

die in Geſchäften mit einer Pedanterie und Gleichgültigkeit zu Werke gehen, die den rührigen und ſtürmiſchen Europäer manchmal die Geduld verlieren läßt, ehe er ſich allmählich an die Landesſitte gewöhnt hat. Wehe ihm, wenn er, mit der größten Höflichkeit und der geringfügigſten Sache halber von einem Tag auf den andern vertröſtet, in Verzweiflung geräth, und aus Unbekanntſchaft mit dem mexicaniſchen Charakter endlich barſch wird! Auch dann wird die angeborene Höflichkeit den Mexicaner keinen Augenblick verlaſſen. Im Gegentheil, ſeine gute Lebensart wird in niegeahntem Licht erſcheinen; aber der Fremde irrt gewaltig, wenn er glaubt, nun endlich ſeinen Mann eingeſchüchtert oder bewogen zu haben, voranzumachen, und er wird es fortan mit einem paſſiven Widerſtand zu thun haben, den es ebenſo unmöglich iſt zu überwinden, als die Störrigkeit eines mit dem Kopf an die Wand geſtellten Langohrs.

„Behauptungen!“ ſagt der in allem praktiſche Amerikaner; give us facts, we will make the reflections ourselves! Wohl, ſo möge denn ein dem „Siglo“ entnommenes Bild mexicaniſchen Geſchäftsgangs dem geneigten Leſer genügen, ſich ſeine Reflexionen in Betreff der Regelmäßigkeit und Gewiſſenhaftigkeit im mexicaniſchen Inſtanzenweg ſelbſt zu bilden. Es handelt ſich um den Neubau eines der Municipalität gehörenden öffentlichen Gebäudes. Die hierzu nöthigen, von der Geſchäftsordnung vorgeſchriebenen Schritte ſind, wie ſich der Leſer überzeugen wird, höchſt einfach und vor allem höchſt logiſch; nur möge er nicht die Geduld verlieren, ſie bis zum Ende durchzuleſen.

1. Der Alcalde fragt beim Gefe-Civil um die Autoriſation an, den Stadtrath verſammeln zu dürfen.

2. Der Gefe-Civil ertheilt dieſe Autoriſation.

3. Zuſammenberufung des Stadtraths.

4. Der Alcalde ſetzt ſeine Anſicht auseinander, und der Rath ernennt eine Commiſſion.

5. Zuſammenkunft der Commiſſion; Debatten; Ernennung eines Sachverſtändigen.

6. Neue Zuſammenberufung des Stadtraths.

7. Verleſung des Berichts; der Stadtrath entwirft ein Programm.

8. Schreiben des Alcalden an den Präfecten.

9. Der Architekt entwirft nach einem vorläufigen Studium ein Project.

10. Zuſammenberufung des Stadtraths.

11. Berathungen über das Project; es werden verſchiedene Aenderungen in Vorſchlag gebracht.

12. Mittheilung an den Architekten.

13. Dieſer reicht das corrigirte Vorproject ein.

14. Zuſammenberufung des Stadtraths.

15. Entſcheidung des Stadtraths. Das Vorproject wird approbirt und in ein definitives verwandelt.

16. Mittheilung der Approbation an den Architekten.

17. Redaction des Koſtenanſchlags.

18. Ueberſendung deſſelben an den Alcalden.

19. Zuſammenberufung des Stadtraths.

20. Genehmigung des Koſtenanſchlags durch den Stadtrath.

21. Berathung des Stadtraths, um den Credit zu verlangen, da die Gemeinde ſich in der Lage befindet, die projectirten Koſten zu tragen.

22. Ueberreichung einer Eingabe an den Gefe-Civil, welche den Koſtenanſchlag enthält und den Credit nachſucht.

23. Ueberſendung der Acten an den Gouverneur der Provinz.

24. Theilung der Acten. Die, welche den Credit nachſuchen, werden in die Bureaux des Miniſteriums der Finanzen, Anſchlag und Plan in das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten geſchickt.

25. Ausfertigung eines Berichts über den verlangten Credit, und Ueberreichung deſſelben an den Miniſter.

26. Reſolution des Miniſters.

27. Die Reſolution vom Miniſter wird dem Präſidenten zur Approbation vorgelegt.

28. Entſcheidung deſſelben.

29. Zurück an den Miniſter.

30. Br. m. zurück an den Gouverneur.

31. Br. m. zurück an den Gefe-Civil.

32. Br. m. zurück an den Alcalden.

33. Der Anſchlag und Plan wird dem Miniſterium eingereicht.

34. Der Sectionshof ſendet die Acten ins betreffende Bureau.

35. Das betreffende Bureau übergibt die Acten dem beſonders Beauftragten.

36. Dieſer übergibt ſie der Commiſſion für öffentliche Arbeiten.

37 u. 38. Einregiſtrirung und Numerirung der Acten, welche liegen bleiben, bis

39. die Commiſſion ihre Sitzung hält. Sie übergibt die Acten einem Experten.

40. Bericht des Experten über die Acten.

41. Verleſung des Berichts. Modificationen am Project vorgeſchlagen.

42. Die Commiſſion überſendet die Acten an den Miniſter.

43. Der Miniſter an den Gouverneur.

44. Der Gouverneur an den Gefe-Civil.

45. Der Gefe-Civil an den Alcalden.

46. Zuſammenberufung des Stadtraths.

47. Der Stadtrath billigt die Modificationen.

48. Ueberſendung an den Architekten.

49. Neue Unterſuchung deſſelben.

50. Der Architekt ſendet das Reſultat ſeiner neuen Arbeit an den Alcalden

51. Das rectificirte Project erlangt eine Erhöhung des Credits.

52—62. erfordert dieſelben Schritte wie von 21—32.

63—69. verlangt dieſelben Schritte, wie unter 33—39 angegeben.

70. Die Commiſſion für öffentliche Arbeiten genehmigt.

71—74. Zurück zum Miniſter, Gouverneur, Gefe-Civil und Alcalden.

75. Genehmigung (toma de razon) des Anſchlags.

76. Aufſtreich.

77. Zuſchlag.

78. Genehmigung des Zuſchlags.

79. Ueberſendung der Acten des Aufſtreichs an den Gefe-Civil.

80. Ueberſendung derſelben vom Gefe-Civil an den Gouverneur.

81. Vom Gouverneur an den Miniſter.

82. Genehmigung.

83—85. Zurück vom Miniſter an den Gouverneur, Gefe-Civil und Alcalden.

86. Ebenſo vom Alcalden an den Architekten.

87. Aviſo deſſelben an den Unternehmer.

88. Eintragung der Genehmigung in das Gemeindebuch.

89. Aviſo an den Cobrador del Regiſtro.

90. Einregiſtrirung der Acten.

91. Zurück an den Alcalden.

92. Ausführung der Acten und Auszug daraus. Die Arbeiten können beginnen. Nachdem die Arbeiten beendigt, ſtellt der Architekt ein Gutachten darüber aus.

93. Ueberſendung des Gutachtens an den Gefe-Civil.

94. Von dieſem an den Gouverneur.

95. Von dieſem an den Miniſter.

96. Miniſterielle Abnahme.

97—99. Zurück auf demſelben Wege.

100. Zahlungsordre.

Ich will nun nicht behaupten, daß ich von dem Lilliputgetrippel mexicaniſchen Geſchäftsgangs ſchon eine ſo genaue Vorſtellung gehabt habe, ehe noch die von dem Miniſter erbetene Friſt zur Ueberlegung, ob und in welcher Weiſe ich mich bei der erwähnten Expedition betheiligen wolle, abgelaufen war; aber ich hatte doch nicht verſäumt, den Rath meiner Bekannten einzuholen. Nach allen Antworten aber, die mir dieſerhalb gegeben wurden, gehörten die Miſſionen im Dienſte der Republik keineswegs zu den angenehmen. Man verſicherte mir, daß an eine nachhaltige Durchführung des Projects weder von ſeiten der Regierung noch der mexicaniſchen Commiſſion zu denken ſei, und die Folge bewies, daß dieſe Prognoſe durchaus richtig war. Allein nach dem überaus freundlichen und ehrenvollen Empfang, den mir die Regierung hatte angedeihen laſſen, wäre es in hohem Grad unpolitiſch geweſen, ja es würde ſogar undankbar geſchienen haben, hätte ich den Antrag geradezu abgelehnt. Mit

innerm Widerſtreben eröffnete ich daher dem Miniſter meinen Entſchluß, an den Arbeiten mich zu betheiligen.

Tags darauf fand unter dem Vorſitz des Miniſters die erſte Sitzung der Commiſſionsmitglieder ſtatt. Hr. Rio de la Loza, früher Apotheker und damals Director einer Agriculturſchule, ein Mann, der ſich durch fleißiges Studium viele nützliche Kenntniſſe erworben hatte und in Mexico als wiſſenſchaftliche Autorität galt, war ſo artig, mich zum Präſidenten vorzuſchlagen, eine Ehre, die ich als Fremder ablehnen zu müſſen glaubte und damit erwiderte, den alten Herrn ſelbſt in Vorſchlag zu bringen, der denn auch, unter allen von der Beſcheidenheit gebotenen Proteſten, ſich ins Unvermeidliche ergab. Somit beſtand die Commiſſion aus den Herren Rio de la Loza, Sonntag und mir, als Dirigenten je einer Abtheilung, und aus verſchiedenen, als Präparatoren, Sammler, Zeichner u. ſ. w. beigegebenen jungen Leuten.*)

Die Arbeiten der Commiſſion beſtanden größtentheils in Ausflügen nach verſchiedenen Punkten der nächſten Umgebung Mexicos, während welcher trigonometriſche Aufnahmen gemacht und zu zoologiſchen und botaniſchen Sammlungen der erſte Grund gelegt wurde. Nach kurzer Zeit entſtanden jedoch Differenzen unter den Mit-

*) Eine Ungenauigkeit in Hrn. Henri de Sauſſure's Bericht an das „Journal de Genève" iſt es, wenn er darin geſagt hat, die Commiſſion ſei anfangs unter meine Leitung geſtellt worden. Selbſtredend bin ich für dieſen Fehler nicht verantwortlich. Wenn aber Hr. Laverrière in den „Illuſtrirten Deutſchen Monatsheften", Febr. 1858, Nr. 17, S. 568, jene Ungenauigkeit mit den weit ungenauern Worten rügen zu müſſen glaubt: „Ich bin durch das mexicaniſche Gouvernement ſelbſt autoriſirt, dieſe erdichteten Angaben in allen Punkten zu widerlegen", ſo fühle ich mich zu der ſehr genauen Mittheilung veranlaßt, von Hrn. Laverrière ſelbſt par document zu der Behauptung autoriſirt zu ſein, daß Hr. Laverrière zuweilen nicht weiß, was er ſagt. Hätte ich aber damals, als Hr. Rio de la Loza mich unter vier Augen um meine Zuſtimmung bat, einen gewiſſen Laverrière, den er als Lehrer an ſeiner Ackerbauſchule beſchäftigte, der Commiſſion zuzugeſellen, weil er ihm gern die damit verbundene Verbeſſerung ſeines Einkommens zuwenden wolle, — hätte ich damals gewußt, daß deſſen unſeliger Hang zur Intrigue den Zweck der Commiſſion in ſo hohem Grade gefährden würde, ich wäre heute der Mühe überhoben, ſeiner Erwähnung zu thun.

gliedern, und durch eine neue in Puebla ausgebrochene Revolution, welche die Geldmittel der Regierung faſt ausſchließlich in Anſpruch nahm, und durch zahlreiche Räuberbanden, welche unter dem Namen „Pronunciados" das Weichbild von Mexico unſicher machten, wurde das Intereſſe an dem Ergebniß der Commiſſion täglich weiter in den Hintergrund gedrängt, und das Unternehmen, wie ſo manches andere mit weit großartigerm Koſtenaufwand begonnene, aufgegeben, ohne eigentlich poſitive Reſultate geliefert zu haben.

So unerquicklich hiernach jedes dienſtliche Verhältniß zur Regierung eines Landes iſt, in welchem Revolutionen unerwartet wie Nachtfröſte eintreten und gleich ihnen die ſchönſten Ausſichten auf einen lohnenden Herbſt täglich vernichten können, ſo angenehm iſt der perſönliche Verkehr mit dem Mexicaner ſelbſt. Was den Fremden im Umgang mit ihm von vornherein angenehm berührt, iſt die chevalereske Courtoiſie, die er keinen Augenblick verleugnet. Der unvorbereitete Fremde geräth bei der ſtets mit größter Naivetät vorgebrachten Redensart „A la disposicion de Vm." manchmal in Verlegenheit, und hütet ſich zuletzt, irgendeinen Gegenſtand zu bewundern oder nur wohlgefällig zu betrachten, aus Furcht, er möge ihm ſofort als Geſchenk angeboten werden oder in ſeiner Wohnung ſchon ſeiner Rückkehr warten, in welch letzterm Falle natürlich nichts übrig bleibt, als durch ein Gegengeſchenk ſich zu revanchiren. Denke dir, freundlicher Leſer, du begegneſt einem Mexicaner, den du früher kaum ein einziges mal geſehen haſt. Du bitteſt ihn um etwas Feuer: mit der vollendetſten Urbanität reicht er dir ſeine Cigarre. „Welch ſchönes Pferd Sie reiten!" ſprichſt du, um ihm etwas Verbindliches zu ſagen. Mit einer raſchen Bewegung ſpringt er zur Erde, zieht den Zügel über den Kopf ſeines Thiers und mit der einnehmendſten Grazie ihn in deine Hand legend, erwidert er: „Caballero, á la disposicion de Vm." Dieſe Gewohnheit, alles dem Gaſte oder dem Freunde zur Verfügung zu ſtellen, geht mit einer ſo unſchuldigen Naivetät Hand in Hand, daß ſelbſt die Einführung in die Familie, die Vorſtellung der Frau und Töchter des Hauſes mit der Bemerkung geſchieht: „Estan á la disposicion

de Vm.", und wenn Aeltern die Geburt eines Kindes anſagen laſſen, ſo geſchieht dies mit den zarten und ſinnigen Worten: „Herr und Frau NN. laſſen Sie benachrichtigen, daß Ew. ... ſeit einer Stunde einen neuen Diener (Dienerin) in deren Hauſe haben."

Allerdings ſind dies nur Formeln, die man ſich hütet, wörtlich zu verſtehen; allein der geſellige, verbindliche Umgang des Mexicaners, ſeine lebhafte Sprache und die noch lebendigere Mimik, welche ſeine Worte begleitet, ſein ſorgloſes Naturell und ſeine Ungebundenheit, mit der er leicht von allem ſcheidet und infolge deren ſelbſt das edle Metall für ihn nur inſofern einen Werth beſitzt, als er ſich damit den Genuß des Augenblicks erkaufen kann: das alles gibt dieſen Formeln eine Folie, welche des Fremden ganze Aufmerkſamkeit und Vorſicht erfordert.

Eine ſchlimmere Folge dieſer Sorgloſigkeit iſt der ſchnelle Wechſel des Vermögens. Die Bewohner der Stadt ſind nämlich entweder Beamte, Kaufleute, Geiſtliche, Offiziere (d. h. General oder wenigſtens Oberſt; denn andere Militärs gibt es wenige), wenn ſie noch ein Vermögen gründen, oder Hacendados (Gutsbeſitzer), die im Begriff ſtehen, ihr Vermögen durchzubringen oder es ſchon durchgebracht haben.

El padre comerciante,
El hijo paseante,
El nieto mendicante,

ſagt der an den Wechſel des Vermögens ſchon ſo ſehr gewöhnte Mexicaner, daß er in dieſen verſchiedenen Lagen nur noch organiſche Entwickelungsſtufen des Familiengeſchicks zu erblicken ſcheint; eine Anſicht, nach welcher die zahlreiche Corporation der Leperos, mit denen ich meine Leſer bekannt zu machen mir nicht verſagen kann, die höchſte Stufe der Vollendung erreicht hat, und die allerdings deren edles Selbſtgefühl, ihre ſtolze Grandezza, erklärt.

Der Name Lepero ſtammt von Lepra (Ausſatz) her, hat jedoch hier lange keine ſo anrüchige Bedeutung, als in Berlin der Name Eckenſteher. Sie bilden einen Stand; aber kein Stand der Welt, die neapolitaniſchen Lazzaroni nicht ausgenommen, führt ein

ſorgloſeres Leben als der mexicaniſche Lepero, und Lazzaroni, Eckenſteher, Flaneurs, Bummler, ſind alle nur Anfänger, elende Stümper und Pfuſcher im Vergleich zum Lepero, der allein die Bummelei ergründet hat.

Der Lepero, mag er in dieſem Stande geboren ſein oder mag die Macht der Verhältniſſe ihn demſelben zugeführt haben: traurig, kummervoll, von Sorgen gedrückt, hat ihn noch niemand geſehen; und warum auch? Seine Bedürfniſſe ſind derart, daß er ſie ſtets befriedigen kann. Damit will ich indeß nicht ſagen, daß dieſe Bedürfniſſe nie über die Grenze hinausgingen, welche Beſcheidenheit, Philoſophie oder Gewohnheit zu ziehen pflegen. Im Gegentheil, der Lepero hat zuweilen recht koſtbare Gelüſte, wie goldene Uhren, feine Tuchkleider, eine wohlgeſpickte Börſe u. dgl. Allein, dank der Vorſehung, die ihn zuweilen finden läßt, was niemand verlor, weiß er ſolche Gelüſte zum Schweigen zu bringen. Außerdem muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſolche Gelüſte nur ſo lange nährt, der Augenluſt und Hoffart des Lebens nur ſo lange huldigt, bis er Gelegenheit findet, den Gegenſtand ſeiner ſittlichen Verirrung in einem Leihhauſe unterzubringen und das dafür erhaltene Geld gegen den ſolidern Genuß von Frijoles, Tortillas, Pulque u. ſ. w. zu vertauſchen. Sollte der Lepero wirklich, wie ſo mancher Sterbliche, ſeine ſchwache Seiten haben, ſo wären es Pulque und Cigarittas.

Alle größern Städte der Republik wimmeln von dieſer Species; überall aber, wo ſich der Lepero findet, gibt er ſich, außer ſeiner Eigenſchaft eines Rentier ohne Renten, den Anſchein eines ſoliden Mannes und nützlichen Staatsbürgers, und dies weniger zur Befriedigung des Ehrgeizes, als vielmehr der läſtigen Neugier der Polizei wegen, ſeinen Ruf als Hombre de bien feſtzuſtellen. Zu dieſem Zweck trägt er, in Ermangelung ſonſtiger Documente, einen Strick bei ſich, wodurch er ſich dem Polizeidiener gegenüber als Dienſtmann legitimirt. Manchmal kommt es wirklich vor, daß ein Unerfahrener ihm ein Packet oder einen Ballen zu tragen gibt. Sofort ſchnürt der Lepero das Colli mit ſeiner Legitimationskarte

zuſammen und trägt es davon. Folgt ihm aber währenddeſſen der Eigenthümer nicht dicht auf den Ferſen, ſo trägt er es an einen ſo ſichern Ort, daß jener ſich die Mühe ſparen kann, weiter danach ſich umzuſehen. Eine Cardinaltugend des Lepero iſt die Höflichkeit, die er nicht ſo ſehr einem günſtiger ſituirten Stande gegenüber als gegen ſeinesgleichen ausübt.

Denke dir, lieber Leſer, zwei dieſer Helden begegnen einander auf der Straße. Der eine trägt ein Paar zerlumpte Hoſen von Baumwollzeug und darüber die nie fehlende Frazada, ein großes, geſtreiftes Umſchlagetuch, in welches er ſich wie ein römiſcher Kaiſer drapirt, und von dem er ſich nie trennt, in dem er wacht und ſchläft und ſtirbt. Der andere iſt ebenſo coſtümirt, nur treibt er den Kleiderluxus ſo weit, ein Hemde zu beſitzen, das er aber auch im Begriff iſt, als überflüſſiges Möbel ins Pfandhaus zu tragen.

Schon von weitem ziehen die beiden guten Freunde ihre kleinen Stroh- oder Filzhütchen tief voreinander ab, nähern ſich unter unzähligen Bücklingen, reichen ſich die Hand, und die Converſation beginnt:

„Welches Glück, Ew. Gnaden zu begegnen! Wie befindet ſich meine Gebieterin, dero Frau Gemahlin?“

„Ich küſſe Ihnen die Hände, Caballero; meine Frau iſt á la disposicion de Vm.“

„Erzeigen Sie mir die Gnade, mich ihr zu Füßen zu legen!“ u. ſ. w.

Einige Worte werden noch im Vertrauen über den Stand der Geſchäfte geſprochen, Einladungen zum Diner gewechſelt, obgleich jeder weiß, daß er ſelbſt nichts hat, und unter tauſend Verſicherungen dauernder Hochachtung und Dienſtbereitſchaft trennen ſich die beiden Freunde. Alles dies in ernſteſtem, ja gravitätiſchem Tone.

Multa inter sese vario sermone serentes.

Die Frau Gemahlin exiſtirt aber wirklich. Wie es nämlich männliche Leperos gibt, ſo gibt es auch weibliche Leperas, und da es ſich nicht ſelten ereignet, daß das Verlangen nach den Freuden

des Eheſtandes zwei ſympathiſirende Herzen dieſes Standes beſchleicht, ſo heirathen ſie ſich, Lepero y Lepera. Eines Prieſters bedarf es hierzu in der Regel nicht, denn da die gefühlte Sehnſucht ſich nach einiger Zeit gewöhnlich wieder legt, ſo würde es ſich nicht ausgetragen haben, den geiſtlichen Herrn zu bemühen und die Sporteln für ihn aufzutreiben. Daß die Leperittos und Leperittas mit der Zeit wieder Leperos und Leperas werden, iſt eine weiſe Einrichtung der Natur, um dem Ausſterben der Art vorzubeugen.

V.

Oeffentliche Gebäude.

Das Colegio de la Mineria. Die Kathedrale.

Ich widmete den heutigen Tag der Beſichtigung verſchiedener öffentlicher Gebäude, über die ich den Leſer, der Abwechſelung wegen, zu unterhalten gedenke. Eins der ſtattlichſten, und der hübſcheſten überdies, iſt das Colegio de la Mineria, die Bergſchule, in der Straße San-Andres, deſſen Größe der Wichtigkeit entſpricht, welche dem Bergweſen als Hauptquelle des Nationalreichthums beigelegt wird. Wir befinden uns vor einer edelgehaltenen Façade mit drei von doriſchen Säulen getragenen Eingängen. Eine Front von 109 Varas Länge und eine Tiefe von 765 Varas ergibt, nach Abzug der Höfe, für das Gebäude einen Flächeninhalt von 10835 Quadrat-Varas. Im Erdgeſchoß zählen wir 7 Höfe mit 76 Zimmern. Das Entreſol enthält 75 Zimmer; die Beletage, zu der zwei großartige Treppenhäuſer führen, beſteht aus 82 Zimmern. Die obern Stockwerke und Flügel mit eingerechnet, enthält das ganze Gebäude nicht weniger als 7 Höfe, 11 Fontainen, 13 Treppenhäuſer und 238 Zimmer.

Welche Bühne für das Spiel des Lebens! Was mögen dieſe Mauern gehört und geſehen haben! Doch nein, hier hat kein Alexander VI., keine Katharina von Medicis, keine Königin Mariot, keine ſchottiſche Maria gelebt. Dieſer Palaſt hat keine Begebenheiten, keine Geſchichten zu erzählen, als höchſtens ſeine eigene,

d. h. die ſeiner verwahrloſten Jugend, ſeiner Mishandlung und Verkommenheit unter der ſpaniſchen Vormundſchaft.

Nachdem durch königliches Patent vom 1. Juli 1777 ein eigenes Colegio de la Mineria decretirt war, wurde der Bau auf der Stelle der frühern Caſa de los Mascarones beſchloſſen, und ein Plan nebſt einem Koſtenanſchlag zur Höhe von 210000 Peſos genehmigt. Dennoch begann der Bau erſt im Jahre 1793. Schon im folgenden Jahr ward der urſprüngliche Plan abgeändert und nach einem neuen weiter gebaut bis zum Jahre 1813, wo dann, nach Verausgabung von 1,500000 Peſos, das Gebäude ſo herrlich und ſo meiſterhaft vollendet war, daß es ſchon im nächſten Jahr, wegen gewaltiger Riſſe an der Hauptecke und im großen Treppenhauſe, einer Reparatur bedurfte, die bis zum Jahre 1816 dauerte. Im Jahre 1824 arbeiteten die Architekten zwei neue Reparaturpläne aus von 400000 und 120000 Peſos, die, nacheinander ausgeführt, wenigſtens das Reſultat hatten, daß das Gebäude viel von ſeiner Schönheit verlor. Im Jahre 1827 wurde das Collegium von allen Zweigen der Verwaltung bezogen, wobei es ſich in einem ſolchen Zuſtande befand, daß die Bewohner deſſelben und die Beſitzer der umliegenden Häuſer Garantie für Schadenerſatz verlangten, falls es dem theuern Palaſt einfallen ſollte, einzuſtürzen. Eine gerichtliche Commiſſion conſtatirte die Nothwendigkeit einer Ausbeſſerung, d. h. des Abbruchs, da man es für unmöglich hielt, die Koſten der Reparatur aufzubringen. Ein energiſcher Franzoſe, der Ingenieur Antoine Villard, erbot ſich 1830 für 97000 Peſos das Gebäude in einen ſichern und bewohnbaren Zuſtand herzuſtellen. Die Regierung hielt ſich nicht mehr für berechtigt, die Ermächtigung zum Beginn der Arbeit zu geben, und zögerte beſtändig. Nichtsdeſtoweniger begann Villard, der erkannte, daß die Noth alles rechtfertige, ohne weiteres die Reparatur, die er auch glücklich beendigte, und durch die er das Gebäude in den freundlichen und ſichern Zuſtand ſetzte, in welchem es ſich heute befindet, ohne aber verhindern zu können, daß einer ſeiner Flügel unterdeſſen, wie ich ſelbſt mit dem Theodoliten gemeſſen habe, ſchon merklich tiefer geſunken iſt. Damit meine Leſer die beinahe unglaublich klingende Geſchichte nicht für über-

trieben halten, muß ich hinzufügen, daß meine Quelle der bekannte Schriftſteller Don Vicente Segura Arguelles iſt, der in einem großen, in meinem Beſitz befindlichen Prachtwerk dieſe Details gibt.

Von dort begaben wir uns nach der Kathedrale.

Bald nachdem der Eroberer Fernando Cortez die alte Stadt Montezuma's zerſtört hatte, wies er den Ordensgeiſtlichen vom heiligen Franciscus den Platz zu, welchen der große Tempel Mexicos einnahm, unter der Bedingung, daß der Orden, nach der Zerſtörung dieſes Tempels, auf dieſer Stelle eine kleine Kirche und Wohnungen für zwölf Kanonici bauen ſollte. Kurze Zeit darauf übergab man dieſen Mönchen den Raum, welchen gegenwärtig das Franciscanerkloſter einnimmt, und verkaufte ihnen für 40 Peſos die Stätte des alten Tempels, um darauf, nach dem Willen des Cortez und des Erzbiſchofs Zumarraga, eine Kathedrale zu erbauen. Der Tempel erhob ſich prachtvoll für die damalige Zeit. Philipp II. aber, begierig ein großartigeres Werk erſtehen zu ſehen, befahl, den Tempel abzureißen und den gegenwärtigen aufzubauen. Im Jahre 1573, einundzwanzig Jahre nach dem Abbruch des erſten, wurde der Bau unter dem Erzbiſchof Don Pedro Moya de Contreras begonnen und dauerte vierundneunzig Jahre, bis 1657, wo ſeine feierliche Einweihung am 22. December ſtattfand. Die Koſten dieſes Werks, zu welchem die Könige Philipp II., Philipp III., Philipp IV. und Karl II. beigeſteuert hatten, betrugen 1,759000 Peſos.

Der Bau nimmt eine der hervorragendſten Stellen auf der Plaza-Mayor ein; ſeine Dimenſionen ſind 155⅔ Varas von Nord nach Süd und 63 Varas von Oſt nach Weſt, ausſchließlich des Raums, welchen die Vorhalle und der Kirchhof einnimmt. Das Ganze wird von 124 ſteinernen Pfeilern von 6 Fuß Höhe eingeſchloſſen, welche durch Eiſenketten verbunden ſind. Auf der öſtlichen Seite dient ein ſchönes, mit eiſernen Thoren geſchmücktes Gitterwerk als Abſperrung. Die Hauptfaçade, welche gegen Süden zieht, enthält drei Portale, jedes aus ebenſo vielen Stockwerken beſtehend, von welchen das erſte in doriſchem, das zweite in joniſchem, das dritte in korinthiſchem Stil aufgeführt iſt. Alle ſind mit Statuen und Basreliefs geſchmückt. Die beiden Thürme beſtehen

jeder aus zwei Stockwerken, das erſte in doriſchem, das zweite in ioniſchem Stil; über dem letztern erhebt ſich eine glockenförmige Kuppel, auf welcher eine Weltkugel mit dem Kreuz in Stein ſich befindet.

Bis zum Januar des Jahres 1787 beſtand nur der erſte Theil des öſtlichen Thurms; aber in dieſem Jahre wurde derſelbe vollendet und der andere begonnen, ſodaß das Jahr 1791 beide vollendet ſah. Sie haben 194000 Peſos gekoſtet.

Die Höhe, von der Spitze des Kreuzes bis zur Ebene der Vorhalle, beträgt 92⅔ Varas. Die Glocke Donna Maria, welche ſich im öſtlichen Thurm befindet, wurde im Jahre 1754 aufgehängt nnd wiegt 150 Centner. Die größere Glocke des weſtlichen Thurms, Santa-Maria de Guadalupe genannt, wurde im Jahre 1792 aufgehängt; ſie iſt 6 Varas hoch, 12 Varas weit und koſtete 10400 Peſos. Es gibt außer dieſen noch eine dritte Glocke von 149 Centner Gewicht, die im Jahre 1793 aufgehängt wurde. In den Bogen beider Thürme befinden ſich noch ſieben Glocken von geringerm Gewicht und zehn andere, welchen die ſpaniſche Sprache die Bezeichnung Glocke nicht zuerkennt, die aber dennoch theilweiſe bedeutende Größe haben. Die Simſe der Stockwerke beider Thürme ſind mit Baluſtraden geſchmückt, von denen die erſte aus Urnen, die andere aus koloſſalen Statuen beſteht, welche 3 Varas hoch ſind und die Kirchenlehrer und Ordenspatriarchen darſtellen. Zwiſchen den Thürmen und über dem Hauptthor befindet ſich eine Uhr, mit einem Zifferblatt aus vergoldetem Metall. Ueber ihr befinden ſich die drei theologiſchen Tugenden, in Stein geſchmackvoll gearbeitet, mit ihren eigenthümlichen Attributen aus vergoldetem Metall. Die übrigen Thore ſind folgenderweiſe angeordnet: zwei auf der nördlichen und je eins auf der öſtlichen und weſtlichen Seite.

Das Innere des Gebäudes iſt in doriſchem Stil gehalten. Von ſeinen fünf Schiffen ſind drei offen und zwei geſchloſſen. In den erſtern ſtehen vierzehn Hauptſäulen mit Schäften an ihren vier Seiten, aus deren Capitälen die Bogen aufſpringen, welche ſich auf den verſchiedenen Wölbungen kreuzen und die zwei Seitenſchiffe in vierzehn Kapellen theilen. Dieſe Kapellen ſind abgeſchloſſen durch

Eisengitter und Täfelwerk in modernem Stil. Hundertsiebenundvierzig Fenster sind über die Wände der Kapellen, Kuppeln, Nischen u. s. w. ausgestreut. Die Kuppel und Laterne hat eine achteckige Gestalt, und in ihrer Mitte stellt ein Frescogemälde die Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, der Schutzpatronin der Kirche, dar. Eine herrliche Glorie dient dem Gemälde als Grund, und im Umkreise sieht man in mannichfaltigen Gruppen die alten Patriarchen und berühmtesten Frauen, deren die Geschichte des Alten Testaments Erwähnung thut.

Der Hochaltar steht im Hauptschiff, zwischen den vordern und nördlichen Säulen der Kuppel. Der frühere war ein schönes und majestätisches Kunstwerk, dessen äußere Säulen aus Holz, die dem Tabernakel nächsten aus Jaspis, und diejenigen, welche dasselbe trugen, aus Gold waren. In den Zwischenräumen standen die Statuen der Zwölf Apostel und zwischen den Säulen des obern Theils die Evangelisten, Kirchenlehrer und Patriarchen. Der gegenwärtige Altar ward aus Jaspis in modernem Stil durch den spanischen Architekten Don Lorenzo Hidalga verfertigt und am 15. August 1815, dem Titularfesttage, geweiht. Vier Stufen führen zum Chor hinauf, welches von einer Balustrade aus Tomback und mit Statuen umgeben ist, welche als Candelaber dienen. Den Wänden des Chors entlang finden sich Tribünen für die Chorstühle und über diesen die beiden herrlichen Orgeln. In den beiden äußersten Theilen des nördlichen Flügels befindet sich westlich der Kapitelsaal, die Schatzkammer, die Zehntenkammer und die öffentliche Bibliothek der Kirche, welche sich in einem besondern, aber mit der Kirche verbundenen Flügel befindet. Oestlich ist die Sakristei, die Vorhalle zur Sakristei und das Collegio de Infantes.

Die Kathedrale Mexicos besitzt Kleinodien und kirchliche Paramente von großem Werth. Unter die ersten und vorzüglichsten sind zu rechnen: sechs 1½ Varas hohe Leuchter, sechs Blumensträuße mit Töpfen von derselben Größe, vier Candelaber, zwei Rauchgefäße, zwei Schiffchen, ein mit köstlichen Steinen besetztes Crucifix sammt Fußgestell, ein anderes aus Filigran, zwei Pulte und anderes Geräthe, sämmtlich aus purem Gold gefertigt. Ein Bildniß der

Himmelfahrt, welches hier fundirt wurde, ist ebenfalls ganz von Gold, reich mit Edelsteinen besetzt und wiegt 6984 Castellanos. Das Bildniß der unbefleckten Empfängniß ist von purem Silber und wiegt 68 Mark. Die silberne Lampe, welche vor dem Altar hängt, hat 4373 Mark Gewicht und besitzt einen Werth von 71343 Pesos. Dieses Stück besteht aus 54 Leuchtern; seine Höhe ist 8½, sein Durchmesser über 3½, sein Umfang 10½ Varas, und es hängt dasselbe an einer Kette von Eisen, welche 1650 Pfund wiegt. Die Hauptmonstranz ist 1⅛ Vara hoch und wiegt 88 Mark Gold; ihre Vorderseite ist mit 5872 Diamanten besetzt und ihre Rückseite mit 2653 Smaragden, 544 Rubinen, 106 Amethysten und 28 Saphiren. Das große Ciborium wiegt 18 Mark Gold und ist mit 1676 Diamanten besetzt; der Kelch wiegt 10½ Mark Gold und enthält 122 Diamanten, 143 Smaragden und 132 Rubinen. Eine andere Monstranz faßt 3400 Diamanten, 1400 Smaragden und 850 Perlen.

Alle diese Kleinodien wurden vom Kaiser Karl V. geschenkt, und außerdem noch zwanzig goldene Kelche, außerordentlich reich mit Diamanten und kostbaren Steinen besetzt, und sechs goldene Becken, mit den zugehörigen Weinkrügen und Schüsseln. Das Silbergeräth ist außerordentlich zahlreich. Die Kirche besitzt zwei Paar große sechsfüßige Candelaber, eine Menge von Aufsätzen, zwölf Weihrauchgefäße, zwölf Altarleuchter von 2½ Varas Höhe, sechs Dutzend Kelche und Pollen und zwei Dutzend Lichtscheren. Sie besitzt ferner drei silberne Statuen, einen außerordentlich künstlich ciselirten Reliquienschrein, zwei Lampen, 2 Varas hoch, mit 24 Brennern, vier Rauchgefäße, 2 Varas hoch, ganz von Silber, und in den Schiffen der Kirche vertheilt finden sich zwanzig silberne Wandleuchter.

Das Kapitel besteht aus sechsundzwanzig Kapitelherren in folgender Ordnung: Die fünf ersten Würden sind: Dechant, Archidechant, Chorsänger, Schulmeister und Schatzmeister; vier Canonici de Officio, nämlich Doctoralis, Maystralis, Lectoralis und Penitenciarius; fünf Ehrencanonici; sechs, welche Pfründen genießen, und ebenso viel andere im halben Besitz von Pfründen; außerdem aus einer

großen Zahl von Kaplanen, Akoluthen und einem Orchester, in welchem die besten Musiker arbeiten.

Gleich neben der Kathedrale erhebt sich eine andere Kirche, in welcher die Priester aus dem Kapitel begraben werden. Wir bestiegen nach der Besichtigung des Innern die Thürme. Ein Offizier führte uns zur Kuppel, an der wir außerhalb an eisernen Stangen emporkletterten. Die Aussicht ist durchaus keine entzückende. Die Umgebung der Stadt drückt durch ihre Oede und ihren Mangel an Vegetation dem vor uns ausgebreiteten Bilde das Gepräge des Todes und der Verlassenheit auf, wozu die Heerden von Aasgeiern, welche die Zinnen und Dächer der Kirchen und Paläste bedeckten, nicht wenig beitrugen.

Nichts ermüdet den Geist so gewaltig, als eine lange fortgesetzte Betrachtung von Gegenständen, welche der menschlichen Hand und Kunstfertigkeit ihr Dasein verdanken. Fast betäubt kehrte ich von meiner heutigen Wanderung in das Hotel Iturbide zurück, um die abgespannten Sinne während der Ruhe der Nacht neue Kräfte und frische Schwungkraft sammeln zu lassen. Ich hatte in der That die Ruhe nöthig, denn der folgende Tag versprach der Aufregungen manche, der ruhigen Augenblicke sehr wenige.

VI.

Ein Nationalfeſt.

Die Feier des fünfunddreißigſten Jahrestags der „Libertad y Independencia". Die Caſa de los Azulejos.

Früh morgens ſchon weckte Kanonendonner und ein mehr als gewöhnliches Geläute zahlloſer Kirchenglocken die Schläfer Mexicos, von denen ich vielleicht der einzige war, dem ſie unerwartet und viel zu früh laut wurden. Schon drängte ſich die ſonſt gerade auch nicht öde Straße entlang eine ungeheuere Menge geputzter Menſchen. Tambours wirbelten Straße auf und Straße ab den Generalmarſch. Nationalgarden en grande tenue eilten ihren verſchiedenen Sammelplätzen zu. Indier trabten, vermiſcht mit andern Landbewohnern, im Gänſemarſch vorbei. Karren mit Eßwaaren, unter ihnen die herrlichſten Tropenfrüchte, wurden in der Richtung der Alameda fortgeſchafft. Prachtvolle Carroſſen, Züge der ſchönen Cavaleriegarde, Linieninfanterie in geſchloſſenen Colonnen, weißgekleidete Zöglinge der Mädchenſchulen, lange Reihen munterer Knaben, ihre Lehrer an der Spitze, functionirende Civilbeamte, Poliziſten, Offiziere aller Grade und Waffen in Paradeanzug, wogten in bunter, ununterbrochener Folge unter meinen Fenſtern vorüber. Eben ſchlug es 8 Uhr, als der ſorgſame Mozzo eintrat und zur Toilette mahnte, falls ich die geſtern erhaltene Einladung des Miniſters benutzen wolle, im Gefolge des Präſidenten der Republik dem ſolennen Hochamt und dem nachfolgenden Truppen-

défilé, womit der fünfunddreißigſte Jahrestag des Einzugs der Armee der „Drei Garantien“ gefeiert wurde, beizuwohnen.

Bald darauf befand ich mich auch inmitten des glänzenden Gewühls, das bei ſolchen feierlichen Anläſſen die Suite des Gewalthabers bildet. Obgleich jener Reichthum und jene Mannichfaltigkeit der Uniformen, jene Maſſe der Großkreuze und anderer Decorationen fehlte, die ich in Petersburg, Paris und andern Orten von den Großwürdenträgern des Hofs, den Beamten und Offizieren des Gefolges bei großen Staatsactionen entfalten ſah, ſo boten doch die ſchönen Geſtalten, die gebräunten, ausdrucksvollen Geſichtszüge derer, welche die ſchlichte und nichts weniger als imponirende, aber doch bürgerlich würdige Figur des Señor Comonfort als Rahmen umgaben, ſowie der eigenthümliche, wenn ich ſo ſagen darf, tropiſche Hauch, der über dem Ganzen ausgegoſſen lag, ein hübſches, freundlich erregendes Bild.

Die Kathedrale war gedrängt voll. Im Hauptſchiff bildete die Stadtgarde auf der einen, die leichte Infanterie auf der andern Seite ein Spalier, das außerhalb durch Linieninfanterie ſich bis zum Nationalpalaſt fortſetzte. Der Erzbiſchof in pontificalibus, aſſiſtirt von dem geſammten Kapitel, celebrirte das Hochamt, deſſen außerordentliche Pracht durch die herrliche Muſik einer Meſſe von Pergoleſe — wie ich glaube — noch mehr gehoben wurde.

Nach Beendigung deſſelben begab ſich der Präſident zuerſt in den Nationalpalaſt zurück, ſtieg dort zu Pferde und ritt, gefolgt von der ganzen Suite, dem diplomatiſchen Corps und der Garde zu Pferd, nach dem Amphitheater, welches im Rondeau der Alameda errichtet war. Hier hielt ein ſchöner Mann mit kräftiger, ſonorer Stimme den üblichen Panegyrikus der Revolution und ihrer Helden, während die untenfolgende Proclamation des Präſidenten an die anweſenden Herren und unter die Truppen vertheilt wurde. Leider konnte ich wenig oder gar nichts von der mit höchſt pathetiſchen Geſten vorgetragenen Rede verſtehen; doch ſagten mir meine Freunde, ſie ſei, wie unter ſo bewandten Umſtänden kaum anders zu erwarten, ein Meiſterſtück hochtrabender Gemeinplätze geweſen.

Das Truppendéfilé der Linie und Nationalgarde, welches nun

ſtattfand, bot zwar einem an ruſſiſche und preußiſche Prunkparaden gewöhnten Auge nur Stoff zu ſtetem Tadel, den ich auch nicht undeutlich in den Zügen meiner Nachbarn, zweier fremder Offiziere, zu leſen vermeinte; allein der Anblick der kraftvollen und doch leichten Geſtalten, die légère und trotz der manchmal ſehr defecten Uniformen ſtolz graziöſe Haltung, beſonders aber die wahrhaft bewundernswerthe Führung ſämmtlicher Berittenen, entſchädigte für den Mangel gedrillter Steifheit und Corporalsaccurateſſe.

Gegen 4 Uhr nachmittags kehrte ich zur Alameda zurück, da um dieſe Zeit das eigentliche Feſt, ein Bankett der Nationalgarde und Linie und hierauf eine glänzende Illumination des prachtvollen Gartens, ſtattfinden ſollte. In der hohen, ſchattigen Allee de la Piedad waren einfache Tiſche gedeckt, an welchen Offiziere und Gemeine, Linie und Nationalgarde pêle-mêle ſich niederließen und ſich mit der dem Mexicaner von ſeinen Stammvätern, den Spaniern und Indianern, überkommenen Grandezza vergnügten.

Eine bei weitem fröhlichere und lärmendere Geſellſchaft hatte in einer Nebenallee Platz genommen; ſie beſtand aus etwa 1500 Kindern der Volksſchule, die auf Koſten des Gemeindeſeckels geſpeiſt wurden, während am Schluſſe des Mahls 500 Anzüge an die ärmern unter ihnen vertheilt wurden. Der Anſtand und das richtige Maßhalten dieſer Kinder mußte lobend anerkannt werden und bewies, daß ſie ihre Lehrſtunden in der Urbanidad, welche auf dem Stundenplan keiner, auch nicht der geringſten Indianerſchule fehlt, wohl benutzt hatten.

Kaum brach die Nacht herein, als ſich wie auf einen Zauberſchlag die ganze Stadt in tauſend Lichter der verſchiedenſten Farben kleidete. Die Alameda glich dem Garten eines Feenpalaſtes, und die Hauptſtraßen San-Francisco, Plateros, Tacuba, San-José-el-Real, der Empedradillos und die Plaza-Mayor boten einen über alle Beſchreibung prachtvollen Anblick. Längs den Häuſern hingen phantaſtiſche Lampencordons, welche durch eine Doppelreihe von Privatilluminationslinien noch mehr gehoben wurden. Anſtatt der Reverberen warfen elegante Luſtres farbige Lichter über die Giebel der Paläſte und die Züge der Zuſchauer. Die Douane, das Stadt-

haus, die Bergſchule und der Nationalpalaſt waren geſchmackvoll illuminirt; doch mögen die Paläſte reicher Privaten ſie weit überboten haben.

Um halb 8 Uhr begannen die großen Feuerwerke. Man hatte mir vorausgeſagt, ſie würden diesmal weit glänzender ausfallen als gewöhnlich; dennoch hatte ich mir nicht zu viel von ihnen verſprochen. Der Mexicaner beſitzt aber für jede Art äußern Gepränges angeborene Neigung und einen Geſchmack, dem hundertjährige Uebung nachgeholfen hat. Bei ſolchen Gelegenheiten entwickelt er daher eine Virtuoſität und eine Grazie in der Anordnung von Feſtivitäten, welche nur von ſeiner Freigebigkeit erreicht werden. Den Glanzpunkt neben all den hundert kleinern Feuerwerken, die auf den verſchiedenen Plätzen und Kreuzwegen der Stadt abgebrannt wurden, bildete die Illumination der Kathedrale. Die ganze Façade des herrlichen Baues erſchien zuerſt in bengaliſchem Feuer; geiſterhaft ſtrahlte ſie bald in grellem Diamantlicht, bald in düſterrother Glut oder in freundlichem Grün in die laue, herrliche Tropennacht, und als plötzlich das ſtarkbeſetzte Militärorcheſter hoch oben auf den Thürmen mit einem reichen Tonſchwall hervorbrach, war der Eindruck wahrhaft entzückend, ſelbſt die zurückhaltenden Indianer konnten ihre laute Freude nicht meiſtern. Jetzt rollten ſich zwei ungeheuere Inſchriften „Libertad" und „Independencia" in blendendem Lichte auf; aus allen Oeffnungen der Thürme ergoß ſich ein ſprühender Feuerregen, und über der großen Uhr entwickelte ſich, aus einer großartigen Girandola aufſchießend, eine majeſtätiſche Palme. Zuletzt bildeten ſich aus Feuerrädern zwei rieſige Medaillons mit den flammenden Inſchriften „Hidalgo" und „1810".

Nur in New-York und London habe ich ein ähnliches Menſchengewühl geſehen wie das, welches jetzt aufs neue der Alameda zuſtrömte. Der ungeheuere Raum dieſes Gartens reichte kaum hin, die von allen Seiten zuflutende Menge aufzunehmen. Jeder der Rondpoints war Gegenſtand einer verſchiedenen Ornamentirung geweſen. Hier war er in einen künſtlichen Garten umgeſchaffen, in welchem wir uns zu köſtlichen Erfriſchungen niederließen; eine koloſſale Büſte Iturbides' nahm die Mitte deſſelben ein und ſtieg

hoch empor in die ſchimmernde Nacht, während ein Netz bunter Lampions, welche das Wappen der Republik trugen, ihn mit einem ſtrahlenden Licht umgaben. Dort ſchoß die große Mittelfontaine ihre flüſſigen Silberwellen unter einem Baldachin bunter Lichter hervor; farbige Ballons ſchaukelten ſich in allen Alleen; Taxusbäume aus Lampen breiteten ein glänzendes Licht über jeden Pfad, und auf den Raſen hatten ſich zum Klang der Guitarren tanzende Gruppen gebildet, deren fröhliches Lachen überallhin ertönte und die glänzenden poetiſchen Improviſationen des Señor Prieto unterbrach, mit denen er, auf dem Amphitheater des großen Baſſin ſtehend, eine andere Klaſſe von Fröhlichen unterhielt.

Es war lange nach Mitternacht, als die Lampen allmählich erloſchen, die Menge ſich lichtete, und Jupiter Pluvius erſchien und die Säumigen nach Hauſe trieb. Während aber der Regen noch an allen Fenſtern niederrauſchte und die plötzlich eingetretene Stille, nur von einer einſamen Guitarre unterbrochen, mich an die Regenſcene des „Barbiero" erinnerte, las ich die Proclamation des Präſidenten und konnte nicht umhin, aus vollſtem Herzen in die Wünſche einzuſtimmen und die Hoffnungen zu bewillkommnen, die er für das Wohl des mexicaniſchen Volks ausſprach, das ich heute von einer ſo liebenswürdigen Seite und in einem von der Natur ſo unendlich reichbegabten Lande kennen gelernt hatte.

Die Proclamation lautete:

„Mexicaner!

„Der heutige Tag iſt der fünfunddreißigſte Jahrestag des Einzugs der Armeen der Drei Garantien in dieſe ſchöne, große Stadt; er iſt ein Tag unvergänglichen Andenkens und grenzenloſer Dankbarkeit gegen den unſterblichen Iturbide und ſeine tapfern Gefährten.

„Veteranen der Unabhängigkeitsarmee, die ihr Theil nahmet an einem ſo glorreichen Unternehmen, ihr repräſentirt heute unter uns jene Armee, welche der Hauch des Patriotismus auf das Schlachtfeld rief, von einem Manne geleitet, der, begabt mit allen Talenten des Feldherrn, durch ſeine Klugheit, ſein Geſchick und ſeinen Muth Hidalgo's und Morelos' Werk vollendete.

„Im Jahre 1821 ſollte Mexico frei werden: ſo hatte es der Vorſehung hoher Rath beſchloſſen; allein niemand weiß, wann es wahrhaft glücklich ſein wird. Ich hege jedoch die feſte Zuverſicht, Gott werde uns den Tag nicht lange mehr vorenthalten, an welchem wir, dank der Eintracht unter allen guten Mexicanern, im Schoſe des Friedens und unter den Segnungen der Ordnung, alle Früchte der Unabhängigkeit genießen werden.

„Ja, dieſe Nation muß endlich zu dem Glück gelangen, auf das ihr unſerer Väter große Opfer und die unberechenbaren Verluſte, welche ihr die Zwietracht brachte, ein Anrecht geben.

„Ruhm und ewige Dankbarkeit für Hidalgo und Iturbide!

„Friede, Eintracht, Freiheit dem mexicaniſchen Volke!“

Der Mexicaner iſt, gleich den meiſten Bewohnern der Tropenländer, für äußere und momentane Eindrücke höchſt empfänglich. Läßt er ſich leicht zum Schlimmen fortreißen, ſo reicht doch auch zuweilen ein einziges Wort hin, ihn zu edeln, heroiſchen Thaten zu begeiſtern.

Das bläuliche Gebäude, welches in Mexico auf dem Platze Guardiola ſteht, iſt ein Beweis für die eben ausgeſprochene Behauptung. Ich will deshalb die Geſchichte der Entſtehung des ſogenannten Porzellanpalaſtes oder Caſa de los Azulejos wiederholen, ſo wie ſie mir dort erzählt wurde.

Der Graf del Valle war ein Nachkomme des Fernando Cortez und gehörte ſeinerzeit zu den reichſten Leuten des Landes. Man erzählt ſich von ihm, daß er ſeinem Lehnsherrn, dem König von Spanien, zwei prachtvolle, aus Cedernholz erbaute Kriegsſchiffe zum Geſchenk gemacht habe, mit der ehrfurchtsvollen Bitte, „einen Theil des ſpaniſchen Reichs mit einem Beſuche zu beglücken, in welchem die Sonne aufgehe, während Madrid in Schlummer liege“. Zugleich ſoll er ſich anheiſchig gemacht haben, dafür zu ſorgen, daß des Königs Pferd, ſobald es in Vera-Cruz das Land betreten habe, bis in die ferne Hauptſtadt nur auf Silber treten ſolle. In welcher Weiſe der Graf das zu bewerkſtelligen dachte, weiß ich nicht; aber bekannt und verbürgt iſt es, daß er bei ſeiner Verheirathung den

ganzen Weg, von ſeinem Hauſe auf der Plaza de Guardiola bis zur Kathedrale dicht mit Silberbarren belegen ließ, über welche ſich der Hochzeitszug hin- und zurückbewegte.

Dieſer Graf hatte einen Sohn, der alle übeln Gewohnheiten eines leichtſinnigen und verſchwenderiſchen jungen Mannes angenommen und unter anderm ſo hoch ſpielte, daß er trotz ſeines ungeheuern Einkommens ſich nicht ſelten in große Schulden ſtürzte.

Eines Tags, als er ſich wieder in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, zu ſeinem Vater zu gehen und um neue Vorſchüſſe zu bitten, ſprach der alte Mann, indem er ihm die begehrte Summe überreichte, kopfſchüttelnd und bewegt die Worte des ſpaniſchen Spruchs: „Non harás tú casa con azulejos" („Mein Sohn, du bauſt dir auch kein Haus von Porzellan", oder, wie wir im Deutſchen ſagen: „Du wirſt nie auf einen grünen Zweig kommen").

Dies einzige ernſte Wort des greiſen Vaters machte auf den jungen Mann tiefen Eindruck. Von Stunde an änderte er ſeine Lebensweiſe, entſagte ſeinen Thorheiten und begann ſich mit ernſten Dingen zu beſchäftigen. Kaum ein Jahr war vorüber, da kaufte er von einem Mönche des Kloſters von Zacatecas, dem Frater Diego Juarez de Peredo, einen dem väterlichen Hauſe gegenübergelegenen Bauplatz, ließ aus China oder Japan eine Schiffsladung Porzellanplatten kommen, baute das Haus de los Azulejos, wie wir es heute noch ſehen, und machte auf dieſe Weiſe die Prophezeiung des Vaters ehrenvoll zunichte.

VII.

Die Stadt Guadalupe.

Das wunderthätige Gnadenbild. Mexicanische Soldaten.

Wie Spanien sein Compostella, Italien sein Loreto, so hat Mexico sein berühmtes „wunderthätiges Gnadenbild Unserer lieben Frau zu Guadalupe". Ich theile, ehe ich die Beschreibung des jährlichen Festes gebe, dem ich beiwohnte, die einfache und poetische Legende mit, welche sich an das berühmte Sagrario zu Guadalupe anknüpft.

Ein neubekehrter Indianer, mit Namen Juan Diego, hörte auf einer Wanderung nach Santiago Tlaltilulco auf freiem Felde plötzlich eine so süße Musik, wie er nie vernommen, und indem er nach dem Ursprung der schmelzenden Töne forschte, gewahrte er über einem prächtigen Regenbogen, von lichten Wolken umflossen, ein liebliches Frauenbild, in der Tracht vornehmer Aztekinnen. Die holde Erscheinung schwebte zu ihm nieder, erklärte sich ihm als die Mutter Gottes und offenbarte den Wunsch, an jener Stelle eine Kirche erbaut zu haben. Diego traute seinen Sinnen nicht und wußte auch außerdem kein Mittel, das Begehren der Erscheinung zu erfüllen.

Da erschien ihm die Mutter Gottes zum zweiten und dritten mal in derselben Weise und trug ihm auf, zur Bestätigung, daß

er in ihrem Auftrage handle, auf dem Gipfel des Hügels Blumen zu ſammeln und dieſe dem Biſchof zu bringen. Zu Diego's größtem Erſtaunen trug der Boden, auf welchem er früher nur Dornen, Diſteln und wildes Geſtrüpp geſehen hatte, die duftigſten Blüten. Diego pflückte von den Blumen, barg ſie in ſeine Tilma, und es gelang ihm, ſich dem Biſchof vorzuſtellen. Wie er aber ſein Gewand entfaltete, um die wunderbaren Blumen zu zeigen, ſiehe, da ſtrahlte das Bild der Heiligen Jungfrau gemalt an der Ayate oder Kapuze Diego's den Anweſenden in den lieblichſten Farben entgegen.

So geſchehen nach der Legende am 12. December 1531.

Die Stadt Guadalupe, mit etwa 6000 Einwohnern, liegt im Thal von Mexico, ungefähr eine Stunde von der Hauptſtadt. Zwei Dämme, von denen der eine mit Silberpappeln bepflanzt iſt, führen am Ufer des Texcocoſees entlang bis an den Fuß eines jener vielen mit Cactus bewachſenen, vulkaniſchen Kegel. Inmitten des Platzes erheben ſich die Thürme der berühmten Kirche, die Abtei und verſchiedene Anbauten. Der Tempel ſoll allein an Baumaterial 800000 Peſos gekoſtet haben, und an Gold- und Silberſchätzen reicher ſein als die Kathedrale der Hauptſtadt.

Am Morgen des 12. December verließ ich, in Begleitung zahlreicher Bekannten, die Stadt. Durch zwei Reihen ſpalierbildender Soldaten folgten wir der mit Reitern, Wagen und Fußgängern bedeckten Straße. Mexicaniſche Frauen und Mädchen, gleich den verſchleierten Schönen des Orients in ihre Rebozos gehüllt, füllten die zweiräderigen Karren, welche für dieſen Feſttag eigens hergerichtet, mit bunten Teppichen und Tüchern überſpannt und innen mit Strohmatten ausgelegt waren.

Auf dem großen Platz vor der Kirche gab es ein höchſt intereſſantes Wogen und Getümmel von Menſchen. Die vielen tauſend, in bunte, togaartig umgeſchlagene Serapen und Mangas gehüllten Indianer; die kräftigen, chevalereſken Rancheros in ihren hirſchledernen, an den Seiten mit einer Unzahl von Knöpfen und reicher Stickerei verzierten Calzoneras; Indianerinnen in weißen geſtickten Unterkleidern, die dichten Haarflechten mit bunten Bän-

dern durchſchlungen; der ſtolze Creole in europäiſch moderner Tracht: das alles bot ein maleriſches Durcheinander, dem die lebhaften Geberden noch mehr Leben und höhern Reiz verliehen.

Das Innere der Kirche ſahen wir mit wenigen Gemälden geſchmückt; aber ihre Wände, Säulen und Gewölbe ſchimmerten in reicher Goldverzierung auf weißem Lackgrund, und koſtbare ſilberne Lampen und Kronleuchter hingen vom Gewölbe herab. Ein Geländer von maſſivem Silber führt zu beiden Seiten des Schiffs bis an den marmornen Altar, der das von der Heiligen Jungfrau ſelbſt geſchenkte Porträt derſelben trägt. Kinder ſchreien; man drückt ſich, ſtößt ſich; herrenloſe Hunde umſchleichen die Gruppen der Andächtigen, die betend auf den Knien liegen; andere, ſich vergnügt ihrem fröhlichen Temperament überlaſſend, ſchwatzen und lachen.

Da verkündigt Kanonendonner, Trompetentuſch und Trommelwirbel die Ankunft des Präſidenten. Im ſchwarzen Frack, den Degen an der Seite und den galonirten Hut in der Hand, betritt er die Kirche, gefolgt von den Miniſtern und einer langen Suite der in Mexico zahlreich vertretenen Generale. Die feierliche Proceſſion mit dem Bilde der Heiligen Jungfrau ordnet ſich. Unter Muſik, Kanonendonner und Abbrennen von Feuerwerk bewegt ſie ſich aus der Kirche über den großen, mit Menſchen bedeckten Platz, wo die Menge der Zuſchauer vor dem wunderthätigen Gemälde überall auf die Knie ſinkt und ſo ziemlich das Bild eines großen Kornfelds darſtellt, über welches der Wind hinſtreicht und die Halme in eine wellenförmige Bewegung verſetzt.

Die Proceſſion iſt vorüber, und die Menge überläßt ſich von neuem allen ſinnlichen Freuden und dem lebendigen Treiben eines Volksfeſtes. Hier ziehen einige Indianerknaben eine fußhohe, als Heilige Jungfrau coſtümirte Puppe an einem über das Kirchendach geſpannten Seil auf und nieder, und andächtig ſinkt bei dieſer wunderbaren Herabkunft der Heiligen Jungfrau jede vorüberflutende Menſchenmenge in die Knie. Dort hat ein fliegender Apotheker auf einem Teppich an der Erde ſeine Kräuterſäckchen, heilkräftigen Lebenselexire, Pulver, Pillen und Tropfen ausgeſtellt; dort bilden ſich

zahlreiche Gruppen um Breterbuden, in welchen, neben nicht sehr appetitlichen Eßwaaren, Pulque ausgeschenkt wird, und lange Reihen von Kramläden garniren die Wege und Plätze. Schäkern, Jubel, Gesang, Tanz und Spiel läßt kaum das eigene Wort verstehen.

Guadalupe ist mit der ältern und neuern Geschichte Mexicos verflochten und hat deshalb für die Bevölkerung doppelte Bedeutung. In dem Mexicaner lebt noch die Erinnerung, wie der greise Hidalgo Dolores als erster Freiheitsapostel im Jahre 1810 mit der Fahne der Heiligen Jungfrau von Guadalupe durchs Land zog und die Losreißung von Spanien predigte, und man darf behaupten, daß für die mexicanische Republik Guadalupe das ist, was das delphische Orakel für die hellenischen Stämme war: ein Heiligthum der Religion und der Freiheit. In der letztern Zeit erhielt es eine historische Bedeutung mehr durch den Friedensvertrag, welchen mein verehrter und berühmter Freund Don Bernardo Cauto im Namen der Republik am 2. Februar 1848 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika schloß.

Abends, beim Heimgang, schlossen wir uns dem Stabe der das Fest verherrlichenden Truppenmacht an, um dem Gewühl und Gedränge der heimkehrenden Volksmassen zu entgehen. Obgleich ein Kapitel des Tadels kein erquickliches für mich sein kann, so kann ich doch nicht unerwähnt lassen, was mir während meines Aufenthalts in Mexico über das dortige Militär bekannt geworden ist.

Vor der Losreißung von Spanien hielt das Mutterland in dieser seiner reichsten Colonie ein ausgezeichnetes Heer. Erst während des Befreiungskriegs sank dasselbe auf die tiefe Stufe der Zuchtlosigkeit herunter, auf der es heute steht. Nachdem die ersten Versuche, das spanische Joch abzuschütteln, mit übermächtiger Gewalt unterdrückt worden waren, organisirten einzelne Männer kleinere Banden, welche die folgenden Jahre hindurch gegen die Heere der Regierung einen Guerillakrieg führten, von Zeit zu Zeit die Gebirge und unzugänglichen Schluchten, in welchen sie Zuflucht und

Sicherheit fanden, verließen und den Spaniern oft empfindlichen Schaden zufügten. Diese Scharen unterschieden sich indeß von wirklichen Räuberbanden sehr wenig und waren Freund und Feind gleich gefährlich.

Nachdem Augustin Iturbide, General in spanischen Diensten, aber Mexicaner von Geburt, durch seinen Uebertritt zur Sache der Revolution die Losreißung seines Vaterlandes vom Mutterstaate entschieden hatte und kurze Zeit Kaiser gewesen war, glaubte die ihm folgende republikanische Regierung die Kämpfer für die Freiheit belohnen zu müssen. Dies war auch nicht mehr als billig; aber in der Art, wie diese Belohnung geschah, lag ein schlimmer Fehler. Jeder, der mit einer noch so kleinen Bande den Kampf gegen die gestürzte Regierung geführt hatte, legte sich den Titel Kapitän, Oberst oder General bei, und alle diese Leute, denen es meistens an militärischen Kenntnissen fehlte, wurden in dem Range, den sie sich selbst verliehen, gelassen, in die Cadres der activen Armee eingetragen und bezogen fortan ihrem Range entsprechende Besoldungen. Da diese Veteranen nach und nach ausstarben, so hätte der begangene Fehler sich mit der Zeit von selbst corrigirt; allein man fuhr fort wie man begonnen hatte. Jeder, der durch Waffenthaten, Reichthum, Rang oder Bekanntschaften Einfluß besaß, benutzte diesen, einem Vetter, einem Freunde ein Hauptmanns- oder Oberstenpatent zu verschaffen. Der Neucreirte wurde in die Listen der Armee eingetragen und bezog fortan seinen Sold. So kam es, daß in einer Armee, welche auf dem Papier 36000 Mann zählte, aber keine 10000 auf den Beinen hatte, sich 30000 Offiziere und mehrere tausend Generäle befanden, die alle ihre Besoldung bezogen oder wenigstens forderten.

Santa-Ana, der als Dictator verschiedenemal das Land beherrschte, trieb mit Offizierspatenten, wie mit allen öffentlichen Aemtern, den schamlosesten Handel. Nach den officiellen Angaben stellte er 13000 Offizierspatente aus, in Wirklichkeit aber mehr als doppelt so viel. Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß sich heute im Offiziercorps Leute befinden, die in

andern Ländern aus der guten Gesellschaft verbannt wären; daß die Gesetze der Ehrenhaftigkeit und vor allem der Disciplin verloren gingen und die Armee ein williges Werkzeug in der Hand dessen wurde, der sie bezahlte oder reiche Beute zusicherte. Außerdem ist eine Folge der fortwährenden Finanzverlegenheiten und der zahllosen Unterschleife, daß die Besoldungen mangelhaft oder lange Zeit gar nicht ausbezahlt werden, wodurch Geld und Belohnung auch für rechtschaffene Offiziere fast unwiderstehliche Verlockungen bilden.

Was die gemeinen Soldaten betrifft, so gibt es in Mexico keine geregelte Conscription. Soll die Armee ergänzt werden, so ergeht auf geheimem Wege an die Districtsbeamten der Befehl zum Pressen. Diese instruiren die Ortsbehörden, und nun überfällt bald hier, bald dort eine Abtheilung Soldaten unversehens ein Dorf und führt von jungen Männern, was sich eben findet, gewaltsam fort. Gebunden werden die Gepreßten an die Garnisonen abgeliefert, wo sie innerhalb der Kaserne in strengster Ueberwachung gehalten und sogar ihrer Kleider beraubt werden, um eine Flucht zu verhindern. Nachdem man sie einigermaßen angewöhnt glaubt und nicht ewig eingesperrt halten kann, läßt man sie ans Tageslicht und gibt ihnen Waffen. Dieser Tag ist für die meisten der Vorabend der Desertion und der Erlös der Waffen ein Nothpfennig für die Reise. Am Abend des Tags, an welchem der betreffende Offizier diese Rekruten zum ersten mal vor die Stadt zum Exerciren geführt, kehrt er meist mit 25 Procent von den Ausgerückten zurück; die Uebriggebliebenen gewöhnen sich allerdings leicht und schnell an den Dienst, und würden eine, wenn auch kleine, doch tüchtige Armee bilden, wenn die Offiziere sich auf ihre Ausbildung verständen. Der mexicanische Soldat ist im höchsten Grad genügsam, trägt leicht und ohne Murren alle Strapazen und hält dem Feind vortrefflich Stand. Sein äußeres Erscheinen ist so mannichfaltig, daß sich nichts Allgemeines darüber sagen läßt. Jeder Soldat zieht gewöhnlich an, was er hat; nur in der Hauptstadt und unmittelbar unter den Augen der Regierung und der Europäer sieht man Uniformen, aber deren so vielerlei, daß die Garnison Mexicos,

zumal wenn ſie aus Veranlaſſuug einer politiſchen oder religiöſen Feierlichkeit in Galla erſcheint, die vollſtändigſte Muſterkarte aller europäiſchen Heere bildet. Im übrigen und allgemeinen unterſcheidet ſich der Soldat aber wenig vom Lepero und andern Proletariern.

Als Eigenthümlichkeit der mexicaniſchen Armee dürfen wir noch anführen, daß auf Märſchen beinahe jedem Soldaten ſeine Frau folgt. Dieſe Weiber ſchleppen, außer ihren Kindern, die Bagage und den Küchenapparat des Soldaten, und bilden einen weſentlichen Beſtandtheil des Heeres; ſie ſollen unter den beſtehenden Verhältniſſen von großem Nutzen ſein. Dies erklärt ſich dadurch, daß die Verproviantiruug nur in Maisrationen beſteht, welche jedem Soldaten zugemeſſen werden. Der Mais muß aber, ehe er genoſſen werden kann, durch eine lange und mühevolle Handarbeit zuerſt in einen Mehlbrei, und letzterer durch Backen in die bekannten Tortillas verwandelt werden. Dieſes Geſchäft liegt den Frauen ob, welche dem auf dem Marſche begriffenen Corps voraneilen und ihre Vorbereitungen zum frugalen Mahle derart treffen, daß der Mann beim Einrücken ſein Eſſen fertig findet. Die ſo von den Frauen geleiſteten Dienſte ſind in einem Lande, wo bisher für die Truppenbewegungen wenige oder gar keine Vorſorge getroffen werden konnte, ſehr hoch anzuſchlagen, und wogen die aus ſolchem Syſtem entſpringenden Nachtheile auf. Eine Reorganiſation des Heeres wird natürlich auch hierin die nöthigen Modificationen nach ſich ziehen.

VIII.

Umgebung der Hauptstadt.

Der Damm von Chalco. Der Peñon-Nuevo de los Baños. Chapultepec. Erledigung des Auftrags an General Gaona. Statistisches Material, durch die Gefälligkeit der Regierung erhalten. Verlust meiner sämmtlichen bis dahin gemachten Sammlungen.

Einer unserer nächsten Ausflüge galt den Thermalquellen des Peñon-Nuevo, einem in früherer Zeit vielgepriesenen Bade. Um 8 Uhr morgens verließen wir das Haus und eilten am Kloster San-Lazaro vorbei, das jetzt zum Hospital der Leprosen eingerichtet ist, passirten die Garita oder das Thor von San-Lazaro und folgten in östlicher Richtung der Straße von Vera-Cruz, auf dem frühern Damm zwischen dem Chalco und Texcocosee. Vor zwei Jahren hatte das Wasser in den Damm einen Riß gewühlt, der täglich größer wurde und bald die Passage unterbrach. Ein ganzes Jahr lang kümmerte sich niemand darum. Endlich fand sich die Regierung bewogen, einem Ingenieur, Cayetano Moro, den Auftrag zu geben, nach Besichtigung des Schadens die Kosten der Wiederherstellung abzuschätzen. Moro veranschlagte die nöthige Summe auf 30000 Pesos. Die Regierung befand sich in Geldverlegenheit und ließ die Sache fallen. Der Schaden wurde immer größer; die Gefahr einer Ueberschwemmung schreckte mehr und mehr

die Gemüther. Die Regierung war gezwungen, die Koſten der Ausbeſſerung von neuem begutachten zu laſſen. Diesmal verlangte der Architekt 100000 Peſos. Die Regierung hielt dies für zu viel, und die Sache wurde von neuem verſchoben. Es iſt das die gewöhnliche Art in Mexico, und man wird warten, bis die Noth zwingt, Millionen zu verausgaben. Die beiden Seen haben ſich inzwiſchen vollſtändig vereinigt. Die Verbindung der Straße geſchieht durch lange, flache Canots, in welchen die Indianer Früchte, Gemüſe, Geflügel und andere Victualien der Stadt zuführen, und unzählige Vögel, Enten, Strandläufer, Möven, Seeſchwalben u. ſ. w. bedecken die Sümpfe zu beiden Seiten.

Der Anblick, den man von hier aus auf Mexico genießt, iſt einer der ſchönſten. Die zahlloſen Thürme und Kuppeln, meiſt in doriſchem und mauriſchem Stil, ſpiegeln ſich in den Wellen ſo klar, als ob die Stadt dicht an dem See läge, und zahlreiche, ſchlanke Palmen ſchaukeln ihre graziöſen Blätterkronen im leichten Zephyr. Das freundliche, warme Bild weckte in mir die lebhafteſten Erinnerungen an den Orient. Aber wie ſonderbar berührt es das Gemüth des Reiſenden, der in dieſem Lande des fernen Occident landſchaftliche Bilder findet, die genau den Charakter jenes über 3000 Stunden entfernten Orients tragen. Zieht man bei dieſer Veranlaſſung die vielen Analogien im bürgerlichen Leben, in der Gerichtsverwaltung, im Volkscharakter, in Kleidung, Sitten und Gebräuchen, in Tugenden und Laſtern in Betracht, ſo kann man dieſe Aehnlichkeiten nur aus zwei Quellen ableiten, deren erſte die gemeinſchaftliche Abſtammung der Spanier und Mexicaner iſt. Beide haben ein gutes Theil mauriſchen Bluts in ihren Adern, und die meiſten bürgerlichen und ſocialen Einrichtungen ſind ein Erbtheil, welches die intelligentern Mauren ihren Siegern hinterließen. Die Spanier aber brachten ihre Sitten in das eroberte Neuſpanien, und zwangen die Einwohner zur Annahme derſelben. Der zweite Grund liegt in den faſt gleichen klimatiſchen Verhältniſſen, welche ihren Einfluß auf die Bevölkerung unwiderſtehlich in der Art äußern, daß ſie gleiche Bedürfniſſe hervorrufen.

In einer Stunde gelangten wir an den Fuß des Peñon de

los Baños. Er iſt ein runder Hügel aus Lava, von Porphyrſchichten durchſetzt, welche unter einem Winkel von 16 Grad von Oſten nach Weſten anſteigen, etwa 180 Fuß hoch und ohne alle Vegetation. Weder er ſelbſt noch der etwas entferntere Peñon-Viejo trägt Spuren eines vorhanden geweſenen Kraters oder irgendeiner heftigen vulkaniſchen Thätigkeit; vielmehr ſcheinen dieſe Hügel das Reſultat einer allmählichen, durch unterirdiſches Feuer hervorgerufenen Erhebung zu ſein. Am Fuße des erſtgenannten, der, wie der Boden des Thals von Mexico, überall von jener kalkigen Kruſte bedeckt iſt, die den Namen Tepetate führt, entſpringt die warme Quelle, die ſeit hiſtoriſchen Zeiten als Heilbad benutzt wurde.

Vor der Eroberung des Landes durch die Spanier war der Hügel von einer ſehr üppigen Vegetation umgeben und diente den Kaiſern als Vergnügungsort. Nach der Eroberung erbat ſich Nuñez de Guzman unter andern Gnaden von Karl V. den Peñon zur Erholung und Kräftigung ſeines von Strapazen des Kriegs geſchwächten Körpers. Später ging der Peñon und ſeine Quelle in andern Privatbeſitz über, war aber bereits aller Vegetation entkleidet; denn die Spanier, nicht allein daß ſie den ſchönen Baumwuchs zu ihren Bauzwecken verwandten, ohne je an neue Bepflanzung zu denken, ſchienen es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, das liebliche Thal Mexicos den kahlen, waſſerarmen Hochebenen ihres Vaterlandes ſo ähnlich wie möglich zu machen. Daher finden wir als die einzigen Ueberbleibſel jener üppigen Vegetation heute nur noch die berühmten Rieſentaxodien, die in Chapultepec unſer Auge erfreuen.

Den Fuß des Peñon umgibt ein elendes Indianerdorf. Das einzige, den Namen Haus verdienende Gebäude enthält die Bäder, die wenig benutzt werden.

Die Analyſe des Waſſers ergibt folgendes Reſultat:

Temperatur . . . . . 44,5° C.

I. Gaſe: Atmoſphäriſche Luft.
Kohlenſäure.
Stickſtoff.

II. Feſte Beſtandtheile: Schwefelſaurer Kalk.
Kohlenſaurer Kalk.
Kohlenſaure Magneſia.
Kohlenſaures Natron.
Chlorſaures Natron.
Kieſelſaures Natron.
Aluminium.

Außerdem Anzeichen von Kalium, Mangan und Eiſen.

Die hauptſächlichſte Bevölkerung des Peñon ſind Mücken und Mosquitos, die ſich in ſolchen Scharen hier aufhalten, daß ihr Geſumme die Unterhaltung ſtört. Dagegen bot eine Heerde von wol 125 Stück Pelikanen, die, wenn ſie in weiten Curven den See umkreiſend, die Unterſeite der Sonne zuwandten, einen Anblick, wie er dem europäiſchen Ornithologen und Freunde der Natur nur ſelten wird.

Auf dem Heimwege erlegte ich eine 6 Fuß lange Waſſerſchlange, die ich indeſſen nicht beſtimmen kann, da ſie mit dem größten Theil meiner Sammlungen verloren ging.

Indianer boten mir mehrere Ajolotl zum Kauf. Dieſer Kiemenbatrachier (Siredon mexicanus s. Stegoporus pisciformis) iſt heute ſo bekannt, daß er keiner Beſchreibung bedarf. Die Exemplare, welche ich erhielt, waren zwiſchen 6 und 10 Zoll lang, ſchwarz und ganz gleich der Larve des Waſſerſalamanders. Der Schwanz iſt zuſammengedrückt, mit einem ſchwachen Kamm verſehen. Zu Cortez' Zeit waren die Ajolotl ſo häufig, daß ſeine Armee eine Zeit lang ſich von ihnen nährte. Auch heute noch ſieht man ſie häufig auf den Märkten. Gebraten oder gekocht, mit Eſſig und Oel, ſchmecken ſie wie Aale.

Ich habe vorhin Chapultepec erwähnt. Es liegt dieſer Ort ungefähr eine Legua von der Hauptſtadt, am Fuße eines Porphyrfelſen von 200 Fuß Höhe, deſſen Gipfel ein hübſches Schloß ziert, das jedoch in dem etwas verwahrloſten Zuſtande, in dem es ſich befindet, die ſpaniſche Regierung noch nicht vergeſſen zu haben ſcheint. Der Ort beſitzt ſeit kurzem eine Militärſchule, welche manchen Beſuch aus der Hauptſtadt veranlaßt und dem ſocialen

Leben einigen Schwung verleiht. Daneben hat der Ort ausgezeichnetes Trinkwaſſer, womit er die Hälfte der Hauptſtadt verſieht. Die größte Zierde bildet jedoch, wie ſchon angedeutet, der herrliche Park, welcher den Namen des Orts führt; denn hier allein, im ganzen Bereich des Thals von Mexico, findet man noch Ueberbleibſel jener reichen, üppigen Vegetation, jener ſaftigen Forſte, welche die Kaiſer von Tenochtitlan und Texcoco in den Tagen ihrer Macht, ihrer Größe und ihres Ruhms pflanzten, hegten und als Luſtwälder ihrer Sommer- und Landreſidenzen benutzten. Die Conquiſtadoren, die alle und jede Erinnerung an den Glanz und die Macht der frühern Herrſcher aus dem Gedächtniß des Volks auszurotten ſuchten, zerſtörten die Luſtſchlöſſer, und in den lieblichen Waldungen wütheten Feuer und Axt ſo lange, bis die einſt ſo freundlichen Abhänge des blühenden Thals nur noch kahle Halden waren, von denen die Bergwaſſer, in regelloſem Lauf herniederrauſchend, die fruchtbare Dammerde entführten, und in den ſonnverbrannten Ebenen nur troſtloſe Maguey-Agaven gedeihen konnten.

Für den eingeborenen Mexicaner iſt daher der Park von Chapultepec eine heilige Reliquie, eine Locke aus dem reichen Haupthaar, das einſt die jugendlichen Schläfe ſeiner nun alten, gebeugten Mutter umfloß. Aber auch der Fremde ergeht ſich gern in dieſen grünen Hallen, und bewundernd ruht das Auge des ſinnigen Freundes der Natur auf den maleriſchen Geſtalten rieſiger Cypreſſen von einem Alter, das weit in die aztekiſche Vorzeit zurückführt. Ueber und über mit dem Reif der Tillandſien bedeckt, die ihre weißen Seidenfäden von Zweig und Aſt herunterhängen laſſen, ſtehen ſie vor uns wie eine Geſandtſchaft ehrwürdiger Greiſe, Kinn und Schläfe vom ſilberweißen Haar umwallt.

Ich habe ſchon früher bemerkt, daß ſich das Alter der Bäume in den Tropen nicht nach den Jahresringen beſtimmen läßt. Damit unbekannt, ſtellte unlängſt ein Reiſender, der junge de Sauſſure, Neffe des berühmten genfer Naturforſchers, an die mexicaniſche Regierung das Anſinnen, einige jener ehrwürdigen Bäume fällen zu dürfen, um aus den Jahresringen das Alter derſelben beſtimmen

zu können. Die Regierung beſaß den Takt, eine ſolche Zumuthung unbeantwortet zu laſſen.

Wenn der geneigte Leſer mich auf meiner frühern Reiſe in den Vereinigten Staaten begleitet hat, ſo erinnert er ſich vielleicht, daß mir in Philadelphia der Auftrag wurde, dem mexicaniſchen Offizier Gaona einen Ehrenſäbel zu überbringen. Seit meiner Ankunft in der Hauptſtadt hatte ich mich vielfach nach demſelben erkundigt, und war ſehr erſtaunt, über einen ſo tapfern, verdienſtvollen Krieger ſo wenig Auskunft erhalten zu können. Allein in einem Lande, wo die Regierungen wechſeln und wie Meteore auftauchen und verſchwinden, iſt es nicht zu verwundern, wenn mit den Machthabern auch die in Vergeſſenheit gerathen, welche unter ihnen dem Vaterland dienten, und der errungene Lorber raſch verwelkt. Niemand wollte ſich eines Gaona erinnern, und erſt nach langem Bemühen gelang es mir, den auf Wartegeld geſetzten Offizier in einer der ärmlichſten Wohnungen der Vorſtadt auszukundſchaften. Wenn ich hätte ahnen können, unter wie dürftigen Verhältniſſen ich den tapfern Krieger fand, hätte ich ihm ſicherlich das drückende Gefühl erſpart, das ich bei meinem Beſuch in ſeinen Zügen las, und das die Freude, auf welche ich gerechnet hatte, nicht aufkommen ließ. Als er indeß am folgenden Tage zu mir kam und ich ihm den wirklich prachtvollen Säbel, mit ſilberner Scheide und goldenem Griff, überreichte, rief er freudetrunken die Segnungen des Himmels auf meinen theuern verblichenen Freund Kane herab.

Mein mexicaniſcher Diener, von mir beordert, Hrn. Colonel Gaona zu begleiten, um das Etui mit dem Säbel zu tragen, erzählte mir bei der Rückkunft, daß der Oberſt, in ſeiner Wohnung angekommen, beinahe mit Thränen in den Augen, ihm verſichert habe, er beſitze auch nicht einen Tlaco, ſeine Bemühung zu vergüten. In ſolch troſtloſe Lage ſtürzt der ewige Wechſel der Regierung in dieſem reichen und doch ſo unglücklichen Lande ſeine verdienſtvollen Bürger.

Unter andern Beweiſen freundlichen Entgegenkommens und der Theilnahme an meinen Beſtrebungen habe ich beſonders das Anerbieten des Präſidenten der Republik hervorzuheben, mir officielle

Auskünfte jeder Art, besonders aber über die Statistik des Landes, verschaffen zu wollen. Sein Secretariat sei angewiesen, diejenigen Fragen, deren genaue Beantwortung mir am Herzen läge, entgegenzunehmen und, mit des Präsidenten Ordre versehen, den betreffenden Behörden zur ausführlichen Beantwortung zuzufertigen. Man kann sich leicht denken, daß ich von dieser Verfügung einen ausgedehnten Gebrauch machte, und lobend muß ich es anerkennen, daß sämmtliche Behörden ohne Ausnahme den wohlwollenden Absichten des Präsidenten in einer Weise entsprachen, die wenigstens den besten Willen und großen Fleiß in der Ausführung der mir zugestellten Arbeiten offenbarte. So erhielt ich von da an täglich ausführliche und sauber geschriebene Documente, Tabellen, Rapporte u. s. w., welche zusammen ein so reiches statistisches Material bildeten, wie seit Humboldt's Besuch in Mexico wol keinem Reisenden geboten worden ist. Um so mehr muß ich es bedauern, daß von allen diesen Schätzen nur ein kleiner Theil nach Europa gelangte.

Vor meiner Abreise aus der Hauptstadt verpackte ich aufs sorgfältigste in vier großen Kisten meine sämmtliche, bis dahin zusammengebrachte, wissenschaftliche Ausbeute, die in dem obengenannten statistischen Material, vielen topographischen Aufnahmen, Reihen meteorologischer und magnetischer Beobachtungen, in Pamphleten, Broschüren, aufgefundenen ältern Werken, zweien, wahrscheinlich noch nicht veröffentlichten aztekischen Hieroglyphenmanuscripten auf Magueypapier, und endlich in einer reichen, zoologischen und botanischen Sammlung bestand, die ich theilweise der Freigebigkeit von Freunden verdankte. Diese für mich unersetzlichen Schätze übergab ich vor meiner Abreise aus der Hauptstadt nach dem Süden der Republik, am 10. oder 11. Jan. 1857, dem Hause Juan Rubio, Calle de las Escallerillas, mit dem Auftrag, dieselben an den preußischen Consul, Hrn. d'Oleyre in Vera-Cruz, zu befördern, wo ich dieselben in Empfang nehmen würde. Monate vergingen. Von Fiebern und Wunden geschwächt, langte ich todkrank in Vera-Cruz an. Meine erste Frage war nach meinen Kisten; allein niemand wußte das Geringste von ihnen. Ich telegraphirte sogleich an das

Haus Juan Rubio. Keine Antwort. Mein Gesundheitszustand war derart, daß, wenn ich auch die vorausbezahlte Passage hätte im Stiche lassen wollen, um weitere Nachforschungen anzustellen, ein verlängerter Aufenthalt daselbst mir unfehlbar den Tod gebracht hätte. So blieb mir nichts anders übrig, als Hrn. d'Oleyre inständig zu bitten, sich für meine Kisten zu verwenden und bei deren Ankunft mir dieselben nach Europa zu schicken. Meine Kisten aber waren und blieben verschwunden, und niemand hat mir je Aufschlüsse darüber gegeben, ob Juan Rubio, welcher der Unternehmer und Eigenthümer der Carros-Accelerados ist, sie überhaupt abgeschickt, ob den Transport das Schicksal so vieler andern traf, einer Räuberbande in die Hände zu fallen, die den ihnen unnützen Inhalt meiner Kisten vernichtete oder in die nächste Barranca stürzte, oder endlich, ob sie in Vera-Cruz in unrechte Hände fielen. Briefe, welche ich in dieser Sache nach Mexico schrieb, blieben ohne Resultat, sogar ohne Antwort.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meinen Ausflügen zurück.

IX.

Weitere Ausflüge in die Umgegend.

Rubia tinctorum. Das Kloſter von Los-Remedios. Politiſche Stellung der Indianer, der Gente sin razon. Der Hacendado und Ranchero, die Gente con razon.

Sollte der Bericht dieſer Excurſionen zuweilen trocken erſcheinen, ſo bitte ich, nicht zu vergeſſen, daß nur demjenigen Reiſenden auf Tritt und Schritt Abenteuer begegnen, der es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt. Mir iſt die Wahrheit conditio sine qua non, und jene Ausflüge boten mir Gelegenheit, mich mit den Sitten, Gebräuchen und der Ausdrucksweiſe des mexikaniſchen Volks innig vertraut zu machen. Auch waren es angenehme Tage, Tage voll Poeſie, voll Luſt und innigen Genügens.

Von einigen Freunden, meinem Secretär und einigen Dienern begleitet, und verſehen mit den nöthigſten Inſtrumenten, einem Höhenbarometer, verſchiedenen Thermometern, Azimuthkompaß, Taſchenſextant mit künſtlichem Horizont, einem guten Feldſtecher und, nicht zu vergeſſen, guten Schießgewehren, ritten wir morgens zeitig von Hauſe fort, durchſtöberten die zu unſerer Excurſion gewählte Gegend, ſammelten Thiere und Pflanzen, beobachteten oder zeichneten topographiſche Skizzen als Material zu einer Karte. Gegen Mittag wurde die Gaſtfreundſchaft einer Hacienda in Anſpruch genommen, da wir meiſt reichlich für den projectirten Ausflug des

kommenden Tages mit Empfehlungen in den Tertullas verſehen wurden. Bot ſich keine Hacienda zur Einkehr dar, ſo wurde an einem paſſenden Platze, einer Ruine, am Ufer eines Baches oder im Schatten einer Baumgruppe, das Lager aufgeſchlagen. Die Diener bereiteten das Mahl, während wir das im Laufe des Morgens Erlangte ordneten, beſchrieben oder präparirten. Nach einer kurzen Sieſta, während der größten Tageshitze, wurde der Heimweg eingeſchlagen, und mit der Kühle des Abends langten wir in der Hauptſtadt an, worauf dann der Beſuch eines Theaters, eine während des Tags erhaltene Einladung oder Studien den Abend ausfüllten.

Heute führte uns ein breiter und bequemer Weg zuerſt durch das Dorf Popotla und eine halbe Stunde ſpäter durch Tacuba, welches einer kleinen Stadt ziemlich gleicht und durch ſeine ſchöne Kirche ſich auszeichnet. Eine Viertelſtunde weſtlich von Tacuba, auf dem Wege nach Molino-Prieto, liegt rechts an der Straße die Ruine eines Hauſes, welches von Cortez erbaut und bis zur Zeit der Unabhängigkeit von ſeinen Nachkommen bewohnt worden iſt.

Die Ebenen werden blos zu Magueypflanzungen benutzt. Ich fing hier ein ziemlich häufig vorkommendes Reptil, Agama orbicularis Wag., welches die Indianer Tapatzin und die Mexicaner fälſchlich Chamäleon nennen. Sein grauer, mit ſchwarzen Flecken beſäeter, krötenähnlicher Leib, der über und über mit Dornſtacheln beſetzt iſt, flößt dem Laien beim erſten Anblick Abſcheu ein. Dennoch iſt es ein ſehr harmloſes Geſchöpf, welches ſich durch Vertilgung von Inſekten nützlich macht und, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, ſo zahm wird, daß es das vorgehaltene Futter aus der Hand annimmt.

Gegen 1 Uhr hielten wir bei der Mühle Prieto an, von deren Azotea aus wir eine ſchöne Ausſicht über das Thal hatten und Kompaßrichtungen nehmen konnten.

Die Mühle wird von einem Fluſſe getrieben, der im Llano de San-Lazar, 8 Leguas von Prieto, entſpringt, dann in Süden 40 Grad weſtl. Richtung bei der Mühle El Blanco

und der Hacienda del Medio vorbeifließt und ſich zuletzt in den Texcocoſee ergießt.

Der Beſitzer, ein intelligenter Mexicaner, hat verſucht, die Rubia tinctorum und den Paſtel (Isatis tinct. L.) anzubauen. Ich werde, wenn ich den eigentlichen Indigodiſtrict paſſire, auf die Art des Anbaues und die Gewinnung dieſes wichtigen Products zurückkommen und über die Paſtelpflanze hier nur das minder Bekannte erwähnen.

Alle Pflanzen, welche zur Klaſſe der Iſatideen gehören, ſind ein- oder zweijährig; ſie wachſen wild im ſüdöſtlichen Europa und mittlern Aſien; alle haben einen glatten oder faſt glatten, blaugrünen Stengel. Ihre Blätter ſind ganzrandig, die Blattſtengel, mit verbreiterter Baſis, aufſitzend; die Blüten ſind klein, gelb, und bilden lockere, endſtändige Traubenbüſchel. Die Unterſcheidung der einzelnen Arten bietet viele Schwierigkeiten, und die Charaktere, die meiſt der Frucht entnommen werden, finden von den Botanikern eine ſehr verſchiedene Würdigung. Ohne uns auf ſtreitiges Gebiet einzulaſſen, wollen wir der ebenerwähnten Isatis tinct. unſere Aufmerkſamkeit zuwenden. Sie iſt in den trockenen, ſteinigen Gegenden des mittägigen und wärmern Europa heimiſch, wird aber an verſchiedenen andern Orten als Färberpflanze angebaut. Ihr aufrechter, glatter und nach oben geäſtelter Stamm wird ungefähr 3 Fuß hoch; die Blätter ſind lanzettförmig, ganzrandig, oben zugeſpitzt und mit der in zwei ohrförmige Lappen verlängerten Baſis ſtengelumfaſſend. Ihre gelben Blüten bilden endſtändige, lockere Trauben. Decandolle unterſcheidet drei Arten: die erſte mit breitern und glatten, die zweite mit behaarten und ſchmälern Blättern, und die dritte mit kleinerer Frucht.

Der Anbau des Paſtels erhält eine große Wichtigkeit, wenn der Indigo durch Misernte oder ſonſtige Verhältniſſe hoch im Preiſe ſteht. Zur Zeit des erſten Kaiſerreichs und der Continentalſperre erhielt der Anbau des Paſtels innerhalb des franzöſiſchen Reichs große Aufmunterung. Man verſuchte, durch ein heimiſches Product ein ausſchließlich den Tropen angehöriges zu verdrängen; die Regierung ſpendete in dieſer Abſicht Belobungen und Belohnungen,

und zahlreiche Schriften wurden verfaßt, das erſehnte Reſultat vorzubereiten. Als nach dem Frieden der Handel in ſeine natürlichen Geleiſe zurückkehrte, auch die Vervollkommnungen in der Fabrikation des Indigo dieſen Farbſtoff im Preiſe heruntergeſetzt hatten, wurde der Paſtel nach und nach vernachläſſigt. Was indeß für Frankreich praktiſch iſt aufzugeben, kann in Mexico noch immer praktiſch ſein zu beginnen.

In Bezug auf die Bereitung des Paſtels hält man ſich vorläufig an die in Frankreich gemachten Erfahrungen. Die Ausſaat beginnt in der erſten Hälfte des Februar. Die junge Saat erſcheint ſchon nach einigen Tagen. Sobald die Blätter ihre volle Größe haben, werden ſie gebrochen, geſammelt und an einem trockenen und ſchattigen Orte aufbewahrt. Später läßt man ſie eine Mühle paſſiren, knetet die Maſſe mit den Füßen und formt ſie in Kuchen. Dieſe läßt man eine Zeit lang gären, zerbricht und miſcht ſie dann von neuem und überläßt ſie einer zweiten Gärung. Nachdem dieſe vorüber iſt, wird die Maſſe zu Broten geformt, die man an der Luft trocknen läßt und dann in den Handel bringt.

Hinter dem Dorfe San-Bartolo, welches in nordweſtlicher Richtung hinter Prieto liegt, gelangten wir in einen Weg, den ſeine Pflanzeneinfaſſung reizend machte. Magueypflanzungen und hochſtämmige Yucas mit ſilberweißen Blüten auf der einen, Organoscacteen auf der andern Seite bildeten, vermiſcht und durchflochten mit Feſtons von lieblichen Blumen aller Farben, eine Art von Laubgang, von welchem das ſchönſte europäiſche Treibhaus nur einen ſchwachen Begriff zu geben vermag. Die Cacteen, wahre Rieſen im Vergleich zu denjenigen, welche hier in Europa gezogen werden, hatten eine Höhe von 25 Fuß; weiter ſüdlich werden ſie aber, wie ich ſpäter ſah, nicht ſelten noch einmal ſo hoch.

Die Kirche San-Luis, zu welcher der Weg führte, lag in Ruinen. Die in doriſchem Stil in einer ſpätern Epoche an das Hauptgebäude angebaute Façade ſcheint zu beweiſen, daß man die Kirche wiederherſtellen und vollenden wollte; wahrſcheinlich aber war irgendeine Revolution die Urſache, daß die wieder aufgenommene Arbeit abermals liegen blieb und dadurch die Zahl

verlaſſener Gebäude und unbewohnbarer Ruinen, denen man überall begegnet, vermehrt wurde.

Auf der Höhe lag das Kloſter von Los Remedios, das Endziel meines heutigen Ausflugs, welches wir nach einer halben Stunde erreichten. Wie ſo viele andere Kirchen und Klöſter, verdankt auch dieſes, nach den Erzählungen der Geiſtlichen, ſeine Entſtehung einer Erſcheinung der heiligen Jungfrau, die ſich hier, zur Abwechſelung, in einem Magueybuſch zeigte. Die Kloſterkirche bewahrt noch das kleine, roh aus Holz geſchnitzte Bild der heiligen Jungfrau de los Remedios, welches von einem der Conquiſtadoren, Don Rodrigo de Villafuerte, aus Spanien mitgebracht worden und ſeitdem viele Wunder verrichtet haben ſoll. Nach einer andern Tradition fanden an der Stelle der heutigen Kirche, welche damals ein Teocalli einnahm, die Spanier in der Noche-Triſte (1. Juli 1520) eine Zuflucht. Nach vollendeter Eroberung wurde der hier auf dem Cerro de Otoncalpulco gelegene Tempel zerſtört und zur ewigen Erinnerung an die von der heiligen Jungfrau geleiſtete Hülfe die Kirche de los Remedios erbaut. Die Gebäude ſind umfangreich, ſolid aus Stein aufgeführt, aber gänzlich verwahrloſt und dem Verfall preisgegeben. Von den zahlreichen Geiſtlichen, welche einſt dort lebten, hauſt nur noch ein einziger hier, von wenigen Indianerfamilien umgeben, die ſich in den leeren, verlaſſenen Räumen eingeniſtet haben. Der Hochwürdige war eben auf einer Rundreiſe begriffen, welche ſeine Mundvorräthe ergänzen ſollte. Dennoch gelang es uns, ſeine Wohnung beſuchen zu dürfen, welche wir unter der Obhut von vier bis fünf heitern weiblichen Geſchöpfen fanden. Nach den wenig reſpectvollen Aeußerungen der Diener dienten auch während der Anweſenheit des Geiſtlichen die Mädchen nicht allein zur Führung des Hausſtandes oder zur Handreichung beim heiligen Amte; eine verleumderiſche Behauptung, welche ich meinem Mozo aufs ſtrengſte verwies.

Hinter dem Kloſter ſperrte eine Hügelkette die Fernſicht, bildete aber eine romantiſche Gebirgslandſchaft. Einige hundert Schritte vom Kloſter entfernt, überbrückt ein ſchöner Aquäduct ein tiefes Thal. Ich würde ſeiner nicht beſonders erwähnen, da ſolche Ruinen hier keineswegs zu den Seltenheiten gehören, wenn er nicht

aztekiſchen Urſprungs wäre. Eine mit demſelben in Verbindung ſtehende Conſtruction liefert den Beweis, daß dieſem indiſchen Culturvolke die hydroſtatiſchen Geſetze nicht unbekannt waren.

Der noch immer wohlerhaltene Aquäduct iſt nach unſerer Meſſung 1600 Fuß lang, auf funfzig Bogen erbaut, die von Pfeilern getragen werden, welche in der Mitte bis zu 50 Fuß Höhe haben. Die Pfeiler meſſen auf ihrer äußern Seite 10 Fuß, auf der innern Seite 8 Fuß. Am Ende des Aquäducts befinden ſich zwei thurmartige Bauten, die in Treppenabſätzen, ähnlich der gewöhnlichen Darſtellung des Thurms von Babel, Röhren enthalten, mittels deren das Waſſer auf eine ſolche Höhe gehoben wurde, daß es bis zum Kloſter abfließen konnte. Die Stelle des letztern nahm früher eines jener indianiſchen Höhendörfer ein, deren Ueberbleibſel man noch häufig antrifft.

Die Bodenformation desjenigen Theils des Thals von Mexico, welchen ich bisjetzt beſucht habe, beſteht aus dem Tepetate genannten, vulkaniſchen Conglomerat, welches aus Kies, Kalk, Lava und häufig reinem Bimsſtein zuſammengeſetzt und nur ſelten mit Humus bedeckt iſt. Es hat abwechſelnd eine Mächtigkeit von 2—3, ja manchmal bis zu 100 Meter. Der Name iſt eine Verſtümmelung des indianiſchen Worts Telpelatle, welches „Bodenſtein“ bedeutet.

Den folgenden Tag verließ ich die Stadt ſehr frühzeitig und kam ſchon in einer Stunde nach dem großen Indianerdorf Ascapuchalco. Das prachtvollſte Wetter begünſtigte meine heutige Excurſion. Die Regenzeit, welche in Mexico von Mitte Juni bis Ende September dauert, hatte ſich dieſes Jahr bis Mitte October verlängert, war aber nun vollſtändig zu Ende. Der Fremde genießt mit Entzücken das herrliche Klima, welches man um dieſe Jahreszeit, wie ſo manches andere in der Natur Mexicos, paradieſiſch nennen möchte. Die Bergkette, welche im Norden und Nordoſten das Thal einſchließt, zeichnete ſich heute hell und ſcharf ab, während der Popocatepetl und Iztazihuatl ihre ſchneebedeckten Häupter noch in Wolken gehüllt hatten.

Auf dem Wege, welchem wir folgten, kamen uns die Indianer, mit den Producten ihrer Felder beladen, in langen Zügen ent-

gegen. Sie haben, wie wir schon früher erwähnt, seltsame Gewohnheiten, an welchen sie mit wunderbarer Zähigkeit festhalten. Ihre Lasten tragen sie ohne Ausnahme an einem Riemen, über den Kopf gehängt, auf dem Rücken und laufen mit diesen viele Stunden lang in einer Art von Hundetrab stets einer hinter dem andern. Das Schicksal dieser armen Menschen ist durch die Losreißung des Staats vom Mutterlande und seine Unabhängigkeit, die ihnen völlige Gleichstellung vor dem Gesetz zuerkannte, womöglich noch trauriger geworden als vorher, da sie jetzt den schamlosen Uebergriffen jedes Beliebigen preisgegeben sind, ohne eine Behörde zu ihrem Schutz dagegen anrufen zu können.

Wie in den meisten spanischen Colonien, so besaßen auch die Indianer Mexicos zu Anfang, als noch die Missionare sie der Civilisation entgegenführten, sämmtliche Ländereien als Gemeindegut. Als späterhin die spanische Regierung, um den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit zu schwächen, wol auch um das abnorme Verhältniß der Indianer allmählich aufzuheben, sie unter die gewöhnliche Gemeindeverwaltung stellte, wurde die Untheilbarkeit der Gemeindeländereien beibehalten. Als plausibeln Grund gab man die Unfähigkeit der Indianer an, die Kosten des Cultus sowie der übrigen Gemeindelasten und der Staatsabgaben durch eigene Verwaltung ihrer Güter aufbringen zu können. Eigene Verwaltungsbeamte, ja sogar ein eigener Gerichtshof wurde für diese Güter, Parcialidades y Tierras de Comunidad de los Indios genannt, geschaffen; die hohen Saläre aber dieser Vertreter der unmündigen Rasse mußten natürlich von den Gemeindegütern aufgebracht werden. So kam es im Lauf der Jahrhunderte durch die Habgier der Priester und dieser Beamten dahin, daß der arme Indianer von diesen Ländereien keinen Nutzen zog; ja, wenn langwierige Processe zwischen ihren Vormündern und andern Interessenten stattfanden, reichten zur Deckung der Proceßkosten die gewöhnlichen Feldarbeiten der Indianer nicht mehr hin, und dieselben mußten noch durch besondere Fronen hierfür aufkommen, sodaß sie, die frühern Herren des Bodens, nur noch dessen Sklaven waren. Seit der Losreißung versuchte man zu verschiedenen malen das Los der Indianer zu

verbeſſern, und ſchlug namentlich vor, durch Ertheilung eines beſtimmten Beſitzes, indem man die Gemeindeländereien unter ſie theilte, in ihnen den Trieb zu höherer Thätigkeit zu wecken. Allein dieſen gutgemeinten Vorſchlägen ſetzte die Habgier der Geiſtlichen entgegen, daß der Indianer die Güter, deren Beſitz man ihm verleihe, nur verſchleudern werde, und Stol- und Kirchengebühren ſowie Gemeindekoſten ohne Deckung ſein würden. Somit blieb alſo, trotz vielfacher Erneuerungen der Commiſſionen, alles beim Alten; nur bemächtigte ſich Santa-Ana und ſeine Günſtlinge der meiſten Güter; unter vielerlei Vorwänden, deren hauptſächlichſter war, die Grundſtücke für herrenloſes Gut zu erklären, veranſtalteten ſie einen Scheinverkauf und ſetzten ſich ſo faſt ohne Ausgaben in den Beſitz derſelben.

Mit jeder neuen Regierung tauchten auch wieder die alten frommen Wünſche und neue Projecte auf; die traurigen Zuſtände blieben aber ſtets dieſelben.

Das Reſultat dieſer jahrhundertelangen Knechtung iſt die Umwandlung des früher aufgeweckten, arbeitſamen und intelligenten Volks von Anahuak in eine gleichgültige, arbeitſcheue, verthierte Menſchenklaſſe, deren ſcheinbare Genügſamkeit nicht in ihren beſcheidenen Anſprüchen ans Leben, ſondern in der Faulheit und Apathie ihren Grund hat.

Im Verlauf meiner Reiſe nach dem Süden werde ich mehr Gelegenheit finden, von verſchiedenen indianiſchen Stämmen zu ſprechen und ihre Gewohnheiten zu ſchildern.

In Ascapuchalco wollte uns der Geiſtliche durchaus in die Kirche führen, obgleich ſie für uns kein Intereſſe darbot. Das einzig Nennenswerthe war ihr Alter, da laut einer Steininſchrift ihre Erbauung ins Jahr 1565 fiel.

Die Glocken, welche eben zu einer kirchlichen Feier geläutet wurden, veranlaßten mich zu einer ſchon früher öfters in Mexico gemachten Bemerkung. Die Glocken klingen nämlich meiſt nicht rein und voll, ſondern ſo, als ob ſie zerſprungen wären. Als ich noch während des Läutens den Thurm ſeiner ſchönen Ausſicht halber erſtieg, entdeckte ich die Urſache des Miſtons. Die Glocken werden

nicht, wie in Europa, durch Hinundherschwingen an Stricken in Bewegung gesetzt, sondern vermittels eines oben angebrachten Gegengewichts beim Läuten rund umgekehrt, wodurch der Klöppel auf die Glocke zu liegen kommt und deren Vibrationen unterbricht. Zudem haben die Leute noch den frommen Gebrauch, zu größerer Verehrung der Kirche die Glocken mit bunten Lappen, Heiligenbildern u. s. w. zu bekleben, wodurch ebenfalls der Klang gedämpft und verunreinigt wird.

Der Weg, welchen wir von Ascapuchalco verfolgten, führte uns durch hohe Maisfelder nach der Hacienda el Cristo. Der Eigenthümer nahm mich mit großer Gastfreundschaft auf, ein Charakterzug, welcher alle Mexicaner so vortheilhaft auszeichnet. Die Hacienda ist ein großes, freundliches Gebäude, welches statt eines Hofs ein lieblicher Garten umgibt. In demselben erfreute uns eine riesige Cypresse (Cupressus pyramidalis) nicht nur durch ihre eigenthümliche Schönheit, sondern auch durch die großen Scharen von Vögeln, welche in ihren immergrünen Zweigen ihre beständige Wohnung aufgeschlagen zu haben schienen. Die Gastfreundschaft, welche der Hausherr seinen gefiederten Gästen bot, durften auch wir nicht wohl verletzen, um einige für unsere Sammlung zu erlegen. Ich bin daher nicht im Stande, die zahlreichen, dort vertretenen Species anzuführen; doch glaube ich folgende erkannt zu haben: Euphonia elegantissima, Ramphocelus sanguinolentus, Junco cinereus, Hyphantes Baltimore, Icterus gularis.

Der Eigenthümer, ein stattlicher Mestize, war der echte Prototyp des mexicanischen Hacendado.*)

Haben wir vorhin einen Blick auf die sogenannte Gente sin razon (den vernunftlosen Menschen) geworfen — wie die Indianer

*) Hacendado kommt von hacienda (Vermögen), welches in diesem Sinne am besten dem deutschen Begriffe „Rittergut" entspricht, während Rancho sich etwa durch „Bauerhof" oder „Pachtgut" versinnlichen läßt. Eine Hacienda soll nach den ältern spanischen Bestimmungen eigentlich 21000 Morgen Feld haben, allein man nimmt es nicht so genau und nennt jedes größere Gut eine Hacienda, jeden kleinern Hof einen Rancho und die lediglich zur Viehzüchtung bestimmten Güter Estancias.

nicht nur genannt werden, sondern sich endlich selbst zu nennen gewöhnt wurden —, so wollen wir jetzt auch die Gente con razon, deren zahlreiche Vertreter die Hacendados und Rancheros sind, einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Der Mestize, in dessen Adern durch entfernte Descendenz auch nur einige Tropfen weißes Blut übergegangen sind, rechnet sich stolz zu der Gente con Razon, und spricht vom „vernunftlosen Indianer" mit größerer Wegwerfung und tiefern Bedauern, als dies ein Vollblutspanier thun könnte.

Neben dem Creolen, d. i. dem Nachkommen eingewanderter Weißer, stehen die Mischlinge auf derselben Gesellschaftsstufe und gewähren, im Vergleich mit den Städtern, einen angenehmen Contrast. Ihrem Stande nach sind sie größtentheils Hacendados oder Rancheros.

Der erstere hat durch seinen häufigen Aufenthalt in den Städten des Landes, in denen er seine Einkünfte verzehrt und mit Europäern zusammenlebt, viel von der Originalität abgelegt, welche wir beim Ranchero finden. Letzterer ist von hellbrauner Farbe, von schwarzem Haar und Bart, hat blendendweiße Zähne und gleich dem Creolen zierliche Hände und Füße. Wie sein Aeußeres, so vereinigt auch sein Charakter die Vorzüge des Indianers mit den Fehlern des Creolen. Er ist elastisch, leichtsinnig und kühn wie dieser; passionirt für Spiel, Weiber und Tanz, aber nicht verweichlicht, sondern an Mühe und Entbehrung gewöhnt. Seine Tracht ist originell und malerisch, zwei Eigenschaften, welche dem beobachtenden und zeichnenden Reisenden stets erwünscht sind. Ein niederer Hut mit breiter, goldbesetzter Krämpe und goldener Schnur beschattet das Gesicht; ein farbiges Tuch ist nachlässig um den Hals geschlungen; die kurze hirschlederne Jacke ist reich mit silbernen Knöpfen und Troddeln besetzt, und die weiten ledernen Beinkleider werden von buntseidener Schärpe um die Hüften gehalten, während sie, auf beiden Seiten mit Knöpfen besetzt, offen fliegen und ein weites, weißes Unterbeinkleid zeigen. Niemals fehlt die Umschlagdecke, die farbige Serape oder die mit Sammt verbrämte Manga, welche er bald über den Kopf zieht, bald theatralisch über

die Schulter wirft. Seine Leibwäſche iſt propre und fein, und ſelbſt der ärmere Meſtize hält ſie für ſeinen Hauptſchmuck, ſodaß der einfache Arriero (Maulthiertreiber), wenn er ſich in Staat ſetzt, oft fabelhafte Preiſe für ein feines pariſer Hemd bezahlt, das er wieder wegwirft, nachdem es kaum zweimal gewaſchen wurde, da ſich niemand auf die Reparatur des Zerriſſenen verſteht.

Der Meſtize iſt ein vortrefflicher, kühner Reiter; von Jugend auf mit dem Pferde ſozuſagen verwachſen, ſitzt er elegant im Sattel und beſteigt die wildeſten Pferde mit einer Sicherheit und Unbefangenheit, welche bei uns für Tollkühnheit gelten würde. Da er faſt beſtändig zu Pferde erſcheint, ſo hält er auch viel auf elegantes Saumzeug, und Sattel und Zaum ſind gewöhnlich mit Silber reich und geſchmackvoll verziert. Der nie fehlende Säbel iſt am Sattelknopf befeſtigt, an welchem auch noch die Chivaras, weite Ueberbeinkleider von Tiger- oder andern Fellen, zum Schutz gegen Regen, hängen. Koloſſale Sporen mit klingenden, handbreiten Rädern vollenden das friſche, ritterliche Bild.

Doch nicht blos die Männer dürfen wir als gute Reiter bezeichnen: die Frauen und Mädchen ſind es nicht weniger, was ſchon eine Folge davon iſt, daß man in den meiſten Theilen der Republik nur zu Pferde reiſen kann. Die Frauenzimmer ſitzen gewöhnlich wie ein Mann im Sattel. Dabei gilt es für eine Galanterie, wenn ſich ein Bruder oder der Liebhaber der Dame hinter ſie auf das Kreuz des Pferdes ſchwingt, ſie mit den Armen umſchlingt und geleitet. Da die Mädchen des Landes, außer an Feſttagen, nie Strümpfe und Schuhe tragen, ſo hat der Reiſende häufig Gelegenheit, ſich von der eleganten Form des Beins zu überzeugen, eine Beobachtung, die faſt unvermeidlich iſt, weil ſelbſt vornehme Damen zwar ſeitwärts im Sattel ſitzen, aber Reitkleider noch nicht kennen.

Den Gebäuden der Haciendas ſieht man gewöhnlich an, daß ihre Erbauung noch in die Zeit der Eroberung fiel, wo man alle größere Wohnungen mit Thürmen und Schießſcharten verſah, ſodaß ſie das Anſehen von kleinen Feſtungen erhielten.

Die Wohnungen der Rancheros dagegen ſind einfach wie die

Lebensweiſe ihrer Bewohner. In den warmen und gemäßigten Landestheilen (Tierras calientes und Tierras templadas) beſtehen die Wohnungen gewöhnlich aus dünnen Sparren, die durch Baſt oder Schlingpflanzen miteinander verbunden ſind, doch ſo, daß Licht und Luft von allen Seiten freien Zutritt haben. Ein weit vorſtehendes Dach aus Palmzweigen und Maisſtroh ſchützt gegen Sonne und Regen. Die innere Einrichtung entſpricht dem Aeußern. Die Mitte des Hauſes nimmt die Kochſtelle ein; zuſammengebundene Rohrſtäbe bilden das Bettgeſtell, eine darübergebreitete Matte oder ein Thierfell das Bett, und ein Seil, welches von einer Ecke quer zur andern geſpannt iſt, vertritt die Stelle eines Schranks, indem es dazu dient, Kleider, die nie fehlende Guitarre und andere Koſtbarkeiten, zum Schutz gegen die Termiten, daranzuhängen. Iſt vor dem Hauſe, unter dem vorſpringenden Dach oder im Schatten zweier Bäume, noch eine Hängematte ausgebreitet, ſo ſind alle Anſprüche erledigt; denn gleich dem Italiener geht auch dem Creolen und Meſtizen nichts über das wonnige dolce far niente, dem er ſich in dieſer Hängematte ſchaukelnd überlaſſen kann.

So ſchmucklos dem Europäer dieſe Wohnung ſcheinen möchte, ſo vergeſſe er doch nicht, mit wie vielem Reiz die Natur ſie umgeben hat. Hier ſtehen großblätterige Bananen, Schatten und köſtliche Früchte bietend, dort die hohen Blütenſtengel der Yucas, ihre ſilberglänzenden Glocken über ſie emporhebend. Würzige, baumartige Heliotropen füllen die Luft mit Wohlgerüchen, und amerikaniſche Ficus mit ihren bizarren, ſäulenförmigen Luftwurzeln und ihrem, von Epidendriden und Orchideen bedeckten und durchwobenen Laub bilden einen Hintergrund, welchen die Feſtons der Schlingpflanzen noch mehr verſchönern. Man muß das reizende Bild dieſer patriarchaliſchen Wohnungen mit eigenen Augen geſehen haben, und begreift dann leicht, wie ſelbſt ein Europäer wochenlang in ihnen ſich heimiſch und glücklich fühlen kann.

Die Azotea, d. i. das platte Dach der Hacienda, war geeignet, Kompaßrichtungen zu nehmen, ein Geſchäft, das wir nur ſelten verſäumten und welches diesmal Veranlaſſung wurde, eine wiſſenſchaftliche Reliquie zu entdecken, welche dieſes Haus bewahrt. Der Eigenthümer beſitzt einen

mit der Jahreszahl 1765 verſehenen Tubus, welchen Alexander von Humboldt einſt benutzte; doch befindet ſich das Inſtrument jetzt in einem völlig unbrauchbaren Zuſtand. Ebenſo lieb war es mir, eine kleine, braune, dickleibige Spinne zu erhalten, welche die Mexicaner Araña capullina nennen und die ſich durch ihre Giftigkeit auszeichnet. Ihr Biß ſoll bei kleinen Kindern unbedingt den Tod nach ſich ziehen und ſelbſt bei Erwachſenen lebensgefährliche Folgen haben. Eine zufällig anweſende Frau litt noch an den Folgen einer vor zehn Tagen erhaltenen Verwundung, und nach ihren Mittheilungen waren die Symptome nach dem Biß Mundſperre, Schmerzen in den Lenden und längs des Rückgrats, ſowie eine unüberwindliche Müdigkeit. Das Gegengift ſoll, wie in allen Fällen der Vergiftung durch thieriſche Subſtanzen, das flüchtige Ammoniak ſein, das man innerlich und äußerlich anwendet.

Auf dem Rückweg paſſirten wir eine kleine Lagune, die mir eine reiche Beute an Vögeln gewährte. Ich ſchoß unter andern: Eudocinus albus L., Pluvialis virginianus Brak., Himantopus nigricollis Vieill., Tringa Bartrami Wils., Sterna Forsteri(?) u.ſ.w.

Gegen 6 Uhr eilten wir in ſcharfem Trab zur Stadt zurück, da ich mit einigen Bekannten ein Rendezvous im Theater Iturbide verabredet hatte.

X.

Weitere Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt.

Die Märkte; el mercado de volador. Die Sociedad de geografia y estadistica de Mejico. Der Regierungspalaſt. Das Generalarchiv der Nation.

Der freundliche Leſer, welcher mich auf meiner Reiſe von New-York bis hierher begleitet hat, kennt ſchon von dort und Vera-Cruz aus meine Liebhaberei, die Märkte größerer Städte zu beſuchen. Auch in Mexico war der Markt manchmal das Ziel meiner Wanderung. Hier laſſen ſich leicht die Einwohner des Landes, deren Gebräuche, Bedürfniſſe und Sitten, die Producte des Bodens, deren Namen und Verwendung ſtudiren, und nicht ſelten bietet ſich hier dem Naturforſcher und Sammler die Gelegenheit, ein ſeltenes Thier oder ein anderes intereſſantes Naturproduct zu erwerben, dem er vielleicht lange vergeblich nachgeſtrebt hatte.

In Mexico kam mir außerdem noch eine Bekanntſchaft ſehr zu ſtatten, die ich auf einem meiner Marktbeſuche acquirirte. Es fügte ſich nicht ſelten, daß ich einen gewiſſen Dorfgeiſtlichen traf, der von Zeit zu Zeit die Stadt beſuchte, ſich einen guten Tag zu machen. Ein ſolches Zuſammentreffen ſahen wir beide ſtets als ein glückliches Ereigniß an; denn meinerſeits hatte ich an ihm einen ſehr brauchbaren Dolmetſcher gefunden, von dem ich den Otominamen des von mir geſuchten Gegenſtands erfuhr, und der einem der gern bereiten Indianer das von mir Gewünſchte in Auftrag

gab, worauf ich acht Tage ſpäter dieſen Indianer auf derſelben Stelle und meiſt im Beſitz des Geſuchten wiederfand. Der Herr Cura ſeinerſeits war an dem glücklichen Tage mein Gaſt und fand an meinen Speiſen und meinem Wein daſſelbe Behagen, welches mir die Bereicherung meiner Sammlung gewährte: manus manum lavat.

El Mercado del Volador heißt derjenige Markt, auf welchem das eſſende Mexico ſich vorzugsweiſe mit ſeinem täglichen Küchenbedarf zu verſehen pflegt und wohin die Indianer aus allen Richtungen des Thals ungeheuere Vorräthe an Früchten, Gemüſen und Geflügel, ſowie die kleinen Erzeugniſſe ihrer eigenen Induſtrie zuſammentragen. Längſt vor Tagesanbruch ſieht man die langen Züge der Indianer, einer hinter dem andern, ſeine Laſt, an Stirnbändern befeſtigt, auf dem Rücken, zur Stadt traben, während über den Chalco beladene Flöſſe und Canots demſelben Mittelpunkt zuſteuern, um die an den Ufern des Sees und auf den ſchwimmenden Gärten (chinampas) gezogenen Gemüſe den Kaufluſtigen zu Füßen zu legen. Der Markt beginnt mit Tagesanbruch und der Verkehr während des Vormittags. Die Mannichfaltigkeit der Producte, der Bilder und Scenen, die er bietet, laſſen keinen londoner, keinen pariſer Markt zur Vergleichung zu. Selbſt die Märkte von New-York und der Havanna können, in Bezug auf Auswahl und Reichthum, gegen den mexicaniſchen Markt nicht aufkommen, der alle vegetabiliſchen Erzeugniſſe der gemäßigten wie der tropiſchen Zonen vereinigt. Wir finden hier Aepfel, Birnen, Trauben, Nüſſe, Pfirſiche, Aprikoſen, Feigen, Melonen aller Art, Orangen, Citronen, Granatäpfel, Ananas, Bananen, und außer dieſen, in Europa bekannten, noch Aguacates (Persea gratissima), Chirimollas oder Anonen in fünf Varietäten, nämlich A. muricata, squamosa, glabra L., asiatica L. und Illamazopotle, wie die Indianer ſie nennen. Wir finden ferner Zapote prieto (Diospyros obtusifolia), Zapote colorado (Sapote mimosa), Granadittas (Passionaria coerulea), Guayava (Psidium pomiferum), Camotes (Convolvulus batatus), Jicamas (Dolichos tuberosa), Chayotes (Sicios edulis), Guacamotes (Jatropha maniot), Cacahuates (Arrachis hypogea),

Zuckerrohr, Chile u. ſ. w.; dazu Schildkröten, Fröſche, Leguans, Ajolotl, Fiſcheier und Fliegenlarven, welche der Mexicaner gern ißt, Hekatomben von Tauben, Truthühnern, Enten, Kaninchen u. ſ. w. Am ſchwächſten vertreten ſind die Fiſche, von welchen meiſt nur eine Art, Pescado blanco, 6—8 Zoll lang, vorhanden iſt. Die bunten Trachten, die verſchiedenen Sprachen und Idiome der verkaufenden Indianer, vermiſcht mit allen Typen amerikaniſcher und europäiſcher Nationalitäten, verleihen dem Bilde eines mexicaniſchen Markts ein höchſt eigenthümliches und reiches Colorit.

Den Rahmen dieſes intereſſanten Gemäldes bilden die längs der Peripherie aufgeſchlagenen Buden und Stände, in welchen ambulante Reſtaurants und Pulqueverkäufer die Mittelpunkte der Leperos- und anderer Bummlerkreiſe ſind, bis in den ſpätern Stunden des Nachmittags die Indianer dort einkehren, um den Erlös des Morgens gegen Chingueritto (Branntwein) möglichſt raſch umzutauſchen.

Iſt die Lebhaftigkeit und lärmende Geſticulation des Meſtizen und Creolen auffällig, ſo liegt andererſeits in der ſchweigſamen Ruhe des Indianers, welche Quelle ſie auch haben mag, zuweilen etwas Imponirendes. Zu dieſer Bemerkung veranlaßte mich ein Vorfall, der zwar nichts Seltenes iſt auf Märkten und an ähnlichen Orten, aber dennoch zu denken gab. Eine Schar Eſel, welche an den Marktſtänden vorbeigetrieben wurde, las hungerig und durſtig die weggeworfenen Maisblätter und andere Abfälle auf, die man ihnen gern gönnte. Als ſie aber an einer Reihe auf Matten ſauber aufgeſchichteter Früchte vorüberkamen, wandelte einen der Langohre das unwiderſtehliche Gelüſte nach einer der ſaftigen Orangen an, welche ein indianiſches Weib, je drei für 1 Tlaco, feilbot. Gedacht, gethan. Meiſter Langohr benutzte einen unbewachten Augenblick ſo gut, daß er zwei der ſchönſten Früchte weggefiſcht hatte, ehe es irgendjemand zu hindern vermochte. Der Treiber tractirte den Näſcher mit einer tüchtigen Tracht Prügel; wenn er aber damit die Rechnung für ausgeglichen hielt, ſo war die Indianerin anderer Meinung, denn ſie verlangte einen Tlaco, und ſtreckte ruhig die Hand aus, ihn entgegenzunehmen. Der

Treiber kehrte darauf die Taſchen um und gab durch dieſe ſehr deutliche Pantomime zu verſtehen, daß er nichts beſitze. Ehe er ſich aber noch verſtanden glaubte, hatte das Weib ihm den Strohhut vom Kopf genommen und weigerte die Rückgabe. Unterdeſſen war der Eigenthümer der Eſel dazugekommen. Ein paar Worte erklärten ihm das Rechtsverhältniß, und lächelnd, aber ſtumm wie die übrigen, reichte er der Frau einen Tlaco und zog ſeines Wegs, während die Alte aufs neue ihre Orangen ordnete.

Welch einen Marktſkandal, welche Flut von Schimpfwörtern und ſchönen Redensarten würde dieſer Vorfall auf einem europäiſchen, etwa hamburger, Markt hervorgerufen haben!

Nach der Rückkehr in meine Wohnung fand ich ein Schreiben des Präſidenten der Geſellſchaft für Geographie und Statiſtik vor, welches mir mittheilte, daß erwähnte Geſellſchaft in ihrer letzten Sitzung mit Stimmeneinheit beſchloſſen habe, mich zu ihrem Ehrenmitglied zu ernennen, und daß ich mich am nächſten Tag im Regierungspalaſt einfinden möge, an welchem Tage im Sitzungslocal der Geſellſchaft meine feierliche Aufnahme ſtattfinden werde, falls ich dieſe Ehre wünſche.

Die erwähnte Geſellſchaft ward zu Mexico im Jahre 1839 gegründet; ſie iſt unſtreitig die erſte und bedeutendſte des Landes, und vertritt in jeder Beziehung die Stelle der Akademie des Staats. Mit freudigem Dank nahm ich daher dieſe größte wiſſenſchaftliche Auszeichnung an, welche man einem Fremden in Mexico erzeigen kann.

Da aber hier, wie in faſt allen Akademien, die Sitte den Neuaufgenommenen zu einer Eintrittsrede verpflichtet, bevor er den ihm beſtimmten Fauteuil einnimmt, ſo brachte ich den Reſt des Tags damit zu, mich einigermaßen auf den folgenden Tag vorzubereiten, da die ſpaniſche Sprache mir noch nicht ſo geläufig war, einen längern Vortrag über wiſſenſchaftliche Gegenſtände aus dem Stegreif zu halten.

Um 10 Uhr wurde die Sitzung eröffnet. General Don Ignacio de Mora y Villamil nahm den Präſidentenſtuhl ein und hielt eine Anrede in franzöſiſcher Sprache, auf welche ich in derſelben Sprache

antwortete und meinen Dank für die mir zutheil gewordene Ehre ausdrückte. Hierauf hielt der Secretär der Gesellschaft — wenn ich nicht irre, Señor D. Miguel Arroyo — eine kurze Ansprache in Spanisch, auf welche ich ebenfalls spanisch erwiderte und schließlich in einem längern Vortrag die Resultate meiner Studien über die Entstehung des Menschengeschlechts und die Bildung der Rassen entwickelte. Da ich bereits früher in einer besondern Schrift: „Des causes de la coloration de la peau etc." (Stuttgart 1853), dieses Thema behandelt hatte, so stand mir heute nur die ungewohnte Sprache als Hinderniß entgegen; doch hielt ich mich durch die kurze Zeit, welche mir zur Vorbereitung gegönnt war, entschuldigt, einen Gegenstand gewählt zu haben, über welchen ich meine Ansichten als bekannt voraussetzen mußte. Andererseits aber schreibe ich die warmen und herzlichen Beglückwünschungen, welche meinem Vortrag folgten, der angeborenen Höflichkeit des Mexicaners zu.

Die Besprechung einiger der Gesellschaft entsprossenen Arbeiten und eigener einschlägiger Bestrebungen schloß die Sitzung, nach welcher mich meine neuen Collegen zum Besuch der innern Räume des Palastes und des damit verbundenen botanischen Gartens einluden. Beide waren mir zwar durch öftere Anwesenheit in denselben hinreichend bekannt; da ich indeß meinen Lesern gegenüber ihrer noch nicht gedacht habe, so will ich an dieser Stelle das Wenige nachtragen, was darüber zu wissen Interesse haben kann.

Der Palast steht auf der Stelle, welche die erste Wohnung des Cortez trug und die er später der Regierung abtrat. Die Hauptfronte, wie früher erwähnt, der Plaza-Mayor zugekehrt, besitzt drei Einfahrtsthore, zwei lange Reihen Fenster, von denen die des obern Stocks mit Balkonen geziert sind, und ein plattes Dach. Er enthält im ersten Stock die Wohnung des Präsidenten und die Bureaux der verschiedenen Ministerien. Im Rez-de-Chaussée befinden sich die Wachzimmer, eine Artilleriekaserne, die Regierungsbuchdruckerei, das Postamt, das Gefängniß und andere Institute.

Zeit und Gelegenheit gestattete für heute nicht, das unter demselben Dach befindliche Generalarchiv zu besuchen und dessen Inhalt durchzustöbern. Allein der Director desselben, Don Ignacio Montes

de Oca, erbot sich mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit, ein eigenes Promemoria der in historischer und wissenschaftlicher Beziehung merkwürdigen Actenstücke abfassen zu lassen und mir zur Benutzung zuzustellen, ein Anerbieten, welches ich mit größtem Dank annahm.

Da das mir einige Tage später übergebene Verzeichniß spätern Reisenden beim Aufsuchen von Documenten nützlich sein kann, so theile ich es in extenso mit.

Generalarchiv der Nation.

Bericht zum Zweck, dem Herrn Baron von Müller eine Uebersicht der interessantesten an obiger Stelle aufbewahrten Documente zu geben.

Das allgemeine und öffentliche Archiv der Nation, ehemals Secretariat des Vicekönigreichs, hat diesen Namen infolge seiner ersten Reorganisation vom 22. August 1823 und des spätern Reglements vom 19. Nov. 1846.

Unter den vielen Fächern, welche dieses Archiv begreift, finden sich verschiedene Documente historischen Inhalts und außerdem durch das Alter und ihre Beschaffenheit merkwürdig. Am meisten der Erwähnung werth sind die zur Section der Geschichte gehörigen. Es gehören diesem Fache 32 Bände Manuscripte an, welche, abgefaßt durch die Franciscanermönche in Mexico, im Jahre 1792 eine reiche Sammlung von Denkwürdigkeiten aus der Geschichte, Chronologie und Geographie Neuspaniens enthalten. Diese Serie umfaßt folgende Stücke:

Band 1. Actenstücke des Museums von Boturini.
» 2. Actenstücke des Orden Real.
» 3. Verschiedene Actenstücke des Ordens S. M.
» 4. Berichte von Ixtlilxochitl.
» 5 u. 6. Eroberung von Neugalicien.
» 7—11. Chronik von Michoacan.
» 12. Chronik von Mexico.
» 13. Geschichte der Chichimeken.
» 14. Denkwürdigkeiten von Mexico.
» 15. Denkwürdigkeiten für die Geschichte von Sinaloa.

Band 16—18. Materialien zur Geschichte von Sonora.
» 19 u. 20. Documente zur Kirchen- und politischen Geschicht von Neubiscaya.
» 21. Errichtung und Fortschritte der Missionen in Altcalifornien.
» 22 u. 23. Apostolischer und militärischer Wegweiser.
» 25 u. 26. Documente für die kirchliche und bürgerliche Geschichte von Neumexico.
» 27 u. 28. Desgleichen für die Provinz Texas.
» 29. Historische Monumente von Coahuila und Serro-Mexicano.
» 30. Desgleichen von Tampico, Rio-Verde und dem neuen Königreich Leon.
» 31. Nachrichten über verschiedene Städte.
» 32. Trauergedächtniß der indianischen Nation.

Diesen Bänden entsprechen die folgenden Beilagen:

1. Tafel des mexicanischen Jahrs und seiner Monate.
3. Kärtchen von Zacatecas.
5. Karte der Lage und Grenzen der innern Provinzen.
7. Karte der Insel Española und Santo-Domingo zur Zeit der ersten Niederlassung der Spanier.
7. Karte der Insel Española oder Haiti zur Zeit der Entdeckung.
8. Situationskarte der arktischen Länder.
   Karte von Neuspanien für das Jahr 1641.
9. Abbildung des ersten Einzugs von Christobal de Olea in Michoacan, und Tänze, mit welchen man den König Calzontzin ergötzte.

   Abbildung der Freudenbezeigungen des Königs und seiner Vasallen beim Einzug der Spanier in sein Reich.

   Abbildung der Gelage und Bankete, welche die Indianer den Spaniern gaben.

   Karte des Reichs von Michoacan und der Staaten des großen Calzontzin.

   Abbildung des Empfangs, welchen die Franciscanermönche den Königen bereiteten, welche kamen, sich taufen zu lassen.

10. Abbildung zweier Tempel und verſchiedener Perſonen.

Abbildung der Stadt Tzintzuntzan Pazcuaro und der Dörfer im Umkreiſe der Seen.

Abbildung der Gewänder und Gegenſtände, welche die Tarascer als Steuer gaben.

11. Abbildung der drei Könige Chiguaqua, Zinzicha, Cheguangua, und die Wappen der Städte Pazcuaro und Valladolid.

14. Plan der Stadt Mexico vom Jahre 1776.

Plan von Mexico und der Ortſchaften der Umgegend vom Jahre 1618.

16. Karte der Provinz Neuandaluſien.

17. Neuer Plan der Provinz Sonora.

18. Tagebuch und Route des Oberſten Elizondo.

22. Geographiſche Karte der Weſtküſte.

23. Plan des großen Hafen von San-Francisco.

24. Reiſekarte nach Monterey und San-Francisco.

Geographiſche Karte der Küſte und eines Theils der Halbinſel Californien und der Nationen, welche ſie bewohnen, bis Neumexico.

25. Karte von Neumexico.

Karte des Rio del Norte, ſeiner Ufer, Gebirge und Päſſe.

26. Geographiſche Karte der neuentdeckten Länder im Norden, Nordweſten und Oſten von Neumexico.

29. Plan der Provinz Coahuila.

Desgleichen der Sierra Gorda und der Küſte des Golfs von Mexico.

31. Karte eines Theils des Golfs von Mexico.

Karte des Hafens von Rutea auf der Küſte im Norden von Californien.

Außer dieſen gibt es noch zwei andere Reihen hiſtoriſcher Actenſtücke, welche zuſammen 74 Packete ausmachen. Die merkwürdigſten in dieſer Sammlung ſind folgende:

Packet 1. Geographiſche und politiſche Tabellen des Königreichs Neuſpanien, über deſſen Flächeninhalt, Bevölkerung,

Boden, Cultur, Fabriken, Handel, Bergwerke und Militärmacht, von Baron von Humboldt.

Packet 2. Inventarium und Documente, betreffend das Muſeum von Boturini.

» 4. Beſchreibung der Stadt Pazcuaro und der Ortſchaften in ihrem Gerichtsbezirk.

Katalog der Merkwürdigkeiten des neuen Königreichs Leon.

» 5. Leben des Don Hernando Cortez, in zwei Bänden.

» 6. Eroberung von Guatemala durch Pedro Alvarado; von Chamoya durch Diego de Godoy; von Zapotecas durch Rodrigo Rangel und von Honduras durch Chriſtobal de Olea. Beſchreibung der Eroberung des Staats Neucalifornien und der Miſſionen, von F. Pablo José de Mugategui.

» 12. Gründung verſchiedener Klöſter und Gebäude der Republik.

» 15. Die Subdelegationen und Partidos, welche der Diſtrict der Intendanzen von Puebla umfaßt, nebſt den Städten, Villas, Dörfern, Haciendas und Ranchos.

» 25. Reiſe nach beiden Luiſianas und den wilden Nationen des Miſſouri vom Jahre 1801—3, mit Berückſichtigung der Gebräuche, Charaktere und religiöſer wie bürgerlicher Sitten.

Memoiren über die Grenzen von Luiſiana, mit Abbildungen und Karten, von P. José Peredo.

Geſchichte der Entdeckung und Bevölkerung der Provinz Texas bis zum Jahr 1730, von P. Melchor de Talamantes.

Geſchichtlicher Auszug der Eroberung von Luiſiana, von demſelben.

Bericht über die Wiedererkennung und Beſichtigung der Colonie des Golfs von Mexico; abgefaßt auf Befehl des Vicekönigs Marquis de la Amarillas von dem Kapitän José Tienda de Cuerva.

Packet 34. Geſchichte der Stadt Puebla de los Angeles, von Antonio Bermudes de Caſtro.

Aus der dritten Serie ſind zu erwähnen:

1. Leben und Regierung des Don Fernando Cortez.
3. Geſchichte und Gründung der Stadt Tlascala.
4. Documente über die Wiedereroberung von Neumexico.
5. Geſchichte von Texas.
6. Reſidentſchaft von Revilla Gigedo.
8. Reſidentſchaft der Vicekönige, Gouverneure und Corregidores.

Alterthümer.

Packet 1. Copie der Karte und Zeichnungen von Iſta Palapa.

Documente, das Muſeum betreffend, und Inventarium derſelben vom Jahre 1826.

Statiſtik.

Tabelle über die Partidos der Provinz Valladolid, ſammt Angabe der Bevölkerung.

Packet 3. Topographiſche Beſchreibung des Partido von Motinez.

Geographiſch-politiſche Tabellen von Baron von Humboldt.

Criminaliſtik.

Merkwürdige Rechtsfälle.

Packet 2. Proceß, betreffend den an dem Brigadier Lucas de Calves verübten Mord.

Eine Sammlung, enthaltend Befehle, Rundſchreiben, Reglements und andere allgemeine Verfügungen der ſpaniſchen Regierung, von 1631—1821. Sie enthält alle von der Regierung erlaſſenen königlichen Ordonanzen und Verfügungen.

Außerdem enthält das Archiv einige andere, durch Inhalt und Alter merkwürdige Actenſtücke, welche in Hieroglyphen geſchrieben ſind.

Mexico, den 9. December 1856.

Ignacio Montes de Oca.

Der letzte Besuch galt dem Senatssaal und der Deputirtenkammer. Beide sind schön und würdig ausgestattet. Wir begaben uns darauf nach dem botanischen Garten, welcher in einem Hofe des rechten Flügels sich befindet. In Bezug auf Größe der Anlagen und Mannichfaltigkeit des Inhalts läßt er sich mit europäischen Etablissements nicht vergleichen. Er ist ungefähr 60 Meter lang und 30 Meter breit und im alten mauro-hispanischen Stil angelegt. Aber die üppige Vegetation, begünstigt von dem prachtvollen Klima der Hauptstadt, gibt ihm einen Vorzug vor allen ähnlichen Gärten Europas, deren noch so schöne Treibhäuser die Natur nicht erreichen und die Jahreszeiten nicht ausgleichen können. Obgleich wir uns im Monat December befanden, waren die blühenden Baumgruppen und Beete in einen so frischen, lebensvollen Schmuck gekleidet, daß ihnen vom Winter nichts anzumerken war. (Vgl. Anhang, Note 1.)

Mit einem glänzenden Diner, so exquisit, daß wir nicht des mitgebrachten „besten Kochs" bedurft hätten, um es vortrefflich zu finden, schloß dieser angenehme Tag, den ich in der geistreichsten und ausgezeichnetsten Gesellschaft Mexicos verlebte.

XI.

Fortsetzung der Ausflüge in die Umgegend.

Die Pronunciados. Das Lavafeld (Pedregal) von Guiacan. Das mexicanische Katzenstreu.

Der folgende Morgen fand mich schon in aller Frühe auf dem Flugbret und nur meiner Gefährten harrend. Diese ließen nicht auf sich warten, und um 7 Uhr befanden wir uns unter heitern Gesprächen auf der uns bereits bekannten Straße nach Azcapuzalco. Wir verließen diesen Ort und schlugen eine nordwestliche Richtung ein, welche uns an der Hacienda Carriaga vorüberführte. Von hier wandten wir uns gegen Nordnordost und gelangten nach dem größern Dorf Tlalnepantla. Es ist der Sitz eines Bezirksgerichts und unterhält einen bedeutenden Verkehr mit der Hauptstadt, an die es den Ertrag seiner Aecker an Mais, Gerste, Hafer, Weizen, Frijoles u. s. w. absetzt. In seiner Nähe liegt das Dorf Coatepec, von Hügeln eingeschlossen, welche Gold- und Silberadern führen, die, als man im Jahre 1840 sie auszubeuten versuchte, sehr ergiebig zu werden versprachen. Allein die Kosten der Förderung scheinen für die Mittel der Unternehmer zu groß gewesen zu sein; denn die begonnenen Arbeiten geriethen bald ins Stocken, und bis heute sind sie nicht wieder aufgenommen worden. Ebenso brach liegt die Jaspisgewinnung, welche einen bedeutenden Ertrag abwerfen könnte. Der ganze Nutzen, welchen so reiche Schätze des Bodens

heute liefern, beſteht in dem Erlös, den die Indianer aus den Bauſteinen machen, die ſie von hier nach Mexico liefern.

Wir wandten uns von hier aus öſtlich, und folgten dem Laufe eines kleinen, namenloſen Fluſſes, der im Cerro de Montealto entſpringen ſoll. Nachdem wir bei dem Dorfe San-Bartolo den Weg nach Villa de Guadalupe zur Rechten liegen gelaſſen hatten, erhob ſich in geringer Entfernung zu unſerer Linken eine niedere Hügelkette, an deren Fuß ſich Felder, mit Zuckerrohr bepflanzt, anlehnten, während zur Rechten der erwähnte Fluß, von dichten Weidenbüſchen und Silberpappeln verſteckt, dahinfloß. Zahlreiche Vögel wiegten ſich auf den Zweigen und weckten unſere Jagdluſt. Da die geſchoſſenen Thiere aber meiſt in den Fluß fielen, ſo war es höchſt mühſam, ihrer habhaft zu werden. Bei einer Wendung des Fluſſes überſchritten wir denſelben und befanden uns bald darauf in dem elenden Dörfchen Santojaquitto oder San-Yago de las Salinas genannt, deſſen Einwohner ſich durch die Bereitung von Kochſalz ernähren. Sie pflegen fünf Erdarten zu miſchen und auszulaugen. Warum ſie gerade fünf ſolcher miſchen, vermochten wir nicht zu erklären.

Unſer Weg führte uns darauf an einer ſchönen, aber bereits ſehr in Verfall gerathenen Waſſerleitung vorbei, deren Bogen eine Lagune durchſetzen, die von Enten und andern Schwimm- und Watvögeln wimmelte. Da aber kein Boot vorhanden war, ſo mußten wir uns mit dem Anblick begnügen. Das Dorf Tierma links laſſend, kamen wir nach Sacatengo, deſſen Einwohner ebenfalls mit der Salzgewinnung ſich beſchäftigen, und um 12 Uhr hatten wir die berühmte Villa de Guadalupe erreicht. In einem halb indianiſchen Meſon fanden wir ein leidliches Unterkommen, mit ſchlechtem, aber theuerm Wein. Die Preiſe aller europäiſchen Genüſſe ſind in Mexico zum Erſtaunen theuer, wenn der Leſer nicht den Preis von 4 Peſos oder 10 Fl. für ein beſcheidenes Mittageſſen und eine Flaſche ganz gewöhnlichen franzöſiſchen Weins noch für billig hält. Jedem, der ſich mit dem Project einer Reiſe nach Mexico trägt, wiederhole ich das ſchon oft Ausgeſprochene: Wer nach Mexico geht, um als Kaufmann oder durch ſeiner Hände

Arbeit Geld zu verdienen, findet reichen Lohn; wer aber, ohne seine geistige oder körperliche Arbeit zu verwerthen, dieses Land bereisen will, fülle seine Börse so reichlich als möglich, damit er nicht in Verlegenheit komme.

Von einem herumziehenden Kräuterhändler kaufte ich verschiedene Medicamente. Das erste war ein kleines Bündel des sogenannten Palo de Manso (Canna fistula). Das fette, harzige Mark, welches das Rohr ausfüllt, dient als Purgativ. Ferner einige kleine Büschel der unter dem Namen Hacupatl hier bekannten Aristolochia mexicana. Das Decoct dieser Wurzel wird gegen Blähungen eingenommen. Die dritte Erwerbung bestand in der Wurzel von Pipicahuac (Trycheis fructicosa), welche im Jahre 1851 von Perez und Ortega bei Tenango del Valle, im District von Toluca, entdeckt wurde. Sie wirkt drastisch und wird gegen Kolik angewandt.

Ein heftiges Gewitter, welches von Südost nach Nordwest ziehend über Guadalupe sich entlud, zwang uns, unsern Aufenthalt über unsere Wünsche hinaus zu verlängern, lohnte aber den Verzug durch einen prachtvollen und ungewöhnlich lang andauernden Sonnenuntergang. Nachdem das Thal bereits in tiefes Dunkel gehüllt lag und zahllose Sterne auf dem düstern Grunde des Firmaments funkelten, deckte rosiges Licht noch die schneebedeckten Häupter des Popocatepetl und Ixtazihuatl und ließ die zackigen Formen der schwarzen Vorberge auf dem leichtgelichteten Hintergrunde sich abzeichnen.

In allen tropischen Ländern ist der Uebergang von Tag zu Nacht bekanntlich sehr rasch. Auf der großen mexicanischen Hochebene ist die kurze Dauer der Dämmerung aber ganz besonders auffallend, da auf dieser Höhe von mehr als 7000 Fuß die Luft um ein Viertel dünner ist als an der Meeresfläche, und mit der Abnahme der Dichtigkeit im gleichen Verhältniß an Reflexionskraft verloren hat; daher sind jene prachtvollen Morgen- und Abendstunden, deren Beleuchtung den Bewohner der gemäßigten Zone so oft entzückt und dem Künstler so vielfach Gelegenheit bietet, seine Bilder zu verschönern, höchst selten.

Die Mexicaner haben die Gewohnheit ſich des Abends frühzeitig zurückzuziehen, und auch dieſe Sitte iſt wahrſcheinlich veranlaßt durch den ſchnellen Uebergang des Tages zur Nacht.

Während meines Aufenthalts in der Hauptſtadt zogen am politiſchen Horizont der Republik bald trübe Wolken auf, die in dieſen Tagen fort und fort unheilvoller ſich geſtalteten. Täglich liefen Nachrichten ein, daß ſich in der ganzen Umgebung Dörfer, Städte und weite Landſtriche pronuncirt hätten, und ſelbſt im Thal von Mexico trieben umherziehende Banden räuberiſcher Pronunciados ihr Unweſen und trugen Mord und Plünderung bis vor die Thore der Hauptſtadt. Eine aus vierzig Köpfen beſtehende Bande hatte ſich in einer der geräumigen Höhlen von Los Remedios einquartiert und machte durch ihre Streifzüge die ganze Gegend unſicher.

Die Regierung des Landes iſt meiſtens zu ohnmächtig, dem Unweſen zu ſteuern, denn das Elend, welches der Bürgerkrieg im allgemeinen über jedes Land bringt, iſt in Mexico beſonders groß, weil ſofort nach dem Ausbruch einer Revolution zahlreiche Räuberbanden auf dem Schauplatz erſcheinen und unter der Firma von Aufſtändiſchen die Wege belagern, Poſten anhalten, Reiſende ausplündern, kleinere Ortſchaften bewaffnet überfallen und unter der Firma: Viva la religion! die ſchauderhafteſten Greuel verüben.

Unter dieſen Umſtänden ſuchten wir die uns noch vergönnte Zeit ſo gut zu benutzen, als es möglich war; aber unſere Ausflüge wurden nach und nach gefährlich, und wir erlaubten uns keine weiten Entfernungen mehr.

Tacubaya, ein kleines Städtchen, ward um dieſe Zeit vielfach von uns beſucht und zum Mittelpunkt unſerer Excurſionen gewählt. Es bildet den Sommeraufenthalt vieler reicher Familien und iſt mit herrlichen Villen und prachtvollen, ſchattenreichen Parks geſchmückt. Die reine Luft, die waſſerreiche, mit rieſigen Silberpappeln und anmuthigen Ulmen und Eſchen beſchattete Umgebung, die gute Straße, welche nach dieſem Städtchen führt, rechtfertigen die allgemeine Vorliebe, welche es genießt. Von Zeit zu Zeit reſidirt der Präſident der Republik in dem dortigen biſchöflichen

Palaſt, und während ſolcher Tage iſt der Verkehr und das Leben, welches dann in dieſem Orte herrſcht, ganz erſtaunlich.

Unter den Villen zeichnet ſich die des Señor Escandon durch gediegene Pracht aus. Sie enthält eine Gemäldeſammlung, in der ſich werthvolle Originale von Cespedes, Cano, Cabrera, Tenard, Dow u. a. befinden, nebſt einigen Meiſterſtücken des Meißels hervorragender Bildhauer. Die Villa iſt im engliſchen Cottageſtil durchgeführt und bildet einen würdigen Gegenſatz mit andern, welche von den ſchönſten Gartenanlagen umgeben ſind. Unter letztern zeichnen ſich vor allen die Villen Iturbe und Bardet aus. Die letztgenannte lehrt außerdem, was eine richtig angewandte und gutgeleitete Gartenkunſt und ein günſtiges Klima ſelbſt über den ungünſtigſten Boden vermag; denn hier, wo vor kurzem nur die Magueypflanze ein dürftiges Fortkommen fand, erblicken wir heute alle Pracht und Schönheit tropiſcher Gärten.

Das bereits erwähnte biſchöfliche Palais macht den Eindruck eines geräumigen Feudalſchloſſes, und herriſch blickt es auf das zu ſeinen Füßen liegende Städtchen herab.

Bei einem Freunde, dem ehemals fabelhaft reichen Grafen de la Cortina, brachte ich in Tacubaya manchmal angenehme Stunden hin. Seine Diners vereinigten zuweilen die vornehmſte Herrenwelt Mexicos, und bei ſolchen Gelegenheiten legten die wirklich prachtvollen Silber- und Goldſervicen von dem alten Glanz des Hauſes de la Cortina Zeugniß ab.

Auf einem der Ausflüge, die uns über Tacubaya führten, paſſirten wir die Hacienda de Caſtañeda und folgten dem linken Ufer des Rio de Miscuac, der, ſtark angeſchwollen, in gewaltigen Sprüngen ſein Bett durchtobte. San-Angel mit ſeiner ſchönen Kirche blieb in geringer Entfernung zu unſerer Rechten liegen, und nachdem wir rechts die Hacienda Altillo, links die alte Kapelle San-Antonio aus der Ferne begrüßt hatten, führte uns die Straße durch das ziemlich bedeutende Dorf Guiacan. Wir zogen durch die gerade, einzige Straße, welche es beſitzt, an der Kirche vorüber, die erſte, welche Cortez in Mexico erbauen ließ, kamen an einer verwahrloſten Alameda und dem Gebäude des Ayuntamiento

vorbei, als mir plötzlich aus einem Hause her freundliche Rufe in englischer Sprache nachschallten. Es war der amerikanische Gesandte, General Gadsden, der mich erkannt hatte und einlud, in seinem Landhaus einzukehren. Ich versprach es für den Rückweg, da ich vorher einen Blick auf das in der Nähe befindliche Pedregal oder Lavafeld werfen wollte, welches wir in einer halben Stunde erreichten.

Es ist ein weites Feld vulkanischer Bodengestaltung und bietet dem Besucher vieles Interesse. Lavastücke, vom Umfang kleiner Kiesel bis zur Größe eines Hauses, bedecken, wild durcheinandergeworfen wie erratische Blöcke auf Erdschutt und Gerölle, den aus vulkanischer Asche und verwitterter Lava gebildeten, von zahllosen Rissen, gähnenden Abgründen und geräumigen Höhlen zerklüfteten Boden. Eine eigene Fauna und Flora belebt dieses Reich der Oede und des Grauens.

Ein aufsteigendes Gewitter vermehrte den gewaltigen Eindruck und scheuchte uns in die Höhlen. In diesen unterirdischen Räumen lebten nicht nur zahlreiche Fledermäuse, sondern auch höchst merkwürdige Vögel, die hier ein unterirdisches Leben führen. Zwar ist es mir nicht gelungen, einen dieser befiederten Troglodyten zu erlegen, doch halte ich sie für Verwandte von Sylv. troglodytes. Plötzlich brach das Gewitter mit aller Heftigkeit los, und der in Strömen niederrauschende Regen trieb neue Flüchtlinge in die Höhle. Einer derselben erschrak sichtlich bei unserm Anblick und wandte sich zur schleunigsten Flucht; doch hatte ich noch eben Zeit, ihm einen Schuß nachzuschicken, der ihn todt zu Boden streckte. Die Leiche gehörte einem kühnen Räuber an, der jedoch keine Reisenden, sondern nur die Hühnerhöfe zu plündern pflegte. Sie machte mir große Freude, da das Thier in mancher Beziehung interessant ist, weshalb ich ihm einen kurzen Nekrolog nicht versagen kann.

Das mexicanische Katzenfrett (Bassaris astuta Lichtenst.) wurde bereits von Hernandez in seiner „Historia" unter verschiedenen Namen angeführt. Er nennt es Tepe-Maxlatan und beschreibt es in Kap. 16 und 33, sowie später nochmals in Kap. 40,

unter dem Namen Cacamiztli. Obgleich das Thier im ganzen Gebiet der mexicaniſchen Republik nicht ſelten zu ſein ſcheint, entging es doch lange der Aufmerkſamkeit der Naturforſcher, bis im Jahre 1827 Lichtenſtein ſeiner in den Erläuterungen der „Nachrichten des Franciſco Hernandez von den vierfüßigen Thieren Neuſpaniens" wieder gedenkt und in ihm ein neues Genus aufſtellte. Lichtenſtein ſagt darüber a. a. O. Folgendes:

„Der Cacamiztli oder Caco-Mixtl, wie er noch jetzt in Mexico allgemein genannt wird, iſt eine, von allen andern Raubthiergattungen unterſchiedene Form, die das Mittel hält zwiſchen Viverra und Nasua; mit jener in der Kopf- und Fußbildung, mit dieſer in der Leibesgeſtalt noch mehr verwandt, alſo ſchon inſofern von beiden verſchieden, mehr aber noch durch die langen, zugerundeten Ohren, die kurzen, zuſammengedrückten, ſchwieligen Zehen und die ſtark ſichelförmigen, einziehbaren Krallen. Auch die Behaarung, Färbung und Zeichnung weicht von allem, was wir an den Arten beider Gattungen kennen, ab, und ſo war hier die Aufſtellung einer neuen Gattung hinreichend gerechtfertigt. In Hindeutung auf die Aehnlichkeit mit dem Fuchs in Kopfform, Stellung der Augen und Lebensart habe ich den Namen Bassaris für ſie gewählt, mit welchem die Griechen ein kleines, dem Fuchs ähnliches Thier bezeichneten, ohne daß zu ermitteln wäre, was ſie eigentlich damit gemeint haben, und in dem Beinamen astuta habe ich Hrn. Deppe's Erzählung von der beſondern Liſt feſthalten wollen, mit welcher ſie zahmes und wildes Geflügel ſich zur Beute mache."

Die Länge des Körpers beträgt 1¼ Fuß und beinahe ebenſo viel die des Schwanzes. Die Färbung des Thiers iſt auf der Oberſeite blaß gelblichgrau, ſchwärzlich gemiſcht; die Unterſeite iſt heller und mehr ins Röthliche ſpielend; über den Rücken hin zieht ſich ein dunkler, ſchwärzlicher, manchmal ganz ſchwarzer, aber nicht abgegrenzter Streifen. Das einzelne Haar iſt an der Baſis beinahe weiß, in der Mitte bräunlich, und die Spitze geht in ſchwarz über, während bei den Haaren auf dem Rückgrat die ſchwarze Färbung bis zur Wurzel geht. Die hellen, dünnbehaarten Ohren haben auf der Außenſeite einen ſchwarzen Fleck; vor denſelben und unter

den Augen befindet ſich ein hellgelblicher Fleck. Der Schwanz iſt hellgrau, mit ungefähr acht ſchwarzen, nach unten nicht ganz geſchloſſenen Ringen.

Vor der Entdeckung des Katzenfretts hatte das Genus Viverra keinen einzigen Repräſentanten in der Neuen Welt, und man glaubte dieſe einzige der größern Gruppen fleiſchfreſſender Säugethiere auf unſere Himmelsſphäre beſchränkt. Außer dieſer für die geographiſche Vertheilung der vierfüßigen Thiere wichtigen Thatſache hat die Bassaris, als inniges Verbindungsglied zwiſchen Muſteliden und Viverren, für den Zoologen Intereſſe.

Den Abend dieſes Tages brachte ich bei dem General Gadsden zu, welcher uns erſt ſpät in der Nacht erlaubte, unſern Heimweg anzutreten.

XII.

In der Hauptstadt.

Das Hospital für Lepröse. Die Lepra. Ein Erdbeben. Der mexicanische Evangelista. Die Kolibris. Die Chinampas oder schwimmenden Gärten. Greuel der mexicanischen Räuber.

In der Person des Dr. Martinez del Rio hatte ich einen geachteten und liebenswürdigen Mexicaner kennen gelernt. Er hatte seine Erziehung und ärztliche Bildung, wie die meisten vermögenden Mexicaner, welche sich den Studien widmen, im Auslande, d. h. in Paris und andern Hauptstädten Europas, empfangen und war deshalb vorzugsweise geeignet, solche Fragen zu beantworten, welche vom Gange seiner Studien berührt wurden. Ich begleitete ihn heute auf seinem Besuch des Klosters San-Lazar, welches als Hospital für Lepröse eingerichtet ist.

Die Lepra, diese der Alten und Neuen Welt angehörige Krankheit, trägt in Amerika nicht die gefährliche Form, in welcher sie in Asien und Afrika erscheint. Ansteckend ist sie nach der Meinung erfahrener Aerzte nicht, und Dr. Martinez tadelte bitter die polizeilichen Vorsichtsmaßregeln, infolge deren jeder mit der Lepra Behaftete dem Hospital verfallen ist, weil, aus Scheu vor dem Verlust der Freiheit und vor der Absonderung von Freunden und Verwandten, die Krankheit in den leichter heilbaren Stadien und so lange als überhaupt möglich verhehlt werde, und aus Furcht vor Entdeckung entweder gar keine oder eine sehr unvernünftige

Behandlung erhalte. Auch ſcheint die Krankheit nicht von jenen heftigen Schmerzen begleitet zu ſein, welche den Ausſätzigen ſo oft das Leben zur Qual machen; denn einzelne Patienten befinden ſich ſeit fünfundzwanzig und ſiebenundzwanzig Jahren im Hospital, und ihr Allgemeingefühl ſcheint nicht beſonders durch Schmerzen geſtört zu ſein. Die Krankheit erſcheint höchſt ſelten bei Perſonen jugendlichen Alters, und wurde nur ein einziges mal, ſoweit die Regiſter des Hospitals reichten, bei einem fünfjährigen Kind beobachtet; außerdem behauptet Dr. Martinez nie einen damit behafteten Europäer geſehen zu haben. Die gewöhnliche Form, in welcher ſie auftritt, läßt ſich nicht mit einem der von europäiſchen Aerzten erfundenen Namen bezeichnen. Die erſten Symptome ſind gewöhnlich Male, welche ſich an verſchiedenen Stellen allmählich erheben und Tuberkeln erkennen laſſen, die in Eiterung übergehen und an der einen Stelle vernarben, während an andern Stellen neue aufbrechen. Unterdeſſen verſchwinden allmählich die Cartilagen der Extremitäten, einzelne Gelenke, ganze Finger, ja die Hand oder der Fuß löſten ſich ab. Zugleich werden die Knorpel des Larynx afficirt; ſie ſchrumpfen ein und verſchwinden allmählich ganz, während die Sprache röchelnd wird und nach und nach ganz aufhört. In der Regel iſt damit Ophthalmie verbunden, bei welcher ſich die Augenlider vollſtändig umkehren und Erblindung eintritt.

Man hat bisjetzt kein Specificum gegen dieſe furchtbare Krankheit gefunden, und Mercur, Jod, Antimon, Schwefel, Guaguak, Saſſaparilla, Bäder, alle blutreinigende Mittel haben der Reihe nach in einzelnen Fällen geholfen, in der Regel aber verſagt.

Nachdem ich das Hospital verlaſſen, war ich gegen 11½ Uhr in dem Laden eines deutſchen Uhrmachers in der Calle de los Plateros eingetreten. Plötzlich gab es einen Stoß, ſodaß alle Uhrpendel in eine rotirende Bewegung geriethen, zum Theil auch ſtillſtanden. Aus allen Häuſern ſtürzten Geſtalten mit verſtörten Mienen und vor Schreck verzerrten Zügen auf die Straße, und fielen laut betend auf die Knie. Wenn die Furcht der Mexicaner vor einem Erdbeben größer iſt als an den meiſten Orten der Welt, ſo darf man nicht vergeſſen, daß die ſchrecklichen Folgen

eines ſolchen Ereigniſſes durch frühere Erfahrungen ihnen ſtets vor Augen ſchweben. Die gegenwärtige Erſchütterung dauerte ziemlich lange; doch war die Bewegung, welche ſich in horizontaler Richtung von Oſt nach Weſt fortpflanzte, mit Ausnahme des erſten, ziemlich heftigen Stoßes, nur gering. Man ſchreibt allgemein den Thieren das Vermögen zu, ſolche gelegentliche Erſchütterungen der Erde vorherzufühlen; ſo ſollen die Pferde geraume Zeit, ehe der Menſch das Beben der Erde fühlt, ſtehen bleiben, die Beine auseinanderſpreizen und nicht zum Fortgehen zu bewegen ſein, bis die Gefahr vorüber ſei.

In dem Hofe meines Hotels hatte ſich ſeit einigen Tagen unter dem luftigen Bogengang ein Evangeliſta inſtallirt, und da meine Leſer unter dieſem Namen nur die längſtverſtorbenen Verfaſſer heiliger Schriften kennen, ſo muß ich meines neuen Nachbars mit einigen Worten gedenken, um ſo mehr, als er mich manche halbe Stunde koſtete, während welcher ich vom Fenſter meines Schlafzimmers aus den geſchäftigen und thätigen Nachbar belauſchte. Der Evangeliſta iſt, um meine Leſer nicht länger im Ungewiſſen zu erhalten, ein öffentlicher Schreiber, aber ſehr verſchieden von den öffentlichen Schreibern anderer Länder und dieſen weit überlegen. Der Ort, wo der Evangeliſta gewöhnlich ſein Bureau aufſchlägt, ſind die Portales oder Bogengänge der Plaza-Mayor, wo man ihn leicht an der wichtigen, geheimnißvollen Miene, den zahlloſen Papieren und Rollen, welche aus allen ſeinen Taſchen hervorragen, ſowie an der nie fehlenden großen Feder hinter dem Ohr erkennen kann. Das Bureau meines Nachbars, welcher die belebten Hallen des Hotels Iturbide für eine günſtigere Niederlaſſung hielt, als die Plaza-Mayor, beſtand aus einem kleinen, zuſammenlegbaren Tiſch für ſein Tintenfaß und die Papiere, und außerdem in einem Feldſtuhl, auf den er ſich würdevoll, wie ein Miniſter in ſeinem Fauteuil, niederließ und ruhig die Kundſchaft erwartete, die auch nicht lange ausblieb; denn die Feder des Evangeliſta arbeitet in allen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens, und ſeinem Ohr werden die tiefſten Geheimniſſe der Familie und des Herzens anvertraut. Die erſten Kunden des Morgens waren gewöhnlich die alten Dueñas.

Sie gebrauchten blos kurze Zettel, welche ſie während der Frühmeſſe einem Herrn oder einer Dame, je nachdem ſie den Auftrag hatten, zuſteckten, und durch welche dieſe entweder den Ort eines Stelldichein oder die Urſache eines Nichterſcheinens erfuhren, auch wol gewarnt werden vor der Eiferſucht des Ehegatten, vor einem Nebenbuhler und andern Gefahren. Nach den Dueñas erſcheinen Bittſteller, welche beabſichtigen, eine Eingabe an den Herrn Miniſter oder einen ſonſtigen hohen Beamten zu machen. Eine ſolche Arbeit nimmt ſonſt längere Zeit in Anſpruch, jedoch der Evangeliſta vollbringt ſie in überraſchend kurzer Zeit. Nun kommt ein reicher Hacendado, der mit ſeinem Nachbar oder mit einem Kaufmann der Stadt ſich überworfen hat und eine ſchriftliche Vorſtellung bei der betreffenden Behörde einreichen will. Er ſcheint ein guter Kunde des Evangeliſta zu ſein, nach der Geduld zu urtheilen, mit welcher dieſer die kräftigen Flüche und Titel anhört, mit welchen er den Streitfall vorträgt und ſeine Gegner beehrt. Unter den heftigen Geſticulationen des Kunden geräth das ganze Bureau und das leibliche Gleichgewicht des dürren, alten Evangeliſta mehrmals in augenſcheinliche Gefahr. Aber trotz des Chaos und der haarſträubenden Widerſprüche, woraus der Vortrag gewöhnlich beſteht, weiß der gewiegte Eſcribano alles zu würdigen, zu prüfen, zu ordnen und im ſchönſten Stil zu Papier zu bringen; denn kaum hat er dem reichen Auftraggeber den Aufſatz mit Pathos vorgeleſen, ſo reicht ihm der Kunde gerührt und des Erfolgs ſicher die mit einigen Silberthalern gefüllte Hand. Er iſt fort. Da naht eine tiefverſchleierte Dame; ängſtlich ſieht ſie ſich nach allen Seiten um, ob niemand ihr gefolgt, niemand ſie beobachte, niemand ſie, trotz ihrer Vermummung, erkennen und verrathen könnte. Nun beugt ſie ſich und flüſtert geheimnißvoll einige Worte in das Ohr des Evangeliſta. Die erſten genügen ſchon; denn bereits nickt er zum Zeichen vollſten Verſtändniſſes bedächtig mit dem Kopf, und in wenigen Minuten iſt ein zartes Billetdoux verfaßt, zierlich gefaltet, und verſchwindet im Corſet der tief Verſchleierten. Endlich naht noch eine niedliche Meſtize, die nackten Diminutivfüßchen in wahre Kinderpantoffeln geſteckt, das Geſicht vom Rebozo ſittſam verhüllt und das von

langen Wimpern beſchattete, ſchwarze Feuerauge verſchämt zu Boden geſchlagen. Auch ſie vertraut dem geheimnißreichen Mann die Worte ihres Herzens an, welche ſeine Kunſt dem Geliebten vermitteln ſoll, und trägt im Augenblick auch ſchon ſchwarz auf weiß davon, was ſie ſich ſelbſt kaum zu geſtehen wagte.

Außer allen dieſen Dienſtleiſtungen macht ſich der Evangeliſta dem Publikum als öffentliches Bureau nützlich, und erfüllt raſcher und beſſer den Zweck, als jede Zeitungsannonce. Ein gutgekleideter Herr kommt zum Evangeliſta: „Ich gebrauche eine Näherin von angenehmem Aeußern.“ „Notirt!“ ſpricht jener, und vor Abend ſchon präſentiren ſich ſechs bei dem Herrn. Ein indianiſcher Diener ſucht eine Stelle als Mozo oder Gärtner und bezahlt den beſtimmten Preis von einem Quartillo. Dafür erhält er eine Adreſſe und kann ſich, wenn ihm die angegebene Stelle nicht zuſagt, für denſelben Preis eine zweite geben laſſen. So geht es fort, bis die plötzlich hereingebrochene Dämmerung den Schluß des Bureau befiehlt, und Acten, Tiſch und Stuhl, ſammt dem Eigenthümer, verſchwinden.

Ein Indianer, der mit gefangenen Vögeln handelte, ſuchte mich heute in meiner Wohnung auf und bot mir einen ganzen Käfig voll Kolibris an. Die Thierchen waren die erſten, welche ich in der Gefangenſchaft zu beobachten Gelegenheit hatte, und außerdem ſo reizend, daß wir bald einig wurden. Sie beſtanden aus drei verſchiedenen Species: Trochilus colubris L., Coeligena Clementinae Less. und Pyrrophaena Arsinoë Gould. Auf meine Frage, womit er ſie zu füttern pflege, verſicherte er, ſie hielten, mit dickem Zuckerwaſſer gefüttert, in der Regel acht bis vierzehn Tage im Käfig aus. Da es nun nach den beſtimmten Verſicherungen aller Naturforſcher über allem Zweifel erhaben zu ſein ſchien, daß die Kolibris nur von Inſekten leben, die ſie aus Blütenkelchen holen, ſo wollte ich darüber aus eigener Erfahrung ſprechen können und vertheilte die funfzehn Kolibris in zwei Käfige. In den einen ſtellte ich ein Glas mit dickem Zuckerwaſſer, über welches ich dürre Pflanzenſtengel legte; in den andern, weit größern Käfig ſtellte ich eine Vaſe mit einem Bouquet aus allen möglichen Blumen. Es dauerte keine fünf Minuten, ſo

flogen die Kolibris in beiden Käfigen auf die Gefäße zu, ſchwirrten über denſelben und ſenkten ihre langen, weit vorſtreckbaren Zungen die einen durch die Grasſtengel ins Zuckerwaſſer, die andern in die Blütenkelche, aus denen ſie ohne Zweifel kleine Inſekten hervorholten. Während zweier Tage erneuerte ich regelmäßig das Zuckerwaſſer wie die Blumen, und die kleinen, lieblichen Weſen ſchienen mit ihrer Nahrung gleich gut zufrieden und ſich wohl zu befinden. Am dritten Morgen aber fand ich einen der mit Zuckerwaſſer ernährten Vögel todt im Käfig und erwartete nun, daß ihm ſeine Gefährten raſch nachfolgen würden; allein am folgenden Morgen, alſo dem vierten Tage, waren zwei der mit Inſekten gefütterten verſchieden, und ſo ging es nun abwechſelnd fort: ſie ſtarben ſowol im einen wie im andern Käfig, nicht aus Mangel an Nahrung, ſondern an Freiheit. Nach ungefähr acht Tagen machte ein ſehr heftiger Regenguß, dem die Käfige während meiner Abweſenheit preisgegeben waren, dem Leben der letzten der kleinen Bewohner ein Ende. In den Magen konnte ich bei keinem Speiſereſte finden. Soviel ich aus dieſer Beobachtung, zu deren Wiederholung mir keine Gelegenheit wurde, ſchließen darf, beſteht die Nahrung der Kolibris allerdings aus Inſekten, die ſie nicht nur aus den Kelchen der Blumen holen, ſondern auch von Mauern und Spinnweben ableſen; aber eine weſentliche Zuthat, ja einen nothwendigen Beſtandtheil ihrer Nahrung dürfte wol der Honig bilden, den ſie aus den Blüten einziehen, und es ſcheint mir vollkommen mit den weiſen Einrichtungen der Natur übereinzuſtimmen, dem Kolibri eine doppelte Nahrung anzuweiſen. Daß ſie das gethan hat, wird um ſo wahrſcheinlicher, da der Kolibri in den meiſten Fällen das kleine Inſekt auf dem Grunde des Kelchs nicht erblicken kann und ſeine Zunge aufs gerathewohl in dieſelben hineintaucht. Da es nun vorkommen könnte, daß er viele derſelben abſuchen müßte, ohne Thiere zu finden, ſo ſcheint ihm die Natur in dem Honig ein Surrogat verliehen zu haben, das ſo lange ſeinen Hunger ſtillt, bis er die kräftigere Nahrung findet. Daß meine Kolibris ſich aber wirklich von dem im Käfig befindlichen Zuckerwaſſer ernährten und

nicht etwa ſo lange hungerten, geht klar daraus hervor, daß alle kleinen Vögel nur ſehr kurze Zeit ohne Nahrung bleiben können, wie z. B. die kleinen Finkenarten bereits nach 24 Stunden dem Hunger erliegen, und niemand wird glauben, daß die viel kleinern Kolibris drei, vier, ja acht Tage ohne Nahrung exiſtiren könnten.

Dennoch ſcheint es mir nicht unmöglich zu ſein, Kolibris lebend nach Europa zu bringen und hier zu erhalten, nur müßte man ſich für die Ueberfahrt mit möglichſt großen Käfigen aus feinem Draht, oder beſſer aus Gaze oder Tüll, und vielen Pflanzen in Töpfen verſehen, die im Lauf der Seereiſe zur Blüte kommen und ſucceſſive in die Käfige geſtellt werden müßten. Wo die blühenden Pflanzen nicht ausreichten, würde verdünnter Honig oder dickes Zuckerwaſſer, in einzelne größere Kelche gegoſſen, vortrefflich als Aushülfe dienen. Nach der Ankunft bedürfte es zu ihrer Aufnahme eines eigens dazu erbauten, treibhausartigen Pavillon.

Ich hatte ein ſolches Kolibrihaus für den zoologiſchen Garten von Marſeille entworfen und gedachte das Innere deſſelben außerdem mit einheimiſchen und tropiſchen Schmetterlingen zu bevölkern. Bei dem großen Aufſchwung, den die zoologiſchen Gärten genommen haben, bin ich überzeugt, daß die Idee nicht allzu lange unverwirklicht bleiben wird, da eine Sammlung lebender Kolibris ebenſo anziehend für den ſchauluſtigen Laien, als belehrend für den Forſcher iſt.

Ein Ausflug führte mich nach Mexicalcingo und von da nach Sta.-Anita, wo ich beinahe den Verdruß hatte, mitten in die Chinampas oder ſchwimmenden Gärten zu gerathen. So freundlich dieſelben ſich in der Entfernung anſehen, ſo unangenehm iſt es, ſich denſelben allzu ſehr zu nähern und bis an die Knie in den Schlamm einzuſinken; noch ſchlimmer iſt es aber, wenn dieſes Unglück einem Reiter widerfährt, und ich war wirklich, als mein Pferd bis faſt an den Bauch in den reizenden ſchwimmenden Gärten ſtak, beſorgt, ob und in welchem Zuſtande ich wieder herauskommen werde.

Als sich ums Jahr 1325 die Azteken auf die Inseln des Tescuco flüchteten und hier von den sie rings umgebenden Feinden sozusagen in Gefangenschaft gehalten wurden, hatten sie großen Mangel an Boden, um ihren Mais und die nothwendigsten Vegetabilien anzubauen. Sie kamen deshalb auf die Idee, schwimmende Gärten zu gründen, die sie folgenderweise ausführten. Zuerst wurden viele leichte Wasserpflanzen zusammengeflochten und mit Baumzweigen durchwebt, sodaß eine Art von Floß entstand. Auf dieses Floß häuften sie den vom Grunde des Sees heraufgeholten Schlamm 1 Fuß hoch und bepflanzten denselben, sobald er einigermaßen abgetrocknet war. Außer dem Mais und den nothwendigsten Culturpflanzen schmückten bald Früchte und liebliche Blumen die Gärten, welche der Eigenthümer bei einem Wechsel der Wohnung im Schlepptau seines Canot über den See mit sich führte. Heutzutage sieht man wol keine beweglichen Chinampas mehr; wenigstens waren alle diejenigen, welche ich sah, feste Beete von länglicher Form und mit 2—3 Fuß breiten Wassergräben umgeben. Bei der meist hohen Temperatur der Luft und der unausgesetzten Feuchtigkeit des schlammigen Bodens ist die Triebkraft dieser Gärten eine außerordentliche; dennoch werden nur wenige Gemüsepflanzen auf ihnen gebaut, und verglichen mit unsern europäischen Gemüsen sind diese zudem mager und wenig schmackhaft, was jedoch mehr von der mangelhaften Cultur als dem Boden und Klima herrührt.

Als ich am Abend von meinen Ausflügen zurückkam, langte fast zu gleicher Zeit die Diligencia von Vera-Cruz an. Vier Reisende stiegen aus und bildeten den Gegenstand eines leisen Geflüsters unter den Umstehenden, das aber, sobald die Reisenden außer dem Bereich der Hörweite waren, zum lauten, unverhohlenen Gespräch ward, aus dem ich die Geschichte der Reiseerlebnisse dieser unglücklichen Familie erfuhr. Die Gesellschaft bestand aus Vater, Mutter und Tochter, nebst dem eben angetrauten Mann der letztern. Bei Rio-Frio war die Diligencia von einer Räuberbande angehalten und ausgeplündert, die Reisenden selbst aber in den

Wald geſchleppt und die Männer an Bäume gebunden worden, von wo aus ſie zuſehen mußten, wie die Räuber an den beiden Frauen die ſchmachvollſten Unthaten verübten. Man kann ſich vorſtellen, in welchem phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand die hierauf freigelaſſene, unglückliche Familie ihre Weiterreiſe antrat und in Mexico ankam. Solche Vorfälle, welche das Blut in den Adern erſtarren machen, ſind übrigens nichts Seltenes und bilden in den Tertullas oder Abendgeſellſchaften häufig den Gegenſtand der Unterhaltung.

Bei dieſen Tertullas geht es im allgemeinen ſehr einfach zu und ohne den bei uns gewohnten Aufwand. Von Zeit zu Zeit wird etwas Zuckerwaſſer oder Limonade herumgereicht, die Damen rauchen ihre Cigarrittos, und wenn die Unterhaltung ſtockt, greift man zur Guitarre, bei deren Geklimper ein Lied geſungen, auch wol ein Tänzchen gemacht wird.

Abwechſelung bieten dieſe Geſellſchaften ſonſt keine; doch verdankte ich einer ſolchen ein artiges Geſchenk, um deſſentwillen ich ihrer erwähnte. Eine Dame hatte einen kleinen Hund bei ſich, der das wunderlieblichſte Thier dieſer Art war, das ich je geſehen und das man ſich nur vorſtellen kann. Er gehörte einer dem Staate Chihuahua eigenthümlichen Raſſe an. Obgleich längſt ausgewachſen, war er nicht größer als eine kleine Hauskatze von vier Wochen; ſeine Haare waren weich, rehfarben, aber nicht lang, die Füße ſchlank und kaum dicker als eine Federpoſe, die Stirn ſtark hervortretend, die Augen groß und klug. Das kleine Thier beſaß eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und Intelligenz, ſodaß ich den ganzen Abend nicht müde wurde, mich mit ihm abzugeben. Die Anweſenden verſicherten, dieſe Hunde ſeien in Chihuahua gar nicht ſelten, lebten dort wild in ſelbſtgegrabenen Höhlen und bellten einzelne Vorübergehende an, bei deren Annäherung ſie plötzlich unter der Erde verſchwänden. Letzteres mag wol auf einem Irrthum und einer Verwechſelung mit dem Prairiehunde (Arctomys ludoviciana) beruhen.

Beim Weggehen machte mir die Dame ein Geſchenk mit dem

kleinen Hunde, und da diesmal das Anerbieten wirklich ernſt gemeint war, ſo nahm ich es dankbar an. Auf dem Nachhauſewege fand mein Hund in der Bruſttaſche meines Rocks ganz bequem Platz. Das intelligente Thier gewöhnte ſich ſehr raſch an mich. Allein meine Hoffnung, eine ganz neue, nie geſehene Hunderaſſe nach Europa zu bringen, und meine Freude über den Beſitz, währte nicht lange, denn ſchon nach wenigen Tagen war der Hund plötzlich und auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden.

XIII.

Die Stiergefechte.

Ich habe es bisher aufgeschoben, von einem Schauspiel zu sprechen, welches in Mexico eine Hauptrolle spielt, nämlich den Stiergefechten. Auch jetzt noch wird es mir schwer, darüber zu schreiben, und zwar nicht sowol deshalb, weil bereits so viel darüber gesprochen, geschrieben und gedruckt wurde und es daher sozusagen unmöglich ist, noch etwas Neues darüber zu sagen — einer Verlegenheit, der ich leicht entgehe, da es überflüssig ist, eine Beschreibung des Schauspiels zu wiederholen, die bereits in jeder Jugendschrift zu finden —; sondern vielmehr deshalb, weil derjenige, welcher die Stiergefechte selbst gesehen hat, ganz anders darüber denkt und urtheilt, als derjenige, der sie nur aus Beschreibungen kennt. Ohne deshalb dieses Volksvergnügen einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen, darf ich es doch nicht ganz unerwähnt lassen. Jeder nichtspanische Leser wird beinahe von mir erwarten, daß ich den von den meisten Schriftstellern ausgestoßenen Schrei des Entsetzens theile und in die vollste Entrüstung und sittliche Empörung über dieses „grausame, allem menschlichen Gefühl Hohn sprechende, barbarische Vergnügen" mit einstimme; aber eben in der Beantwortung der Frage, ob und inwieweit ich diese Entrüstung theile, liegt für mich die Schwierigkeit.

Uebrigens jetzt im Begriff, der mexicanischen Hauptstadt auf vielleicht immer den Rücken zu kehren, kann ich den delicaten Punkt nicht länger unberührt lassen und muß selbst auf die Gefahr hin, für einen Barbaren erklärt zu werden, meine Ansicht über die Stiergefechte unverhohlen aussprechen.

Der Circus, in welchem gegenwärtig in Mexico die Corridas de Torros abgehalten werden, ist ein großes, in seinem Aeußern gefälliges Gebäude auf dem Paseo-Nuevo, welches zwar nur aus Holz, aber in so glücklichen Proportionen ausgeführt ist, daß es dem Platze zur Zierde gereicht. Es nimmt eine Oberfläche von 20695 Quadratvaras ein. Auf der Vorderseite erhebt sich ein zweistöckiges Haus, in welchem sich die Bureaux der Verwaltung, die Kasse und die Stallungen für die Stiere befinden. Außerdem enthält das Gebäude ein Wasserreservoir mit zwei Feuerspritzen, um den Gefahren eines Brandes zu begegnen. An dieses angebaut ist der eigentliche Circus mit Arena. Ersterer hat einen Durchmesser von 98 Varas, von welchen 70 auf die Arena kommen. Sieben Stufenreihen erheben sich terrassenförmig übereinander und sind oben von einem Kreis von 272 Logen eingefaßt, von welchen die Hälfte de sombra, die andere Hälfte de sol, d. h. im Schatten oder der Sonne ausgesetzt sind. Dies ist auch für die übrigen Plätze der einzige Unterschied, auf welchen der Eintrittspreis basirt ist. Während der guten Jahreszeit wird hier an jedem Sonntagsnachmittag ein Volksfest gefeiert, denn Volksvergnügen kann ich die Stiergefechte, so wie ich sie sah, nicht nennen, da der Jubel, der Enthusiasmus, die Bezauberung, welchen sich das Publikum dabei hingibt, mehr als ein gewöhnliches Vergnügen bezeichnet.

In der Hauptstadt lassen diese Schaufpiele für den erfahrenen Kenner nichts zu wünschen übrig, und sollen denen in Madrid gleichkommen und sie sogar übertreffen. Noch erfüllt von dem Eindruck der Entrüstung, welche das Los der Stiere und das noch viel traurigere der Pferde beim Stiergefecht in Vera-Cruz in mir erregt hatte, wohnte ich bald nach meiner Ankunft in der Hauptstadt der Corrida de Torros bei.

Mich zwang nicht „die Nothwendigkeit, einen Landsmann zu

begleiten", zum zweiten Beſuch, wie Hrn. von Minutoli*), noch „der Mangel an Unterhaltung bis zum Abgang der Eiſenbahn" das dritte mal, noch mein Wohlthätigkeitsſinn, „weil mit dem Ertrag des Stiergefechts ein Hospital gegründet werden ſollte"; noch reizte mich „der Kampf eines Stiers mit einem Eisbären", noch „der berühmte Matador Chiclanero"; — ohne irgendeine Entſchuldigung dafür auftiſchen zu wollen, fehlte ich nach meinem erſten Beſuch fortan bei keinem Stiergefecht mehr. Ich ging hin aus Intereſſe am Schauſpiel ſelbſt, und nebenher aus Intereſſe an dem Schauſpiel, welches das Publikum ſelbſt unbewußt für mich aufführte. Trotzdem wage ich mit Beſtimmtheit zu behaupten, daß ich weder blutdürſtiger noch barbariſcher und grauſamer bin als die mit wahrem Entſetzen über die Stiergefechte perrorirenden Schriftſteller; allein „wer ſelbſt viel erlebt hat, wird milde im Urtheil über andere und bemüht ſich, bevor er verurtheilt, vorſichtig und namentlich den Standpunkt desjenigen zu prüfen, deſſen Handlungsweiſe einer Kritik unterworfen werden ſoll".

Aus Hrn. von Minutoli's Werk über Spanien ſei es mir erlaubt eine Stelle wörtlich zu citiren:

„Als zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Theilnahme des Publikums an den Corridas, beſonders nach dem ſchrecklichen Tode des beliebten Matadors Francesco Herrera Guillen, abgenommen hatte, lag es in der Abſicht der Regierung, dieſe Vorſtellungen ganz aufhören zu laſſen. Es erhoben ſich damals gewichtige Stimmen zur Rechtfertigung einer ſolchen Maßregel. Der Adel erklärte ſich gegen die Fortſetzung der Stiergefechte und ſprach es aus, daß er ſich ferner nicht daran betheiligen werde; die Preſſe nahm Partei gegen die Erneuerung dieſer Art von Volksvergnügungen; die Geiſtlichkeit ließ ſich vernehmen, daß ſie aus chriſtlicher Pietät die Stierkämpfe verbanne und den darin auf den Tod Verwundeten Beichte, Abſolution und chriſtliches Begräbniß verſagen werde; der Hof ſprach ſeine entſchiedene Abneigung gegen die Wiedereröffnung der Plazas de Toros aus. Allein — die Plazas

*) „Altes und Neues aus Spanien", II, 74.

de Toros wurden dennoch wieder eröffnet; der Hof erſchien dabei in vollem Glanze und zahlreich vertreten; die Geiſtlichkeit hielt es aus chriſtlicher Pietät für angemeſſener, die angedrohte Verſagung der Beichte, Abſolution und des chriſtlichen Begräbniſſes nicht zur Ausführung zu bringen; die Preſſe entwickelte einen raſenden Enthuſiasmus für dies echt ſpaniſche Volksvergnügen, und der Adel gehörte wieder wie früher nicht allein zu den fleißigſten Beſuchern der Vorſtellungen, ſondern betheiligte ſich daran durch freiwillige Uebernahme der Rolle der Picadores und bildete, wie früher, Vereine von Dilettanten (Afficionados), in denen der Kampf mit dem Stiere als ritterliches Vergnügen und als eine Kunſt wiſſenſchaftlich ſtudirt und geübt ward."

Nationale Gebräuche, welche ſo tief eingewurzelt ſind, wie aus den angeführten Worten Minutoli's hervorgeht, dürfen doch wol nicht mit Einem Worte verdammt und dadurch der Stab über ein ganzes Volk gebrochen werden. Jedenfalls iſt aber eine Aburtheilung, wenn man nur die Schattenſeiten ſieht und hervorhebt, eine einſeitige.

Was in Mexico jedenfalls dazu beitragen muß, das Urtheil milder zu ſtimmen, iſt der Umſtand, daß hier die grauſamen, das Gefühl verletzenden Scenen weit ſeltener als in Spanien vorkommen; ſo werden z. B. die verwundeten Pferde ſogleich aus der Arena entfernt und, ohne weitere Qualen erdulden zu müſſen, raſch getödtet; ebenſo erhalten die Stiere ſogleich nach der erſten Verwundung durch den Matador den Todesſtoß. Die Kämpfe mit Novillos finden nie in der Art ſtatt, daß das junge Thier dabei verwundet wird. Ich glaube ſomit auch, daß es möglich iſt, die Stiergefechte zu beſuchen, wenn wir dieſelben auch vom moraliſchen Standpunkt aus verdammen müſſen.

Zweite Abtheilung.

Reiſe nach Cuernavaca, Cacahuamilpa und Tasco.

Auf dem Wege nach Tasco.

I.

Reiſe nach Tasco.

1. bis 8. Januar 1857.

San-Agustin de las Cuevas; ſeine Feſte und Spielhöllen. Deutſche Rechtlichkeit. Ein mexicaniſcher Raubritter. Waldbrand. Die Stadt Cuernavaca. José Laborde, der glückliche Bergmann. Der Waſſerfall der Barranca von Tlaltenango. Die Buſchſpinne (Migale avicularia). Die Tigerkatze (Felis pardalis). Der virginiſche Uhu (Strix Nacuratu Vieill.). Tetecala. Puente de Dios. Tasco. General Alvarez. Mexicaniſches Diner. Naives Ballfeſt.

Im Glauben, einen Ausflug von drei bis vier Tagen zu machen, verließ ich am 1. Januar, nachmittags 2 Uhr, das Hotel

Iturbide und ſchlug in Begleitung der Herren Sonntag, Moran und Kapitän Couty die Straße nach Tasco ein. Es verlangte mich, dem General Alvarez einen Beſuch abzuſtatten, den die letzte Revolutionswelle ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit entriſſen und an die Spitze einer eiligſt zuſammengerafften Armee geſtellt hatte, mit der er ſoeben in forcirten Märſchen bis nach Cuernavaca gekommen war. Außerdem wünſchte ich dieſe Armee ſelbſt zu ſehen, weil man mir erzählt hatte, es herrſche in ihren Reihen jene ſonderbare Krankheit, die man in Michoacan mit dem Namen Quiſicua, in ſpaniſcher Sprache el mal de los pintos, benennt, und die auch unter den Indianern der Sonora angetroffen wird. Sie beſteht darin, daß die äußere Haut an verſchiedenen Stellen und oft in großer Ausdehnung Flecken oder, beſſer geſagt, Unterlaufungen zeigt, deren Farbe von weiß und hellblau bis ins Dunkelblaue ſich abſchattirt. Obgleich der Körper der mit dieſen Flecken Behafteten geſund und zu allen körperlichen Arbeiten vollſtändig befähigt bleibt, ſoll ſich das Uebel dennoch durch Berührung und Umgang mittheilen. Gewiſſer mag es ſein, daß es ſich von den Aeltern auf die Kinder fortpflanzt, denn die Pintos ſind gezwungen, ſich untereinander zu verheirathen, da Nicht-Pintos die eheliche Verbindung mit ihnen verſchmähen. Die Verachtung veranlaßt ſie, ſich abzuſondern, und im Weſten der Republik ſoll es Dörfer, ja ſogar ganze Landſchaften geben, welche nur von Pintos bewohnt ſeien.

Ein plötzliches Unwohlſein des Hrn. Moran veranlaßte mein Geleite zur baldigen Umkehr, worauf ich meine Straße weiter zog und gegen 5 Uhr San-Auguſtin de las Cuevas, das alte Tlalpam der Azteken, erreichte. Seinen neuen Namen erhielt der Ort von einem dort gegründeten Auguſtinerkloſter, und den unterſcheidenden Beinamen de las Cuevas von den in ſeiner Nähe befindlichen Gebirgsgrotten.

San-Auguſtin hat eine heitere, ſehr angenehme und gegen die Gefahren, welche der Hauptſtadt drohen, durchaus geſicherte Lage im Süden des Thals von Mexico. Breite und ſchattige Alleen, welche an gutbeſtellten, Mais und Gerſte tragenden Fluren vor-

überführen, verbinden es mit den am Fuße des Gebirgs von Ajusco friedlich gelagerten Dörfern. Trotz ihres hohen Alters und dieſer vortrefflichen Lage zählt die Stadt kaum 4000 Einwohner, und ein flüchtiger Ueberblick zeigt, daß ſie in ihrer Entwickelung Stückwerk geblieben iſt, in dem das Vermächtniß der alten ſowie die Beiträge der neueſten Zeit durch keine Uebergänge vermittelt werden. So findet man bald noch die alten Erdhütten und Kapellen der Indianer, umrankt von einer blühenden und duftigen, aber ungepflanzten Vegetation, von Blumen und Obſtbäumen umgeben, bald dort Villen im modernſten Geſchmack, von reizenden, in engliſchem oder franzöſiſchem Stil angelegten, künſtlichen Gärten umſchloſſen. Aber, wie geſagt, keine Mitteltinte verwiſcht dieſe grellen Farbencontraſte, und die prachtvollen Landhäuſer ſelbſt ſind nicht einmal Boten der Wiederkehr einer beſſern Zeit, wie die war, als der Gouverneur Don Lorenzo Zacala den Ort unter ſeinem alten Namen zum Sitz der Staatsbehörden machte und zur Landeshauptſtadt zu erheben beabſichtigte. Damals beſaß er ein Hospital, ein Gymnaſium und eine Münze; aber er verlor ſeitdem alle Vortheile ſeiner Stellung an das benachbarte, beſſer berathene und rührigere Toluca, und heute wuchert Gras in den Ritzen des Pflaſters und Todtenſtille herrſcht in den öden Straßen.

Nur ein einziges mal in jedem Jahre erſchlafft, wie im Märchen, der böſe Zauber, der hier Leben und Freude im Banne hält. Aber es iſt nicht der ſinnige, noch in der Erinnerung wohlthuende Genuß des Lebens, zu dem dann die Bewohner erwachen, ſondern wie ein plötzlicher Sturzhauch der Wüſte ſcheint in den Pfingſttagen jedes Jahres ein Geiſt des Muthwillens über die Hauptſtadt hereingebrochen zu ſein, um jung und alt, reich und arm, was er faſſen und losrütteln kann, wie Staub und Kehricht San-Auguſtin, dieſem Centrum des Verlangens, zuzuwirbeln.

Ich rede von den berühmten Pfingſtvergnügungen, den Fiestas de San-Agustin, wie ſie der Mexicaner nennt.

Als gälte es, dem auf einen Pfingſttag vorhergeſagten Untergange Mexicos zu entgehen, ſo bedeckt ſich beim Grauen des erſten Feſttags die Straße nach San-Auguſtin mit Flüchtigen in Equipagen, Eilwagen,

Droſchken, Omnibuſſen und Karren, auf Maulthieren und Eſeln, zu Fuß und zu Roß; denn „San-Aguſtin!" war ſeit acht Tagen die Loſung aller Stände, und Pfingſten ſeit langem der Augenblick, dem die Bewohner dieſes Städtchens mit der Sehnſucht entgegenſahen, mit welcher die hungerige Bevölkerung Syriens die Ankunft der Wachteln erwartet. Während aber in Mexico der eine ſeine Pretioſen, der andere einen Theil ſeines Hausraths, ſelbſt Betten und Kleidungsſtücke, dem Pfandhaus, den Juden oder den Tröblern zuträgt, ändert ſich zu gleicher Zeit San-Aguſtins ganze Phyſiognomie bis zur Unkenntlichkeit: Hütten, Zelte und Buden wachſen wie Pilze aus dem Boden und bedecken Plätze und Straßen der Stadt, die zu klein iſt, ſie alle zu faſſen; ein jedes Haus iſt zum Gaſthof, zur Reſtauration oder Kaffeehaus geworden; unter jedem Dache, vom reichſten bis zum ärmſten, ſteht eine Spielbank vorbereitet, denn Fortuna iſt die Göttin, der in dieſen Tagen einzig und ausſchließlich Opfer gebracht werden. Ueberall iſt ihr Altar aufgeſchlagen, und Karten und Würfel fordern die Spenden des Reichen wie des Armen. Das nationale Monte, ein unſerm deutſchen Landsknecht ähnliches Spiel, Roulette, Rouge-et-noir, Trente-et-quarante, alle Karten- und Würfelſpiele der Welt ſind als Räder in Betrieb geſetzt, eine totale Veränderung im Niveau des Kaſſenbeſtands der anweſenden Gäſte zu bewirken. In den eleganten Salons der vornehmen Welt verſehen die reichſten Bankiers der Hauptſtadt durch ihre Stellvertreter den Dienſt der Göttin, und der Lepero, dem es nicht möglich war, auch nur eine elende Breterbude zu pachten, hat an einem in den Boden getriebenen Pfahl einen aufgeſpannten Regenſchirm befeſtigt, und in ſeine zerlumpte Serape gehüllt, ſchlägt er ſtolz die Karten um, oder läßt die Würfel rollen über einem auf vier Steinen ruhenden Bret.

In dieſen Tagen leiſtet Fortuna Wunder. Große Gewinne und große Verluſte folgen Schlag auf Schlag. Wenn aber der Leſer, der die Spielhöllen von Homburg und Baden-Baden aus eigener Anſchauung kennt, glaubt, in San-Aguſtin ähnliche Anblicke der Verzweiflung zu finden, ſo irrt er. Der Mexicaner iſt zwar der leidenſchaftlichſte

und verwegenſte Spieler der Welt, allein man muß ihm nachſagen, daß er das Unglück, wenn es ihn erreicht, mit bewunderungswürdiger Ruhe und ritterlichem Anſtand trägt, daß er ein heiteres Angeſicht zu zeigen weiß, auch wenn das Wehe ſein Herz zerfleiſcht.

Nur die Frauen huldigen einer andern Göttin, und während die Männer die Spieltiſche umſtehen, finden ſie ihr Vergnügen darin, die Toilette des Tages fünfmal zu wechſeln, bis der Ball, der gegen Abend ſtattfindet, beide Geſchlechter zuſammenführt, und die höchſte Eleganz und Pracht der Damen die Empfindungen der Männer über Gewinn und Verluſt übertäubt.

In den meiſten Fällen machen die Bankhalter glänzende Geſchäfte; doch bleibt in ſeltenen Fällen das Glück auch dem Spieler treu. Von dieſen will ich einen Fall hier wiedererzählen, wie ich ihn aus dem Munde von Augenzeugen vernommen habe.

Am Morgen des erſten Pfingſttages der vierziger Jahre trat der erſte Commis des damals ſchon bedeutenden deutſchen Hauſes L. — deſſen Namen ich verſchweige, da ich fürchte, es möchte dem jetzigen Chef der geachteten Firma nicht angenehm ſein, ihn zu nennen — zu ſeinem Principal, der eben im Begriff war ſich anzukleiden, mit der Bitte, ihm auf ſein rückſtändiges Gehalt eine Fanega, d. i. eine Summe von 1000 Peſos, auszahlen zu laſſen.

„Sehr gern, lieber B.", erwiderte der Principal, „nur bitte ich Sie, ſich das Geld ſelbſt zu holen, da der Kaſſirer nicht anweſend iſt. Hier ſind die Schlüſſel zur Kaſſe, in welcher Sie Säcke mit abgezählten Piaſtern finden."

Der junge Mann that wie ihm geheißen, und war kurze Zeit darauf mit ſeinem Gelde in San-Auguſtin angekommen, wo er ſich das eleganteſte unter den Spielhäuſern auserſah. Er trat an eine Bank, wo Roulette geſpielt und am höchſten pointirt wurde.

„Halten Sie meinen Satz auf Nr. 33?" fragte er den Bankhalter, ihn ſcharf fixirend und den geſchloſſenen Geldſack auf den grünen Teppich ſetzend.

„Con muchisimo gusto, Caballero" („Mit dem größten Vergnügen"), erwiderte der Bankhalter, ohne daß er genau wiſſen

konnte, was der Sack enthielt; aber ein Mexicaner würde sich schämen, eine Wette zurückzuweisen.

Die Roulette wird gedreht und Nr. 33 hat gewonnen. Eine leichte Bläſſe überzieht das Antlitz des Bankhalters, denn er glaubte, wie alle Umstehenden, nicht anders, als daß der Sack des jungen B. eine Fanega enthalte, und da der Satz auf diese Nummer fünfunddreißigfach bezahlt werden mußte, so war dies keine kleine Summe. Um jedoch zu controliren, öffnet man den Sack; aber wer beschreibt den Schreck des Bankhalters und das Erstaunen aller Anwesenden, als man sah, daß derselbe nur Gold enthielt, und zwar statt 1000 Thlr. in Silber 1000 Unzen Gold, also im ganzen 16000 Piaster. Ein wahrer Sturm erhob sich im Publikum. Der Erstaunteste aber von allen war der junge B. selbst, der vor Entsetzen nicht sprechen konnte. Der Bankier erklärte, solch eine fabelhafte Summe nicht auszahlen zu können; allein, wie immer bei solchen Gelegenheiten, nahm das Publikum Partei gegen ihn. Man brachte an den Tag, daß nicht er der Eigenthümer der Bank war, sondern ein reiches mexicanisches Haus die Fonds dazu geliefert hatte und folglich auch für die Verluste seines Agenten verbindlich war. Nach langen tumultuarischen Auftritten, welche die ganze Stadt herbeigezogen hatten, wurde durch eine Art Volksjustiz die betreffende Bank verurtheilt, dem Hrn. B. die von ihm rechtlich gewonnene Summe von 560000 Pesos auszuzahlen. Soweit der Vorrath reichte, wurde das Geld baar erlegt und für den Rest Schuldverschreibungen ausgestellt. Reichbeladen und von einer großen Schar von Freunden begleitet, die sich erboten hatten, ihm als Bedeckung zu dienen, kehrte der junge B. nach Mexico zurück.

Schon seit dem Moment seines Gewinns war B. für alle seine Bekannten ein Räthsel geworden. Anstatt die ausgelassene Fröhlichkeit seiner Freunde zu theilen, verharrte er schweigend, ernst und in sich gekehrt; ja, es schien eine tiefe Melancholie sich seiner bemächtigt zu haben.

Zu Hause angekommen, stürzte er in das Zimmer seines Principals. „Hr. L.", rief er außer Athem, „hier bringe ich Ihnen

Ihr Eigenthum; es ſind 560000 Piaſter, die ich mit Ihrem Geld gewonnen habe."

Die Reihe des Erſtaunens war nun an Hrn. L., bis ihm B. auseinandergeſetzt hatte, wie er dieſen Morgen, ſeiner Erlaubniß gemäß, aus der Kaſſe einen Sack genommen habe, der nach ſeiner Meinung 1000 Piaſter enthielt. Erſt nach gemachtem Gewinn habe er bei Eröffnung des Sacks zu ſeinem Schrecken wahrgenommen, daß er 1000 Unzen Gold ſtatt 1000 Thlr. genommen habe. „So wenig wie ich im Stande geweſen wäre, Ihnen den erlittenen Verluſt zu erſetzen, ebenſo wenig darf ich den gemachten Gewinn behalten."

Gerührt von der Rechtſchaffenheit des jungen Mannes, ſchloß ihn L. in ſeine Arme.

Drei Tage ſpäter wurden in der Hauptſtadt zwei Circulare verbreitet. Das erſte theilte der kaufmänniſchen Welt mit, daß Hr. B. in das alte Haus L. als Compagnon eingetreten ſei, und die Firma fortan „L. u. B." heiße. Das zweite ſetzte Freunde und Bekannte von der Verlobung des Fräul. L. mit Hrn. B. in Kenntniß, und lud dieſelben zur Hochzeit ein.

Am dritten Tage, gegen Abend, beginnt die Rückwanderung von San-Auſtin; aber der Glückliche, der in dieſen Tagen einen bedeutenden Gewinn gemacht hat, mag wohl zuſehen, wie er ihn nach Hauſe bringe. Denn trotzdem, daß die Straße von Tlalpam nach Mexico im höchſten Grade belebt iſt, ſo lauern doch zahlreiche Räuber dem glücklichen Spieler auf, den ſie ſich auserſehen und nicht mehr aus den Augen verloren haben.

Das Gaſthaus, in welchem ich die Nacht zugebracht hatte, war verhältnißmäßig gut; denn ein erträgliches Bett, das man mir hier anwies, wird innerhalb des ganzen Gebiets der Republik Mexico dem Reiſenden ſelten zutheil.

Mit dem Schlage der ſiebenten Stunde verließ ich das Städtchen. Der Morgen war ungewöhnlich kühl; ein froſtiger Wind wehte, und eine dichte Dunſtmaſſe lagerte vor der Sonne. Dennoch erhöhte ſich meine Stimmung in dem Maße, als die Berge näher rückten und die Vegetation ſich faſt Schritt für Schritt reicher und üppiger geſtaltete.

Allmählich ſiegte die Sonne über die ihre Strahlen hemmenden Nebel. Der See von Hachicomilco ſpiegelte die Kirche und das Dorf gleiches Namens, Büſche und Bäume wieder, und ſolange der Weg an ſeinen Ufern vorbeiführte, erhielt ſich die frohe Laune, in welche eine ſolche Scenerie den Wanderer ſtets verſetzt, wenn ſein Auge offen und ſein Herz empfänglich iſt für die Reize einer jugendlich friſchen Morgenlandſchaft. Als ich jedoch gegen 8 Uhr den Fuß des Gebirges erreichte und die Straße aufwärts über Lava und vulkaniſche Aſche führte, aus deren einförmigem, todtem Grau nur hier und da einzelne Gruppen ſchlanker Palmen wie fruchtbare Wüſteninſeln hervorſtachen, ſchwand allmählich die gehobene Stimmung, die erſt dann neue Anregung fand, als mich vor dem Dorfe San-Matteo Chalpa der Anblick ſchöner, von Bäumen und blühenden Anlagen eingefaßter Wege erfreute. Der größte Theil des Dorfs beſteht aus Strohhütten mit Verandas oder Recubas von der Art, wie ich ſie auf meinen Reiſen in Innerafrika allenthalben angetroffen habe. Unter fortwährendem Steigen gelangte ich nach ungefähr einer Stunde zum Dorfe Tabelejo, wo ich die kurze Raſt zur Beobachtung des Barometers benutzte, und erreichte um 11 Uhr El Guarda, einige aus Holz gezimmerte Häuschen, die man mir als Halteſtelle für die Diligence bezeichnet hatte. Dieſe Baracken ſtehen auf dem höchſten Punkte des Wegs und gewähren eine nichts weniger als erfreuliche Rundſchau über den Gebirgskamm, deſſen Vegetation den Charakter weit größerer Höhen trägt. Ein heftiger Wind ſchüttelte rauh die Pinien und wühlte den feinen Staub der Straße auf.

Die ausſchweifenden Schilderungen von Gefahren, welche auf dieſer Straße meiner warten ſollten, und haarſträubende Erzählungen von ausgeplünderten und ermordeten Reiſenden, durch die man in Mexico verſucht hatte, mir Schrecken einzujagen oder wenigſtens mich vorſichtig machen wollte, wirkten ſo viel, daß ich, als die Straße in einen dichten Wald einlenkte, für alle Fälle Vorſichtsmaßregeln zu treffen für gut fand. Noch war ich aber nicht weit auf dieſem, von Pinien rechts und links eingeſchloſſenen, ſchweigſamen Pfade vorgedrungen, als eiliger Hufſchlag zu meinem

Ohre drang und einige Augenblicke darauf ein Reiter erſchien und auf mich zuflog. In einer Entfernung von zwei Schritten parirte er ſein Pferd und bat mich um Feuer für ſeine Cigarre. Ein Blick auf den Reiter belehrte mich, mit wem ich es zu thun hatte. Seine Kleidung war reich und elegant, ſein Sattelzeug ſtrotzte von Silber, und um ſein Pferd konnte ihn jeder Edelmann beneiden; dabei war er bis an die Zähne bewaffnet. Seine Abſicht, mich, während ich ihm die brennende Cigarre reichte, niederzuſchießen, erkannte ich ſogleich. Ohne Zeit zu verlieren, zog ich einen fünfſchüſſigen Revolver aus dem Halfter, ſteckte meine Cigarre in den Lauf und reichte ſie ihm ſo hin, daß die Mündung auf ſeine Bruſt gerichtet war. Zögernd nahm er die Cigarre, zündete ſeine Cigarritta an und war genöthigt, die meinige wieder in ihr improviſirtes Etui zu ſtecken, wobei mein Finger den Drücker nicht verließ. Kaum war dies geſchehen, als er ſein Pferd mismuthig herumwarf und ohne Abſchied davonſprengte.

Ich befand mich jetzt auf der Höhe, und der Weg ſenkte ſich gegen das Thal von Cuernavaca. Zur rechten Seite der Straße quoll durch das Unterholz dichter Rauch, wälzte ſich wirbelnd uns entgegen und hüllte uns bald in ſeine Wolken. Meine Vermuthung eines Waldbrandes ward zur Gewißheit, als ich nach einer Ablenkung von der Straße mich plötzlich dem Herde des Feuers gegenüber befand. Es war ein prachtvoller Anblick! Aus einer der dichteſten Partien wogten lodernde Flammen hervor, huſchten blitzſchnell die ſchlanken Stämme hinan, in deren Kronen ſie für den Augenblick verſchwanden, und ſchoſſen gleich darauf als eine knatternde Feuergarbe in die Lüfte. In Sturmeseile ſchwang ſich das entfeſſelte Element von Wipfel zu Wipfel. Scharen gefiederter Waldbewohner bejammerten mit ohrzerreißendem Geſchrei die Verwüſtung ihrer Heimat. Dumpf brauſte der Wind in der praſſelnden Lohe; mit entſetzlichem Krachen barſten die alten, mächtigen Stämme, und glühende Gaſe ſchoſſen ziſchend aus den Riſſen hervor. Mächtige Bäume, die feſt und markig den Stürmen von Jahrhunderten Trotz geboten, ſtürzten dahin und ſchleuderten die Brandfackel in die Reihe ihrer Brüder. Von paniſchem Schrecken ergriffen, flohen

die Bewohner des Waldes bald einzeln, bald in Rudeln, die einen so wenig ihrer Stärke wie die andern ihrer Schwäche sich bewußt, so wie sie der Zufall zusammengeführt hatte. Zottige Cojotes, schlanke Rehe, das träge Opossum, Wildschweine, Füchse und Hasen flohen an uns vorüber. Die Hitze, die immer unerträglicher wurde, und der Qualm, der bald wie eine schwere Last zu Boden sank, bald vom Winde hoch in die Wipfel der Bäume getragen wurde, nöthigte auch uns, der Ungeduld unserer Pferde, die unserer Sporen nicht bedurften, nachzugeben und im schnellsten Lauf den Ort des Schreckens zu verlassen.

Nach Verlauf einer Stunde zog der Wald rechts und links sich von der Straße zurück, einigen Hütten Raum gebend, die, sechs an der Zahl, aus Holz und Stroh erbaut, den Rancho von Sacabesco bilden. Wir stiegen ab, in der Hoffnung, unsern quälenden Durst stillen zu können. Man bot uns, als das einzige vorräthige Getränk, Branntwein an, und während ich die Bewohner zu bewegen suchte, in Ermangelung eines Bessern, uns gutes Trinkwasser zu reichen, hörte ich mehrere Reiter vor dem Rancho halten und meinen Namen aussprechen. Der wohlbekannte Klang der Stimmen ließ mich zu meiner Freude die Herren Plumb, Ehlers und Manroß, drei Nordamerikaner, erkennen, die, als sie meiner ansichtig wurden, mich herzlich begrüßten und, über das unerwartete Zusammentreffen vergnügt, die Hand zum Willkommen reichten. Die erste Frage galt dem Ziel der Reise, und da dieses für uns alle dasselbe war, befanden wir uns bald in heiterer Unterhaltung auf der Straße nach Cuernavaca. Vor uns öffnete sich eine prachtvolle Aussicht auf ein weites, fruchtbares Berggelände, das mit reichen Wäldern der verschiedensten Baumarten bewachsen war, und dessen vielfach wechselnde Laubbildung in bunter Mischung alle Nuancen, vom lichten Grün des Orangenbaums bis zur düstern Farbe der Pinien, darbot. Wenige Landschaften mögen in einer verhältnißmäßig so geringen Ausdehnung größern Reichthum an Wechsel und Pracht bieten, und doch trennt nur ein einziger Gebirgszug uns von der traurigen, baumlosen Ebene Mexicos. Aus den Lichtungen der Wälder lachen uns freundliche Weiler und

geräumige Bauten an wie helle Felder auf einem grüngewirkten Teppich, während in der Ebene weitläufige Zuckerrohr-, Kaffee- und Indigopflanzungen, Mais- und Frijolesfelder von dem hohen Reichthum dieſes ſchönſten Thals im Staate Mexico Zeugniß ablegen.

Bald darauf erreichten wir Cuernavaca, welches das freundliche Aeußere der Häuſer dem Präfecten verdankt, der mit unnachſichtlicher Strenge darauf hält, daß die Einwohner dieſelben ſorgfältig und reinlich anſtreichen. Trotzdem fiel uns die in dem Städtchen herrſchende Stille auf, da wir die Armee des Generals Alvarez hier zu finden vermuthet hatten, der aber, wie wir alsbald erfuhren, mit ſeiner Soldateska bereits weiter gezogen war. Obwol der Marſch dieſes Tags gerade nicht kurz und nicht ohne Beſchwerden geweſen, ſo fühlte ich mich doch von dem heitern Anblick der ſchmucken Straßen und reinlichen Giebel ſo angenehm berührt, daß ich, kaum in der Caſa de Diligencias angekommen, meinen Reiſegefährten einen Spaziergang durch den Ort und in die nächſte Umgebung vorſchlug. Bevor wir dieſen Plan ausführten, eilte ich zum Präfecten, an den ich empfohlen war, um mir einige Notizen über das Intereſſanteſte und Sehenswürdigſte zu erbitten. Der Präfect war ſo freundlich, mir nicht allein für den folgenden Tag ſeine Begleitung anzubieten, ſondern folgte mir auch in unſer Abſteigequartier, wo meine Begleiter im Begriff waren, unſerm freundlichen Wirth in deſſen Garten zu folgen. Wir ſchloſſen uns ihnen an, und ein unwillkürlicher Ruf der Bewunderung entfuhr uns beim Anblick der Pracht und Schönheit, mit der er angelegt war. Wir traten in einen Kreis weitſchattiger Platanen; ein Marmorbaſſin umſchloß eine herrliche Gruppe tanzender Najaden, über deren Häuptern ein klarer Waſſerſtrahl hoch in die Lüfte ſchoß und mit lieblichem Geplätſcher in die Schale zurückſank, welche über eine künſtlich geſchichtete Felsmaſſe ihren Ueberfluß herabſtrömen ließ. Blühende Orangen und Citronen, nebſt zahlreichen, im Schatten der Aguacates und Cherimollas wachſenden, baumartigen Heliotropen füllten die Luft mit ſüßem Aroma; die Yuca gloriosa mit ihren rieſigen Blütenſchaften und ſilberhellen

Glocken, von Paſſifloren umſchlungen, deren wundervolle, in allen Farben prangende Blüten durch das dunkle Laub blickten, die Cedrella cea (Dicica altissima) mit ihren regelmäßigen, kegelförmigen Kronen, die bunten, mannichfaltigen Tulpengeſchlechter, die Roſen und andern Zierpflanzen, welche das weiße Marmorbecken umkränzten, boten dem Auge einen feſſelnden Anblick. Platanen wölbten ſich über zierlich gepflegte, am Ufer eines kleinen Sees auslaufende Wege, wo unter düſtern Cypreſſen ländliche Sitze zur Ruhe luden, und das Rauſchen eines 18 Fuß hohen Waſſerfalls, unter ernſtblickenden Waſſergöttern, um deren Füße breitblätteriges Epheu ſich ſchlang, die aufgeregten Sinne in Schlummer lullte.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen; die ganze Atmoſphäre ſchien neue Friſche erlangt zu haben, und Blatt und Blüte ſchwängerten die Luft mit Balſamdüften. Ich ſchlug der Geſellſchaft vor, ſo lange wie möglich in dieſem Garten zu verweilen, und mein Antrag erhielt die Beiſtimmung aller. Bald ſtanden in der Nähe des Baſſin Tiſche und Stühle, einige Flaſchen Xeres und gute Puros wurden gebracht, und eine gemüthliche Unterhaltung trat an die Stelle der durch die Naturſchönheit in zu hohe Sphären gehobenen Stimmung.

„Ich bitte Sie inſtändig, Caballero", ſagte ich zum Präfecten, „auf Befehl welches mächtigen Fürſten entſtand dieſer feenhafte Garten?"

„Der Gründer dieſes Gartens, Señor Baron", erwiderte der Präfect, „war allerdings ein Fürſt ſeiner Geſinnung nach, im übrigen aber ein einfacher und anſpruchsloſer Mann, José Laborde mit Namen, deſſen wunderbare Schickſale die größten Beweiſe für den Unbeſtand irdiſcher Güter bieten."

„Bitte, Herr Präfect, erzählen Sie uns die Geſchichte von José Laborde", beſtürmten wir ihn, wie aus einem Munde.

„José Laborde", erzählte der Präfect, „ſtammte aus einer alten Familie des Königreichs Bearn, und war höchſt wahrſcheinlich ein älterer Verwandter jenes reichen Juan José Laborde, welcher ſich für Ludwig XV. von Frankreich beim Hofe zu Madrid im Betrag

von 50 Millionen Livres verbürgte, eine Menge großer und prachtvoller Bauten ausführte, 400000 Francs zur Errichtung von Hospitälern hergab, und trotz aller dieser und anderer Dienste am 18. April des Jahres 1794 auf der Guillotine starb.

„José Laborde's Jünglingsjahre fallen in die Zeit, welche dem Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs vorherging. Er kam als junger Mann nach Mexico, wo sein Oheim bereits heimisch geworden war und die Minen des Landes auszubeuten versuchte. Die Unternehmungen des Onkels scheinen nicht besonders glücklich gewesen zu sein, gewährten aber dem Neffen die Gelegenheit, sich viele und große Kenntnisse des Landes und des Bodens zu sammeln. Der Onkel, mismuthig über die vielen Händel, in welche er mit der Regierung verwickelt wurde, überließ seinem Neffen eine unbedeutende Mine, weil dieser große Erwartungen von ihr hegte, die sich auch verwirklichten. Schon nach einigen Jahren hatten die Verhältnisse des jüngern Laborde sich so günstig gestaltet, daß er ein großes Werk übernehmen konnte. Das Glück schien ihn zu verfolgen, denn die Grube in der Cañada vom Real de Tlapijahua machte ihren Besitzer zu dem reichsten Manne des Landes; aber Laborde trug auch dieses Glück mit jener Seelengröße, die ein Erbtheil seiner hochverdienten Familie zu sein scheint. Die Schätze, welche er dem Schose der Erde abrang, schienen für ihn selbst nur insofern Werth zu haben, als er sich damit die Liebe der Mitwelt und ein dankbares Andenken bei der Nachwelt erkaufen konnte. Er war ein Vater der Armen, gab ungeheuere Summen zu milden Stiftungen, ließ auf seine Kosten herrliche Bauten aufführen und Gärten anlegen, und schenkte 400000 Pesos für den Bau der Kirche in Tasco, die er außerdem reich fundirte und mit Kleinodien von unermeßlichem Werth beschenkte. Er selbst lebte in hohem Grade einfach, sein Glück im Wohlthun, seinen Lohn in der Freude anderer, im Dank der Waisen und im Segen der Witwen suchend. Kurz, er besaß eins jener weichen Gemüther, aus denen selbst der hellste Sonnenschein gegenwärtigen Glücks eine tiefe Wehmuth, eine Ahnung bitterer Tage nicht auslöschen kann. Er gehörte zu jenen Männern, die, Thränen

trocknend, «vorreiſe Tage künftiger Schmerzen» leben und einhergehen «gebräunt, ehe noch die Sonne brannte».

„Waren es Hinderniſſe, welche von ſeiten der Regierung dem Bergbau in den Weg gelegt wurden, waren es unglückliche Vorfälle, wie ſie im Bergmannsleben nicht ſelten ſind, genug, das Werk Laborde's gerieth plötzlich in Verfall, und da ſeine Hände den Segen der Tiefe nur gehoben zu haben ſchienen, um ihn über die Menſchheit auszugießen, ſo gerieth er in Geldverlegenheiten und endlich gar in große Noth, um ſo mehr, da ſeine ſeit einigen Jahren in Tasco in Betrieb geſetzten Gruben noch fortwährend großer Summen bedurften, ehe an eine Ausbeute zu denken war. Auf eine Unterſtützung von ſeiten der damaligen Regierung war nicht zu rechnen, und vergebens wandte er ſich an die Kirche, die er ſo reichlich bedacht hatte. Schon ſah er ſich gezwungen, als ein bankrotter Schwindler ſeine alten Tage, verlaſſen und gemieden, im Elende zuzubringen, als ſeine Kinder ihn durch das Opfer ihrer Freiheit, aber ohne ſein Wiſſen, retteten.

„Laborde war lange unverheirathet geblieben, und hatte unter Umſtänden, welche ſeine Verheirathung zu einem der ſchönſten Züge ſeines Lebens machten, ſeine Hand der mittelloſen Waiſe eines Freundes gereicht. Dieſe Gefährtin ſeines Lebens war damals ſchon todt, aber ſie hatte ihrem Gatten, an dem ſie mit Liebe und Bewunderung hinaufgeſehen hatte, zwei Kinder geboren, und ihre Liebe auf ſie vererbt. Beide beſchloſſen unter ſich, ihrem Vater das höchſte Opfer zu bringen, deſſen ein Menſch fähig iſt, ohne ſein Vorwiſſen und ohne daß er je etwas erfahren ſollte, einen Schritt zu thun, ſchwerer als der Tod. Sohn und Tochter gingen zum Biſchof und erklärten, beide die Ordensgelübde ablegen und einem der Klöſter in der Diöceſe ihr gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen zubringen zu wollen, unter der Bedingung, daß der Biſchof ihrem Vater die Gelder vorſchieße, welche zur Fortſetzung ſeiner Arbeiten in den Gruben von Tasco erforderlich wären, die aller Vorausſicht nach bald ungeheuere Ausbeute geben würden. Der Biſchof willigte ein, wenn die Tochter ſofort in ein Kloſter ein-

trete, der Sohn aber das Gelübde ablege und bei der ersten Aufforderung das geistliche Gewand anzulegen sich verpflichte.

„Als diese Angelegenheit geordnet war, bat die blühende Jungfrau, anscheinend unbeeinflußt, den Vater, ihr den Eintritt ins Kloster zu gestatten. Laborde sah mit Wehmuth sein Kind und seine Armuth, schloß sie zum letzten mal, wie er glaubte, in seine Arme und erlag fast der Verzweiflung. Aber siehe da, noch am Abend desselben Tags erschien der Bischof in seiner Wohnung, tröstete ihn, und brachte ihm eine mit Diamanten und vielen andern kostbaren Steinen geschmückte, goldene Sonne aus dem Tabernakel der Kirche in Tasco, die der Arme in bessern Tagen ihr zum Geschenk gemacht hatte. Mit den darauf geliehenen und andern Geldern bestritt Laborde die Fortsetzung der bereits eingestellten Arbeiten, und erlangte in kurzer Zeit die Genugthuung, auf die er gerechnet hatte.

„Die nächsten zehn Jahre sind für die Geschichte des Bergwesens in Mexico epochemachend, denn die Silbergewinnung stieg während derselben, trotz der Schutzlosigkeit der Gewerke von seiten der Regierung, auf eine Höhe, welche sie bis heute nicht mehr zu erreichen vermochte. In dieser Zeit schöpfte Laborde unermeßliche Reichthümer, sodaß ihm ein Vermögen von mindestens 35 Millionen nachgerechnet wurde. Allein Laborde's Kasse glich dem Meeresbecken, das von allen Strömen doch nicht voller wird, weil es in Thau und Regen zurückgibt, was es von jenen empfängt. Auch jetzt noch kam es nicht selten vor, daß er durch seine allzeit offene Hand in drückende Verlegenheiten gerieth. So bat ihn eines Tags ein fremder Kaufmann um einen Vorschuß von 30000 Pesos, die er nothwendig brauchte, um sich gegen seine Gläubiger zu behaupten, die den Verlust eines Schiffs, welches von den Engländern weggenommen worden war, zu seinem Sturz zu benutzen dachten. Dieser Fremde war der Sohn eines Mannes, der Laborde's Onkel verschiedenemal Vorschüsse geleistet hatte. Laborde befahl seinem Buchhalter, die Summe auszuzahlen. Dieser erinnerte ihn, daß er nur noch gerade so viel baar in Kasse habe, und am nächsten Samstag in diesem Betrag Arbeitslöhne zahlen müsse, ohne mit

Sicherheit bis dahin auf Einnahmen rechnen zu können. Dennoch blieb Laborde dabei, und als der Buchhalter ihm zu Füßen fiel und mit Thränen in den Augen ihn beschwor, sich nicht in Schande und Armuth zu stürzen, hob er ihn mit den Worten auf: «Zahlen Sie; Gott wird mir beides ersparen.» Diese Geschichte verbreitete sich, und die Neider frohlockten, noch einmal den Mann, dessen Seelengröße ihnen so verhaßt war als sein Glück, hochnasig behandeln zu können. Es wurde Freitag; die Sonne neigte sich, und noch war es dem Geängsteten nicht gelungen, die zur Auszahlung der Löhne am folgenden Tag nöthige Summe einzuziehen. Die Freunde zitterten, und mancher Arme, manche Waise beteten für ihn, wie für ihren Vater, während die Arbeiter murrten und zu verstehen gaben, daß sie die Arbeit würden liegen lassen, falls sie nicht pünktlich ihren Lohn empfingen.

„Da, mit Einbruch der Dunkelheit, stieg ein langer Zug schwerbeladener Maulthiere, von unbekannten Treibern geführt, von den Bergen nieder, zog in Tasco ein und hielt vor Laborde's Wohnung. Sie führten 100000 Pesos in gemünztem Gelde, und waren an Laborde adressirt. Wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde die Stadt, drang in die Tiefen der Erde zum Ohr des Hauers, und lauter Jubel tönte in den Schachten. Diejenigen, welche am lautesten gemurrt hatten, breiteten die Kunde am geschäftigsten aus; unter den Armen aber, die für ihn gebetet hatten, hieß es, die Engel des Himmels hätten Laborde gerettet und in Menschengestalt den Schatz ihm zugeführt.

„Laborde erreichte ein Alter von fast hundert Jahren. In der letzten Zeit seines Lebens bewohnte er ein Haus, das an diesen Garten stieß. Man vermuthet, daß er in der Folge das Opfer geargwohnt habe, welches seine Kinder ihm gebracht hatten, und daß der Schmerz über die theuer erkauften Schätze ihm deren Genuß so verbittert habe, daß er nur im Wohlthun Ruhe finden konnte. Er starb, wie es von den Patriarchen heißt, alt und lebenssatt, in den Armen seiner geliebten Tochter, welcher es gestattet worden war, den Vater während der letzten Jahre zu pflegen. Unter den Bäumen dieses Gartens sah man oft Vater und

Tochter umherwandeln oder auf dem Raſen ausruhen. Da es aber den meiſten unbekannt war, daß Laborde eine Tochter hatte, ſo gab der trauliche Umgang beider zu mancher Sage Veranlaſſung und unter andern auch zu der Erzählung, Laborde ſei in der letzten Zeit ſeines Lebens durch Ammen ernährt worden."

Ein geraumer Theil der Nacht war unter dieſen Geſprächen verſtrichen, und die Kühle mahnte uns, unſere Betten zu ſuchen.

Mit dem früheſten Morgen verließen wir das Lager. Wir durchkletterten zwei Barrancas, bis wir in die von Tlaltenango, auch Barranca Onda genannt, kamen. Ein kleiner Fluß ohne Namen, der in dem Tags zuvor überſchrittenen Gebirgskamm bei Sta.-Maria entſpringt, bildet hier einen wundervoll prächtigen Waſſerfall. Die Maſſe des Waſſers, welche hier in einen 180 Fuß tiefen Keſſel ſtürzt, iſt zwar nicht groß, allein vollkommen hinreichend, eins der prachtvollſten Bilder zu ſchaffen, die ich je geſehen habe. Unter einem Winkel von 70 Grad übereinandergeſchichtete Baſaltſäulen bilden die Wände der Schlucht, die durch die Beimiſchung von Kalk einen grauröthlichen Anſtrich zeigt. Palmen, Bananen, Dragontien und baumartige Farrn, von mannsdicken Schlingpflanzen verflochten und durchwebt, bilden ein Dickicht, welches wir mit Hülfe unſerer Machetes durchhauen mußten, um uns einen Weg zu der Höhle hinter dem Waſſerfall zu bahnen. Dem üppigen Pflanzenwuchs entſprechend war das reiche Thierleben, welches wir antrafen; unzählige Reptilien aller Art ſcheuchte unſer Fuß aus ihrer behaglichen Ruhe; zahlreiche Schlangen erhoben verwundert ihre Häupter und verſchwanden blitzſchnell unter dem Gebüſch, und Skorpionen, bis zu einer Größe von 5 Zoll, erhoben drohend ihre Stacheln zum Stich. Im Innern der Höhle fanden wir die große Buſchſpinne Mygale (Theraphosa avicularia), die ſo übelberüchtigt und der Gegenſtand ſo vieler Fabeln der Zoologie iſt. Ehemals glaubte man, daß ſie die Kolibris angreife und als deren Siegerin aufzufreſſen pflege, und doch iſt ſie nur ein ſehr ängſtliches, harmloſes Nachtthier, dem ein kleiner Schmetterling, der in ihrem Garne zappelt, ſchon Furcht einjagt, und das nur von den kleinſten und weichſten Inſekten lebt.

Ihr Anblick aber ist grauenerregend, denn sie erreicht eine Größe von 1½ Zoll, und mißt mit ausgestreckten Beinen bis zu 6 Zoll. Der Leib ist mit langen Haaren besetzt und braun von Farbe; die Füße sind rostroth. Ihr Biß ist zwar weder giftig noch tödlich, auch beißt sie nie ungereizt; aber er verursacht nicht unbedeutende Schmerzen. Zu den unangenehmsten Gefühlen gehört es, nach meiner Erfahrung, wenn ein solches Thier bei Nacht einem über das Gesicht oder den bloßen Leib läuft. Ihr Netz besteht aus 1½—2 Zoll weiten, musselinartigen Röhren, die sich am Ende zu einem Sack erweitern, in welchem sie ihre Jungen, sechzig bis hundert Stück an der Zahl, beherbergt. Diese Nester legt sie in Felsenspalten oder hohlen Bäumen an, und der Schlauch ist zuweilen 2 Fuß lang.

Auf dem Rückweg war ich so glücklich, eine prachtvolle Tigerkatze (Felis pardalis) zu erlegen, die von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 3½ Fuß maß. Sie ist eine der schönsten Katzen, die es gibt, und gleicht in Farbe und Zeichnung ihren Verwandten, dem Panther, Leoparden und Jaguar. Der Grund des Fells ist gelblich, nach unten weißlichgrau; die mehr oder weniger regelmäßigen, in die Länge gezogenen, röthlichbraunen Flecken sind entweder dunkelbraun, selbst schwarz eingefaßt, oder auch einfarbig und dann dunkelbraun. Die Schwanzspitze ist auf 4—5 Zoll Länge tiefschwarz, mit weißen Ringen. Der Name Ozelot kommt ihr allein zu. Die genauere Beschreibung derselben ist bereits vom Prinzen Wied und andern veröffentlicht, die Kenntniß des Thieres aber nicht wesentlich dadurch vermehrt worden, da diese Katzen in Größe, Farbe und Zeichnung sehr variiren. Im Verlauf meiner Reise habe ich mehr als ein Dutzend Exemplare dieser Species theils erlegt, theils im Besitz von andern zu untersuchen Gelegenheit gehabt, allein wol nicht zwei ganz gleiche darunter gefunden, und bin deshalb geneigt, zu glauben, daß man mit der Unterscheidung der verschiedenen Species Ozelot zu weit gegangen ist. Der Ozelot lebt paarweise und geht nur nachts auf Beute aus, wozu er kleinere Säugethiere und am liebsten hühnerartige Vögel wählt. Er ist deshalb den Hühnerställen sehr gefährlich, wird

jedoch leicht gefangen und kann wie eine Hauskatze gezähmt werden.

Nach 9 Uhr bestiegen wir wieder unsere Pferde und schlugen den Weg nach Tetecala ein. Die Gegend ist bergig und im allgemeinen abfallend. Um 1 Uhr erreichten wir den kleinen Fluß, dessen Wasserfall wir am Morgen bewundert hatten. Nach kurzer Rast in dem am Ufer des Flusses gelegenen Rancho von Colotepec, wo wir ein Mittagsmahl, bestehend aus Tortillas, Rohzucker und einem Glas Aguardiente, einnahmen, durchzogen wir eine mit Zuckerrohr bebaute Gegend und erreichten eine kleine Hochebene, die einen ungewöhnlichen Reichthum an Vögeln besaß. Auf einem einzelnen Baum erblickte ich eine große, schöne, unserm europäischen Uhu ähnliche Eule; ich näherte mich dem Baum und schoß den Vogel. Beim Herabfallen blieb er in den Zweigen hängen, und als ich versuchte durch Steinwürfe ihn los zu machen, erhob sich, dadurch aufgescheucht, ein zweiter Vogel derselben Art. Ich vermuthete, daß auf dem Baum das Nest sich befinde, kletterte hinauf, warf den getödteten Vogel hinab und nahm zwei Eier aus dem Horst. Diese Eule (Strix Nacurutu Vieill. und wahrscheinlich identisch mit Strix Virginiana L.) gleicht in der Gestalt unserm europäischen Uhu, steht ihm jedoch an Größe bedeutend nach. Ihre Farbe ist im allgemeinen ein graues Braun mit Weiß und Rostgelb gemischt; jede Feder hat eine dunkle Spitze und zackige Querzeichnung; Kinn, Kehle und Oberhals sind weiß; die Länge vom Schnabel bis zur Schwanzspitze beträgt 1½ Fuß, die Breite 4 Fuß. Der Horst befand sich 25 Fuß von der Erde, frei zwischen den Zweigen, aus Reisern erbaut, nicht ausgefüttert, nur 1 Fuß im äußern Durchmesser haltend, und trug zwei Eier, wie oben erwähnt. Diese sind rundlich, ganz weiß, mit schwachem Glanz, und waren bereits angebrütet, woraus hervorgeht, daß der mexicanische Uhu schon im December brütet.

Außerdem schoß ich noch zwei Exemplare des rostrothen Bussart (Falco bussarellus), sowie den schwarzscheiteligen Caracara (Falco brasiliensis L.).

Um 4 Uhr gelangten wir zu der Hacienda von Miacatlan, wo

wir in einer Tienda Brot, Käſe und Limonade fanden. Solange der Reiſende ſolche Vorräthe noch antrifft, mag er ſich glücklich ſchätzen; denn nur zu häufig kommt es vor, daß er gar nichts vorfindet und den bitterſten Hunger leiden muß, wenn er keine eigenen Lebensmittel mit ſich führt. In dem unwirthbaren Süden der Republik findet der Reiſende zuweilen tagelang nichts Genießbares, und eine Taſſe ſchwarzen Kaffees am Morgen, eine Taſſe Thee ohne Milch und Zucker für den Abend iſt alles, was ſein Leben friſtet. Wie es unter ſolchen Umſtänden mit der heitern Stimmung und den Studien beſchaffen iſt, kann ſich der Leſer leicht denken, und wenn das lateiniſche Sprichwort ſagt: Plenus venter non studet libenter, ſo kann ich aus eigener Erfahrung verſichern, daß vacuus venter abhorret studia.

Um 6 Uhr abends ritten wir in Tetecala ein. Es iſt eine kleine Stadt von ungefähr 3500 Einwohnern, mit unbedeutender Manufactur, aber unter einem Klima gelegen, welches die ſchönſten Naturproducte jeder Art erzeugt. Ich war an Don Rodriguez, den Kaufmann des Orts, empfohlen, und durfte mir dies für ein großes Glück anrechnen; denn in dieſen kleinen Orten ſind der Krämer und der Cura die erſten Perſonen, und ein leidliches Unterkommen iſt nur unter ihrem Dach zu finden.

Don Rodriguez war ein lebhafter, kleiner Mann von ſpaniſcher Abkunft. Als ich ihn nach der Stellung des Generals Alvarez fragte, vernahm ich, daß er am Morgen auch Tetecala ſchon wieder verlaſſen und mit ſeinen Truppen den Weg nach Taſco eingeſchlagen habe.

Des andern Morgens brachen wir um 6 Uhr von Tetecala auf. Wir durchritten einen belaubten Bogengang, der den Einwohnern als Paſeo oder Promenade dient. Die vielen Blüten und Früchte, welche Baum und Strauch bedeckten, gewährten einen lieblichen Anblick. Um ſo größer war der Contraſt, als wir jenſeit eines kleinen Fluſſes ein ſogenanntes Pedregal oder Steinfeld betraten. Ein höchſt beſchwerlicher Weg führte während einer Stunde bergan und dann ebenſo lange bergab. Die armen Pferde mußten mit unſaglicher Anſtrengung über loſes, unter jedem Tritt

nachgebendes Steingeröll klettern. Wie ſich ſpäter herausſtellte, führte ein guter und bequemer Weg um den Fuß des Berges herum, den aber unſer Führer vermieden hatte, weil er ihm länger vorkam. Der Menſch hatte offenbar zu unſerm und unſerer armen Pferde Misgeſchick noch nicht in Erfahrung gebracht, daß der Henkel des Eimers gleichlang iſt, mag er ſtehen oder liegen. Jenſeit des ſchauerlichen Pedregals gelangten wir in eine weite Prairie, die vollſtändig den Charakter der Steppen im Weſten der Vereinigten Staaten trug. Hier wuchs in großer Anzahl der ſogenannte Calebaſſenbaum, aus deſſen Früchten die Mexicaner Schalen, Becher und verſchiedene andere Gefäße verfertigen, die ſie durch geſchmackvolle und künſtliche Schnitzerei auf der Außenſeite zu ſchmücken verſtehen. Der Baum bietet ein höchſt merkwürdiges Anſehen dar, denn er iſt blattlos, und die großen Früchte ſcheinen ohne Stiel direct aus dem Stamm oder den dicken Aeſten hervorzuwachſen.

Wir paſſirten das kleine Indianerdorf Michapa, und kamen nach einem langen und beſchwerlichen Ritt bergauf bergab gegen 10 Uhr in das Dorf Cacahuamilpa, in deſſen Nähe die berühmte Höhle gleiches Namens ſich befindet. Uns that vor allem ein Frühſtück noth; allein im ganzen Dorf war nichts zu finden. Eine gutmüthige, alte Indianerin dauerte unſere Noth, und ſie verſprach, jedem von uns eine kleine Taſſe Chocolade und eine Orange verſchaffen zu wollen. Von Brot, Eier, Fleiſch, wonach wir fragten, konnte keine Rede ſein. So begnügten wir uns mit einem Frühſtück, das für Reiſende, die bereits ſechs mühevolle Wegſtunden zurückgelegt hatten, mehr als dürftig war, hoch erfreut, daß wenigſtens für unſere Pferde ein Arm voll friſches Maisſtroh übrig war. Während der Bereitung des Frühſtücks las ich meinen Barometer und Thermometer ab, und beſtimmte daraus die abſolute Höhe von Cuernavaca.

Nach kurzer Raſt brachen wir auf, durchritten die Barranca, in welcher die berühmte Höhle ihren Eingang hat, erſtiegen auf einem ſteilen und ſteinigen Pfade die gegenüberliegende Wand und paſſirten einen Bergrücken, unter welchem zwei kleine Flüſſe ſich durch-

gebrochen haben, die ihm die Gestalt einer Brücke mit zwei Bogen gaben. Er führt daher den Namen Puente de Dios. Zur Linken des Weges zieht ein mehr als 100 Fuß tiefer Kessel die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Man könnte ihn beim ersten Anblick für einen Krater halten, allein die Schichtung des Gesteins überzeugte mich, daß die Vertiefung nur durch Einsturz einer darunter befindlichen Kalksteinhöhle entstanden ist. Von hier aus wurde unser Weg der schlechteste und halsbrechendste, den ich noch gesehen habe. Auf der einen Seite erheben sich die senkrechten Wände der Felsen, denen er mit Mühe abgewonnen ist, während auf der andern Seite der Abgrund bodenlos erscheint. Lose Steinblöcke oder schräg abfallende, glatte Felsplatten machen diesen oft nur 2 Fuß breiten Steg äußerst gefährlich und blos für mexicanische Pferde oder Maulthiere passirbar.

In Cacahuamilpa hatte man uns versichert, das Dorf Aquitlapan sei nur zwei Stunden entfernt; aber bereits vier Stunden hatte uns die glühende Sonne der Tropen geröstet, als wir endlich das elende Dörfchen auf der Höhe erreichten. In einem solchen Neste ein Wirthshaus oder auch nur ein Meson zu finden, fällt dem Reisenden nicht ein; er fragt deshalb sogleich nach der Tienda, in der Hoffnung, wenigstens Brot, Zucker, Branntwein u. dgl. anzutreffen; allein auch diese Hoffnung war eitel: weder Brot, noch Käse, noch Zucker, noch Essig, noch Branntwein, noch Mais, nichts Genießbares war aufzutreiben. General Alvarez mit seinen Soldaten war am vorigen Tage und selbst noch am heutigen Morgen durchgezogen und hatte alles bis auf die letzte Spur aufgezehrt. Wir mußten uns entschließen, mit einem Trunk Wasser uns zu begnügen; aber auch das war trübe und von ekelhaftem Geschmack.

Wenig erquickt zogen wir die gepflasterte Straße nach Acamistla. Der menschenfreundliche Spanier, der vor etwa hundert Jahren auf eigene Kosten diesen Pflasterweg baute, mag es gut mit Reisenden, wie wir, gemeint haben; aber nachdem sein Werk von seinen Nachkommen ohne Pflege blieb, bildet seine Schöpfung das abscheulichste Verkehrsmittel, das ich je angetroffen habe. Eine Stunde lang dauerte von neuem das Klettern; dann hatten wir

die Höhe erreicht und das Rutſchen begann. Die armen Pferde, welche bei jedem Tritt auf den heißen, runden und glatten Steinen ausglitten, duldeten Höllenqualen.

Acamiſtla, obgleich etwas größer als Aquitlapan, befand ſich in demſelben geplünderten Zuſtande, ſodaß wir auch hier nichts als einen Trunk Waſſer erhalten konnten. Dabei verwirklichte ſich unſere Hoffnung eines beſſern Weges nicht. Wir kamen bald abermals in die Berge, hatten aber doch den Troſt, noch ehe es völlig dunkel ward, Taſco in der Ferne zu erblicken. Trotz der ſcheinbaren Nähe verlängerte ſich die Entfernung durch die zahlreichen Windungen der Straße und die Barrancas, Berge und Thäler, die wir überſchreiten mußten. Erſchöpft und aufgerieben ritten wir um 9 Uhr in Taſco ein. Unſere ganze Nahrung während dieſes Tages hatte, wie ſich der Leſer erinnern wird, in einer Taſſe Chocolade beſtanden, und in der von Soldaten überfüllten Stadt war es an dieſem Abend unmöglich, etwas anderes als ein Stück Brot und kalte Frijoles aufzutreiben. Dieſe mundeten gleichwol vortrefflich, und nach einem vergeblichen Verſuch, etwas Stroh zur Unterlage zu unterhalten, waren wir ſehr zufrieden, die müden Glieder wenigſtens auf dem nackten Steinboden des Hauſes ausſtrecken zu können.

Das Städtchen liegt reizend auf der Abdachung des Gebirges. Man kann ſich kaum ein lieblicheres Bild denken als dieſe, von Orangen- und Citronenbäumen, zwiſchen welchen ſich hier und da die rieſigen Blätter der Bananen durchdrängen, umgebenen Häuſer und Häuschen. Anonen, Cheremoyas, Aguacades und zahlreiche andere Bäume, Paſſifloren, mit Blüten und Früchten bedeckt, vermehren die Anmuth der Vegetation, aus welcher hier und da ein ſtolzeres Gebäude im mauro-hispaniſchen Stil die andern Wohnungen überragt, während hohe, zackige Berge die liebliche Landſchaft umrahmen. Bei einem ſolchen Anblick ſchwindet ſelbſt das Andenken an überſtandene Mühe und Leiden aus dem Geiſte.

Taſco iſt als älteſter Bergwerksort in Mexico hoch berühmt, aber durch den Verfall ſeiner Gruben hat es ſeine Bedeutung größtentheils verloren. Die Zahl ſeiner Einwohner konnte ich nicht

ermitteln, ſchätze ſie aber auf 4000. Die Straßen ſind bergig, ſchlecht gepflaſtert und enge, waren aber momentan ſehr belebt durch die vielen Soldaten, welche zur Armee des General Alvarez gehörten.

Ein buntſcheckigeres Bild, aber auch elendere Soldatengeſtalten kann man ſich nicht vorſtellen. Die armen Kerle ſahen aus, als ob ſie an allem andern ebenſo ſehr Mangel litten als an regelmäßiger Bewaffnung und Uniformirung. Ein jeder ſcheint angezogen zu haben, was er gerade finden konnte. Der eine blähte ſich, ſtolz in einen Soldatenmantel gehüllt, die Muskete in der trotzigen Hand; der andere ſchlotterte in kurzen, baumwollenen Hoſen und Hemde, über welches er eine Patronentaſche und einen Säbel gehängt hatte; die meiſten trugen Filz- oder Strohhüte, einige wenige ſtolzirten unter einem Käppi oder Tſchako. Die übrigens braven und äußerſt genügſamen Krieger erinnerten an die Soldatenſpiele unſerer Jugend, bei denen jeder ſich ſo militäriſch aufputzte, als es die letzte Weihnachten geſtattete. Einen tragikomiſchen Anblick gewährte deshalb zu jener Zeit der Marktplatz von Tasco, welchen zahlreiche Gruppen der Armee des Generals Alvarez erfüllten und eine bunte Staffage zu dem übrigen Bilde abgeben. Die linke Seite des Markts ſchließt die von José Laborde im hispaniſchen Stil ausgeführte Kirche. Ihr Inneres iſt überreich geſchmückt. Ein maſſiv-ſilberner Altar, mehrere gute Gemälde, eine aufs reichſte ausgeſtattete Sakriſtei, ſowie die überall mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeführten Vergoldungen bezeugen noch heute die Freigebigkeit des Erbauers.

Vor 12 Uhr machte ich dem General Alvarez, welcher der wirkliche Präſident der Republik war, meinen Beſuch in ſeinem Hauptquartier. Er zählte damals 67 Jahre, ein kräftig und freundlich ausſehender Mann. Sowol der Hof als alle Gänge des Hauſes, welches er bewohnte, wimmelten von Soldaten, unter welchen ſich weder Offiziere noch Gemeine erkennen ließen. Als ich mich beim General anmelden laſſen wollte, bat man mich, ungenirt einzutreten. Der General ſaß in weißen, indianiſchen Beinkleidern und weißer Jacke in einer Art Fauteuil. Bei meinem Anblick erhob er ſich, reichte mir freundlich die Hand und bat mich, Platz zu nehmen, was jedoch erſt möglich wurde, nachdem die im Zimmer an-

weſenden Soldaten einen Stuhl für mich herbeigeſchafft hatten. Ich überreichte ihm nun mein Empfehlungsſchreiben, und nachdem er daſſelbe durchflogen, erhob er ſich und umarmte mich nach altmexicaniſcher Sitte. Nach einigen Fragen, betreffend den Zweck meiner Reiſen, und den Verſicherungen ſeiner Dienſtbereitwilligkeit, bat er mich um die Erlaubniß, noch einige dringende Geſchäfte abſolviren zu dürfen. Ich wollte mich deshalb zurückziehen, allein er geſtattete dies nicht, und kündigte mir ſo kategoriſch an, ich müſſe ſein Mittageſſen mit ihm theilen, daß ich es nicht abſchlagen konnte. Die mir angebotene Cigarre rauchend, ſah ich dem Geſchäftsgang zu. Schreiber brachten ausgefertigte Befehle zum Unterzeichnen; Offiziere ſtatteten Rapporte ab und empfingen weitere Ordres; Soldaten kamen und fragten ſcheinbar unbedeutende Dinge, wie kleine Jungen zum Papa kommen. Das meiſte wurde in indianiſchen Idiomen verhandelt, ſodaß ich nichts davon verſtand; aber alle Antworten und Befehle, welche der General gab, geſchahen in ſo ſanftem, väterlichem Tone, daß das rein patriarchaliſche Verhältniß zu ſeinen Untergebenen nicht zu verkennen war.

Mit dem Schlage 12 Uhr trat der Sohn des Generals, Don Diego Alvarez, Gouverneur von Guerero, ein, küßte dem Vater ehrerbietig die Hand und blieb in reſpectvollſter Haltung vor ihm ſtehen. Nachdem uns der Vater gegenſeitig miteinander bekannt gemacht hatte, wurde Ordre zum Diner gegeben. Die Thüren wurden geſchloſſen, von dem kleinen Tiſch des Generals die vorräthigen Papiere weggeräumt, einige alte Stühle für Don Diego und drei Offiziere herbeigeholt. Ein Soldat brachte auf einer Platte einen Berg Tortillas, ein anderer eine Schüſſel, in der ein getheiltes Huhn in einer von Chile ſtarrenden Sauce ſchwamm, und darauf kleingeſchnittenes Fleiſch, in derſelben Sauce ſervirt.

Endlich wurden zwei Gerichte vorzüglich ſchmeckender und ganz friſcher Seefiſche aufgetragen. Ich ſprach dem General meine Verwunderung darüber aus, in einem ſo heißen Klima und ſo weit vom Meer entfernt, trotz des Mangels einer regelmäßigen Verbindung, Fiſche, wie dieſe, in ganz friſchem Zuſtand zu ſehen. Alle

Anweſenden lächelten und ſahen ihren Patriarchen gutmüthig an, ihm die Erklärung anheimgebend.

„Sehen Sie", ſagte dieſer, „meine Kinder verwöhnen mich und ſorgen ſtets, daß ich etwas Seltenes auf meinen Tiſch bekomme, müßten ſie es auch im äußerſten Winkel des Landes holen. Sie fragen, wie ſie das anfangen? Vom Meer an bis zu mir beſteht fort und fort eine Poſtenlinie aus meinen indianiſchen Kindern; alle 5 Leguas ſteht ein Mann; ſobald nun die Fiſche im Meer gefangen ſind, bringt ſie der erſte in Sturmeseile dem zweiten, der ſchon bereit ſteht und das Packet an den dritten befördert; der dritte reicht es dem vierten u. ſ. f., bis es zu mir gelangt. Da dieſe Leute bergauf bergab immer die geradeſte Linie innehalten, ſo erreichen mich Botſchaften oder Packete aus weiter Ferne in unglaublich kurzer Zeit, und Sie begreifen, daß, wenn wir auch keine regelmäßige Fahrpoſt haben, meine indianiſchen Schnellläufer mehr leiſten, als irgendſolche in einem Lande ohne Wege zu Stande bringen kann."

Der General hatte vollkommen recht, und ich erinnerte mich, daß bereits die alten Kaiſer von Anahuac nach allen Richtungen des Reichs hin ſolche Schnellläuferlinien unterhielten, die ihnen zum Theil mehr leiſteten, als Telegraphen und koſtſpielige Eiſenbahnen in dieſem Lande je vermögen werden. Zum Schluß des Mahls erſchienen die nie fehlenden Frijoles und Dulzes oder eingemachten Früchte; das Waſſer wurde herumgereicht; die Herren zündeten ihre Cigarren an, und jeder zog ſich zur Sieſta zurück. Ehe ich dem Beiſpiel der andern folgen konnte, erhielt ich von Don Diego die Einladung zu einem Ball, den die Stadt an dieſem Abend zu Ehren ſeines Vaters gab.

In dieſer Weiſe wird es bei allen Mahlzeiten in Mexico gehalten, und es bleiben mir nur noch einige Bemerkungen übrig:

Chile iſt, wie Salz, das ſtereotype Gewürz aller Speiſen. Meſſer werden an einer mexicaniſchen Tafel nicht vermißt, da das Fleiſch in hinreichend kleine Stücke zerſchnitten aufgetragen wird. Statt der Gabel dient ein Spaten, den man ſich aus einem Stück Tortilla bereitet und mit verſpeiſt. So iſt einmal des Landes

Brauch und — ländlich, ſittlich! Eine Unſitte aber, wie ſie in der Türkei, Kleinaſien, Arabien, Aegypten und andern Ländern des Islam Gebrauch iſt, bleibt es, daß der Gaſt beim Aufſtehen vom Mahl, des Anſtandes wegen, dem Wirth durch lautes Aufſtoßen verſichern muß, daß er gut und viel gegeſſen habe. Gleichwol verlangt es ſo der gute Ton in Mexico.

Ich war von der Hauptſtadt abgereiſt ohne auch nur einen Anzug zum Wechſeln mitzunehmen. Meine Balltoilette machte mir daher große, wenn auch, wie ſich bald herausſtellte, höchſt ungegründete Sorge. Das Feſtlocal war im Rathhaus; um 8 Uhr begab ich mich dorthin. Der Aufgang und die Treppe waren brillant durch ein Talglicht erleuchtet, und der Ballſaal überſtrahlte durch ſeine Pracht alles, was ehedem in Tasco geſehen worden war. Von der Decke herab hing ein maſſiv-ſilberner Kronleuchter, den der Kanonikus der Kirche Unſerer Lieben Frau von Tasco für heute geliehen hatte, ohne zu fürchten, daß er entweiht werde. Auf ihm qualmten ſechs Talglichter und verbreiteten ein magiſches Halbdunkel in der Mitte des Saals. Außerdem brannte ein Talglicht in jeder Fenſterniſche und ein Talglicht an den Spiegelwänden, die, in Ermangelung der Spiegel oder eines Wandleuchters, die Abbildungen der diverſen heiligen Jungfrauen Mexicos, der heiligen Evangeliſten und Kirchenlehrer trugen. Bei meinem Eintritt war die beau monde ſchon verſammelt, und ich ſah deutlich, wie man den Eindruck ſtudirte, welchen ſo glänzende Arrangements auf mich machen würden. In der That, es war ein überwältigender Anblick, und es dauerte einige Minuten, ehe ich die Toilette muſtern konnte, derentwegen ich mir ſo große Sorge gemacht hatte, denn ich war in weiten, mit Knöpfen beſetzten, ledernen Beinkleidern und kurzer Jacke, einen breitrandigen Filzhut auf dem Kopf und ſchwere, waſchlederne Stulpen als Handſchuhe. Der geneigte Leſer wird daher die verſchämte Schüchternheit erklärlich finden, mit der ich mich beim Eintreten hinter den übrigen Gäſten verſtecken und an die Wand drücken wollte. Allein ein einziger Blick überzeugte mich, daß meine Toilette nicht nur vollkommen faſhionable war, ſondern die meiſten übrigen noch an Eleganz und Vollſtän-

digkeit übertraf, ſodaß ich beſorgte, als Dandy zu erſcheinen, meine Handſchuhe auszog und in den Taſchen unterzubringen ſuchte, die jedoch kaum Raum für ein ſolches Volumen hatten. Die Muſik, bei welcher Guitarren am ſtärkſten vertreten waren, machte keinen übeln Eindruck; aber das Orcheſter kauerte in einem Winkel des Saals auf der Erde.

Bei alledem würde es unbillig ſein, verkennen zu wollen, wie die guten Bürger von Tasco alle Anſtrengungen gemacht hatten, das Feſtlocal ſo glänzend als möglich zu ſchmücken. Nur mußte es auffallen, daß in einem Lande, welches die Natur mit unzähligen, an Duft und Schönheit wetteifernden Blüten überſchüttet hat, es niemand eingefallen war, ſich derſelben zur Decoration zu bedienen. Wahrſcheinlich aber ſchien den guten Leuten ein ſolcher Schmuck zu alltäglich und zu ordinär.

Meine Hoffnung, bald die reizenden und anregenden Tänze Spaniens ſich vor mir aufrollen zu ſehen, wurde zu Schanden, denn leider iſt die franzöſiſche Mode auch hierin ſchon bis Tasco gedrungen und hat die nationalen Gebräuche verdrängt.

Um eine Illuſion ärmer, zog ich mich zeitig zurück und fand zu meinem Vergnügen in meinem Hauſe eine mexicaniſche, mit Ochſenhaut überſpannte Bettſtelle, ein Kopfkiſſen und eine Decke. Es war dies eine zarte Aufmerkſamkeit von Don Diego, die ich mir gern gefallen ließ.

II.

Rückreiſe von Tasco.

Don Diego, der Kohlenbrenner. Helianthus glutinosus. Die Höhle von Cacahuamilpa. Gefährliches Misverſtändniß vor der Hacienda von Cocoyotla. Mexicaniſche Pflanzen. Der Vino de Mescal. Abenteuer mit Räubern.

Der Zweck meiner Reiſe war nur theilweiſe erreicht, denn umſonſt hatte ich in der Armee des Generals Aufſchlüſſe über das mal de los pintos zu erhalten geſucht. In der That beſtand, wie man mir bereits in Mexico verſichert hatte, die halbe Armee aus Pintos; allein keiner der Aerzte wußte mir über Urſache und Verlauf der Krankheit etwas anderes als abſurde Hypotheſen oder inhaltsloſe Phraſen zu geben. Können die Jünger des Aesculap mir es verargen, wenn ich nicht auch unter den Indianern der Sonora Nachforſchung hielt?

Auf dem Wege, der mich nach Tasco geführt, begann ich Dienstag, den 6. Januar, morgens, ſo früh meine Rückreiſe, daß ich ſchon um 8 Uhr Acamiſtla, und eine Stunde ſpäter mit Pferden, welche von dem abſcheulichen Wege aufs äußerſte ermüdet waren, den höchſten Punkt der Cañada erreichte.

Als ich vor einigen Tagen dieſe Straße zog, hatte ich zur Seite des Wegs bei einer Kapelle ausgeruht. Leute und Pferde waren damals zu ermüdet, und ich ſelbſt zu begierig, Tasco, das Ziel unſerer Reiſe, zu erreichen, um einem Gegenſtand Aufmerkſamkeit zu ſchenken, der ſich hier ſo häufig darbietet. Heute, zwar nicht viel weniger müde, aber weniger ungeduldig, war ich eben im Begriff, während die Pferde verſchnauften, einen Blick in das Innere der Kapelle zu thun, als die Thüre ſich öffnete und die Geſtalt eines Jüngers des heiligen Franciscus auf die Schwelle trat. Meine Annäherung bemerkend, unterließ er es, die Thüre hinter ſich zuzuziehen, und wartete, bis ich ihm gegenüberſtand, worauf er mit einer Handbewegung mich einlud, einzutreten. Die Kapelle bot der Neugier wenig: rauhes Steinwerk, Wände ohne Anſtrich und ein einfacher, alles Schmucks entbehrender Altar, vor welchem eine meſſingene Lampe glomm, nebſt einigen Bänken von ſo plumper Arbeit, als ob außer der Axt jedes andere Inſtrument von der Ehre, bei ihrer Verfertigung mitzuwirken, ausgeſchloſſen geweſen ſei. Aber gerade der Mangel all des bunten Firleſanzes, womit Kapellen und Kirchen gewöhnlich überladen ſind, dieſe Einfachheit in Stil, in Farbe, in allem, die tiefe Einſamkeit und Ruhe, welche in der neben dem Eingang in ein Knie geſunkenen Figur des Mönchs perſonificirt zu ſein ſchien, erfüllte den Raum mit Schauern, deren ſelbſt ein unvorbereitetes Herz ſich nicht erwehren konnte. Beim Austreten that ich einen forſchenden Blick in die durch die Kapuze faſt verhüllten Züge des Mönchs. Sie waren nicht unedel, und die Ruhe und Unbefangenheit, mit der ſein Auge meiner Neugier begegnete, verriethen ein geſammeltes Gemüth und eine Sicherheit, wie ſie nur genaue Kenntniß des Lebens oder hohe Ueberzeugungen gewähren. Angenehm berührt, nicht eins der gewöhnlichen Geſichter angetroffen zu haben, voll ſtumpfer Apathie oder grobſinnlicher Leidenſchaft, richtete ich die Frage an ihn: „Befindet ſich ihr Kloſter hier in der Nähe, Padre?“

„Sie werden es von der Höhe herab ſehen können, Caballero; wir ziehen dieſelbe Straße bis dahin.“

„So laſſen Sie uns die Strecke zuſammen gehen, und wenn die Frage Ihnen nicht zur Unzeit kommt: hat dieſe Kapelle eine Geſchichte und darf ich um Mittheilung derſelben erſuchen?“

„Sie hat deren zwei zu erzählen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen nur die eine, die ihrer Stiftung, mittheile, da die andere niemand intereſſiren kann. Sie kennen ohne Zweifel die Geſchichte jenes reichen Joſé Laborde. Er iſt nicht der erſte und nicht der letzte jener Glücklichen geweſen, von denen man trotz alledem nicht weiß ob ſie zu beneiden waren, weil ihre Leiden ihrem Glück das Gleichgewicht hielten. Ehe der Genannte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die von den alten Azteken nicht geahnten Schätze dieſer Berge ausbeutete, lebte, wo jene Kapelle ſteht, ein armer Köhler Namens Diego. Obgleich faſt von allem Verkehr mit den übrigen Menſchen abgeſchloſſen, war doch die Kunde von dem wunderbaren Glück des Bergmanns Joſé Laborde zu den Ohren Diego's gedrungen und hatte auch bei ihm die irdiſchen Gelüſte nach dem Beſitz des edeln Metalls wach gerufen. Allein Diego war ein frommer Mann und ein kindliches Gemüth, der namentlich in die heilige Jungfrau Maria das größte Vertrauen ſetzte. So wandte er ſich denn auch jeden Morgen und Abend in inbrünſtigem Gebet an ſie und flehte, ſie möchte ihn doch nur auch einmal einen Schatz finden laſſen, wie die glücklichen Bergleute in Tasco, gewiß wolle er auch ſeiner hohen Schutzpatronin zu Ehren an der Stelle ſeines glücklichen Fundes eine Kirche erbauen. Und ſiehe da! die Heilige Jungfrau erhörte ſein heißes Flehen; denn als er eines Morgens wieder einen Meiler abbrach und dabei tiefer wie gewöhnlich den Boden ausgrub, ſtieß mit einem mal ſein Spaten mit ſonderbarem Klang auf einen harten Gegenſtand, und als er hinſah, blinkte ihm die hellſte Silberſtufe entgegen. Kaum glaubte er ſeinen Augen trauen zu dürfen, und doch war es wirklich ſo: die ſchönſte, reichſte Ader lag zu Tage, und ohne Verzug machte ſich Diego daran, ſeinen Schatz zu heben und ans Tageslicht zu fördern. Obgleich er auch nicht eine entfernte Idee von einer bergmänniſchen Ausbeutung hatte, gelang es ihm doch in kurzer Zeit ſo viel von dem edeln Metall zu Tage zu fördern, daß er daſſelbe

für eine Million Pesos verwerthen konnte. Das, meinte er, war mehr als er je verbrauchen könne, um sein der Heiligen Jungfrau abgelegtes Gelübde zu erfüllen und in Jubel und Freude bis an sein Lebensende zu leben. Deshalb legte er auch keinen Werth mehr auf seine bis dahin geheimgehaltene Grube, sondern verkaufte sie um einen Pappenstiel an einen gescheiten Speculanten.

„Diego verlor keine Zeit, sondern eilte, soviel als möglich, sich alle Genüsse des Lebens zu verschaffen und sich mit einem in seinen Bergen, die er doch nicht verlassen wollte, ungeahnten Luxus zu umgeben. Bald umschwärmte ihn auch eine Schar von Schmeichlern und habgierigen Freunden, denn der Ruf seines Glücks hatte sich mit Windeseile überall verbreitet, und in kurzer Zeit war nur noch die Rede von den fürstlichen Festen und der königlichen Freigebigkeit des glücklichen Don Diego Ramirez. Allein es war auch danach; denn was er nicht mehr anzugeben wußte, das wußten seine Freunde. So kam es, daß Don Diego aus weiter Ferne Musikanten, Tänzer und Komödianten kommen ließ, welche vor dem neuen Krösus spielen mußten, sodaß Tag und Nacht die Wälder das Echo der fröhlichen Gelage widerhallten. Allein nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, als Diego wieder zu seiner Kasse ging, um frische Thaler zu holen — wer beschreibt sein Entsetzen!? Kaum war noch der Boden der Kiste mit einigen Pesos bedeckt! Hatte man ihn bestohlen, beraubt, ausgeplündert?! O nein! Wie alles ein Ende hat, so hatte auch Diego's Million ihr Ende erreicht, und so sehr er auch seinen Kummer und seine Verzweiflung zu verstecken und zu betäuben suchte, so ist es einmal in der Welt, als ob die Leute es röchen, wenn einer kein Geld mehr hat; denn im Umsehen waren Spielleute, Sänger, Tänzer, Komödianten und dazu alle Freunde verschwunden und ließen den unglücklichen Diego allein mit seiner Verzweiflung und seinen Gewissensbissen.

„Die Ausführung seines Gelübdes hatte er in seinem Glückstaumel von Tag zu Tag verschoben, und jetzt, da es zu spät war, blieben ihm nur die Gewissensbisse übrig. In dieser Noth und Seelenpein erschien ihm, wie ein tröstender Engel vom Himmel, ein

würdiger Geiſtlicher, richtete ihn durch ſeinen Troſt und Zuſpruch auf und ging vereint mit Diego daran, deſſen Gelübde, ſo gut es eben gehen wollte, zu erfüllen, und ohne alle andere menſchliche Hülfe erbauten ſie die kleine Kapelle.

„Kummer und Elend wirkten mächtig auf den armen Diego, der ſeine vergeudeten Schätze nicht vergeſſen konnte und auch an Arbeit nicht mehr gewöhnt war; daher kam es, daß er die Vollendung ſeiner Kapelle nicht lange überlebte. Noch ehe dieſelbe die Weihe empfangen hatte, fand ſein treuer Freund, der Prieſter, eines Morgens Diego's Leiche vor dem Altar. Um dem armen, einſt ſo reichen Mann wenigſtens ein anſtändiges Begräbniß in geweihter Erde zu verſchaffen, ging der Mönch zu Diego's frühern Freunden und Schmeichlern und bat ſie um eine letzte Gabe für den Verſtorbenen; dieſe aber erwiderten: «Ihm iſt recht geſchehen; er verdient kein ehrliches Grab!» So grub ihn ſein einziger und wahrer Freund bei der Kapelle ein. Iſt das nicht der gewöhnliche Gang der Welt?

„Mein Weg trennt ſich hier von dem Ihrigen, Caballero; die Heilige Jungfrau beſchütze Sie!"

„Amen!" rief ich dem raſch Scheidenden noch zu und blickte noch lange der gebeugten Geſtalt ſchweigend nach, auch nachdem ſie längſt die nächſte Waldecke meinen Blicken entzogen hatte.

Gegen 10 Uhr erreichten wir Acautlapan, wo wir einkehrten. Als ich damit beſchäftigt war, mein Barometer aufzuhängen, erzählte man ſich in meiner Umgebung, daß ein Mann beim Holzhauen mit dem Beile ſich tief ins Bein geſchlagen habe. Die Wunde ſei zuerſt oberflächlich vernarbt, dann von neuem aufgebrochen, ohne wieder heilen zu wollen, und ſei zuletzt brandig geworden. Schon habe man alle Hoffnung aufgegeben, als ein Indianer ſich angeboten habe, den Kranken herzuſtellen. Nachdem er einigemal das Pulver einer Wurzel in die Wunde geſtreut und ſie verbunden habe, ſei ſogleich Beſſerung eingetreten, und jetzt, nach vierzehn Tagen, ſei der Patient ſo weit, daß er ſtehen und gehen könne. Ich bat, mich zu dem Kranken zu führen. Dies wurde mir nicht verweigert, und ich fand in Bezug auf die Heilung der

allem Anſchein nach bedeutenden Verletzung, das Gehörte vollkommen beſtätigt. Als ich mich darauf nach der Wurzel erkundigte, aus welcher der Indianer das erwähnte Pulver bereitet hatte, wurde mir erwidert, daß die Indianer ſie mit dem Namen Tlalpopolotl zu benennen pflegten. Es gelang mir in der Folge, dieſe Wurzel zu erhalten, zu unterſuchen und verſchiedene Notizen darüber einzuziehen. Nach alledem iſt Tlalpopolotl der indiſche Name der Wurzel von Helianthus glutinosus, der in den Bergen von San-Angel, von Tlalpam und auf dem Tepoxuchitl, in der Nähe von Puebla, vorkommt. Die Wurzel iſt knollig, cylindriſch und central, 1—1½ Fuß lang, innen weiß, mit einem Stich ins Gelbe, außen mehr oder weniger dunkel und gerippt. Friſch zerkleinert, hat ſie einen, dem Terpentin ähnlichen Geruch, und einen Saft, der an den Fingern klebt, wie jener. Trocken, behält ſie ihren Geruch lange. Die Eingeborenen bedienen ſich ihrer bei Exartikulationen, nach geſchehener Einrichtung der Knochen, ſowie bei offenen Wunden, um die Eiterung zu verbeſſern und die Vernarbung zu beſchleunigen. Ein anderer Name, unter welchem ſie beſonders Maulthiertreibern bekannt iſt, iſt Liga, deſſen Identität mit Tlalpopolotl der Pater Don José Ramirez de Alzate beſtätigt und zufügt, daß die Maulthiertreiber die wundgedrückten Stellen auf dem Rücken ihrer Laſtthiere damit zu heilen pflegen.

Der harzige Saft der friſchen Wurzel einer chemiſchen Analyſe unterworfen, ergab in 100 Theilen:

Harz	1,211
Gummige Subſtanz	15,62
Extractivſtoff. . . .	46,87
Harziger Rückſtand	23,06.

Die Farbe des Harzes iſt gelblich; der Geruch aromatiſch-ſüß, dem des Safran ähnlich; der Geſchmack, anfangs bitter, hernach ſcharf, erregt Speichelabſonderung.

Die gummige Subſtanz iſt dem Harz in der Farbe ähnlich; der Geſchmack anfangs ſüß, hernach ſehr bitter. Der Extractivſtoff iſt grau von Farbe, gelb punktirt, von fadem Geſchmack und färbt den Speichel tiefgelb.

Es bliebe nun noch übrig, die Wirkungen dieſer verſchiedenen Stoffe auf den lebenden Organismus zu unterſuchen; doch muß ich dieſe intereſſante Arbeit Männern des Fachs überlaſſen.

Um 3 Uhr gelangten wir an den Fuß des Berges, auf deſſen Spitze das Dorf Cacahuamilpa liegt. Das Gebirge, von 4000 Fuß abſoluter Höhe, beſteht größtentheils aus Grauwacke. Am Fuße deſſelben, ungefähr eine halbe Legua vom Dorfe entfernt, befindet ſich die nach ihm benannte Tropfſteinhöhle, welche zwar ſeit 1635 erwähnt, aber zwei Jahrhunderte ſpäter zuerſt von kundigen Europäern unterſucht wurde.

Kaum angelangt, ſandte ich ins Dorf, um Führer, Pechfackeln, Leitern und ſonſtige Gegenſtände zu beſtellen, weil ich beabſichtigte, mein Mittagbrot an den Ufern ſtygiſcher Gewäſſer einzunehmen. Eine flüchtige Umſchau läßt die gewöhnliche Meinung, dieſe Höhle ſei bis ins 17. Jahrhundert ganz unbekannt geblieben, als irrig erkennen; denn die dem Eingang gegenüber auf einem Hügel befindlichen Trümmer eines Teocalli ſprechen dafür, daß dieſe Höhle, wie ſo viele andere, ehemals zur Feier religiöſer Myſterien benutzt worden iſt. Vör dem Eingang iſt der Boden ſteinig und bildet eine Mulde, durch welche ein kleiner Bach fließt. Nur wenig über dem Niveau deſſelben befindet ſich ein 135 Fuß breites Felsthor. Die 41 Fuß hohe Wölbung deſſelben bilden wuchtige Felsmaſſen, und mächtige Strebepfeiler ſcheinen die Bedeutung zu haben, den Widerſtand des Bogens zu unterſtützen, während doch niemand als der Zufall hier den Baumeiſter gemacht haben kann. Die Temperatur des Eingangs betrug 27° R. Der Fels fällt unter einem Winkel von 27 Grad ein. Gleichſam den Thorweg oder die Vorflur zu den unterirdiſchen Kammern bildet ein im Einfallswinkel des Geſteins geneigtes, mit Trümmern und Stalaktiten überſäetes, ungefähr 50 Fuß tief hinabführendes Planum, welches den kühnen Eindringling dem Lichte und der Oberwelt vollſtändig entführt. An ſeinem Fuße angelangt, umfängt uns tiefe Nacht, durch welche das Auge den Schimmer des Tags nur noch wie einen bleichen Anflug der Finſterniß erfaßt. Aber ſchon leuchten einzelne Fackeln auf und offenbaren in ungenauer und unheimlicher Beleuchtung die

Räthsel und Schauer der Tiefe, ohne sie aufzuklären. Ein sonderbar gestaltetes, einem riesigen Bocke ähnliches Phantom fesselt unser Auge, während der Führer die Erklärung gibt, daß dieses erste Gemach, in dem wir uns befinden, der Bocksalon genannt werde, wegen des schönen Stalagmiten, der unsere Aufmerksamkeit bereits erregt hatte. Dieser Salon ist 115 Fuß breit, und seine größte Länge beträgt 203 Fuß. Aber das Auge hat über Dimensionen und Entfernungen kein Urtheil mehr, und bei der unsteten Fackelbeleuchtung scheinen die Gegenstände bald näher an uns heranzutreten, bald in die Ferne zurückzuweichen und ihre Formen hundertfach zu ändern. Hier erblicken wir in grellem Lichte schimmernde Stalagmiten, dort spannen sich ungeheuere dunkle Massen wie schwebende Dunstgebilde über unsern Pfad! In diesem Schweigen, dieser Nacht entfaltet die Phantasie ihre Schwingen, und unser Geist scheint mit schöpferischer Kraft begabt zu sein; denn diese Finsterniß verkörpert sich unter der Hand des Gedankens. Hier blicken wir durch hohe gothische Bogenfenster nieder in eine bleiche melancholische Mondscheinlandschaft; schlanke Palmen scheinen schwermüthig ihre Kronen zu senken und zu heben; dort sehen wir langen, schnurgeraden Bastionen entlang auf ein halbverfallenes Monument, von düstern Cypressen umgeben; bleiche Frauengestalten in schleppenden Gewändern, den Säugling auf dem Arm, wallen an uns vorüber, und der Täuschung erliegend, senken wir unwillkürlich das Haupt, um nicht an die zackigen Aeste zu stoßen, welche über unsern Weg herüberhängen. Die Furcht, in den von allen Seiten auf uns einstürmenden Wogen der Täuschung unterzugehen, erfaßt uns und treibt uns zurück in die Sphäre des objectiven Lebens. Sofort aber dringen neue Besorgnisse auf uns ein. Die schauerliche Stille, für welche es, ohne den einförmigen Ton der niederfallenden Tropfen keine Uhr und, ohne das zeitweilige Niederstürzen eines Felsstücks, kein Ereigniß geben würde, reizt uns, das Produkt dieser einzigen Factoren im Leben dieser Tiefe zu schätzen; aber die mächtigen Risse in dem Gewölbe, die feuchten Trümmer der unter ihrer eigenen Last zusammengebrochenen Stalagmiten und herabgestürzter Blöcke, die Unsicherheit des Pfades, der uns über schlüpfriges

Gerölle dem Rande unerforſchlicher Abgründe entlang führt, die Möglichkeit, ſich in dieſer Oede zu verirren und, die ausgebrannte Fackel in der Hand, den Rückweg aus dieſem Scheol vergebens ſuchen zu müſſen: das alles ſucht uns zu bewegen, auch der Neugier zu entſagen. Doch ſie überwindet alles, und wir begnügen uns nicht, dieſer Vorhalle des Schattenreichs,

Wo Nacht und ſtarrer Tod
Die ew'ge Grenze zog,
Tief unter Stein, Nacht, Grabesgrau'n —

nur gelauſcht zu haben.

Wir betreten einen zweiten Salon, den der ägyptiſchen Sphinx; den dritten, den des Hundes genannt; ferner den des Blumenkohls, der Muſchel, des Candelabers und des Pantheon, eine Bezeichnung, die für dieſen ſiebenten Salon ſehr treffend gewählt iſt, ſowol wegen ſeiner domartigen Wölbung, als wegen der vielen, gleich Büſten und Statuen längs den Wänden ſtehenden Stalagmiten. Nach dieſem durchwandern wir die Salons der verdorrten Palme, der Fichte, des Labyrinths und treten in den ſchmalen Salon der Fontaine, in welchem das durchſickernde Waſſer ein zwar kleines, aber ſtets volles Becken gebildet hat, und uns nach einem faſt zweiſtündigen Aufenthalt in der dumpffeuchten, drückenden Atmoſphäre einen erfriſchenden Trunk gewährte. In dem folgenden, dem zwölften Salon, und vorzugsweiſe der Salon genannt, beſchloſſen wir, unſern Tiſch zu bereiten. Er bildet das geräumigſte und höchſte Gemach der Höhle. Nach den Strapazen des Tags bot das Waſſer des Baſſin, vermiſcht mit dem Saft der Orange, ein köſtliches und erfriſchendes Getränk, das inmitten der ſeltſamen Scenerie nur noch ſüßer mundete.

Die braunen, halbnackten, von der düſtern Glut der Pechfackeln beleuchteten Geſtalten unſerer indianiſchen Führer, und andererſeits unſere eigenen maleriſchen Reitcoſtüme boten ein höchſt eigenthümliches und anziehendes Bild, aus deſſen Betrachtung wir plötzlich durch ein durchdringendes Hülfegeſchrei aufgeſchreckt wurden, dem aber gar bald ein homeriſches Gelächter folgte. Ein

kleiner Mozo hatte zwei lange Stränge Bananen an dem gewaltigen Blattstiele durch das Labyrinth bis zum Bassin geschleppt, wo er gestolpert und seine Fackel erloschen war, doch nicht ohne ihn selbst an der Schulter empfindlich zu sengen. Der Schmerz hatte ihm ein fürchterliches Zeter-Mordio ausgepreßt, und die Furcht, in der öden Höhle vielleicht lange nach dem Ausgange suchen zu müssen, ihm den Rath eingegeben, sich im voraus für die Reise zu stärken. So machte er sich über die Bananen her, und als das Fackellicht der Suchenden seine braune Gestalt bestrahlte, stand er wie Hamlet's Onkel

> Mit einem frohen, einem nassen Auge,
> Die Freude kleidend in die Tracht des Kummers.

Ein Geschenk Cigarritos ließ ihn Angst und Schmerz vollends vergessen.

Ueber alle Beschreibung erhaben sind die beiden Salons Nr. 13 und 14 wegen der gewaltigen Tropfsteinpyramiden, von denen einige bereits das hohe Deckengewölbe erreicht haben, und der gewaltige Raum, den das künstliche Licht nicht aufhellen kann, ohne seine grandiosen Massen zu vervielfältigen, machte auf den Geist des Beschauers einen weit mächtigern Eindruck als selbst die stolzen Obelisken, welche den Hauptschmuck des Platzes de la Concorde zu Paris, des Vatican oder Lateran zu Rom bilden. Der funfzehnte und letzte Salon trägt den Namen der Orgel von einem Stalaktiten, der aus einer Menge großer und kleiner Röhren von blendender Weiße besteht.

Ziemlich ermüdet von dem steten Ausgleiten auf dem schlüpfrigen Boden, wie von dem Bücken und Durchkriechen unter den Scheidewänden, traten wir unsern Rückweg an. Als nach einem dreistündigen Aufenthalt in der Höhle uns wieder das Tageslicht umfing, bedurfte es längerer Zeit, ehe wir seine Fülle ertragen konnten, und wir waren gezwungen, unser Auge allmählich an das Licht zu gewöhnen, indem wir es zuerst auf dunkles Laub hefteten und allmählich zu hellerm übergingen.

Nachgrabungen nach antediluvianischen Knochenresten gestattete mir die Zeit nicht, zumal da solche Nachgrabungen sich auf bedeu-

tende Tiefe erſtrecken müßten; doch gibt es andererſeits keinen Grund, deren Vorhandenſein zu bezweifeln. Als vegetative Bildungen finden ſich nur im Thorwege dieſer unterirdiſchen Welt einige Farrnkräuter. Der Boden der Höhle iſt überall reich an Salpeter, und eine Ausbeutung deſſelben dürfte lohnend ſein und genauere Unterſuchungen dieſer Höhle veranlaſſen, welche an Ausdehnung die berühmteſten Tropfſteinhöhlen der Erde übertrifft.

Abends gegen 9 Uhr erreichten wir die Hacienda Cocoyotla. Alle größere oder kleinere einzelnſtehende Wohnungen in Mexico haben nur einen einzigen Eingang, der mittels eines ſtarken Thores geſperrt werden kann. Bei unſerer Ankunſt zu ſo ſpäter Stunde fanden wir uns von der Hacienda ausgeſchloſſen. Wir klopſten daher an nnd baten, auf die von innen an uns gerichtete Frage nach unſerm Begehr, um Einlaß und ein Quartier für die Nacht. Da öffneten ſich die Luken zu beiden Seiten des Thores, Flintenläufe ſtreckten ſich uns drohend entgegen, und eine Stimme forderte uns auf, ſoſort uns zu entfernen, mit der Verſicherung, daß man in der Hacienda zu unſerm Empfange wohl vorbereitet ſei und auf uns feuern würde, ſobald wir der Aufforderung, uns zu entfernen, nicht nachkämen. Man hielt uns für räuberiſche Pronunciados, und alle unſere Verſicherungen, friedliche Reiſende zu ſein, waren vergeblich. Zwar ſchloſſen ſich die Schießſcharten, aber kein gaſtliches Thor that ſich uns auf. Da entdeckte Hr. Ehlers zwei über die Mauer hervorragende Köpfe in leiſer, aber affectvoller Unterhaltung. Wir traten näher, und einer nach dem andern verſuchte die Kunſt der Rede; allein die Angeredeten ſetzten, ohne unſer zu achten, ihre Unterhaltung fort, von der wir zwar kein Wort vernahmen, die aber nach dem häufigen Zunicken eine ſehr lebhafte ſein mußte; und wer konnte anders der Gegenſtand derſelben ſein als wir. Als wir keine Antwort erhielten, wurden wir zudringlicher und traten näher an die Mauer heran, mußten aber trotz unſerer Verlegenheit herzlich lachen, als wir erkannten, daß die vermeinten Menſchenhäupter die Spitzen zweier Bananenblätter

waren, welche über die Mauer emporragten und sich im Abendwinde schaukelten. Ehe wir uns indessen bequemen wollten, die Nacht hungerig und unter freiem Himmel zuzubringen, beschlossen wir einen letzten Versuch. Wir pochten noch einmal am Thore an und baten, an den Herrn des Hauses einen Brief abgeben zu dürfen. Wieder wurden die Gewehre auf uns gerichtet, und eine Stimme forderte uns auf, den Brief in einen der Läufe zu stecken. Nach einer halben Stunde öffnete sich darauf das Thor, uns aufzunehmen, und doppelte Aufmerksamkeit entschädigte uns für den ungastlichen Empfang.

Am Morgen besuchten wir den Garten der Hacienda. Wer in die herrliche Natur hinaustritt, ohne die Ueberzeugung von einer allwaltenden, alles mit Leben durchströmenden Allmacht in sich befestigt zu fühlen, der kann in keiner andern Weise zu dieser Ueberzeugung gelangen. Der Garten bot ein so reizendes Bild, daß ich mich einer mächtigen Bewegung nicht erwehren konnte. Der dichte Wald riesiger Orangenbäume, deren reife Früchte so zahlreich den Boden bedecken, als ob sie zum Verkauf ausgelegt wären; dazwischen stolze Kokospalmen und in der vollsten Farbenpracht blühende Blumen; Hunderte von Passifloren, welche, Blüten und Früchte zugleich tragend, rankend die Umfassungsmauern verhüllen: das alles ist selbst für ein an hohe Naturschönheiten gewöhntes Auge immer noch schön, aber nur Staffage eines Bildes, dessen Mittelpunkt der prachtvolle Motecuzoma speciosissima bildet.

Die Erde der Republik Mexico trägt viele, ihrer Blüten wegen höchst merkwürdige Pflanzen, die sie keinem Lande der Alten Welt zu verdanken hat. In Europa hat die Kunst mitgewirkt, herrliche Blüten der Natur zu entlocken, aber in Mexico trägt sie solche ohne deren Beihülfe in großer Fülle, und diejenigen, welche am Rande der Schluchten wachsen, in denen der Bergstrom durch schattiges Gebüsch und rankiges Gestrüpp sich Bahn bricht, sind nicht weniger schön und der Bewunderung würdig, als jene, welche die Hand des Gärtners in Beeten pflegt. Wer die hohen Berge von Teutlan im Staate Oaxaca und die Thäler der Sierra von Jalisco durchwandert hat, wird sich an der Mannichfaltigkeit der

Blüten ergötzt haben, welche die frischen Ufer der Bäche schmücken oder aus den Kronen mächtiger Bäume herabhängen. Einige sind in ihren Formen so seltsam, als in ihren Farben und Schattirungen reich; aber diese Kinder des heimatlichen Bodens blühen und welken unbekannt, gleich denen, welche der Schos der Wüste gebiert. Vom Winde getragen, breitet sich ihr Same über weite Strecken, und in jedem Frühling entfalten sie mit Anmuth und inmitten einer kräftigen Vegetation ihre ganze Schönheit und fesselnden Zauber. Glücklich, wer in ihrer hehren, schweigsamen Einsamkeit ihr Entfalten beobachten kann! Als die Spanier zum ersten mal den Fuß auf diesen Boden setzten, standen sie überrascht beim Anblick der reichen Blütenpracht, welche ihn schmückte, Blüten, die ihnen zum größten Theil unbekannt waren. So hatten sie keine Idee von der Floribunda, und ohne Zweifel erregte ihre weiße, duftige Blüte die Aufmerksamkeit jener Eroberer durch ihre Größe, wenn sie dieselbe wie Glocken aus den schlanken Aesten der Platanen niederschweben sahen. Nicht weniger merkwürdig mußte ihnen die Yoloxochitle, d. h. Herzblume (Magnolia glauca), erscheinen, sowol wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres Duftes, der so intensiv ist, daß eine einzige Blüte hinreicht, ein ganzes Haus mit Wohlgeruch zu füllen. Sie ist weiß, rosenroth oder gelb; ihre Blätter bilden ausgebreitet einen Stern, geschlossen ein Herz. Hier fanden die Spanier zuerst die Coatzontecoxochitle, d. h. Vipernkopf, deren Schönheit so groß ist, daß eine römische Akademie die Blume als Emblem wählte; hier die Ocelotochitle, d. h. Tigerblume, auch Blüte Indiens genannt (Tigridia pavonia), von rother Farbe, mit weißen und gelben Flecken besäet; hier die straußartige, mit weiß-, roth- und gelbgefleckten, duftigen Blumen prangende Cacaloxochitle, d. h. Rebenblume (Plumeria sp.); hier ferner die Cempoalxochitle (Tagetes), mit deren Blüten die Eingeborenen bei festlichen Gelegenheiten die Straßen bestreuen und die Thore ihrer Tempel bekränzen; hier die Xiloxochitle (Juga pulcherrima) mit ihren zarten, geraden und langen Staubfäden, welche wie Fransen aus dem halbkugeligen Kelche hervorquellen; hier ferner die Malpalxochitle, d. h. Handblume, die in der Form

unſerer Tulpe gleicht. Allein alle dieſe Genannten übertrifft, wie ſchon geſagt, der Baum, welcher die Motecuzoma speciosissima trägt. Er gehört, nach dem natürlichen Syſtem, zur Familie der Bombaceen und nach Linné unter die Monadelphia polyandria. Sein gerader Stamm erreicht eine Höhe von 50—60 Fuß und endet in eine ſymmetriſche Krone, welche mit 5 Zoll langen und 3 Zoll breiten Blättern von ſehr angenehmer Schattirung bedeckt iſt. Die Blüten beſtehen aus regelmäßigen Kronen von 4 Zoll Durchmeſſer; die einzelnen Blätter ſind geſchweift und von ſchöner purpurrother Farbe. Ihre zahlreichen Staubfäden bilden einen gewundenen Büſchel. Die Staubbeutel ſind goldgelb; die Frucht iſt eine kugelförmige Kapſel von 2 Zoll Durchmeſſer und enthält im Innern vier bis fünf Zellen, in welchen der Same ruht. Der Baum wächſt an einzelnen Stellen der Tierra-Caliente, iſt aber im allgemeinen ſelbſt Einheimiſchen noch wenig bekannt.

Um 9 Uhr verließen wir die Hacienda. Das erſte Dorf, das wir erreichten, war das reizend gelegene Cautlan del Rio. Hier bogen wir von der Straße ab und paſſirten Tetecala, einen Flecken von 3700 Einwohnern. Bei unſerer Annäherung rief uns eine Patrouille der Nationalgarde an und gab, als wir nicht ſofort halt machten, Feuer, deſſen Kugeln uns glücklicherweiſe nicht trafen. Offenbar hielt man uns wegen des etwas fremdartigen Aufzugs meiner Gefährten für Pronunciados; aber dieſe Haſtigkeit beweiſt das Maß der perſönlichen Sicherheit, deſſen ſich die Bewohner kleinerer Städte erfreuen. Nach einigen wechſelſeitigen Erklärungen verſtändigten wir uns und zogen gemeinſchaftlich in den Flecken ein.

Um 12 Uhr erreichten wir die Hacienda Miacatlan, wo wir einkehrten. Der Beſitzer derſelben beſchäftigte ſich mit der Deſtillation des ſogenannten Vino de Mescal, eine Art Branntwein, welcher aus einer Agave gewonnen wird. Dieſe Species iſt von der gewöhnlichen A. Americana verſchieden. Sie hat ſchmale, lange, hellgrüne Blätter mit ſchwarzen Spitzen, aber keinen Stamm gleich der Yuca, und wird nur 2 Fuß hoch. Sie wächſt wild in Tierra templada und Tierra caliente auf Bergen. Zur Gewin-

nung des Branntweins werden die Wurzelstöcke gedörrt, klein gehackt und, mit Wasser vermengt, zur Gärung gebracht, worauf nach acht Tagen der Branntwein übergezogen wird.

In der Nähe des Orts liegen die Ruinen von Miacatlan. Sie bestehen aus Mauern, welche terrassenförmig sich auf einem Hügel erheben. Die obere Plateforme ist gepflastert und trägt eine mit eingegrabenen Figuren geschmückte Pyramide. Meine Aufmerksamkeit wurde von dem Besitzer der Hacienda auf einen Baum gelenkt, welchen die Indianer mit dem Namen Pochote bezeichnen, und der zur Gattung Eriodendron gehört. Die Samenkapseln desselben enthalten eine sehr feine, seidenartige Baumwolle, die von den Indianern gesponnen und zu Borduren, zum Besatz ihrer Kleidungsstücke u. s. w. benutzt wird. Da er in einem gemäßigten Klima gut gedeiht und schon im vierten Jahre eine erstaunliche Menge der ½ Fuß langen, mit Seide angefüllten Kapseln trägt, so könnte er im südlichen Europa angepflanzt und für die Industrie sehr wichtig werden.

Bei unserer Ankunft in Cuernavaca am späten Abend vernahmen wir, daß am selben Abend funfzig mit der Diligence von Mexico gekommene Reisende durch Räuber bis aufs Hemde ausgeplündert worden waren. Die Schwergeprüften befanden sich in trostlosem Zustande in unserm Meson, in Verwünschungen über die Ladrones und Klagen über das verlorene Hab und Gut sich erschöpfend. Für uns, die wir am folgenden Morgen dieselbe Straße ziehen sollten, schien es geboten zu sein, Kriegsrath zu halten. Meine Begleiter schlugen vor, die Hauptstadt auf einem Umwege über Mecameca zu erreichen, dagegen stimmte ich dafür, den geraden Weg nicht zu verlassen, und machte für meine Ansicht die Erfahrung geltend, daß sich solche Banden nach einem ausgeführten Handstreich beinahe nie an demselben Orte länger aufhalten, sondern zur größern Sicherheit den Platz verlassen und eine neue Bühne für ihre Heldenthaten zu wählen pflegen. Die Mehrzahl meiner Gefährten stimmte gegen meinen Antrag. Da ich wichtige Gründe hatte, noch am folgenden Tage Mexico zu erreichen, was nur auf dem geradesten Wege möglich war, so blieb

nichts übrig, als uns zu trennen. Meine Gefährten ſuchten meinen Vorſatz wankend zu machen, und als ſie dies nicht vermochten, war die Wehmuth, mit welcher ſie mir die Hand zum Abſchied boten, nicht zu verkennen.

Es war gegen Mittag des folgenden Tags, als ich eine Freiung im Walde betrat. Die Straße führte zwiſchen 10 Fuß hohen Ufern durch, deren Höhen zu beiden Seiten des Wegs von bewaffneten Männern beſetzt waren. Mein Mozo war zurückgeblieben. Da ich aber aus Erfahrung wußte, wie ſehr es geboten war, ſolchem Geſindel gegenüber keine Furcht merken zu laſſen, vielmehr durch entſchloſſenes und ſorgloſes Auftreten zu imponiren, ſo hielt ich mein Pferd erſt an, als ich von ihnen verſtanden werden konnte.

„Was habt ihr vor?“ herrſchte ich ihnen zu.

„No es para Vm., Caballero, que estamos aquí; hacemos estomago a la diligencia; pero Vm. puede passar sin temor.“

„Keine Rede von Furcht! Gleichwol, alle auf die linke Seite, oder ich gebe Feuer!“

Während ich meine Piſtolen in den Halftern lockerte und die Hähne meines Doppelgewehrs aufzog, hatten die Gauner nach kurzer Berathung ſich verſtändigt und ſämmtlich die linke Seite des Hohlwegs eingenommen. Als ich auf 25—30 Schritt nahe gekommen war, gaben die mit Schießgewehren Bewaffneten wie auf Commando Feuer. Die Kugeln ſauſten an mir vorüber, aber weder ich noch mein Pferd war getroffen. Ich hielt ſofort an, hob mich in den Bügeln und ſchoß einen meiner Angreifer durch die Bruſt; die übrigen flohen und ſuchten das Dickicht zu gewinnen. Bevor ihnen dies gelang, traf der zweite Schuß einen der Flüchtlinge in den Rücken, daß er mit einem hohen Luftſprung lautlos zuſammenbrach.

Als mein Mozo und ein junger Mexicaner, der ſich ihm angeſchloſſen hatte, auf die Schüſſe herbeieilten, waren die Räuber bereits verſchwunden; da es aber immerhin möglich war, daß ſie

einen neuen Hinterhalt verſuchen könnten, ſo trieben wir unſere Pferde ſcharf an, ohne uns um die Gefallenen zu kümmern, und erreichten gegen 5 Uhr San-Aguſtin, wo ich den Vorfall zur Kenntniß der Behörde bringen wollte, die es indeſſen kaum der Mühe werth hielt, ein Wort darüber zu verlieren. So ſetzte ich nach kurzem Aufenthalt meine Reiſe fort, und kam abends 10 Uhr todmüde wieder in der Hauptſtadt an.

Dritte Abtheilung.

Der Popocatepetl und Reiſe nach Tehuantepec.

Der Rancho Tlamacas.

I.

Besteigung des Popocatepetl und Reise bis Puebla.

13. bis 22. Januar 1857.

Ayutla und der Calvario. Die Hacienda Miraflores. Amecameca. Der Rancho Tlamacas. Erster Versuch zur Besteigung des Vulkans. Misgeschick des Dr. Crawford. Der Cerro Tlalnacasco. Besteigung des Vulkans. Der Krater. Reise nach Puebla.

Mehrere Tage waren vorübergegangen, während welcher ich mich zu einer neuen Reise vorbereitete, von der ich nicht mehr zur Hauptstadt zurückzukehren gedachte.

Früh am Morgen des 13. Januar hatte sich im Hotel Iturbide eine Gesellschaft von Herren sammt Dienern versammelt, welche theilweise bei meiner Abreise mir das Geleite zu geben, theilweise sich meiner Expedition, der Besteigung des Popocatepetl, anzu-

ſchließen beſchloſſen hatten. Es waren die Herren Colonel Francisco Schiaffino, Prinz Auguſtin Iturbide, älteſter Sohn des unglücklichen Kaiſers gleiches Namens, Walker-Fearn, Secretär der Amerikaniſchen Geſandtſchaft, Admiral Serman, Dr. Samuel Crawford u. a. Dieſe und die ſämmtliche Dienerſchaft bildeten eine Karavane, welche für den beabſichtigten Zweck zahlreicher als erforderlich und wünſchenswerth war, und wie es unter ſolchen Umſtänden gewöhnlich geht, hieß es auch bei uns: „Früh geſattelt, ſpät geritten.“

Von den vielen Freunden und Bekannten, welche ich mir erworben hatte, fiel mir von zweien der Abſchied beſonders ſchwer: es waren Dr. Schädtler und Hr. Sonntag. Erſtern, der in Mexico nicht an ſeinem Platze war, dem aber Bildung und Kenntniſſe in jedem andern Lande eine bevorzugte Stellung im Leben geſichert haben würden, verließ ich, ohne über ſeine Zukunft beruhigt zu ſein. Dagegen hatten ſich für Hrn. Sonntag ſo günſtige Ausſichten eröffnet, daß ich es für meine Pflicht hielt, unſern beiderſeitigen Wünſchen entgegen, mich von ihm zu trennen.

Erſt um 11 Uhr ſetzte ſich die Cavalcade, welche durch die prachtvollen Maulthiere und die eleganten Geſchirre des Prinzen Auguſtin ein höchſt ſtattliches Anſehen gewann, in Bewegung, und in wenigen Stunden erreichten wir Mejicalcingo. Jenſeit dieſes Orts näherten wir uns den weit und breit mit einer Sodakruſte bedeckten Ufern des Texcoco und trafen auf Indianer, welche emſig mit dem Sammeln derſelben ſich beſchäftigten und damit einen Tagelohn von 1½ Thlr. zu erzielen behaupteten.

Solange wir uns noch im Thale von Mexico befanden, war der Weg eben und gut, aber, trotz des Kältemonats, in dem wir uns befanden, Hitze und Staub in hohem Grade drückend. Um 5 Uhr erreichten wir Ayutla, unſer erſtes Nachtquartier, und fanden daſelbſt ein gutes, ja elegantes Meſon. Der, einige hundert Fuß hohe, mit einer Kapelle geſchmückte Calvario lud zu einem Spaziergang ein und lohnte ihn durch eine reizende Ausſicht. Zu unſern Füßen lag das Thal von Mexico und der See von Chalco wie ein großer Spiegel im Rahmen ſeiner grünen Ufer, deren Dörfer

und Villen, von dem Purpur der untergehenden Sonne getroffen, in der reichen Laubfaſſung wie Juwelen flammten; vor uns die gigantiſchen Maſſen des Popocatepetl und Iztaccihuatl, die Könige der Berge:

Auf dem Felſenſtuhl und in Wolkennacht
Mit des Eiſes Prachtdiadem,
Um ihre Lenden Waldesgurt,
Die Schneelavin' in der Fauſt.

Als ſich aber plötzlich die Wolken theilten, und die beiden ſchneebedeckten Häupter im Diamantfeuer der Sonne glühten wie flüſſige Schlacken, da war es ein Anblick, den Worte nicht malen können.

Unſere Karavane verließ um 8 Uhr morgens Ayutla und folgte dem Ufer des Chalcoſees, in deſſen klarer Flut ſich die gegenüberliegende Ortſchaft ſammt den blühenden Gärten, von welchen ſie umgeben iſt, und den hohen Bergkuppen im Hintergrunde widerſpiegelten. Endlich lagen auch dieſe Ufer hinter uns, und grüne, üppige Fluren wanderten in ſtetem Wechſel an uns vorüber. Ein lautes Geſchnatter lockte unſere Blicke nach einem unfern des Weges gelegenen Sumpf, deſſen Oberfläche ſo dicht mit Enten beſäet war, daß kaum hier und da ein leerer Fleck ſich fand. Schon freuten wir uns an dem herrlichen Anblick und ſahen im Geiſte unſere Jagdtaſchen mit fetten Braten für den Mittag gefüllt, als ein Indianer zu Pferde an uns heranſprengte und uns flehentlich bat, nicht zu ſchießen, um einen im großartigſten Maßſtabe vorbereiteten Coup nicht zu vereiteln. Auf der andern Seite des Sumpfes hatten ſeine Gefährten auf die ſchnatternde Geſellſchaft ein Attentat eingeleitet, welches zwei bis dreitauſend derſelben auf Einen Schlag erlegen ſollte, und zu dieſem Zweck eine Höllenmaſchine aus nicht weniger als 75 bis an die Mündung mit Schrot geladenen Flintenläufen conſtruirt. Gar zu gern hätte ich das Reſultat ſo gewaltiger Zurüſtung abgewartet, allein da der große Schuß erſt nach zwei Stunden abgefeuert werden konnte, ſo würde mich der Aufenthalt zu weit von der Geſellſchaft getrennt haben.

Um 11 Uhr ſtiegen wir in der etwa 200 Fuß über dem Niveau des Sees gelegenen Hacienda Miraflores ab, wo wir von dem Adminiſtrator derſelben, Hrn. Robertſon, mit der liebenswürdigſten Gaſtfreundſchaft aufgenommen und bewirthet wurden. Nach dem Frühſtück beſuchten wir den Garten der Hacienda, deſſen reiche Blumenpracht den Namen der großen Beſitzung vollkommen rechtfertigt, und der auf dem ſcheinbar ganz nahen Hintergrunde düſterer Pinienwaldungen, über welche die ſilberweißen Häupter der Vulkane hoch emporragen, wie ein von Proſerpina dem Gemahl zu Füßen gelegtes Bouquet erſcheint.

Hr. Robertſon war ſo freundlich, mir über den Betrieb der auf der Hacienda befindlichen Baumwollſpinnerei und Weberei Mittheilungen zu machen. Die Fabrik iſt Eigenthum meines ſchon früher erwähnten Freundes Martinez del Rio und ſeiner Brüder. Sie liegt 3 Leguas von Chalco, über deſſen See der größte Theil des Fabrikats in Canots zur Hauptſtadt befördert wird. Daſſelbe beſteht hauptſächlich in Shirting und ſolchen Baumwollzeugen, die von der arbeitenden Klaſſe und der indiſchen Bevölkerung getragen werden. Die Maſchine treibt 6000 Spindeln, welche im Durchſchnitt wöchentlich 18000 Pfund Garn liefern, aus welchen 1700 Stück Zeug, à 32 Varas Länge, gewebt werden. Die nicht ſelbſt verwebten Ketten werden an die Weber der Umgegend abgeſetzt. Die Zahl der wöchentlichen Arbeitsſtunden iſt 76; an Sonnabenden wird aber nur 8 Stunden gearbeitet. Als Arbeiter ſind 400 Eingeborene beiderlei Geſchlechts, meiſt Knaben und Mädchen von ſechs bis zwölf Jahren, beſchäftigt, deren wöchentlicher Lohn durchſchnittlich 1800 Peſos beträgt. Der bei weitem größte Theil des Rohmaterials wird von New-Orleans bezogen.

Um 4 Uhr verließen wir die Hacienda und erreichten in 20 Minuten das Dorf Tlalmanalco. Der Ort beſitzt eine ſehenswerthe architektoniſche Reliquie, beſtehend in den Ueberreſten einer einſt prächtigen Grabkapelle, zur Seite der heutigen Kirche. Das Ganze bildet ein Viereck, deſſen Hinterſeite eine von einem einzigen großen, mit reichen Sculpturen verzierten Bogen überſpannte

Niſche enthält, in welcher früher ein Altar geſtanden haben mag. Die beiden Seitenmauern ſind einfach, aber die Vorderſeite beſteht aus fünf kleinern Bogen, welche auf fünfſchaftigen Säulen ruhen. Dieſe Bogen ſind mit Arabesken in erhabener Arbeit geſchmückt, zwiſchen welchen Menſchenköpfe angebracht ſind. Da wo die Bogen über dem Capitäl der Säulen zuſammenſtoßen, befinden ſich Köpfe, die in ſehr guter Arbeit die Züge von Sterbenden tragen. Zwei Schilder zur Seite des großen Bogens ſcheinen das Familienwappen des Stifters zu tragen, und enthalten in einem achteckigen Schilde das Kreuz des Heiligen Grabes und fünf Weintrauben.

Hinter Tlalmanaleo führte unſer Weg durch eine bergige, äußerſt liebliche Waldgegend. Als wir die Höhe erreicht hatten, lag eine Landſchaft vor uns, deren Schönheit alles früher Geſehene weit übertraf. Rechts und links begrenzten die Maſſen des Iztaccihuatl und des Popocatepetl die zackigen Felskuppen, welche in chaotiſcher Verwirrung, kahl und öde die hintern, im immergrünen Schmuck der Pinien die vordern, den Hintergrund des Bildes ausmachten. Vor uns und unter uns lag wie eine gefüllte Fruchtſchale das Thal von Amecameca, von deſſen Fruchtbarkeit man ſich erzählt, es habe in hundert Jahren keine mittelmäßige Ernte geſehen; und zunächſt unſern Füßen, dicht an unſerm Wege, an den Berg gelehnt, die freundliche Hacienda San-Rafael wie ein funkelnder Thautropfen auf dem Rande der Schale.

Die Sonne ſank unter den Horizont, als wir in Amecameca einzogen. Das Städtchen ſoll 8000 Einwohner zählen, was nach meiner Schätzung übertrieben zu ſein ſcheint. Außerhalb deſſelben, im Weſten, liegt, von allen Seiten frei, der über 300 Fuß hohe Sagro Monte wie eine Inſel im Meer der üppigſten Vegetation, und wenn die Kirche auf ſeinem Gipfel ihre Entſtehung einem Wunder verdankt, wie die Sage berichtet, ſo iſt dieſes Wunder ganz ſicher die alle Wirklichkeit übertreffende Ausſicht, beſonders wenn am Abend die Sonne, bevor ſie untertaucht, die Gipfel der Vulkane vergoldet, und das Auge, von der Schneegrenze

abwärts gleitend, die verschiedenen Vegetationsgürtel durcheilt, bis der Blick auf der weithin angebauten Ebene seinen Ruhepunkt findet.

Die Kirche bewahrt unter andern Reliquien eins der sieben Crucifixe, welche der König von Spanien seinem Feldherrn Cortez übersandte, um ihm in dem Werk der Unterjochung hülfreich beizustehen, und die dem indianischen Volke ein Symbol seiner Zukunft unter dem christlichen Scepter der allerkatholischsten Könige Spaniens wurden. Hinter der Kirche befindet sich eine mit ihr in Verbindung stehende Felsengrotte, die in früherer Zeit einem indianischen Idol Obdach geboten hat, an dessen Stelle aber heute das christliche der Heiligen Jungfrau getreten ist. Ohne große Erwartung näherte ich mich, und wurde angenehm überrascht, als ich eine trockene, heitere Felsennische betrat, deren Wände und natürliches Deckengewölbe von sinniger Hand eine solche Bearbeitung erfahren hatten, daß die Wirkung ihrer Malerei, trotz der einfachen Art wie die Farben aufgetragen waren, von der vollendetsten Kunst nicht besser erreicht werden konnte. Der Künstler hatte aus den Unebenheiten der Wandungen Wolken und Engelsköpfe gebildet, welche das Bild der Jungfrau zu umschweben schienen. Es war ein Festtag heute, und weißgekleidete Indianermädchen zündeten der Heiligen Lichter und Rauchopfer an. Jedenfalls war der Dienst derselben die christliche Metamorphose eines frühern heidnischen Cultus, aber in keinem Falle einer schrecklichen Gottesverehrung.

Der Hof des Hauses, welches ich bewohnte, füllte sich früh morgens mit zahlreicher Reisegesellschaft. Es waren Caballeros des Orts, die infolge einer sehr warmen Empfehlung des Präsidenten Señor Comonfort erschienen, bei meiner Abreise mir ein Ehrengeleit zu geben.

Es war 12½ Uhr, als wir den Rancho Tomacoco, Eigenthum meines Freundes Schiaffino, erreichten. Der gegenwärtige Pachter, ein Mann von 76 Jahren, der als junger Bursche Humboldt auf seinen Touren nach dem Popocatepetl und Iztaccihuatl begleitet hatte, erinnerte sich noch mancher Einzelheiten, und versicherte hoch

und theuer, daß Humboldt den Gipfel keines dieſer Berge betreten habe. Derſelbe Greis beſaß Manuſcripte auf Magueypapier, die wahrſcheinlich aus der Zeit der Eroberung herſtammen und die Kämpfe mit den unbekannten Ankömmlingen zum Gegenſtand haben, wofür die häufig vorkommende, zur Bezeichnung der Spanier dienende Hieroglyphe eines Weſens, halb Mann, halb Pferd, ſpricht.

Als wir um 2½ Uhr von Tomacocō aufbrachen, ſtieg der Weg ſtark bergan, und der Boden miſchte ſich bereits mit vulkaniſcher Aſche und Lavageröll. Wir legten die Region der Pinien zu Pferde zurück und erreichten um 5½ Uhr den Rancho Tlamacas, wo wir unſer Hauptlager aufzuſchlagen beſchloſſen hatten. Nach drei ſehr genau angeſtellten Barometerbeobachtungen hat er eine abſolute Höhe von 12500 Fuß, während Thornton nach ſeinen Beobachtungen vom 20. Mai 1850 ſie auf 12528 engliſche Fuß oder 3809,8 Meter angibt.

Während meine Reiſegeſellſchaft ſich in den verlaſſenen Hütten wohnlich einzurichten verſuchte, ſaß ich einſam an einem Abhange, meinen Gedanken hingegeben. Wie ſchön iſt bei dieſen Vorpoſtenbivuaks der Civiliſation, dieſen Holzſchuppen von Tlamacas, ein Abend wie dieſer!

Große Lichter, kleine Funken
Glitzern nah und glitzern fern,
Glitzern hier, im See ſich ſpiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht,
Tiefſten Ruhens Glück beſiegelnd,
Herrſcht des Mondes volle Pracht.

Ein friſcher, kräftigender Hauch ſtrich durch die Tannen und ſtreichelte heimatlich vertraut meine Wangen. „Sind wir ein Spiel von jedem Hauch der Luft“, oder war es die Erinnerung, daß heute der Geburtstag meiner theuern Mutter war? Genug, ich gedachte viel und lange der Heimat und der fernen Lieben. Was hätte ich darum gegeben, auf fünf Minuten nur in ihre Nähe fliegen zu können!

Die mit dem Namen Rancho bezeichneten Hütten wurden von Indianern, welche die Schwefellager des Berges ausbeuteten, erbaut, um darin Schutz gegen Schneegestöber und Kälte zu suchen. Die Nacht, welche wir in ihnen zubrachten, ging fast schlaflos für uns vorüber, denn trotz eines gewaltigen Feuers, welches von den Mozos die ganze Nacht unterhalten wurde, war es unmöglich, der Kälte zu vergessen; auch ist ein Temperaturunterschied von mindestens 50° F. kein Gefühl, an welches man sich so über Nacht zu gewöhnen vermag. Froh begrüßten wir daher die Sonne, die in aller Pracht aufging und unsern von der Kälte erstarrten Gliedern wenigstens diejenige Wärme versprach, die eine Folge des Gebrauchs derselben ist. Die Schwefelschlote der vor uns liegenden Krater hauchten leise gekräuselte Rauchwolken in den tiefblauen Himmel; die letzten Vorbereitungen der für eine solche Expedition etwas zu zahlreichen Gefährten war beendigt, und endlich konnten wir den Rancho gegen 9 Uhr morgens verlassen.

Die letzte Vegetation, ein weiter Tannengürtel, lag hinter uns, und eine tiefe Schlucht, welche Regen- und Schneewasser in die lose Asche gewühlt hatten; sperrte unsern Pfad und nöthigte uns, zur äußersten Ermüdung der Pferde, welche bis zum Knie einsanken, an ihrem Rande hinaufzureiten, um eine passende Stelle zum Uebergang zu finden. Auf einer Höhe, die eine weite Aussicht über Puebla und Mexico bot, machten wir halt, um den langen Zug der Maulthiere und Packträger uns sich anschließen zu lassen, und schlugen dann, in Zickzacklinien aufsteigend, eine östliche Richtung ein. Die Schonung unserer eigenen Kräfte forderte, unsere armen Pferde halb zu opfern, die, in der tiefen Asche watend, bei der dünnen Atmosphäre kaum noch den nöthigen Sauerstoff fanden, den sie bedurften. Der Pico del Fraile, eine mächtige Felskuppe, zum Popocatepetl gehörig, lag bereits seitwärts unter uns, mit gegen den Vulkan senkrecht abfallenden Wänden und auf der Nordseite mit Schnee bedeckt. Der Zufall oder eine unglückliche Wahl hatte, nach der Versicherung eines unserer Führer, dessen Vater Humboldt bei seiner Besteigung des Berges begleitete, diesen Gelehrten an den Fuß des Pico del Fraile geführt, von wo

aus die Besteigung unmöglich erscheint, und wirklich soll Humboldt, nach der Versicherung desselben Mannes, auch nicht höher gekommen sein.

Nach 10 Uhr erreichten wir das Cruz del Creston, eine Trachytklippe von den bizarrsten Formen, bei welcher die Schwefelarbeiter ein hölzernes Kreuz errichtet haben, von dem die Station ihren Namen hat. Da ich es nicht übers Herz bringen konnte, meine armen Pferde noch länger zu quälen, so stieg ich hier ab und schickte sie nach dem Rancho zurück, während meine mexicanischen Begleiter vorzogen, beritten zu bleiben.

Gegen 11 Uhr erreichten wir das Schneefeld, und die eigentliche Arbeit begann; denn der Schnee war entweder so lose, daß wir bis ans Knie in denselben einsanken, oder hart gefroren und glatt wie ein Spiegel. Da es in letzterm Fall unmöglich war, festen Fuß zu fassen, so mußte einer der Indianer vorgehen und mit einem Handbeile Stufen einhauen, in welche wir Schritt für Schritt den Fuß setzten. Bei der jähen Steigung und den vielen Leuten fehlte es bald hier, bald da, sodaß wir nur langsam vorwärts kamen. Um 3 Uhr hatten wir noch nicht die Hälfte des Schneefeldes hinter uns, als wir die Indianer vermißten, die unsere Mäntel, Decken und Mundvorräthe nachtragen sollten; sie waren sämmtlich einer nach dem andern durchgegangen, da ihnen die Arbeit zu groß geworden war.

Meine Erfahrungen vom Orizaba her belehrten mich, daß die Besteigung diesmal verfehlt und es Thorheit sein würde, unter diesen Umständen und so spät am Tage den Versuch fortzusetzen. Zudem war mein Vorhaben, die Nacht über im Krater zu bleiben, ohne Decken und Lebensmittel unausführbar, und in der Dunkelheit den Rückweg anzutreten, würde, wenn auch nicht unmöglich, doch tollkühn gewesen sein. Aus diesen Gründen schlug ich meinen Freunden vor, umzukehren und am folgenden Tage zu früherer Morgenstunde die Besteigung von neuem zu beginnen.

Mit Ausnahme einer einzigen Stimme wurde der Rückweg beschlossen, und nur Dr. Crawford bestand darauf, noch heute den Krater zu erreichen. Wir überließen ihm deshalb unsern Führer

und kehrten zum Rancho zurück. Beim Hinabsteigen stürzte Hr. Walker und rollte mit einer Geschwindigkeit, die der des senkrechten Falls gleich schien, etwa tausend Fuß über die Schneefläche. Wir glaubten ihn mindestens sehr beschädigt, allein außer einigen Schrammen hatte er keine Verletzung davongetragen.

Um 5 Uhr kamen wir zum Rancho zurück und begannen mit Fernröhren nach Crawford auszulugen. Nach einer Stunde entdeckten wir ihn, ohne Führer und die Schritte einem Abgrunde zulenkend. Offenbar hatte irgendein Ereigniß ihn des Führers und der Richtung beraubt. Mit wachsender Sorge folgten wir jedem seiner Schritte; er ruhte oft aus, legte kurze Strecken zurück und rastete von neuem. Diesmal bleibt er lange sitzen; wir fürchten, er werde vor Kälte und Ermüdung einschlafen, um nicht wieder zu erwachen; die Dunkelheit läßt ihn kaum noch erkennen; jetzt erhebt er sich; wir sehen ihn zum letzten mal ganz nahe dem Abgrund. Sämmtliche Leute zu Fuß und zu Pferd waren aus, um ihn zu suchen; ihre Fackeln leuchteten nach Einbruch der Nacht in verschiedenen Richtungen; Schüsse wurden von Zeit zu Zeit abgefeuert, Raketen steigen gelassen, und am Rancho selbst schlug ein aus Baumstämmen aufgeschichteter Holzstoß haushohe Flammen. In ängstlicher Erwartung harrten wir bis 8½ Uhr ohne Resultat. Endlich vernahmen wir das verabredete Signal, und nach einer halben Stunde wurde Crawford mehr todt als lebend zurückgebracht.

Er war nach seiner Aussage wirklich bis zum Krater gekommen, hatte sich dort eine Weile aufgehalten und noch bei hellem Tage den Rückweg angetreten. Unterwegs hatte ihn ein Sturz von seinem Führer getrennt; es war dunkel geworden und er gerieth in die Klippen, aus denen er sich nicht mehr herauszufinden wußte und wo unsere Leute ihn erschöpft und halb erfroren auffanden.

Eine Stunde später kam auch sein Führer ächzend und stöhnend bei uns an. Er hatte bei seinem Sturz eine tüchtige Schramme am Arm erhalten; die Weichtheile waren zerrissen, jedoch der Knochen unbeschädigt. Während ich einige Hefte einlegte, um die

Wunde ſoviel wie möglich zu ſchließen, jammerte er furchtbar und übertrieb offenbar die ausgeſtandene Angſt und Gefahr ſeines koſtbaren Lebens, deſſen Erhaltung er nur dem gnädigen Beiſtande der Heiligen Jungfrau von Sagromonte zu verdanken habe. Den anweſenden Indianern ſchien auch das Wunder eine ausgemachte Sache zu ſein, und der Mann, den die Heilige gewürdigt hatte, an ihm ihre Größe zu beweiſen, war für ſeine Landsleute plötzlich ein Gegenſtand der Verehrung und hoher Theilnahme geworden. Nach längerer, in dem Idiom des Stammes geführten Berathung trat der Führer vor uns hin und erklärte, er könne nach ſeiner innigſten Ueberzeugung ſeine wunderbare Rettung einzig und allein dem Umſtande verdanken, daß Unſere Liebe Frau von Sagromonte ſein Gelübde angenommen habe, falls er mit dem Leben davonkomme, ihr einen goldenen Leuchter mit hundert Wachskerzen zu ſtiften. Um ſein Gelübde zu löſen, ſei er gezwungen, alle frommen Verehrer der Heiligen Jungfrau um milde Gaben anzuſprechen, und da ſeine Rettung gewiſſermaßen dem Seelenheil gegenwärtiger Geſellſchaft mit zugute komme, da ſein Tod eine ſchwere Verantwortlichkeit auf ſie geladen haben würde, ſo hoffe er, man werde ihm um ſo mehr eine kleine Beiſteuer nicht verſagen, als er trotz ſeiner Armuth auf die ihm rechtlich zuſtehenden Schmerzensgelder zu Gunſten ſeiner hohen Patronin Verzicht leiſte. Uns andern war es bei der langen Rede des Mannes etwas komiſch geworden. Dr. Crawford aber fragte ihn gutmüthig, auf welchen Beitrag er von ſeiten der Geſellſchaft rechne. „Wenn mir der Herr vorläufig 1000 Peſos auf die Schuld abtragen ...“ — Ein ſchallendes Gelächter unterbrach ihn; da mich aber die Sache perſönlich nicht weiter anging, ſo ſuchte ich mein Lager auf, und es iſt mir unbekannt geblieben, auf welche Weiſe Hr. Crawford mit ſeinem Führer ſich verſtändigte, da uns beide am frühen Morgen verließen. Auch der übrige Theil der Nacht ſollte nicht ohne Störung für uns vorübergehen. Wölfe, von dem Geruch des Abendeſſens angezogen, umkreiſten, laut heulend, unſer Lager, und noch ehe es uns gelang, ſie durch Schießen zu vertreiben, hatten die Pferde ihre Laſſos zerriſſen und in paniſchem Schrecken das Weite geſucht, ohne daß

während der Nacht daran zu denken war, sie wieder einzufangen. Die Mozos, welche mit Tagesanbruch nach ihnen ausgeschickt wurden, kehrten erst um 10 Uhr mit den Thieren zurück, die ihre Angst fast bis nach dem 4 Leguas entfernten Amecameca getrieben hatte. So blieb auch für diesen Tag die Besteigung des Vulkans unthunlich, und da Crawford, der den Versuch „für keine Million" mehr machen wollte, bereits abgereist war, und Hr. Walker nothwendiger Geschäfte wegen nach Mexico zurückkehren mußte, so setzten Schiaffino und ich, die wir allein noch übrig waren, die Ausführung der Unternehmung auf den folgenden Tag, einen Sonntag, fest.

Während ich die senkrechte Höhe des Pics über dem Niveau des Rancho trigonometrisch maß, wurden zu gleicher Zeit Vorkehrungen zu einer Tour nach dem Cerro de Tlalcanasco getroffen, und gegen 11 Uhr begaben wir uns auf den Weg. Dieser Gipfel liegt zwischen dem Popocatepetl und Iztaccihuatl in der Mitte, reicht aber nicht bis zur Schneegrenze. Von seiner Höhe herab genießt man eine herrliche Aussicht, die der vom Popocatepetl wenig nachgibt, während sie mit viel mehr Ruhe genossen werden kann. In westlicher Richtung liegen die Thäler von Mexico, Amecameca, Cuernavaca und Toluca; letzteres überragt von der schneebedeckten Nevada gleiches Namens; nach Osten liegt die Hochebene von Puebla ausgebreitet, in deren Mitte die Malinche thront; hinter ihr der Coffre de Perote und rechts der majestätische Orizaba, auf dessen nördlicher Seite die Schneegrenze merklich tiefer reicht als auf der Südseite. Zur Orientirung der Karte füge ich die folgenden, von mir gemessenen Horizontalwinkel an:

Pic de Orizaba . .	O. 3° S.
Malinche	N. 67° O.
Puebla	O. 3° N.
Cholula	O 7° N.
Iztaccihuatl	N. 12° W.
Mexico	W. 30° N.
Cerro de Toluca. .	W. 3° S.

Der Name Tlalnacasco bedeutet „Ohr des Vulkans" und rührt daher, daß man auf deſſen Spitze hören ſoll, was auf dem höhern Popocatepetl geſprochen werde. Ich kann die Behauptung nicht aus eigener Erfahrung beſtätigen, noch weniger aber als Albernheit verwerfen. Daß die Intenſität des Schalles nicht mit der Dichtigkeit der Luft abnimmt, wie man lange Zeit nachgeſprochen hat, iſt ſchon durch Hawksbee's Verſuche widerlegt worden, und die Verſuche, welche Bravais und Martins auf dem Großen Plateau des Montblanc anſtellten, beweiſen, daß die Schallſtärke in Höhen von 7—12000 Fuß über dem Meere größer iſt als in der Ebene. Nach den Verſuchen, die Lacondamine 1740 auf dem Hochland von Quito und vier Jahre ſpäter in Cayenne anſtellte, nimmt zwar die Geſchwindigkeit des Schalls mit der Temperatur ab, doch keineswegs die Intenſität, welche im Gegentheil bedeutend zunimmt, wovon ſich Parry während ſeines Winteraufenthalts auf den Melville-Inſeln überzeugte, und Lieutenant Foſter erzählt, daß er während ſeiner Expedition bei 18° F. und einem Luftdruck von 30,14″ mit einem Matroſen bequem ſprechen konnte, der in einer Entfernung von 6696 Schritt ſtand.

Vom Tlalnacasco ritten wir über einen Bergrücken nach dem Cerro Nexpaiantla, der unterhalb des Pico del Fraile liegt und eine an deſſen Fuß anfangende und bis ins Thal von Amecaméca ſich hinziehende Cañada begrenzt. Dieſe tiefe Schlucht mit ihren phantaſtiſch zerriſſenen Wänden feſſelt den Blick und das Intereſſe, denn ſie könnte bei Anlegung einer Eiſenbahn von Mexico nach Puebla mit großem Vortheil benutzt werden, da der unter dem Cerro durchgetriebene Tunnel ſehr bald und in großer Tiefe auf der andern Seite zu Tage führen würde. Wir ſtiegen in der Richtung des Rancho oſtwärts und kamen zu einem aus Sand und Aſche beſtehenden Hügel, bei dem wir Scherben altindianiſcher Gefäße und Idole fanden, und in einer Tiefe von wenigen Fuß auf wohlerhaltene Antiken aus gebranntem Thon ſtießen. Man erzählte uns, daß ſchneeſchürfende Indianer einen großen Theil derſelben ausgeſcharrt und in Mexico verkauft hätten; allein noch immer iſt der Hügel eine ergiebige Fundgrube, und der lockere,

meiſt aus leichter Aſche beſtehende Boden bietet dem Sammler nur geringe Schwierigkeit.

Nach dem Rancho zurückgekehrt, unterwarfen wir die für den folgenden Tag gemachten Vorbereitungen nochmals einer Prüfung und genoſſen der Ruhe, um am andern Morgen mit neuer Kraft und heiterm Muth das Ziel unſerer Wünſche anzuſtreben.

Um 8 Uhr am folgenden Morgen brachen wir auf und erreichten, ohne uns einen Aufenthalt zu geſtatten, nach einer Stunde das Cruz del Creſton. Hier ſaßen wir ab und ſandten unſere Pferde zurück. Darauf ſetzten wir dunkle Brillen auf, banden außerdem Schleier vor, ſchnallten die Eisſporen an und ordneten Führer und Träger. Ein jeder von uns übernahm drei Mann zu überwachen. Der Vorderſte von ihnen mußte Stufen in den Schnee hauen; die beiden übrigen waren durch ein langes Seil miteinander verbunden, welches einestheils dazu diente, uns daran halten zu können, anderntheils das heimliche Entweichen der Leute zu verhindern. Ein eiſiger und heftiger Wind ſchnitt durch alle Glieder, und zugleich gönnte die Beſorgniß widrigen Wetters keine Raſt. So angeſtrengt, als es unſere Kräfte nur immer erlaubten, und ohne ein Wort zu ſprechen, ſtrebten wir höher und höher hinauf. Führer und Träger ſanken wiederholt in den Schnee ein. Schiaſſino blieb mit ſeinen Leuten weit zurück; aber unerbittlich und hart gegen den einen wie den andern, drängte ich raſtlos und verlangend hinauf. Wenige Minuten vor 12 Uhr ſtieß der vorderſte Indianer in geringer Entfernung über mir ein Jubelgeſchrei aus und feuerte mich mit den lebhafteſten Geſticulationen an, ihm zu folgen. Seine Ungeduld war ſo groß, daß er mir entgegenſprang und mit aller Anſtrengung mich die letzte ſteile Höhe emporzog. Ein Sprung, und ich ſtand, ohne daß ich mich dem Ziele ſo nahe geglaubt hatte, am Rande des Kraters, dieſer großen Opferſchale auf dem Altar des Popocatepetl.

Ganz im Gegenſatz zu dem grauenhaft großartigen Schlunde des Orizaba, bot der zu meinen Füßen aufgeſchloſſene Krater eher ein freundliches Bild dar. Die Sonne ſchien hell und erwärmend,

und das bunte Geſtein der Wandungen des Kraters ſchimmerte in ſeiner ganzen Tiefe in herrlichen Farben. Der Boden des Schlundes war vollkommen erleuchtet, und außer dem unheimlichen Brauſen, welches aus der Tiefe unſer Ohr erreichte, und den ſenkrecht aufſteigenden Rauchſäulen der Reſpiraderos, beſaß das vor uns liegende Bild keinen Zug, der ein unheimliches Gefühl erwecken konnte.

Unſer Standort war auf der Nordſeite des Schlundes. Zu beiden Seiten thürmten ſich ſchwarze, durch einen Ueberzug von Lava verglaſte Granitfelſen auf, deren Spalten, Riſſe und Höhlungen dichte Schwefeldämpfe aushauchten. Vollkommen ſenkrecht erheben ſich die Wände des Kraters, beſonders an der öſtlichen Seite mit einem mächtigen Schwefelüberzug von hochgelben Kryſtallen bedeckt, während auf den einzelnen horizontalen Vorſprüngen hoher Schnee ruht. Aus drei mächtigen Schloten, von denen zwei auf der nördlichen Seite, der dritte an der ſüdlichen Ecke am Boden des Kraters ſich öffnen, ſteigen weiße und blaue Dämpfe auf, und flüſſiger Schwefel quillt aus ihnen hervor. Nachdem ich hier eine Skizze aufgenommen hatte, ſtieg ich bis zur höchſten Spitze des Berges hinauf, legte mich der Länge nach, das Geſicht in die Tiefe gerichtet, auf den Schnee, und genoß das Vergnügen eines wunderbar grauenvollen, aber feſſelnden Anblicks; doch, vom Schwefeldampf betäubt, vermochte ich mich kaum aus meiner unbequemen Lage zu erheben.

Nach einem Rundgang um den Krater nach meinem erſten Standorte zurückgekehrt, beſtimmte ich von hier aus den Umfang deſſelben auf ungefähr 8000 Fuß; die Tiefe des Kraters vom höchſten Rande bis zum Boden beträgt 1393 Fuß; der obere Durchmeſſer 2709 Fuß, der untere 750 Fuß; das Titelkupfer dieſes Bandes gewährt dem Leſer ein Bild des Kraters.

Nach Ausſage von Leuten, welche die Sammlung des Schwefels als Gewerbe betreiben, ſollen die drei Reſpiraderos täglich 9 Centner reinen Schwefel ausſtoßen. Bedenkt man, daß Gold- und Silberminen im beſten Falle eine unſichere und gefährliche Ausbeute gewähren, und daß der Krater des Popocatepetl die ſei-

nem Schoſe entnommenen Vorräthe jeden Tag neu gebiert, ſo muß man geſtehen, daß Mexico an dem Schwefel des Vulkans einen ebenſo reichen als leicht und gefahrlos zu hebenden Schatz beſitzt.

Der letzte Ausbruch des Popocatepetl liegt in ferner Vergangenheit, und doch haben ſeine Schlote nicht aufgehört, in Strömen von 1 Zoll bis zu 1 Fuß Durchmeſſer den reinſten Schwefel auszuſtoßen.

Gegen 4 Uhr traten wir den Rückweg an. In großen Sätzen, zuweilen tief in den Schnee einbrechend, eilte ich den Führern und meinen Gefährten voraus, langte in einer Viertelſtunde am Cruz del Creſton an und erreichte in dreiviertel Stunde den Rancho. Beinahe eine Stunde ſpäter traf auch Schiaffino mit unſern Leuten ein. Eine raſchere und glücklichere Beſteigung iſt unmöglich, und was uns beſonders wohlthat, war, daß keiner an den Augen litt oder ſonſt einen Unfall zu beklagen hatte.

Unſere Abſicht war, am folgenden Tage den Rancho zu verlaſſen und nach Puebla zu gehen. Allein, als wir uns eben für die Nacht in unſere Decken eingewickelt hatten, brachten zwei unbekannte Burſchen die Nachricht, Puebla habe ſich aufs neue pronuncirt, und ſchon ſeit Freitag ſchlage man ſich dort mit der größten gegenſeitigen Erbitterung. Dieſe Nachricht war wohl geeignet, mich beſtürzt zu machen, denn nicht allein, daß ſie meinen Reiſeplan kreuzte, ſondern mein Gepäck befand ſich ſchon in Puebla, und Crawford hatte verſprochen, mir dorthin einen neuen Barometer nachzuſenden. Der Plan, nach Puebla zu reiſen, mußte alſo vorerſt aufgegeben werden; deshalb ſchlugen wir am folgenden Morgen vom Rancho aus zuerſt die Richtung nach Amecameca ein. An dem Punkte, wo der Weg von Puebla in den unſerigen einmündete, begegneten wir einem Arriero, der von letzterer Stadt kam und die Nachricht von einem Pronunciamento für eine reine Erfindung erklärte. So angenehm mir die Verſicherung war, ärgerte ich mich doch, durch die lügenhaften Burſchen mindeſtens vier Stunden Zeit verloren zu haben. Ich ſelbſt beſchloß, von hier aus jetzt doch den Weg nach Puebla einzuſchlagen, während Schiaffino

es vorzog, seine Richtung nach Mexico beizubehalten. So trennte ich mich hier von einem Freunde, dessen Andenken mir immer theuer bleiben wird, und von dem ich nicht zweifle, daß er bei seiner seltenen Begabung seinem Vaterlande große Dienste leisten kann.

Der Weg nach Puebla führt über den Gebirgspaß, welcher die beiden oft erwähnten Vulkane verbindet. Gegen 11 Uhr erreichte ich die Höhe, und der Weg zog sich dann abwärts durch einen dichten Wald von Pinien und Tannen. In geringer Entfernung von dem Rancho Pelo de Galinas begegnete mir ein Reiter, der mir die Ruhe in Puebla bestätigte und sich nicht abhalten ließ, ein gutes Stück des Weges mich zu begleiten. Im Lauf der Unterhaltung fragte er, ob ich jener Fremde sei, welcher den Popocatepetl bestiegen habe, und ob ich nicht seinen Onkel Don Gregorio und Don Pablo Perez in Amecameca kennen gelernt hätte. Als ich ihm darauf erwiderte, beide wären meine Begleiter bis zum Rancho Tlamacas gewesen, fuhr er fort: „Als Freund meiner Verwandten darf ich Sie nicht ungewarnt ihre Straße ziehen lassen: eine halbe Stunde von hier werden Sie einen Engpaß vor sich finden, in welchem mehrere Poblanos einen Hinterhalt gelegt haben. Da bei mir nichts zu holen war, ließ man mich ungehindert ziehen. Sie aber wird man auf jeden Fall angreifen und ausplündern." Er bezeichnete mir darauf einen Fußpfad, der links abführte, und sagte: „Etwas weiter ist es, aber er führt sie an dem Hinterhalt ungefährdet vorüber." Ich erforschte von ihm die Zahl der Räuber und erfuhr, es seien ihrer acht, nicht mehr und nicht weniger. „Nun wohl", sagte ich, „ich habe Lust, diese Räuber wiederzusehen, und will diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen." „Señor, ich beschwöre Sie, wählen Sie den Weg zur Linken; ich könnte es vor meinem Gewissen und vor meinen Verwandten nicht verantworten, gestattet zu haben, daß Sie diese Straße einschlugen." Ich schüttelte dem jungen Manne herzlich die Hand, mit den Worten: „Grüßen Sie Don Gregorio und Don Pablo. Sie haben Ihre Schuldigkeit gegen mich erfüllt, aber dem Rathe kann ich nicht folgen, weil ein Caballero aleman solchen Schuften nicht aus dem

Wege geht.“ Wir trennten uns. Kopfschüttelnd blickte er mir nach, und meine beiden Diener machten bedenkliche Gesichter. Ich mußte ihnen Muth einsprechen, ließ sie ihre Pistolen mit gespannten Hähnen in die Hand nehmen, machte meine eigenen Waffen fertig zum Gebrauch, und voranreitend verfolgte ich den Pfad.

Die Gegend gestaltete sich von Schritt zu Schritt wilder und malerischer; bald wand sich die Straße durch eine enge Schlucht, bald schlang sie sich als schmaler Steg um den Abhang der Berge; bald gewährte sie eine weite Fernsicht; bald sperrten Felsvorsprünge und finstere Tannen die Aussicht. Eine passendere Gegend für einen Raubangriff konnte es nicht geben, und seiner gewärtig lugten wir nach allen Seiten scharf aus; aber eine Windung der Straße um die andere, eine Schlucht nach der andern wurde zurückgelegt, ohne daß ein Räuber sich zeigte.

Gegen 2 Uhr erreichte ich den Saum des Waldes; die Straße fiel steiler bergab; ich passirte das Dorf Santiago Salichintla und erreichte eine Viertelstunde später San-Nicolas de los Ranchos. Mittlerweile hatte das Bedürfniß, Hunger genannt, sich sehr lebhaft fühlbar gemacht; doch vergeblich forschte ich nach einem Meson in einem Dorfe, wo nicht einmal eine Tienda existirte. Ich war deshalb hoch beglückt, als der Juez (Richter) mir sein Haus zum Absteigen, sowie Lebensmittel für Roß und Mann anbot. Als ich um $4^1/_2$ Uhr das Dorf verließ, genoß ich eine jener Aussichten, welche sich dem Gedächtniß unauslöschbar einprägen und bei einem empfänglichen Sinn die Mühen einer langen Reise in Vergessenheit bringen. Auf der reichen Hochebene von Puebla lag die Malinche in den schönsten Farbentönen, und der Orizaba hob sein Haupt, von rother Glut umflossen, hoch empor. Zur Linken des Weges liegt ein Hügel, Teotou genannt, in Form einer Pyramide. Ein alter Mann erzählte mir, er habe den Berg vor langen Jahren bestiegen und sich überzeugt, daß er nicht künstlich aufgetragen sei; beim Nachgraben habe er viele Idole und andere indianische Alterthümer gefunden, aus welchen hervorgehe, daß die alten Indianer auf demselben Todtenopfer gefeiert hätten.

Die dunkle Nacht, blos von den Sternen gelichtet, war längst

hereingebrochen; nur der majeſtätiſche Popocatepetl zeigte noch im letzten Schimmer des entſchwundenen Tages die Contouren ſeiner gigantiſchen Schultern. Pferde und Menſchen waren aufs äußerſte erſchöpft, als gegen 8 Uhr Cholula uns aufnahm. Früh am Morgen ſaß ich bereits wieder im Sattel, und um 9 Uhr kamen wir in Puebla an.

Ruinen von Coxcotlan.

II.

Von Puebla bis Oaxaca.

Verändertes Ausſehen von Puebla. Tepeaca. Venta del Corte. Bereitung der Tortillas. Ankunft in Tehuacan. Ausflug nach den Lagunen von San-Bernardino. Das Feſt der heiligen Katharina. Geſchichtliches über Tehuacan. Unterſuchung ſeines als Heilmittel gerühmten Trinkwaſſers. Die Maulthierzucht. Die Sierra de Tehuacan. Coxcotlan und ſeine Ruinen. Der Balſambaum (Myroxylon peruiferum). Vampyre. Der mexicaniſche Upasbaum (Hura crepitans). Die Hacienda von Tilapa. Ein chevalereſker Geiſtlicher. Jagdpartie. Morgengebet der Indianer. Das ſüdliche Kreuz. Der Iguan (Iguana rhinolopha, Wiegm.), eine gute Speiſe. Cuiotepec und ſeine Ruinen. Das Dorf Cuicatlan. Jagd im Thal des Rio de las Vueltas. Der Puma oder Cuguar (Felis concolor). Ein Seelenhirt mit ſeiner Heerde auf Reiſen. Gefährliche Wege. San-Juan del Eſtado. Villa de Etla. Ankunft in Oaxaca.

Seit ich Puebla nicht mehr geſehen, hatte deſſen Phyſiognomie Veränderungen erlitten, die nicht verfehlen konnten, auf den An-

kömmling einen ſchmerzlichen Eindruck zu machen. Die Straßen, welche ich zuerſt betrat, lagen theilweiſe in Ruinen; Trümmer von Barrikaden, große Haufen Steine, aus dem aufgeriſſenen Pflaſter gebildet, hinderten bald mehr bald weniger die Paſſage für Menſchen und Thiere. Lautloſe Stille herrſchte in den Straßen und im Innern der Wohnungen. Viele der nicht zerſtörten Gebäude waren geſchloſſen; andere, von ihren rechtmäßigen Eigenthümern verlaſſen, ſtanden öde oder waren von Leperos und ähnlichem Geſindel in Beſitz genommen: alles bot das häßliche Bild der ſchrecklichen Folgen des Bürgerkriegs. In dem Maße, als wir uns dem Mittelpunkt der Stadt näherten, gewann der Verkehr an Lebhaftigkeit; aber es herrſchte nicht jene geordnete, von den Geſchäften des Friedens bedingte Thätigkeit, ſondern Spannung, Neugier und Leidenſchaft lag in den Zügen und den Geberden der uns Begegnenden. Und wenn auch die Hochwaſſer der Leidenſchaften bereits wieder in ihr Bett zurückgetreten waren, ſo blieben die Spuren der angerichteten Verheerung nur zu ſichtbar.

Das Meſon von San-Antonio, in welchem ich früher Herberge gefunden hatte, fand ich als Schutthaufen wieder. Ich richtete deshalb meine Schritte zur Wohnung meines bereits früher erwähnten Gaſtfreundes Becker, und fand dort auch die gaſtfreundlichſte Aufnahme während dreier Tage.

Der Gouverneur der Stadt und Provinz war Hr. Garcia Conde, an welchen ich Empfehlungen hatte. Als ich ihm dieſelben überreichte, beglückwünſchte er mich nicht nur über meine gelungene Beſteigung des Popocatepetl, ſondern insbeſondere auch wegen meiner glücklichen Ankunft in Puebla; denn wenn auch gegenwärtig die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums in der Stadt hergeſtellt ſcheine, ſo ſei dies doch von der Umgegend durchaus nicht zu glauben, in welcher ſich noch lange räuberiſche Banden unter dem Namen von Pronunciados umhertreiben würden; es ſei daher auch ſeine Pflicht, mich nicht ohne Schutz abreiſen zu laſſen, ſondern eine Escorte mir zur Bedeckung zu geben. Obwol ich letzteres durchaus nicht annehmen wollte, weil ich meiner Erfahrung

zufolge mehr auf mich ſelbſt als auf den Schutz mexicaniſcher Soldaten vertraute, beſtand er doch darauf, und als ich am 23. Januar, morgens 8 Uhr, das Haus meines Freundes verließ, ſchloß ſich mir ein kleines Detachement Ulanen an, welches beordert war, mich wohlbehalten nach Tehuacan zu bringen.

Außerhalb des Thores führte mich mein Weg zuerſt auf die belebte Straße von Vera-Cruz. Lange Züge ſchwerbeladener Maulthiere, welche ausländiſche Erzeugniſſe aus der Hafenſtadt nach der Metropole brachten, regten dicke Staubwolken auf, und die einförmigen Geſtalten der Indianer, welche in langer Zeile an uns vorübertrabten, waren nicht geeignet, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln oder für den monotonen Charakter der Gegend zu entſchädigen. So ritten wir in ſcharfem Trabe und erreichten um 9 Uhr das Dorf Chachapa und um 10 Uhr Amazoc, ein kleines Städtchen, deſſen Bewohner weit und breit in der Republik als die geſchickteſten Arbeiter in Stahl und Eiſen berühmt ſind. Mehrmals hatte ich Gelegenheit gehabt, hier verfertigte, reich und künſtlich mit Silber incruſtirte Pferdegebiſſe, Säbelgriffe, Sporen u. ſ. w. zu bewundern, und mich gefreut, dergleichen an der Quelle meinen Freunden in Europa zum Geſchenk einkaufen zu können. Allein, wie es ſcheint, erlauben die unſichern Verhältniſſe des Landes nicht, auf Lager zu arbeiten, denn vergebens fragte ich die ganze Stadt durch, ohne auch nur ein Paar Sporen aufzutreiben, und auf das Erbieten, auf Beſtellung für mich anzufertigen, was ich verlange, konnte ich ſelbſtverſtändlich nicht eingehen.

Wie ſich bereits auf dem kurzen Weg herausgeſtellt hatte, waren meine Laſtthiere für eine raſche Reiſe zu ſchwer bepackt; um daher von meiner kriegeriſchen Begleitung einigen Nutzen zu ziehen, beauftragte ich dieſelbe, eine Mula oder wenigſtens einen Langohr zu requiriren, um bis Tehuacan die Bürde meiner Laſtthiere zu theilen. Nach langem vergeblichen Suchen kehrten ſie mit einem abgetriebenen und ſtörriſchen Eſel zurück, dem einzigen Vierfüßer aus dem Genus Equus, den ſie hatten auftreiben können.

Nachdem die Vertheilung des Gepäcks bewerkſtelligt war, brachen wir um 12 Uhr auf und erreichten nach einer ſtarken Stunde Te-

peaca. Das Städtchen liegt 8 Leguas von Puebla und mehr als 30 in südöstlicher Richtung von der Hauptstadt. Der alte Name desselben war Tepeyaca, d. h. Bergschnabel. Die Spanier, welche hier im Jahre 1520 eine Niederlassung gründeten, nannten sie Segura de la Frontera. Im Unabhängigkeitskriege erlangte sie ein historisches Interesse durch einen Sieg über die königlichen Truppen. Der Anführer meiner Escorte war ein alter Mann, den ich bereits unterwegs durch meine Puros, welche er vortrefflich fand, sowie durch eine gewisse Achtung, die ich schon seinem weißen Haar schuldete, gewonnen hatte. Als wir uns daher um einige Erfrischungen niedergelassen hatten, löste der vortreffliche Catalan und alte Erinnerungen die Zunge meines neuen Freundes, und mit vielem Wohlgefallen sprach er von der ruhmvollen Schlacht vor Tepeaca, die er unter dem General Hevia mitgefochten hatte.

„General Bravo hatte von Izucar aus die Nachricht an Herrera gelangen lassen, daß er einen Angriff erwarte, und ihn aufgefordert, zu seiner Unterstützung zu eilen. Zu gleicher Zeit hatte Herrera sich in Huemantla festgesetzt und einen Kapitän der pueblaner Dragoner zur Ausforschung der Stellung Bravo's vorausgeschickt. Hevia, von der Macht Herrera's unterrichtet, schickte sich an, diesen anzugreifen, der, statt sich mit Bravo zu vereinigen, seine eigene Position zu behaupten beschloß. Am 22. April des Jahres 1821 erschienen wir, etwa 1300 Mann Infanterie und 100 Pferde stark, vor Tepeaca und setzten uns auf den Höhen fest, welche die Stadt beherrschen. Herrera suchte durch das feste Pfarrhaus und das Kloster San-Francisco seine Flanke zu decken und besetzte durch seine Cavalerie, die das Sechsfache der unserigen betrug, alle Zugänge. Den 23. entspann sich ein Tirailleurgefecht, und am 24. griff uns Herrera an. Vier Colonnen von je 140 Mann sollten durch einen Bajonnetangriff sich der Höhe bemächtigen. Angriff und Vertheidigung waren gleich hartnäckig; da es aber einer der Colonnen mislungen war, uns in den Rücken zu fallen, auch die feindliche Reiterei des coupirten Terrains wegen nicht wirken konnte, so gelang es uns, nach mehrstündigem

heißen Kampfe, die stürmenden Colonnen zurückzuwerfen und Herrera zu zwingen, seine Stellung zu räumen und sich in der Richtung von Acalcingo zurückzuziehen. Wir besetzten noch in der Nacht das Kloster und verfolgten am andern Tage den Feind."

Ich habe die Erzählung eines Vorganges, der in den Bürgerkriegen dieses Landes gar häufig vorkommt, wol wiederholt, aber gesucht, meinen Leser mit der Aufzählung der unendlichen Details zu verschonen, welche mir mein redseliger Gefährte, wie dies ja alte Soldaten immer gern thun, der Länge und Breite nach gegeben hatte.

Es war gerade Markt im Städtchen, und da unser Quartier an der Plaza-Mayor lag, so konnte ich das rege Getreibe recht bequem mit ansehen.

Die Gegenstände des Marktes beschränkten sich auf Früchte, rohen baumwollenen Stoff, Pulque, Tortillas und hauptsächlich Chile (Spanischen Pfeffer), der in fast größern Quantitäten als das tägliche Brot verkauft und genossen wird.

Indianer bildeten sozusagen allein das Publikum; die Männer, betrunken oder im Begriff es zu werden, die Frauen, bekleidet mit einem Hemde, einem um die Hüften geschlungenen Tuche mit rothem und blauem Saum, eine halbe Kürbisschale statt des Huts auf dem Kopf und ein Kind rittlings mit dem erwähnten Tuche aufs Kreuz gebunden, waren Gestalten, wohlgeeignet, Mitleid zu erregen, am meisten aber die schon so frühe zum Reiten verurtheilten, hülflosen Kinder, „sordidi nati" des Horaz, deren Augen, Nasen und Mund dick und schwarz von Fliegen bedeckt waren.

Von Tepeaca zog sich der Weg abwärts, und wir betraten eine Ebene, in welcher wir die Dörfer San-Hipolit und Purificacion passirten. Beide Ortschaften bestehen nur aus elenden Hütten, aber sie besitzen stattliche, ja prachtvolle Kirchen, wie wenige Städte Deutschlands aufzuweisen haben. Man fragt sich bei diesem Anblick unwillkürlich: Ist es Armuth oder geistige Verkommenheit, welche die Bevölkerung zwingt, sich mit solch elenden Hütten zu begnügen? Welches auch als Grund dafür angegeben werden mag,

ſo liegt die Haupturſache jedenfalls in dem Treiben der Pfaffen. Manche Schriftſteller haben das Schätzeſammeln von Klöſtern und geiſtlichen Stiftern mit dem Meere vergleichen wollen, welches die Ströme der ganzen Welt nur deshalb aufnehme, um ſie in anderer Form als befruchtenden Regen und Thau der ganzen Erde wieder zurückzugeben; allein dies iſt eine Entſtellung der Wahrheit, denn die Erfahrung hat uns ſtets reiche Klöſter und Stifter in einer verarmten, ausgeſogenen, phyſiſch und moraliſch verkommenen Umgebung gezeigt. Wir könnten als Beleg Städte in Deutſchland nennen, welche vor 1803 ganz daſſelbe Bild darboten: eine reiche Abtei mit prächtigen Kirchen und Kloſtergebäuden, Gärten, Jagdgründen und Schlöſſern, umgeben von den elendeſten Hütten, in welchen ein Menſchenſchlag hauſte, der eines beſſern Geſchicks kaum werth zu nennen war.

Nach 5 Uhr erreichten wir die Venta del Corte, ein einzelnes Gehöft, auf der Hälfte des Weges zwiſchen Puebla und Tehuacan, welches deswegen von Reiſenden vielfach als Nachtſtation gewählt wird. Auch ich hatte es als Ziel der Tagereiſe angenommen, und nachdem wir uns nothdürftig für die Nacht inſtallirt hatten, forſchten wir bei der Herrin des Hauſes nach den Vorräthen der Speiſekammer; allein da ſchien es traurig auszuſehen, denn auf alle Fragen nach Fleiſch, Eiern und Frijoles, ja ſelbſt Tortillas, war die ſtereotype Antwort: „No hay!“ („Es gibt keine!“) Mein alter Kapitän legte ſich ins Mittel, denn nachdem er dieſer Unterhaltung zugehört, verſchwand er ſtillſchweigend durch die Hinterthüre; es fiel ein Schuß, daß die Wirthin vor Schreck nach der Heiligen Jungfrau von Guadalupe ſchrie und ſich bekreuzte; da trat aber auch ſchon mein alter Reiſegefährte wieder ein und hielt uns ein eben geſchoſſenes Huhn triumphirend entgegen. Bei ſeinem Anblick verwandelte ſich der frühere Schrecken der Frau in wilde Wuth und lautes Geſchrei über ihr armes, gemordetes Huhn. Allein es war geſchehen und wurde alsbald zu unſerm Souper vorbereitet; es erübrigte nur noch, daß die weibliche Bevölkerung des Hauſes mit ſanfter Gewalt an das harte Geſchäft geſetzt wurde, uns raſch Tortillas zu bereiten. Dieſe höchſt mühſame Arbeit ge-

hört blos den Frauen und wird auf dieselbe Weise verrichtet, wie ich dies in den östlichen Ländern der Alten Welt und im ganzen innern Afrika sah, d. h. der vorher eingeweichte Mais wird mittels der Hände zwischen zwei Steinen zerrieben, zu einem Teige angemacht und in der Form von dünnen Kuchen auf erhitzten Platten gebacken. Das ganze Geschäft der Zubereitung liegt, wie gesagt, den Frauen ob und füllt, bei einer etwas zahlreichen Familie, deren Zeit so gänzlich aus, daß ihnen für die Erziehung der Kinder und für ihre eigene Pflege wenig oder gar keine Zeit mehr übrigbleibt. Von den 8 Millionen Einwohnern Mexicos leben gewiß 5 Millionen ausschließlich von diesen Tortillas, und eine zahlreiche Familie bedarf pro Tag und Kopf acht Stück derselben. Eine geschickte und flinke Hausfrau muß aber ihre Zeit sehr zu Rathe halten, wenn sie die für eine Haushaltung von acht Köpfen nöthigen Tortillas Tag für Tag fertigen will. Somit gebrauchen 5 Millionen Menschen täglich 40 Millionen Stück Tortillas, mit deren Bereitung 625000 Frauen, d. h. der achte Theil der Gesammtbevölkerung, unausgesetzt beschäftigt sind, während bei unserer Art des Brotbackens zwei bis drei gemeinschaftlich arbeitende Männer den Consum für tausend Mann bequem backen können, die Arbeit also nur ein Vierhundertstel der vorhandenen Kraft in Anspruch nimmt. Bei der Bereitung der Tortillas ist es nicht der Act des Backens, sondern der des Zerkleinern des Mais, welcher Zeit und Mühe absorbirt. Da diesem Uebelstande aber dadurch leicht abgeholfen wäre, wenn das fertige Mehl den Consumenten durch Mühlen geliefert würde, so muß man sich nur darüber wundern, daß bisjetzt blos die größern Städte Mahlmühlen aufzuweisen haben, während auf dem Lande nicht einmal Handmühlen vorhanden sind.

Um 7 Uhr morgens verließen wir die Venta und kamen in raschem Trabe, den ebenen Weg verfolgend, um 10 Uhr in Tlacotepec an. Es ist dies ein großes Dorf mit wenigen Häusern, aber vielen Ruinen und fünf prachtvollen Kirchen. Wenn irgendein Ort, so bietet dieser ein Bild der Pfaffenherrschaft und des Glücks einer unter dem Krummstab wohnenden Gemeinde. Das Misverhältniß zwischen den kirchlichen Prachtbauten und den ärm-

lichen Hütten der Bewohner erklärt sich nur, wenn man die enormen Abgaben kennt, welche der Geistliche für Geburten, Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Seelenmessen, Kirchenstrafen und unter allen erdenklichen Vorwänden mit der unerbittlichsten Strenge eintreibt, sodaß dem Indianer kaum mehr als das nackte Leben übriggeblieben ist.

Um 12 Uhr, nach einem zweistündigen Aufenthalt, verließ ich Tlacotepec. Ein weites, unbebautes Feld lag vor uns; der Wind wirbelte dichte Wolken von Kalkstaub auf, und kein Samum Afrikas ist mir je lästiger gefallen als dieser Südost. Die einzige Vegetation waren Cacteen der verschiedensten Species und meist in gigantischen Formen. Besonders häufig war der kugelige Cactus (Cactus melocactus), der Wasser eingeschlossen enthält und deshalb in Gegenden wie diese, und besonders während der trockenen Jahreszeit, von Hirten häufig aufgesucht wird. Um 2 Uhr passirte ich das elende Indianerdorf San-Andres und eine halbe Stunde später Tepango, welches einige gemauerte Häuser, dafür aber auch eine große und schöne Kirche besitzt. Die Straße hatte bis hierher stets bergauf geführt; erst gegen 4½ Uhr erreichten wir die Höhe, worauf sich der Weg thalwärts zog, einer steilen Kalkfelswand entlang, mit vielen, theilweise bedeutenden Höhlen. Endlich gelangten wir in die Ebene von Tehuacan; noch eine letzte Wendung der Straße, und das Städtchen lag ausgebreitet vor uns.

Meine Empfehlungsbriefe waren an einen deutschen Kaufmann, Hrn. Hermann Hoppenstädt, gerichtet, weshalb ich mich direct nach seinem Hause wandte und aufs gastfreundlichste aufgenommen wurde.

Von verschiedenen Seiten waren mir Wunder von den Lagunen de San-Bernardino erzählt worden, welche hoch oben im Gebirge liegen und einer unglaublichen Menge von Wasservögeln zum Aufenthalt dienen sollten. Ich konnte es nicht erwarten, diese Merkwürdigkeiten mit eigenen Augen zu schauen, und machte mich deshalb gleich am folgenden Nachmittag, nur von einem Diener begleitet, auf den Weg dorthin. Die Straße führte in südöstlicher Richtung, den Cerro Colorado zur Linken lassend, durch das

Dörfchen San-Andres zu den Ruinen des frühern Tehuacan, welches der dort heimischen kalten Fieber wegen verlassen worden war. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als ich die Hacienda de la Trinidad erreichte, an deren Administrator ich empfohlen war. Die Hacienda ist eine jener großen Besitzungen, wie man sie in Mexico häufig findet; 20 Leguas lang und fast ebenso breit, trägt das Grundeigenthum nur einige steinerne Gebäude, und erzeugt etwas Mais und Gerste. Achtzig Stück Rindvieh, einige Schafe und Ziegen, sind außer den Pferden im Stalle, die einzigen zahmen Thiere, welchen das weite Gebiet als Weide dient, da der bei weitem größte Theil aus Mangel an Arbeitern wüst und unbebaut daliegt. Anstatt mir einen Führer zu geben, bot sich der Administrator Don Marcos an, mich persönlich nach den Lagunen zu begleiten. Um 7 Uhr des andern Morgens verließen wir die Hacienda und lenkten bald in eine enge Bergschlucht ein, in deren Grund ein kleines Gebirgswasser in wilden Sprüngen dahinpolterte, aber in so launischen Krümmungen, daß wir wol zweihundertmal das Bett durchreiten mußten, bis wir gegen $10^1/_2$ Uhr in San-Bernardino, einem aus drei bis vier Hütten bestehenden Ort, anlangten.

Die beiden Bergseen befinden sich auf dem Grunde zweier steil abfallenden Kesselthäler, welche bei oberflächlicher Betrachtung für ehemalige Krater gehalten werden könnten. Der größere liegt 60 Fuß höher als der kleinere, und hat einen Umfang von ungefähr $1^1/_2$ Legua, während letzterer nur $^3/_4$ Legua im Umfange mißt; die Form beider ist sehr unregelmäßig und die Tiefe des Wassers sehr verschieden; denn während das Niveau des kleinern bei starken Regengüssen bedeutend steigt, soll die Tiefe des größern, nach Aussage der Anwohner, stets gleichbleiben. Die Umgebung wird von kahlen Bergwänden gebildet, und die Wasserfläche, nur spärlich von Rohr und Binsen eingefaßt, lag, von keinem Windhauch bewegt, vor uns. Allerdings wurde sie von vielen Wasservögeln belebt, und für einen gewöhnlichen Jäger war der Anblick recht erfreulich; allein der Reichthum an Species war nicht groß. Am häufigsten war Fulica americana, die kaum von F. atra zu unter-

ſcheiden iſt, ſodann Anas acuta und ein anderer, unſerm Podiceps minor ähnlicher, aber noch nicht beſchriebener, kleiner Steißfuß. Von allen drei Species hätte ich mit leichter Mühe ſehr viele Exemplare erlangen können, begnügte mich aber, der Schwierigkeit des Transports halber, mit wenigen, für meine Zwecke ausreichenden Stücken.

Auf dem Rückwege, zu welchem Don Marcos einen andern Pfad eingeſchlagen hatte, kamen wir durch ein kleines Dorf, in welchem offenbar ein bedeutendes Feſt begangen wurde. Tiſche waren im Freien aufgeſchlagen, Ochſen geſchlachtet, und beim Klange vieler verſtimmter Guitarren wurde getanzt, gelacht und vor allem Pulque getrunken. Meine Neugier wurde damit befriedigt, daß man mir ſagte, man feiere heute das Feſt der heiligen Katharina, und der Mayordomo derſelben bewirthe, wie es ſeine Pflicht ſei, deren getreue Verehrer. In dieſem wunderlichen Lande berühren ſich Himmel und Erde, wie ſonſt Stadt und Land, und jeder Heilige dort oben hat hienieden ſeine Kirche, ſeine Villa, ſeine Haushofmeiſter und ſeinen vollſtändigen, vom Herrn Pfarrer ernannten und überwachten Haushalt. An den Feſten, welche den Namen des betreffenden Heiligen führen, geben die Verwalter der Domänen des himmliſchen Fürſten, Mayordomos genannt, deren getreuen Unterthanen Feſte, um ſie in guter Laune und Bereitwilligkeit zu erhalten, die ſchuldigen Steuern und Abgaben zu zahlen.

Abends 7 Uhr kamen wir zu der Hacienda de la Trinidad zurück, und am folgenden Morgen traf ich wieder in Tehuacan ein, wo ich nun Zeit hatte, mich einigermaßen umzuſehen.

Die Gründung des heutigen Tehuacan fällt in das Jahr 1660. In einem Manuſcript, welches ich im Archiv der Stadt durchſah, heißt ſie anfangs Tehuacan de la Cueva, und erſt ſpäter führt ſie den Beinamen de las Granadas, vermuthlich wegen des häufigen Vorkommens einer Paſſiflora (P. maliformis L.), die ich nirgends ſonſt ſo häufig und ſo vollkommen wie hier angetroffen habe. Ihre Samenkapſeln, Granadillas genannt, ſind mit einer weichen Pulpe vom herrlichſten Geſchmack angefüllt und gewähren einen ſehr erquickenden Genuß. Man pflegt die harte Schale aufzubrechen und

den Inhalt auszusaugen; ich nannte sie deshalb scherzweise vegetable oysters (vegetabilische Austern), welcher Name ihnen bei meinen Bekannten auch verblieb. In andern Manuscripten wird die Stadt Ciudad de los Indios genannt, und als Grund dafür angeführt, daß die Indianer das Recht der Gründung, für welches die Spanier dem damaligen Vicekönig 1500 Thlr. geboten hatten, mit 5000 Thlr. ansteigerten.

Die Stadt liegt am obern Rande einer Ebene, die, allmählich abfallend, endlich jene ferne Bergkette erreicht, in welcher der Cerro Colorado sich auszeichnet. Sie ist im Quadrat gebaut, ihre Straßen sind regelmäßig, und hoch über die Häuser, deren sie 360 zählt, erheben sich die luftigen Thürme von El Carmen, San-Francisco, San-Juan de Dios und des Calvario.

Besondere Erwähnung verdient das Trinkwasser von Tehuacan, das, nach Aussage der Bewohner und Aerzte des Orts, ein Remedium gegen Blasenstein sein soll und vielen Kranken, wenn nicht vollständige Heilung, doch bedeutende Erleichterung verschafft. Als ich die Wasserleitungen außerhalb der Stadt besuchte, fand ich die Binnenwände des Gemäuers stark mit kohlensaurem Natron incrustirt. Eine von meinem der Wissenschaft zu früh entrissenen Freunde, Professor Schloßberger in Tübingen, angestellte Analyse des von mir mitgebrachten Trinkwassers ergab ein specifisches Gewicht von 1,005 bei 22° C. und für die festen Bestandtheile 0,053 Procent. Von diesen bildete das kohlensaure Natron den Hauptbestandtheil und das etwa wirkende Element, da die Menge an Chlornatrium sowie schwefelsauren und Kalksalzen zu unbedeutend ist. In Farbe und Geschmack zeichnet sich das Wasser gar nicht aus.

Meine Escorte sammt Esel hatte mich in Tehuacan verlassen, und ich sah mich genöthigt, mich um ein gutes Saumthier zu bemühen. Mein Gastfreund Hoppenstädt war ganz der Mann, durch seine Kenntnisse mir die Wahl zu erleichtern. Er beabsichtigte im kommenden Frühjahr eine Mula-Stuterei anzulegen, und theilte mir darüber manches mit. Ich selbst habe keine Gelegenheit gehabt, von einer solchen Anlage Einsicht zu nehmen; da aber diese

Thiere zu einem mexicaniſchen Gemälde nothwendig gehören, ſo ziehe ich aus, was ein anderer Schriftſteller, Hr. Uhde, darüber in ſeinem Buche „Die Länder am untern Rio Bravo del Norte“ ſagt:

„Die Zucht der Maulthiere iſt mühſamer als die der Pferde, da die Stuten ſich nur ungern mit dem Eſelhengſt abgeben und ohne einen Pferdehengſt, der die Heerde bewacht und zuſammenhält, auseinanderlaufen und ſich andern Heerden anſchließen würden. Man greift daher zu ſonderbaren Mitteln, um dem Pferdehengſt die Begattung unmöglich zu machen, ohne ihm jedoch ſeinen Mannescharakter zu benehmen. An der Küſte durchſchneidet man gewöhnlich dem jungen Hengſt den Samenſtrang und bildet eine künſtliche Fiſtel unterhalb der Hoden, aus welcher bei der Begattung der Samen ausfließt, ſodaß die Stute nicht befruchtet wird und deshalb dem Eſel den Zutritt geſtattet; im Innern des Landes dagegen bindet man während der Brunſtzeit der Stuten das männliche Glied des Hengſtes durch einen mit Fett weichgemachten Lederriemen an die Schwanzwurzel, in der Weiſe, daß das Thier im gewöhnlichen Zuſtande nicht genirt iſt, aber der Coitus unmöglich gemacht wird. Der Eſelhengſt, den man gleich nach der Geburt von ſeiner Mutter weggenommen und durch eine Pferdeſtute hat großſäugen laſſen, weidet mit der Heerde, und trotz des Widerſtandes der Stuten gelingt es ihm durch unermüdliche Ausdauer, die meiſten zu befruchten.

„Es iſt ein komiſcher Anblick, eine Heerde Stuten mit ihrem kleinen Gemahl zu ſehen, welcher von Jugend auf an ſie gewöhnt werden muß, damit eine Zucht erzielt werden kann. Da die Stuten anfänglich zu ihrem Bruder Langohr ſehr wenig Neigung zeigen, ſtoßen ſie ſeine Liebesbezeigungen, wenn er zur Begattungszeit ſich ihnen nähert, hartnäckig von ſich, ihn beißend, ſchlagend und von ihm fliehend. Dies ſtört ihn jedoch wenig, und durch Geduld und Energie erreicht er ſtets ſeinen Zweck.“

Theilweiſe die Beſchaffung einer Mula, theilweiſe der freundliche Zwang, den Hr. Hoppenſtädt meiner Abreiſe entgegenſetzte, hatten dieſe bis Sonnabend, den 31. Januar, verzögert. An dieſem

Tage verließ ich morgens 10 Uhr Tehuacan in der Absicht, zunächst die Ruinen von Coxcotlan zu besuchen. Der Weg führte anfänglich über die öde Kalkebene, welche die Stadt nach allen Seiten umgibt. Sobald diese aber hinter mir lag, wandte sich der Pfad zwischen grünenden und blühenden Gebüschen durch, die von zahlreichen Vögeln belebt waren. Um 12½ Uhr stieg ich eine Cañada hinab und war überrascht von dem plötzlichen Wechsel der Scene. Die reichste Tropenlandschaft breitete sich vor mir aus, und von Palmen umgeben blickte freundlich der Rancho Bario de San-Antonio hervor. Eine Stunde später passirte ich die Venta Negra, eine kleine Hacienda, hinter welcher in geringer Entfernung der Weg unter rechtem Winkel abbog und mich in einer Viertelstunde in das Dorf San-Sebastian führte. Einige Strohhütten sind alles, was von einer Gemeinde übriggeblieben ist, die so zahlreich gewesen sein muß, daß sie zweier großen Kirchen bedurfte, oder wenigstens so reich war, daß sie die Baukosten aufbringen konnte. Die hohen Kuppeln und Thürme vertreten heute die Stelle von Wegweisern, und die zahlreiche Geistlichkeit ist, gleich der Wanderheuschrecke, weiter gezogen, als sie keine Nahrung mehr fand.

Nur mit Mühe gelang es mir, über den ferner einzuschlagenden Weg Erkundigungen einzuziehen, da niemand spanisch verstand noch weniger sprach. Die Einwohner gehörten zum Stamme der Misteken, deren Gebiet sich bis hierher ausdehnte. Die Physiognomien der Leute waren angenehmer als ich sie bisher unter Indianern gefunden hatte. Die Männer unterschieden sich in Hinsicht der Kleidung zwar nicht von andern Indianern, aber die Frauen trugen als einziges Kleidungsstück nur ein Tuch, welches als enger Rock um die Hüften geschlagen war und bis über die Knie reichte. Der ganze Oberleib war nackt. In Mexico hatte ich diese Tracht noch nicht gesehen, wol aber in Nubien, Kordofan und andern Orten gefunden. Im ganzen war es ein kräftiger, wohlgebauter Menschenschlag, unter dem es sogar vollkommene Schönheiten gab, wie ich an einem Mädchen sah, das, 13—14 Jahre alt, zur vollkommenen Blüte gereift war. In geistiger Beziehung scheinen sie, wie alle Indianer, sehr tief zu stehen.

Von San-Sebaſtian näherte ich mich der Bergkette, die bei Tehuacan mit dem Cerro Colorado beginnt, in ſüdſüdweſtlicher Richtung ſich bis Coxcotlan zieht und Hügel mit einer relativen Höhe bis 2000 Fuß enthält. Im Munde der Eingeborenen heißt ſie ſchlechtweg das Gebirge, weshalb ich ihr den Namen Sierra de Tehuacan beilege. Unter den Cactusarten, welche die kahlen Bergwände und Höhen bedecken, zeichnen ſich beſonders der Organos- und Candelaber-Cactus aus, welche vollſtändige Cactusforſte bilden. Ihre bizarren Geſtalten begleiteten uns etwa eine halbe Stunde und wurden in einer tiefern Region faſt plötzlich von Zuckerrohrfeldern abgelöſt, und ſchattige Baumgruppen, unter welchen man einherſchreitet, gewähren hier und da dem Wanderer Raſt und Kühlung.

Um 4 Uhr kam ich in Coxcotlan, einem Städtchen von ungefähr 1000 Einwohnern, an. Es liegt 9 ſtarke, beinahe 10 Leguas in ſüdöſtlicher Richtung von Tehuacan. Die aus Cacteen der verſchiedenſten Arten gebildete Vegetation verleiht der Landſchaft einen ſo eigenthümlichen Charakter, daß ich auf dem Ausfluge, den ich noch am Abend meiner Ankunft nach den nahegelegenen Ruinen von Sanſuanchi machte, eine Skizze der Gegend aufnahm und als Titelbild zu Anfang dieſes Kapitels dem Leſer aufbewahrt habe. Ein prachtvoller Sonnenuntergang überzog Berge und Ruinen mit rothem Gold und malte Wolken, Laub und Stein mit ſo herrlichen Tinten, daß mir nie der Abſtand zwiſchen Natur und Kunſt greller gegenwärtig geweſen iſt, während die ſtarren, geradlinigen Organos- und Candelaber-Cacteen in düſterer Größe wie wunderliche Hieroglyphen auf dem lichten Hintergrunde des Himmels ſich abzeichneten. Ueber die erwähnten Ruinen erhielt ich von der dortigen Localbehörde Mittheilungen, welche ich in den folgenden Zeilen benutzt habe.

Zwiſchen vorſpringenden Ausläufern der Berge erhebt ſich ſanft anſteigend eine etwa 100 Meter lange und breite Ebene. Inmitten derſelben ſteht ein kleiner Hügel, deſſen quadratiſche Baſis eine Seitenlänge von 50 Meter hat; die Höhe deſſelben beträgt 20 Meter. Beim erſten Anblick glaubt man, nur einen natürlichen oder doch kunſtlos aufgeſchütteten Hügel zu erkennen; allein eine

Ecke, an welcher eine Nachgrabung unternommen wurde, zeigt ein auf 10 Meter Länge und 1 Meter Höhe bloßgelegtes Mauerstück. Da diese Mauer in der Höhe von 1 Meter schon 5 Zoll aus der Richtung des Bleiloths tritt, so hat man daraus auf eine pyramidale Form der Totalconstruction geschlossen. Neben diesem erstern Mauerreste finden wir einen ehemals größern Hügel, der jedoch infolge der vielen Durchwühlungen heute der kleinere ist. In den Jahren 1825 und 1826 ließ es der dortige Pfarrverweser Don Andreas Garcia Gomez sich viel Geld kosten, in das Innere einzudringen; die Schätze aber, nach denen er suchte, bestanden, außer einer kleinen goldenen Eidechse, in Gegenständen aus gebranntem Thon, die ihm ein geringer Lohn seiner Mühe schienen. Bei einer andern Nachgrabung stieß man in geringer Tiefe auf eine Mauerwand und Säulen aus Kalk und Backsteinen, welche einen mittlern Raum einschlossen, in dem man einen Tisch oder Altar aus demselben Material und zwei Idole aus gebranntem Thon fand. Diese Idole waren 1 Meter hoch und stellten einen Mann und ein Weib dar. Die erwähnte Wand war mit verschiedenen Figuren oder Hieroglyphen bedeckt, aber sie wurde zerstört, weil man die Nachgrabung ihrer Erhaltung nicht opfern wollte. Ein anderes mal sollen fünf bis sechs marmorne Gefäße ausgegraben worden sein, welche Ringe, Siegel und andere Gegenstände von Gold enthielten. Die zahlreichen Mauertrümmer, welche den Abhang des Gebirges in der Richtung von Süd nach Nord bedecken, lassen auf das Vorhandensein einer ehemaligen Stadt schließen. Sie bilden ein Chaos von Hügeln und Trümmern, aus denen nicht mehr zu ersehen ist, ob sie von Gassen durchschnitten wurden.

Im Garten des Hauses, welches ich bewohnte, stand ein schöner, 70—80 Fuß hoher Baum, Myroxylon oder Myrospermum peruiferum, hier Arbol de Balsamo genannt. Der 1 Fuß im Durchmesser haltende Stamm ist mit einer dunkelgrauen, beinahe schwarzen und glatten Rinde bedeckt, durch deren Risse das gelbe Holz durchblickt, das hart, schwer und zu den feinsten Tischlerarbeiten verwendet werden kann. Die Blätter sind breit, lanzettförmig, an Farbe und Glanz den Blättern der Orange ähnlich,

aber kleiner und dunkler; sie stehen ungleich paarweise zu fünf bis neun an einem gemeinschaftlichen Stiel. Die gelblichweißen Blüten bilden 6 Zoll lange Endrispen. Die Samenkapseln enthalten ein wohlriechendes, sehr fettes Oel, das bei geringem Druck ausfließt und den berühmten Weißen peruvianischen Balsam liefert, der jedoch nur höchst selten nach Europa kommt, wo der durch Auskochen der Zweige gewonnene sogenannte Schwarze Perubalsam bekannt ist, der dem Weißen an Güte weit nachsteht. Der letztere wurde von Stoltz analysirt und enthält in 1000 Theilen:

Eigenthümliches flüchtiges Oel . .	690;
Lösliches Harz	207;
Benzoësäure	64;
Schwerlösliches, braunes Harz. ..	24;
Extractivstoff	6.

Der Weiße Perubalsam wurde früher gegen Gicht, stockende Schleimabsonderung, Harnverhaltung und verschiedene nervöse Leiden, sowie äußerlich sowol bei frischen als bei veralteten Wunden angewandt. Man hält noch heute die Frucht für ein großes Cephalicum und Stomachicum, für ein vorzügliches Corroborans und Diureticum, und bereitet aus einer Unze der frischen Blätter für 1 Pfund Wasser ein Decoct, welches bei passivem Oedem vorzügliche Dienste leisten soll. Außerdem sollen die Blätter, gekaut, Zahnschmerzen lindern und atonische Mundgeschwüre heilen.

Man machte mich auf eine schwarze Spinne aufmerksam, welche ihr Nest in den Ritzen und Spalten der Lehmmauern aufschlage, und den Menschen durch ihren Biß gefährlich sei, da er heftige Entzündungen und bei Säuglingen sogar den Tod verursache. Die Leute nannten dieselbe Chintaxlagua. Sie ist von der früher erwähnten größern und braunen Araña capulina ganz verschieden.

Es war mein Vorsatz, Coxcotlan mit Tagesanbruch zu verlassen; allein die Abreise verzögerte sich bis 9 Uhr, theils weil ich auf gewisse Fische wartete, welche ein Einwohner mir Tags zuvor versprochen hatte, theils wegen eines andern Umstandes, dessen ich unten gedenke. Die Fische, welche ich erhielt, bestanden aus ver-

ſchiedenen, meiſt neuen Species, über welche ich den Leſer erſuche, das Nähere in dem naturgeſchichtlichen Anhange des dritten Bandes nachzuſehen.

Beim Satteln hatte mein Mozo gefunden, daß eins unſerer Pferde in der vergangenen Nacht von einem Vampyr angeſogen worden war. Das arme Thier war durch den ſtarken Blutverluſt bedeutend erſchöpft, und wenn ihm auch durch den Vampyr ein Dienſt geleiſtet worden war, da es am Rotz litt — wogegen ein Aderlaß ſtets von guter Wirkung iſt —, ſo wurde doch auch hierdurch die Abreiſe verzögert. Der Rotz, dieſe in Europa ſo furchtbare Krankheit, hat innerhalb der Tropen nur geringe Bedeutung, ſodaß ſich niemand ſcheut, ein ſonſt gutes, aber rotzkrankes Pferd zu kaufen. Ein Aderlaß und einige Bäder reichen gewöhnlich hin, die Heilung zu bewirken. Was dagegen die Vampyre anbelangt, ſo ſind dieſe ebenſo ungebetene als häufige und gefährliche Gäſte, und um ſo mehr, da ſie ihren Beſuch in der folgenden Nacht zu wiederholen pflegen, auch wol in größerer Anzahl erſcheinen und das einmal angeſogene Thier ſo entkräften, daß es an Erſchöpfung zu Grunde geht. Eine weitere Gefahr droht von den Schmeißfliegen, welche in die vom Vampyr gebiſſene Wunde ihre Eier legen und dadurch eine gefährliche Entzündung veranlaſſen. Vieles von den Vampyren Erzählte, wie z. B. daß ſie, während ſie einen Menſchen ausſaugen, ihm mit ihren Flügeln eine angenehme Kühlung zufächeln ſollen, gehört ins Bereich der Fabel und Unmöglichkeit, da das Thier während des Saugens ſich ſeiner Flughäute nicht bedienen kann. Daß ſie dagegen die Gewohnheit haben, in der folgenden Nacht die Beute der vorigen wieder aufzuſuchen, iſt begründet, und ſie wiſſen dieſe unter andern Menſchen oder Thieren wieder aufzufinden. So erzählte mir Profeſſor Manroß folgendes:

„Auf meiner Reiſe in den Orinocoländern wurde ich während einer Nacht von einem Vampyr angeſogen. In der folgenden Nacht umgab ich meine Hängematte mit einem Mosquitonetz, während meine Gefährten dieſe Vorſicht entweder verſäumten oder für unnöthig hielten. Im Schlafe entblößte ich den rechten Fuß, und der Vampyr ſog ſich daran abermals voll, ohne einen meiner

Gefährten zu berühren. Erſt in der dritten Nacht gelang es uns, das Thier zu tödten."

Um 9 Uhr brach ich auf und erreichte in einer halben Stunde die Venta Salada. Da einer meiner Leute des kranken Pferdes wegen zurückgeblieben war, ſtieg ich, ihn erwartend, ab und ließ mich in dem dichten Schatten eines Baumes nieder. Ich ſaß jedoch nicht lange, als drei gutberittene, ſtattliche Reiter nach der Hacienda einbogen. In meine Nähe gekommen, hielten ſie ihre Pferde an, und einer von ihnen rief mir zu: „Caballero, Ihr Platz iſt ſchlecht gewählt; wiſſen Sie nicht, daß Sie unter einem Arbol de Habilla ſitzen. Treten Sie mit uns ein; die Hacienda iſt zum Ausruhen beſſer geeignet." Ich folgte der Einladung, ohne einen deutlichen Begriff von der mir drohenden Gefahr zu haben; doch erinnerte ich mich dunkel, von einem Baume gehört zu haben, der, ähnlich dem oſtindiſchen Upas, eine ſo ſchädliche Ausdünſtung habe, daß es gefährlich ſei, in ſeiner Nähe zu verweilen. In der Hacienda angekommen, bat ich den freundlichen Warner, mir Auskunft über die Gefahr zu geben, der ich mich ausgeſetzt hätte. „Der Baum", erwiderte er, „unter deſſen Schatten Sie Ruhe ſuchten, wird gewöhnlich Arbol de Habilla genannt; man ſagt im Volke, ſein Schatten ſogar ſei giftig, und wer darin einſchlafe, wache nicht mehr auf. Erfahrungen darüber habe ich nicht, aber ich weiß beſtimmt, daß gewiſſe Theile des Baumes ſehr giftig wirken." Meine Neugierde war angeregt, und ich konnte nicht umhin, den Baum näher zu betrachten. Was ich fand, war nichts anderes als der bereits längſt bekannte Hura crepitans, aus der Familie der Euphorbiaceen. Er wird 60—80 Fuß hoch und enthält, wie alle aus ſeiner Familie, einen ſcharfen Milchſaft, der, wenn er zufällig die Conjunctiva des Auges berührt, eine heftige Entzündung hervorruft, von welcher Blindheit die Folge ſein kann. Seine Heimat iſt Centralamerika und die weſtindiſchen Inſeln. Seine Blätter ſind oval herzförmig, 9 Zoll lang und 7 Zoll breit. Seine Samenblüten ſtehen einzeln und ſind über 1 Zoll lang und 2 Linien dick; aus ihnen entwickelt ſich eine 3 Zoll breite, 2 Zoll hohe Frucht, welche das Ausſehen einer kleinen, tiefgefurchten Melone oder eines

Kugelcactus hat. Die Schale derſelben, dick und holzig, zerſpringt, wenn ſie eintrocknet oder verletzt wird, mit einem Knall wie von einem Flintenſchuß und mit einer ſolchen Gewalt, daß die umherfliegenden Stücke gefährliche Wunden machen können. Im Innern derſelben befinden ſich zwölf Kerne, deren Keim heftiges Brechen und Abführen erregt; die Kerne ſelbſt werden als Mittel gegen Erkältung genoſſen, und in der Volkspraxis auch wol die Keime, von denen einer ein ſtarkes Purgativ für einen Erwachſenen, zwei für ein Pferd, vier abſolut tödlich wirken ſollen.

Von hier bog der Pfad links ab. Das kranke Pferd hatte ausgeruht und befand ſich ſichtlich beſſer als am Morgen. Ich paſſirte das Dorf Dolores, die Hacienda de la Calavera und erreichte um Mittag die von Tilapa, in der Abſicht, nach kurzer Raſt weiter zu reiſen; allein die freundlichen Eigenthümer, geborene Spanier, verſicherten, daß ich nicht daran denken dürfe, wolle ich mein Pferd nicht aufopfern, und baten mich, mindeſtens bis zum folgenden Morgen zu bleiben. Wir waren eben im Begriff uns zu Tiſche zu ſetzen, als Pferdegetrappel die Ankunft eines Reiters ankündigte. Im Augenblick ſprangen die jungen Leute an die Thüre, und jubelnd hieß es: „El Señor Cura; bravissimo, es el Señor Cura que llega!“ Zugleich trat auch ſchon der Angekündigte ins Zimmer und wurde nach ſpaniſcher Sitte von ſeinen Bekannten umarmt und auf beide Wangen geküßt. Ich muß geſtehen, in der hohen, breitſchulterigen Geſtalt, nach den koloſſalen Sporen und dem goldbetreßten, breitrandigen Hut eher einen Kriegsmann als einen Diener der Kirche vermuthet zu haben, und der kühne Blick unter den buſchigen Augenbrauen hervor, das hochgetragene Haupt und das burſchikoſe Benehmen rechtfertigte und nährte meinen Irrthum, bis er den Hut abnahm und die ſorgfältig gepflegte Tonſur, von ſchwarzen, lockigen Haaren eingefaßt, über ſeinen Stand keinen Zweifel geſtattete. Ohne alle Umſtände ließ er ſich vom Mozo die ungeheuern Sporen, die ſchweren, Ueberhoſen aus Tigerfell, ſowie alles Ueberflüſſige abnehmen und ſetzte ſich, fröhlich unter Fröhlichen, zu Tiſche. Während der an ihn gerichteten Fragen und der Erzählung ſeiner letzten Ver-

gangenheit bewies ſein geſegneter Appetit, wenn es eines ſolchen Beweiſes bedurft hätte, daß er den Weg zum Himmel nicht in der Aſceſe zu ſuchen gewohnt ſei. Als er vernahm, daß ich ein Deutſcher ſei, richtete er ſeine Worte an mich, indem er ſagte, es ſei der Fehler ſeiner Landsleute, der Spanier, daß ſie zu viel von den Sitten der Mauren aufgenommen hätten und dadurch ihre germaniſche Abſtammung verleugneten; dazu gehöre vor allem, daß ſie zu wenig Wein trinken. Von mir erwarte er, daß ich dem Bilde eines echten Deutſchen, ſo wie es ſein früherer Prior, ein geborener Baier, geweſen ſei, entſpreche und in einem Becher Wein aufs Wohl der guten alten Zeit Beſcheid thue. Das gerade, offene Weſen des Mannes, der, fern von der Heuchelei ſeiner Zunft, ſich gab, wie er war, gefiel mir; doch mußte ich auf der Hut ſein, meine Nachgiebigkeit nicht zu weit zu treiben.

Es wurde beſchloſſen, nach gehaltener Sieſta einen Ausflug in die Umgebung zu machen und den Stand der Zuckerrohrfelder zu beſichtigen.

Um 4 Uhr wurden die Pferde vorgeführt; wir ſchwangen uns in die Sättel und galopirten, von zwei Mozos gefolgt, dem Señor Cura nach, der als gewandter Reiter kühn über Hecken und Gräben wegſetzte, ſodaß nur die Verwegenſten oder am beſten Berittenen ihm folgen konnten. Ein hügeliges, mit Gehölz bewachſenes Terrain nahm uns auf, in welchem wir einen Coyote (Canis mexicanus L.) überraſchten und erlegten. Er gleicht ſowol in ſeinem Aeußern als in ſeiner Lebensweiſe dem gemeinen Fuchs, gräbt aber keine Höhlen, ſondern verſteckt ſich unter Baumwurzeln, in dichtem Geſtrüpp oder in den Höhlen anderer Thiere, wie wir auch den heutigen im Bau eines Gürtelthiers einquartiert gefunden hatten. Unſere Jagd ſchien ſehr ergiebig zu werden, denn kurz darauf entdeckte ich zwei eidechſenartige Thiere, von welchen ich das eine erhaſchte, während das andere an einem Baum hinauflief und in einem Aſtloch ſich zu verbergen ſuchte. Da die Höhlung aber zu klein war, ſo hing der Hinterleib und der Schwanz heraus. An letzterm verſuchte ich es herauszuziehen, allein trotzdem, daß ich mich mit aller Gewalt gegen den Stamm anſtemmte, gelang mir dies nicht. Nach

mehrern nutzloſen Verſuchen entſchloß ſich Hr. Cura, ſeine größere Muskelkraft der Wiſſenſchaft zu leihen und ſeinen Widerwillen gegen das häßliche Thier zu überwinden. Er zog ſeine dicken Lederhandſchuhe an, faßte das Thier beim Schwanze und zog mit ſolcher Gewalt, daß ich glaubte, entweder das Thier oder der Baum müſſe nachgeben. Allein der nachgebende Theil war der Schwanz, mit dem der gute Cura einen ebenſo gewaltigen als unfreiwilligen Saltomortale rückwärts machte und ziemlich verblüfft die spolia opima in ſeiner Hand betrachtete. Beide Thiere gehörten dem Genus Sceloporus oder Tropidolepsis an, von Oken Kieleidechſen genannt. Das in Sicherheit gebrachte Thier war wahrſcheinlich Sceloporus spinosus Wiegmann*) und iſt mit dachziegelförmigen, gekielten Schuppen bedeckt, welche auf dem Schwanze ſtachelig ſind. Der Körper iſt grau und grünlich mit dunklern Flecken.

Währenddeſſen hatten die Mozos zwei Gürtelthiere erlangt und brachten ſie triumphirend nach Hauſe. Es waren Dasypus sexcinctus, welche in der ganzen Tierra caliente nicht ſelten ſind und von den Spaniern Armadillos genannt werden. Sie leben meiſt in Höhlen, die ſie ſo raſch auswerfen können, daß ſie in wenigen Minuten der Verfolgung ſich entziehen, indem ſie ſich in dieſelben ſo feſt einklemmen, daß es unmöglich iſt, ſie herauszuziehen. Ich habe dieſe Thiere vielfach beobachtet, ohne die trägen und indolenten Thiere in ihnen zu finden, als welche viele Naturforſcher ſie beſchrieben haben. Im Gegentheil fand ich ſie munter und unterhaltend. Aufmerkſam auf einen Gegenſtand gemacht, richten ſie ſich wie Mäuſe und Kängurus auf die Hinterfüße, indem ſie ſich auf den Schwanz ſtützen, und drehen den Kopf nach allen Seiten mit ſehr intelligentem Ausdruck ihrer Augen. Sie beſitzen einen ungewöhnlich regen Trieb, ſich zu begatten, und die Männchen können das membrum virile einen Fuß lang herausſtrecken. In der Gefangenſchaft verzehren ſie alles Genießbare; ſonſt ſind Würmer, Inſekten, Früchte, aber auch Aas ihre Nahrung. Die beiden eingefangenen wurden am Abende von unſern Leuten verſpeiſt. Bei

*) Herpetologia mexicana, S. 50, Taf. VII, Fig. 3.

der Section notirte ich Folgendes: Große Curvatur des Magens 21 Centimeter, kleine Därme 2,18 Meter, große Därme 0,30 Meter. Die Milz hat zwei größere und einen sehr kleinen Lappen; die Leber ist vierlappig; das Pankreas ist lang; die rechte Lunge besteht aus vier, die linke nur aus zwei Lappen, von denen der eine jedoch nochmals getheilt ist.

Den Abend brachten wir heiter zu, und Hr. Cura schien eine besondere Zuneigung zu mir gefaßt zu haben, wovon die leise gesprochene, aber von mir vernommene Bemerkung zeugte, die er einem jungen Spanier zuflüsterte: „Que lastima que esto hombre soy heredico!"

Um 4 Uhr morgens ließ ich mich wecken. Noch hatten die Indianer ihren Frühgesang nicht beendet, und schon hatten meine Leute die Reit- und Saumthiere vorgeführt und warteten nur noch auf mich. Die ersten spanischen Geistlichen, welche sich die Bekehrung der unterworfenen Eingeborenen zur Aufgabe gestellt hatten, haben die bis auf den heutigen Tag bei den Indianern bestehende Sitte eingeführt, morgens vor Beginn der Arbeit und abends nach Beendigung derselben sich zu einem gemeinschaftlichen Gebete zu vereinigen. Die Missionare der katholischen Kirche pflegen vor und nach der Aufnahme ins Christenthum die pünktliche Beobachtung von Ceremonien und äußern Gebräuchen vorzuschreiben, deren Sinn und Bedeutung dem Neophyten vörderhand unbekannt ist und häufig unbekannt bleibt. Dabei tragen sie dem Charakter, der Neigung und längstbestehenden Gebräuchen des Volkes Rechnung, sodaß allmählich aus der der Verkümmerung anheimgegebenen alten Pflanze die neue der christlichen Anschauung sich entwickelt. Bei allen Naturvölkern war Gesang und Musik ein Hauptbestandtheil des religiösen Cultus, und in ähnlicher Weise wie die nach Germanien entsandten Mönche den dort bestehenden Liedern und Sagen christliche Texte unterschoben, so legten die Missionare der Indianer den indianischen Melodien christliche Gebetsformeln in lateinischer Sprache unter. Allmählich entwickelten sich aus dem unregelmäßigen Naturgesange feste Melodien, die die Molltöne bewahrt haben, in welchen sich die Melodien aller Naturvölker

bewegen, und die uns höchſt originell vorkommen, aber unſerm Ohr nichts weniger als unangenehm klingen, und an welchen europäiſche Componiſten intereſſante Studien machen könnten. In demſelben Maße aber, als ſich im Laufe der Zeit die Melodien befeſtigten, verlor das Gepräge des unverſtandenen lateiniſchen Textes an Deutlichkeit, und heute iſt es dahin gekommen, daß der größte Kenner der Sprache des Cicero und des Horaz das Latein der Indianer nicht beſſer verſteht. als das Indianiſche ſelbſt.

Das Südliche Kreuz hatte dieſen Morgen um 3 Uhr 24 Minuten culminirt und prangte, als ich die Hacienda verließ, noch in voller Pracht. Ehe ich dieſes Sternbild ſah, das aus einem Stern erſter (α), zwei Sternen zweiter (β und γ), einem dritter (δ) und mehrern Sternen vierter und der folgenden Größe beſteht, hielt ich das begeiſterte Lob ſeines Glanzes, von dem alle Reiſenden voll ſind, für übertrieben, gerade deshalb aber überraſchte mich ſeine hehre Schönheit nur um ſo mehr.

Humboldt hat dieſes Sternbild eine Uhr genannt, welche regelmäßig 4 Minuten vorgehe. Um dies zu verſtehen, muß man ſich erinnern, daß unſer Zeitmaß auf der täglichen ſcheinbaren Umdrehung des Himmelsgewölbes baſirt iſt.

Die ſcheinbare Rotation des Firmaments rührt nun bekanntlich von der wirklichen Achſendrehung unſerer Erde her, die vollkommen gleichmäßig vor ſich geht. Die Zeit, welche die Erde zu einer einmaligen Umdrehung um ihre Achſe braucht, oder die Zeit, welche zwiſchen zwei aufeinanderfolgenden Culminationen deſſelben Fixſterns verfließt, nennt man einen Sterntag. Man beginnt denſelben zu zählen oder man ſagt, daß es 0^h Sternzeit ſei in dem Augenblick, wo der Punkt der Frühlings- Tag- und Nachtgleichen durch den Meridian geht.

Danach iſt es nun leicht, die Culmination eines Fixſterns in Sternzeit anzugeben; weiß man nämlich die Rectaſcenſion (d. i. den öſtlichen oder weſtlichen Abſtand des Sterns vom Frühlings-Tag- und Nachtgleichenpunkt gemeſſen am Aequator) deſſelben in Graden, die bekanntlich von Weſten nach Oſten gezählt werden, ſo braucht man dieſelbe nur in Zeit umzuwandeln, d. i. durch 15 zu

dividiren, und die erhaltenen Stunden, Minuten und Secunden geben die Zeit in Sternzeit an.*) Das gewöhnliche Leben richtet seine Zeitbestimmung nun zwar nicht nach den Fixsternen, sondern nach der Sonne ein, und da diese sich in einem Jahr scheinbar durch die Ekliptik bewegt, so coincidirt die sogenannte Sonnenzeit nicht mit der Sternzeit. Allein es ist leicht, Sternzeit in Sonnenzeit und umgekehrt Sonnenzeit in Sternzeit umzuwandeln.**)

Denken wir uns nämlich, daß die Sonne im Frühlings-Tag- und Nachtgleichenpunkt stehe (dies ist zwischen dem 21. und 22. März jedes Jahres der Fall), so müßte offenbar, falls die Sonne einen Tag in diesem Punkt verbliebe, dieselbe um 0^h Sternzeit durch den Meridian gehen. Die Sonne aber steht nicht still, sondern ändert ihre Rectascension in einem Jahr um einen ganzen Kreisumfang, d. i. um 360 Grad, culminirt also täglich um circa 4 Minuten später***); es ist mithin auch der Sonnentag um ebenso viel länger als der Sterntag.

Aus diesem Grunde müssen also auch die Fixsterne jeden folgenden Tag um 4 Minuten früher culminiren, als an dem vorhergehenden Tage, und auf diese Thatsache ist der vorhin erwähnte Ausspruch von Humboldt gestützt. Derselbe erinnert noch dabei,

---

*) Es ist zwar der Punkt der Frühlings- Tag- und Nachtgleichen auch kein absolut festliegender Punkt, indeß ist die aus dessen Fortrückung resultirende Ungleichheit äußerst gering, da die Periode von 19 Jahren nur die beiden Maxima $-1''$ und $+''$ enthält.

**) Um die wahre Sonnenzeit aus der Sternzeit zu finden, muß man aber auch noch die sogenannte Zeitgleichung (Differenz zwischen dem mittlern und wahren Mittag) kennen.

***) Diese Aenderung der Rectascension ist zwar keine gleichmäßige, denn erstens bewegt sich die Sonne nicht im Aequator und sodann ist selbst die Aenderung der Länge (der Bogen in der Ekliptik) eine ungleichmäßige; indeß können diese Unregelmäßigkeiten hier nicht weiter in Betracht kommen. Ich will nur noch bemerken, daß aus der Gleichung

$$\text{Tang } \alpha = \text{tang } \lambda \cos \varepsilon$$

die Rectascension α aus der Länge λ und der Schiefe der Ekliptik ε gefunden werden kann.

daß kein anderes Sternbild bei dem bloßen Anblick eine so leicht anzustellende Beobachtung der Zeit gewährt.

Bemerkenswerth für unser Sternbild ist noch der Umstand, daß dasselbe bald nach dem Tage der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche um 12 Uhr (Mitternacht) culminirt, da seine Rectascension etwas über 180 Grad beträgt.*)

Das erste Dorf, welches ich erreichte, war San-Antonio de los Cues, in reichangebauter, warmer und freundlicher Umgebung, mit ziemlich zahlreicher Bevölkerung, die dem Stamm der Mazateken angehört. Nach einer Stunde passirte ich die reiche Zuckerhacienda von Ayotla, und eine halbe Stunde später erreichte ich das kleine, aber äußerst freundlich und unter Aguacates, Anonen und Limonen reizend versteckte Dörfchen San-Juan de los Cues. Ein Bach von klarem Gebirgswasser strömt mitten durch, und in seiner Nähe entspringen mehrere ergiebige Salzquellen, die ein weißes und reines Kochsalz liefern. Die Bewohner sind ebenfalls Mazateken und nähren sich von Feldbau, Kohlenbrennen, insbesondere aber von dem Ertrage der in der Nähe befindlichen herrlichen Cederwaldungen. Den Beinamen de los Cues trägt dieser wie der vorgenannte Ort von den vielen Schutthaufen, die entweder Reste von Wällen oder Teocallis und andere Bauwerke sind. Unmittelbar der Kirche des Ortes gegenüber befinden sich die Ruinen eines altindianischen Tempels, und darunter die Reste einer Opferpyramide.

Um 11 Uhr kam ich nach Tecomabaca; so heißt ein kleines Dorf von ungefähr 260 Einwohnern, in welchem aber nur ein

---

*) Als Rectascension der vier größern Sterne gibt La Caille für den 1. Januar 1750 folgende Zahlenwerthe an:

Stern.	Größe.	Rectascension.
α	erster	183° 13′ 56″
β	zweiter	188° 19′ 42″
γ	zweiter	184° 22′ 0″
δ	dritter	180° 30′ 37″.

Hieraus läßt sich leicht die Rectascension jedes dieser Sterne für eine gegebene Zeit finden.

einziges Haus aus Ziegeln aufgeführt besteht und bestimmt zu sein scheint, die zwischen Vera-Cruz und Oaxaca Reisenden aufzunehmen. Der Ort bewahrt die Tradition an ein blutiges Gefecht, welches hier zwischen Azteken, Mazateken und Cuicateken stattfand.

Der lange Ritt seit dem Morgen hatte den Appetit rege gemacht, und ich ließ von einer alten Indianerin einen schönen Iguan, welchen mein Mozo auf einer Anone gefangen hatte, braten, wozu die Frau außerdem noch Frijoles und Tortillas lieferte, eine köstliche Mahlzeit, welcher der vortreffliche Catalan (catalonischer Branntwein) meiner Feldflasche noch die letzte Würze ertheilte. Manchem meiner Leser möchte eine 3 Fuß lange Eidechse kein einladender Braten sein; allein, außerdem daß sich der Reisende an alles gewöhnt, und der Hunger nicht leicht eine Speise schlecht findet, übertrifft das Fleisch des weiblichen Iguans das von Hühnern und Kapaunen. Der in Mexico heimische Iguan (Iguana rhinolopha, Wiegm.) ist dem in Südamerika, besonders Brasilien verbreiteten Iguana tuberculata sehr ähnlich; sein specifischer Unterschied beschränkt sich auf drei bis vier auf der Schnauze aufwärts gerichtete Schuppen. Die Zähne des mexicanischen Iguans sind an den Kanten fein sägenförmig geformt, was ihm das Zerkleinern seiner ausschließlich aus dem Pflanzenreich genommenen Nahrung erleichtert; letztere besteht aus Blättern und Knospen oder weichen Beeren. Der Iguan bewohnt in Mexico mehr den Ost- als den Westabhang der Cordillera, und zwar die Gegenden der Tierra caliente, welche Wasser bieten. Sie schwimmen sehr gut und gewandt, wobei der lange und abgeplattete Schwanz von großem Nutzen ist. Wie oben erwähnt, war der für mich bereitete Iguan ein Weibchen, denn die Indianer essen die männlichen Individuen nicht, sondern bezeichnen sie mit dem Namen Garobos. In der Größe variiren die Iguans sehr, die größten erreichen mit dem langen, spitzen Schwanze eine Länge von 5 Fuß. Am gesuchtesten sind die Eier, welche an Geschmack den Enteneiern gleichen, aber blos Gelbes enthalten. Ende März gräbt das Weibchen eine Grube in den Sand und legt ihre 2—3 Dutzend Eier hinein; da aber nicht selten auch noch andere Weibchen dieselbe

Grube benutzen, findet man oft 100 bis 120 Eier beieinander. Dieſe ſind weiß, mit pergamentartiger Schale, und 3 Centimeter lang und 2 Centimeter dick. Die Indianer überlaſſen ſich zum Auffinden des Iguan nicht dem Zufall, ſondern machen mit eigens dazu dreſſirten Hunden Jagd auf ſie; manchmal fangen ſie das Thier auch in Schlingen, welche ſie vor den Höhlen, die es bewohnt, ſtellen. Der Gefangene wird auf eigenthümliche, grauſame Art gefeſſelt; zuerſt durchſticht ihm der Indianer die Haut der obern Kinnlade, zieht eine Schlingpflanze durch und bindet die untere Kinnlade damit an die obere feſt; ſodann werden die Füße aufgeſchlitzt und je zwei über dem Rücken mit den eigenen Sehnen zuſammengeknüpft. Auf dieſe Weiſe iſt dem Thiere jede Möglichkeit zum Beißen oder Entfliehen benommen. Wie die meiſten Reptilien, können auch die Iguans ſehr lange Zeit ohne Nahrung fortleben. Dieſen Umſtand benutzen die Indianer, um dieſe Thiere in ihrem gebundenen Zuſtande monatelang vor der Faſtenzeit aufzuheben, und ſie ſpäter als Faſtenſpeiſe zu verzehren.

Ein anderes als Speiſe dienendes, aber nicht mit der Iguana rhinolopha, grüner Iguan, zu verwechſelndes Reptil iſt Cyclura acanthura, Wiegm., von den Mexicanern, zum Unterſchied des vorigen, ſchwarzer Iguan genannt. Außer der Farbe unterſcheidet letztern der ſtachelige Schwanz und die glatten, ungeſägten Zähne. Er bewohnt mehr den Weſtabhang der Cordillera, und bedarf weniger der Nähe des Waſſers.

Um 2½ Uhr verließ ich Tecomabaca und erreichte erſt nach einer Stunde den Rio-Grande, auch Rio de Quiotopec genannt. Wir fanden ihn 40 Schritt breit, und ſein Waſſer reichte beim Durchreiten den Pferden bis an den Leib. Unſer Weg zog ſich dem jenſeitigen Flußufer entlang, aber wegen den großen Kieſeln, welche ihn bedeckten, war er nur für ein ſehr geübtes Auge erkennbar.

Die ganze Gegend iſt gebirgig, und die gegenüberliegende Flußſeite bot dem Auge die ſchönſten Gebirgsformen dar. Allein dem kahlen Boden fehlt faſt alle Vegetation, und nur einzelne Cacteen recken ihre ſtarren Arme aus der ſonnverbrannten Erde

auf, ohne jedoch der Gegend das traurige, öde Aussehen zu nehmen.

Es war 4 Uhr durch als ich Quiotepec erreichte, ein unbedeutendes Dorf auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, der hier seinen bisherigen Lauf aus Süden ändert und sich dem Rio Salado zuwendet. Nordöstlich, in einer Entfernung von 800 Meter, beginnt ein Bergrücken, dessen Fuß vom Flusse bespült wird, während sein höchster Punkt denselben ungefähr 380 Meter überragt. Die Vegetation desselben besteht aus harzigen Copalis (Firnisbäumen), Cacteen und rankigem Dorngestrüpp, wie auf den meisten Höhen der Tierra caliente. Den ganzen Bergrücken bedecken Reste von Wällen, die offenbar militärische Zwecke gehabt haben. Fast auf dem höchsten Punkte und beinahe über dem Zusammenfluß des Rio-Grande und Salado erheben sich auf einem Planum von 90 Meter Länge und 40 Meter Breite die Ruinen eines Tempels und eines Palastes, beide durch einen Zwischenraum von 60 Meter getrennt. Säulenreste von 14 Zoll Durchmesser stehen in Abständen von 5 Meter und scheinen die Ueberbleibsel einer Halle zu sein, welche die beiden Bauwerke verband. Der Tempel ist mit großer Genauigkeit nach den vier Himmelsgegenden orientirt und seine Erbauung scheint einer sehr frühen Epoche angehört zu haben, da aus den von ihm herrührenden Trümmern der Samen eines Copali aufgegangen ist, der bereits einen Baum von 1 Fuß Durchmesser bildet und demnach selbst bereits ein hohes Alter hat. Dem Tempel gegenüber befindet sich in einer künstlichen Aufschüttung ein Grab, und in der Bergwand hinter dem Tempel zwei andere Gräber, die, aus vier Wänden bestehend, sargähnlich eingesenkt erscheinen und Raum für eine einzige Leiche haben.

Der Tempel hat eine quadratische Grundfläche von 20 Meter Fronte und 18 Meter Tiefe. Auf der Vorderseite befinden sich zwei Treppen aus je drei Absätzen von $2^1/_2$ Meter Breite. Die untern Absätze bestehen aus zehn, die mittlern aus acht und die obern aus sechs Stufen. Wenn man auf der hintern Seite den Tempel verläßt, gelangt man in den bereits erwähnten, 60 Meter

langen Hofraum, welcher durch den Säulengang den Tempel mit dem Palaſt verband. Auf der dem Tempel zugekehrten Seite des Palaſtes gelangt man über eine 10 Meter breite Treppe von zwanzig Stufen zu dem Boden des ehemaligen Palaſtes. Schutt und Trümmer überdecken beinahe alles, doch haben Nachgrabungen ergeben, daß die Grundfläche deſſelben, 14 Meter lang und 12 Meter breit, auf drei Gewölben ruhte von 4 Meter Länge und 2 Meter Breite im Lichten. Auf der Nordſeite des Hügels ſieht man die Reſte von zweiundſechzig und auf der Südſeite von achtundfunfzig kleinern Gebäuden. Doch mag das Dorngeſtrüpp deren noch viel mehr verdecken. Der ganze Berg über und unter dieſem Planum iſt mit Wällen bedeckt, deren ich vom Anfang bis zum Gipfel fünfunddreißig, auf der Südſeite oberhalb des Quiotepec ſiebenundfunfzig und auf der dem Salado zugewendeten Seite achtundachtzig zählte.

Unter den mit Sculpturen bedeckten Steinen ſuchte ich fünf aus, um ſie zu zeichnen und zu meſſen. Zur Erläuterung ihrer S. 253 und 254 gegebenen Abbildungen füge ich Folgendes meiſt nur als Hypotheſe bei, denn dieſe Bauten und Hieroglyphen ſtammen ohne Zweifel aus der Epoche der Majas, und während zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung aztekiſche Götterbilder und Hieroglyphen ſo ziemlich allgemein bekannt und lesbar waren, gehörte ſchon damals die Geſchichte der Majas einer dahingeſchwundenen Welt an. Die vor uns liegenden, mit Hieroglyphen bedeckten Steine rühren zwar aus einer zum alten Aztekenreich gehörigen Oertlichkeit her, allein jene Gegend war auch unter der Herrſchaft der Azteken von dem Urvolk der Zapoteken bewohnt. Obſchon nun bei dieſer Lage der Dinge dieſe Bilder ſchwerer zu beſtimmen ſind als aztekiſche und ſelbſt toltekiſche, ſo können uns doch gewiſſe Attribute bei der Deutung einiger leiten. Manche Attribute ſind freilich allgemeiner Art und beſchränken ſich nicht auf einen einzelnen Gott, ſondern können mehrern zukommen; doch ſind die Bilder ſämmtlich als Götterbilder anzuſehen, eine Auffaſſung, die zu dem Charakter dieſer älteſten Barbarencultur paßt; denn wenn auch allerdings in Centralamerika Könige, Prieſter und Krieger bildlich dargeſtellt

werden, ſo geſchieht dies nur in Verbindung mit Göttern und Cultushandlungen, und dann gewöhnlich nur auf den Basreliefs der Tempel. Was wir bei Fig. 2, 3 und 4 auf dem Kopfe ſehen, iſt der ſowol bei Azteken als den Majas im Leben wie in der Plaſtik gewöhnliche Kopfputz, der Federbuſch. Bei Fig. 1, 2, 3 und 5 fällt uns beſonders die aus dem Munde hervorgereckte Zunge auf. Sie bezeichnet den Redenden, Lebendigen, im Gegenſatz zu dem Schweigenden, Todten, der mit dem Schloß

Fig. 1.

Fig. 2.

vor dem Munde dargeſtellt wird, eine Erklärung, welche zuerſt Pingret („Illustration", 13. September 1856) davon gibt, und wirklich iſt in der mexicaniſchen Hieroglyphik die neben dem Munde angebrachte Zunge das natürliche Symbol der Sprache. Soll ein Lebender im Gegenſatz zu einem Todten bezeichnet werden, wie z. B. bei Genealogien, ſo wird dem erſtern als Attribut eine Zunge beigefügt. Ein Vulkan in Thätigkeit heißt aztekiſch ein redender Berg, die Hieroglyphik ſchreibt ihn als einen Berg mit einer Zunge (vgl. Müller, „Urreligionen", S. 558). Es iſt nun allerdings nirgends

überliefert, was beim Götterbild die herausgehende Zunge, was das Mundſchloß bedeute. Welcher Gott wird ſpeciell ſo dargeſtellt?

Fig. 3.

Fig. 4.

Das Reden oder Schweigen des Gottes muß ſich auf eine im Cultus und im Mythus kundgebende Vorſtellung beziehen. Wenn nun Pingret in dem Gott mit dem Schloſſe den Dieu protecteur ſieht, ſo begreift man dieſen Sinn des Attributs nicht, man müßte denn in der Cenſur eine beſondere Protection ſehen wollen. Am nächſten werden wir zum Ziele kommen, wenn wir uns umſehen, bei welchem aus andern Eigenthümlichkeiten erkennbaren Götterbilde ſich das eine oder andere der beiden entgegengeſetzten Attribute ſicher nachweiſen läßt. So finden wir die herausgehende Zunge vielfach und ganz unzweifelhaft beim Sonnengotte der Majas, dem Tonatiuh, der,

Fig. 5.

häufig auch als ſtrahlende Sonnenſcheibe dargeſtellt, die Zunge aus dem Munde herabhängen läßt; am häufigſten ſieht man ihn auf den Kalenderſteinen, wo in der Mitte der Zeichen für die 18 Monate ſich eine ſolche Sonnenſcheibe mit heraushängender Zunge befindet. Es kann nun unter dem Sonnengott mit der Zunge nichts anderes gedacht werden als der Gott in ſeiner lebendigen Thätigkeit auf die Vegetation; unter dem Gott mit dem Schloß vor dem Munde ſodann deſſen Gegentheil, d. h. das Abſterben dieſer Thätigkeit in derjenigen Jahreszeit, in welcher wegen Kälte und Näſſe oder trockener, tödtender Hitze die Vegetation abſtirbt. Dieſe Vorſtellung des oberſten Naturgottes, der ſtirbt und wieder auferſteht, iſt in allen Mythologien der Naturreligionen ausgeſprochen. So war es Mithras, Oſiris, Dionyſos, Herakles und Adonis der Phönicier, Brahma, dem celtiſchen Hu, dem babyloniſchen Thammuz. Allerdings findet ſich die Zunge auch noch bei einem andern Gott, nämlich dem oberſten Gott der Tolteken, Quetzalcoatl, dem Luft- und Himmelsgott; allein auch dieſer wird ebenfalls bald als wirkend und lebend, bald als ſcheidend und todt gedacht, denn Belebung und Erſterben der Vegetation kann ebenſo gut dem Himmelsgott als dem Sonnengott zugeſchrieben werden, da es bald vorherrſchend der Sonne, bald, und dies namentlich in den heißen Ländern, der Regen iſt, welcher das Leben des Jahres ſchafft. So paßt es mit dieſer Auffaſſung wieder zuſammen, daß der Quetzalcoatl bald mit der herausgehenden Zunge, bald wieder mit dem Schloß vor dem Munde vorkommt, da derſelbe zu der einen Zeit wirkſam und in Thaten ſprechend, zur andern todt und ſchweigend iſt, gerade wie Adonis die eine Hälfte des Jahres bei Aphrodite, die andere bei Perſephone lebt. Unter den Bildern, welche wir vor uns haben, iſt aber nicht Quetzalcoatl, ſondern der dem Majageſchlecht angehörige Sonnengott Tonatiuh zu ſehen. Hierfür ſprechen auch die Sonnenſäulen, in deren Mitte entweder der bloße Kopf oder auch die Figur mit herausgehender Zunge angebracht iſt (ſ. Fig. 2, 3, 4 und 5). Sonnenſäulen ſtehen überall, in der Alten wie in der Neuen Welt, in Verbindung mit dem Sonnen-

cultus. Das Bild des Sonnengottes wurde zunächſt als bloßes Beiwerk zur Andeutung der Perſonification angebracht. Durch immer weiter gehende Anthropomorphirung wurde es zur Hauptſache und die Säulen zur Statue. Die bei den Sonnenidolen angebrachten Kreiſe mit Punkten (ſ. Fig. 2, 4 und 5) ſtellen vielleicht Sonnenſcheiben dar, während bei einem Götzenbild (Fig. 3) zu den übrigen auf den Sonnengott hindeutenden Umgebungen auch noch das deutliche Zeichen des Halbmondes kommt.

Erſt ſpät am Abend konnte ich Quiotepec verlaſſen. Der Weg von hier nach Cuicatlan, welches ich heute noch erreichen wollte, wendet ſich von der Vereinigung genannter Flüſſe gegen die Berge zur Linken. Einer tiefen Schlucht folgend, erreichten wir die Höhe deſſelben. Weit überhängende oder, treffender geſagt, hervorragende Maſſen der Sandſteinfelſen bildeten zuweilen 15—20 Fuß breite Dächer, auf welchen Cacteen aller Art und Formen in prachtvoller Blüte prangten. Eine andere Schlucht führte von der Höhe thalwärts. Sie ſchien kein Ende nehmen zu wollen und führte gewiß 2000 Fuß hinab. Um 8 Uhr erreichten wir das Ufer eines Baches, worauf ſich der Weg nochmals links wandte und eine neue, dicht bewachſene, kaum wegſame Schlucht uns aufnahm. Es war Nacht. Eine Zeit lang erleuchtete jedoch der Mond die Gegenſtände unſerer Umgebung hinreichend; aber nach einer halben Stunde verwandelte ſich die Thalſchlucht in eine enge Barranca mit ſteilen Wänden, und kein freundlicher Strahl erreichte den Boden derſelben. In dem trockenen Bett eines Bergwaſſers kletterten wir mühſam über Geröll und losgeriſſene Felsſtücke; von Zeit zu Zeit gähnten vor und neben uns tiefe Erdſpalten auf, die weit genug waren, um Roß und Reiter auf immer darin verſchwinden zu laſſen; manchmal wurde der Weg ſo ſteil, daß unſere Pferde wie Ziegen klettern und wir abſitzen und ziehend und ſtützend die beladenen Maulthiere hinaufbringen mußten.

Um 10 Uhr erreichten wie die Höhe, wo ich einen Augenblick halt machen ließ und das Barometer aufhing. Als es zur Ruhe gekommen, las ich daſſelbe beim Schein eines brennenden Holz-

ſcheits ab und fand die Temperatur des Queckſilbers 76° F., Barometerſtand 26,75.

Das Hinabſteigen auf der andern Seite war beinahe nicht minder ſchwierig; doch erreichten wir ohne Unfall den Fuß des Gebirgsrückens und fanden einen Hirten bei ſeinem Feuer wachend. Er erſtaunte ſehr, als wir uns nach dem weiter einzuſchlagenden Weg erkundigten und ihm ſagten, daß wir weder den Verluſt eines Menſchenlebens noch den eines Thieres bei der Paſſage der gefährlichen Cañada zu beklagen hätten.

Gegen Mitternacht erreichten wir Cuicatlan, wie es ſchien, ein großes Dorf. Das Meſon war, wie erwartet, verſchloſſen; als aber endlich nach langem und beharrlichem Pochen und Rufen geöffnet wurde, ſollte für unſere hungerigen Magen nach einem ſo harten Tagewerke auch nicht das Geringſte vorhanden ſein; allein mein vortrefflicher Mozo ſtellte auf ſeine eigene Fauſt eine gründliche Viſitation aller Räume an und kam auch wirklich nach einiger Zeit mit einem Hut voll Eiern und einer Schüſſel kalter Frijoles zurück. In kurzem brannte ein luſtiges Feuer, das Waſſer ſiedete in meinem Theekeſſel, und während wir uns noch damit beſchäftigten, den Thieren ihre Laſten und Sättel abzunehmen und ihnen eine gute Ration Mais vorzuſchütten, waren auch die Eier geſotten, die Frijoles gewärmt und das Waſſer in Thee verwandelt worden, ſodaß ich noch ein herrliches Souper hielt. Möge der Leſer es entſchuldigen, wenn ich oft von Eſſen und Trinken rede, und Mahlzeiten beſchreibe, die für ihn wenig Einladendes haben können; allein was für den Leſer etwas höchſt Unbedeutendes iſt, kann unter Umſtänden für den Reiſenden von hoher Bedeutung werden, und dieſer darf deshalb nicht als Gourmand erſcheinen, wenn ihm manchmal ein wohlzubereiteter Leguan momentan intereſſanter erſcheint, als der von vielen Naturforſchern heißerſehnte Anblick eines noch herumlaufenden Monokeros.

Donnerstag, den 5. Februar 1857. Cuicatlan iſt ein großes Dorf von 1000 Einwohnern auf dem rechten Ufer des Quiotepec. Die Vegetation iſt üppig, und zahlreiche Fruchtbäume erfüllen den

Raum zwiſchen den Häuſern; auf der andern Seite des Fluſſes, wo das Gebirge ſich von deſſen Ufern zurückzieht, liegt im Thale die Hacienda Guendolein, die größte Zuckerplantage im Staate Oaxaca. Der Grundbeſitz des Gutes hält mehrere Leguas im Umfang, und die Zuckerrohrfelder, von langen Reihen Bananen durchzogen, erſtrecken ſich im Thale ſoweit das Auge reicht. Es ſollen auf dieſer Hacienda jährlich 10000 Centner Zucker erzeugt werden, deſſen Marktpreis zu Oaxaca zu 16—18 Peſos ſteht und dem Beſitzer einen jährlichen Gewinn von 40—50000 Peſos abwirft.

Ich benutzte den Morgen dieſes Tages zur Jagd, die mir reiche Ausbeute an Vögeln lieferte. Der Vormittag verſtrich vollends mit dem Präpariren des Erlegten. Eine Stunde nach meinem Aufbruch von Cuicatlan paſſirte ich das kleine, freundlich in einem Wald von Chicozapotes (Dyospiros obtusifolia) und Cheremoyas (Anona cherimolia) verſteckte Dörfchen Pedrito oder San-Pedro Chiczapotl. Ich will die Veranlaſſung, welche mir die Heimat der Cheremoya bietet, benutzen, um über dieſe köſtlichſte aller Südfrüchte, welche in Europa gar nicht bekannt iſt, da ſie keinen Transport erleidet, einige Worte zu ſagen. Der Baum, welcher dieſe Frucht erzeugt, erreicht die volle Größe unſerer Obſtbäume; die Frucht gleicht in ihrem Aeußern durch ihre ſchuppige Hülle einer Ananas oder einem großen, mehr runden Tannenzapfen, nur iſt dieſe Schale ganz weich und ebenfalls genießbar. Das Innere iſt ein weißes, ſüßes, ſehr aromatiſch, wenig ſäuerlich ſchmeckendes Fleiſch, welches ſich am beſten mit einer reifen Erdbeere und einer recht weichen und ſaftigen Birne vergleichen läßt. Die Frucht iſt größer als der größte Apfel. Nach ihrem Genuſſe ſind, wie bei den Bananen, alkoholhaltige Getränke ſchädlich.

Eins meiner Maulthiere war während der Nacht von einem giftigen Thiere, wahrſcheinlich einer Schlange, gebiſſen worden, das ihm drei Wunden am Bauche beigebracht hatte; infolge deren waren große Geſchwülſte entſtanden, und obgleich die verurſachten Wunden nicht tödlich waren, ſo litt das arme Thier doch ſehr und

zwang uns, den Schritt der übrigen Thiere zu mäßigen. So erreichten wir erſt um 2 Uhr das kleine, freundliche Dorf Don Dominguillo am linken Ufer des Rio de las Vueltas. Die Gegend umher iſt kahl und ſteinig, das Dorf ſelbſt aber liegt im Schatten von herrlichen Aguacates und Zapotes. Das Thal des Rio de las Vueltas bietet die mannichfaltigſte und eine im ſteten Wechſel begriffene Scenerie. Das kryſtallhelle Waſſer des Fluſſes läßt auf ſeinem Grunde die reinen Kieſel erkennen, und Forellen von allen Größen ſchlüpfen mit Blitzesſchnelle unter die Ufer, ſobald ſich ihnen der Schritt des Reiſenden nähert. Zu beiden Seiten erheben ſich ſteile Bergwände, bedeckt mit hohen Bäumen und dichtem, verworrenem Unterholz und Geſtrüpp, die Heimat einer reichen Thierwelt. Der in mäandriſchen Krümmungen ſich herniederwindende Fluß lehnt ſich bald an die eine, bald an die andere Bergwand und nöthigt den Wanderer, immer und immer wieder das Bett zu durchſchneiden; wenn dieſes zwar eine Unbequemlichkeit iſt, ſo lohnt der Fluß doch dieſe Mühe durch ſeine bei jeder Wendung neuen, pittoresken Anſichten von überraſchender Wirkung.

Es war 4 Uhr. Auf den äußerſten Zweigen eines hochſtämmigen Gummibaums (Castiloa elasticum) ſchaukelte ſich eine Schar lautſchreiender blauer Aras (Macrocercus Ararauna), meine Jagdluſt herausfordernd. Ich gab Benito die Zügel meines Pferdes und kletterte den ſteilen Abhang hinauf, um mich auf einem Umwege meiner Beute zu nähern. Plötzlich rauſchte und krachte das Gebüſch vor mir, ein Schatten ſchwebte vorüber, und ein großer Cuguar ſtand auf kaum funfzehn Schritt faſt unmittelbar über meinem Kopfe. Seine flammenden Augenräder funkelten einen Moment hell auf, während er mit dem Schweife ein Rad ſchlug; zu gleicher Zeit aber traf ihn auch ſchon eine volle Ladung Schrot aus meinem Gewehr aufs Blatt; er brach zuſammen, und frohlockend ſuchte ich vollends hinaufzuklettern, um mich meiner Beute zu bemächtigen. Ehe ich ihn indeſſen erreicht hatte, raffte er ſich auf und ſchleppte ſich mühſam, eine breite Blutſpur hinter ſich

laſſend, davon. Mein zweiter Lauf war nur mit feinem Schrot geladen und brachte keine Wirkung hervor. Das Gewehr ladend, folgte ich ihm durch das Geſtrüpp, durch welches er ſich weiter ſchlich; plötzlich hemmte eine ſchmale, ſenkrechte Felsſpalte ſeine Flucht; mit Aufbietung ſeiner letzten Kräfte ſuchte der Cuguar darüber zu ſetzen, allein ohne den jenſeitigen Rand zu erreichen, ſtürzte er in die Tiefe, in der er für mich verloren war, denn ich überzeugte mich ſofort, daß es nur mit Anwendung von Stricken oder dergleichen möglich geweſen wäre, das Thier aus dem Abgrund heraufzuſchaffen. Mit blutendem Herzen mußte ich meine ſchöne Beute den Coyotes und Termiten überlaſſen.

Der Puma oder Cuguar (Felis concolor Cuv.) wurde von den Spaniern „mexicaniſcher Löwe" genannt, ein Name, welcher ſich beinahe in keiner Weiſe rechtfertigt, da er mit dem Löwen der Alten Welt weder in Geſtalt, Ausſehen, Mähne, noch Muth etwas gemein hat. Er iſt über den größten Theil von Amerika, von Patagonien bis in die nördlichen Vereinigten Staaten, ja ſogar bis Canada verbreitet. Die große Verſchiedenheit der Klimate, welche er bewohnt, iſt deshalb auch die natürliche Urſache, daß er ſowol in der Größe als in der Färbung variirt; doch laſſen ſich für dieſe Verſchiedenheiten keine beſtimmten Regeln angeben, weshalb man auch nicht daran denken darf, auf dieſe äußern Kennzeichen verſchiedene Arten zu gründen. Der Cuguar iſt kleiner als der Jaguar; ſein Fell iſt auf der Oberſeite einfarbig, gelblichroth; da aber die Spitzen der Haare dunkelbraun oder ſchwarz ſind, ſo erhält die Oberfläche dadurch eine dunkelrothe Färbung. Die ganze Unterſeite iſt heller, und Unterkiefer ſowie Kehle faſt ganz weiß. Die Ohren ſind innen weiß, außen ſchwarz. Er bewohnt in Mexico gern die Wandungen der Flußthäler, wenn dieſe gut bewaldet ſind. In ſeinem Benehmen ſteht er dem Jaguar an Muth bedeutend nach, übertrifft ihn aber an Blutgier und würgt, wenn er in eine Schaf- oder Ziegenheerde einfällt, eine Menge dieſer Thiere, denen er blos die Kehle abbeißt und das Blut ausſaugt. Nach einer ſolchen That entfernt er ſich gewöhnlich nicht weit, ſondern überläßt ſich dem Schlaf. Er iſt ein geſchickter Kletterer und Springer, wozu ihm

fein höher gebautes Hintergeſtell ſehr förderlich iſt, und ſetzt mit großer Gewandtheit von einem Baum auf den andern über, oft mit einem Sprung von 15—20 Fuß. Er hat keine beſtimmte Heimat, ebenſo wenig ein feſtes Lager, ſondern verbringt den Tag in irgendeinem dichten Geſtrüpp ſchlafend und ſtreift bei Nacht von einem Revier ins andere. Man trifft den Cuguar, mit Ausnahme der kurzen Begattungszeit, die in den Monat März fällt, immer nur einzeln. Jung eingefangen läßt er ſich leicht zähmen, wird zutraulich und anhänglich an ſeinen Herrn, lernt alle Perſonen und Thiere des Hauſes kennen, und bleibt nur dem Federvieh gefährlich, wenn man ihn längere Zeit ohne friſches Blut und Waſſer läßt.

Die Mexicaner fürchten ihn wenig und greifen ihn auch ohne Schießwaffen mit dem Säbel oder irgendwelcher Wehr an. Daß er jemals Menſchen aus freien Stücken angegriffen hätte, iſt nicht bekannt. Seine Augen haben das eigenthümliche Leuchten mancher anderer Nachtthiere, wie der Nachtaffen, mehrerer mit ihm verwandter großer Katzenarten, des Canis Azarae, unſerer Hauskatze u. ſ. w. Nach Rengger's Unterſuchungen hat ſich herausgeſtellt, daß dieſe Lichtentwickelung im hintern Theil des Auges ſtattfindet und theils willkürlich, theils unwillkürlich im Affect entſteht. Sobald der Sehnerv durchgeſchnitten iſt, hört dieſe Lichtentwickelung auf.

Kurz nach dieſer verunglückten Jagd holte uns eine Karavane reitender Mexicaner, Männer und Frauen, ein. Sie beſtand aus acht bis neun Pferden. Die Frauen, welche nach Männerart im Sattel ſaßen, und faſt alle einen männlichen Begleiter oder Diener hinter ſich auf der Croupe des Pferdes führten, trugen niedliche Filzhüte, unter welchen das Haar in zwei langen Zöpfen über den Rücken hing, und den gewöhnlichen kurzen, mit Stickereien und Bändern reichverzierten Rock, der die niedlichen, nackten Füße nebſt einem faſt zu großen Theil des graziöſen Beines ſehen ließ. Die Kleidung der Männer war die der dienenden Klaſſe, mit Ausnahme eines einzigen, der offenbar das Haupt des ganzen Zuges war und den die ſchwarze Soutane und der aufgekrämpte Hut als

geiſtlichen Herrn kenntlich machten. Auch er hatte ein niedliches Kind von etwa 17 Jahren in den Sattel genommen und führte, die Schöne ſanft umſchlungen haltend, die Zügel des Pferdes. Es war der Cura von Boca de los Rios, der dieſes Schäfchen ſeiner Heerde unter ſeine beſondere Obhut genommen hatte. Meine topographiſchen Kenntniſſe reichten jedoch nicht hin, mir die Frage zu beantworten, von wannen der ehrwürdige Herr kam und wo er ſeine Begleiterinnen abzuſetzen gedachte; jedenfalls ſchien mir der Weg im Bette des Rio etwas ſchlüpfrig für einen geiſtlichen Herrn, um darauf ſeine Heerde ohne Unfall ins Himmelreich zu führen.

Um 6 Uhr lag Boca de los Rios, ein aus wenigen kleinen Strohhütten beſtehendes Dörfchen, vor uns, in dem ich die Nacht nicht zubringen wollte, da es in demſelben nicht einmal Mais für unſere Thiere gab. Somit ſetzten wir unſern Weg fort, bis wir um halb 9 Uhr die Hacienda Aragon und in derſelben ein leidliches Unterkommen für die Nacht fanden.

Der Morgen des folgenden Tages verſtrich, während wir die Jagdbeute des vorigen präparirten. Erſt nach Mittag brach ich auf. Der Fluß war ſchon bedeutend ſchmäler geworden, allein ſeiner Windungen gab es noch fortwährend ſo viele, daß wir in Zeit von einer Stunde noch elfmal ihn paſſiren mußten, alſo einſchließlich geſtern achtundſechzigmal. Kurz nach 2 Uhr erreichten wir Huiacatlan, ein Dorf, in welchem ſich mehrere Ventas zur Aufnahme von Reiſenden befinden. Ein ſolches Etabliſſement gewährt dem Reiſenden gewöhnlich den Genuß eines leeren Zimmers und die Erlaubniß, darin ſein Bett aufzuſchlagen, falls er ein ſolches mitbrachte. Der Speiſezettel beſteht im günſtigſten Falle aus Chocolade, Tortillas und Frijoles, ja zuweilen Eiern; aber weit häufiger ſind Waſſer und Tortillas nebſt Mais für die Pferde das einzig Vorräthige. Die erſte Nachfrage vor der Einkehr iſt gewöhnlich nach Mais, und von ihrer Bejahung hängt die Einkehr überhaupt ab.

Von Huiacatlan ſteigt der Weg, und manchmal in gefährlicher Weiſe, jäh bergan. So kam es, daß ich nach kurzer Zeit zur Rech-

ten eine 1500 Fuß tiefe Schlucht mit faſt ſenkrecht abfallenden Wänden, zur Linken die ſteile Felswand, einen Pfad ritt, der nur künſtlich dem Felſen abgewonnen war. Stellenweiſe war derſelbe eingeſtürzt, und ein über die Lücke hingeworfener Baumſtamm ſtellte die Verbindung her. So waghalſig dem Ungewohnten eine ſolche Paſſage erſcheint, ſo raſch ſöhnt ſich der Reiſende mit der Gefahr aus, und vertrauend auf den ſichern Tritt ſeines Pferdes, reitet er Feuer ſchlagend oder rauchend darüber weg.

Eins der Maulthiere hatte ſich einen Stein ins Eiſen getreten und hinkte. Wir ſtiegen ab, um den Stein zu entfernen; allein dies war weder eine leichte noch gefahrloſe Sache, weil die Mulas im allgemeinen ſehr ſtörriſch ſind und keine Manipulationen am Huf leiden wollen; außerdem war der Pfad ſo ſchmal, daß ein Schlag des Thiers den Getroffenen unfehlbar in den Abgrund geſchleudert hätte. Kaum waren wir endlich nach vieler Mühe zum Ziele gekommen, und kaum lag wieder eine kurze Strecke hinter uns, als ſich eine neue Verlegenheit uns entgegenſtellte. An einer Stelle, wo der Weg kaum 2 Fuß breit war, bogen wir um eine Felsecke und ſtanden plötzlich drei ſchwerbeladenen Eſeln gegenüber, auf deren vorderſtem eine Frau ſaß. An ein gegenſeitiges Ausweichen war nicht zu denken, und uns erlaubte der Pfad nicht einmal, zu wenden. Ich bat daher die Frau, abzuſteigen und mit den Eſeln ſo weit zurückzugehen, bis eine breitere Stelle des Wegs das Vorbeikommen geſtatte; allein die arme Frau hatte zum Abſteigen weder Muth noch Raum, denn einerſeits ſtand der Eſel an die ſenkrechte Wand geklemmt, und andererſeits berührten ſeine Hufe den Rand des Abgrundes. Zum Rückwärtsgehen (Hufen) waren die ſtörriſchen Thiere trotz Schelten und Prügeln nicht zu bewegen. So blieb uns nichts übrig, als die Frau über die Ohren ihres Reitthiers hinwegzuziehen. Ihr jämmerliches Geſtöhne und Gekreiſche entriß mir die nicht ernſtlich gemeinte Drohung, ihre Eſel in den Abgrund zu ſtoßen. Darüber ſah mich die alte Frau mit einem ſo bekümmerten, troſtloſen Blick an, daß ich meinen Unmuth bereute und alles andere eher zu verſuchen mich entſchloß.

Einer der Diener und die Frau mußten die Pferde und Maulthiere halten, während ich ſelbſt und Benito, mit Laſſos verſehen, um die Beine der Eſel herum und hinter dieſelben ſchlüpften. Dem letzten warfen wir die Schlinge um den Hals und riſſen ihn mit großer Anſtrengung herum. Was wir kaum erwartet hatten, geſchah: die beiden übrigen Eſel machten die Wendung freiwillig nach und folgten bis zu einer Erweiterung des Wegs, wo wir einander paſſiren konnten.

Es war 5 Uhr, als wir am Rancho Calderon ankamen; die Luft war auffallend kühl. Das Thermometer zeigte nur 62° F., das Barometer ſtand 23,6″.

Unter beſtändigem Steigen erreichten wir um 6 Uhr die Cueſta de San-Juan del Eſtado, den höchſten Punkt eines Bergrückens, der in einem Streichen von Oſt nach Weſt das Thal des Rio de las Vueltas von dem Thal von Etla trennt, wie dieſer Arm des großen Thals von Oaxaca genannt wird. Dieſer Bergrücken bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Flußgebiet des Atlantiſchen und des Stillen Oceans. Bei einer Temperatur des Queckſilbers von 60° F. wies mein Barometer 22,732″.

Längſt war die Nacht hereingebrochen; der Weg führte durch einen hochſtämmigen Wald an Schlünden, Barranken und jähen Abhängen vorüber, und war nur für einen mit der Oertlichkeit genau Vertrauten zu finden. Zwar verſuchte der freundliche Mond, uns zu leuchten; allein da ſeine Strahlen durch die Zweige aufgefangen wurden, ſo erſchienen die Gegenſtände unſerer Umgebung nur in einer höchſt unvollkommenen und täuſchenden Beleuchtung. Zu unſerer Freude erreichten wir nach einer Stunde das Freie, und da der Weg von da an gut und leicht zu finden war, ritten wir raſch zu und kamen um 8½ Uhr nach San-Juan del Eſtado, wo wir in einem Hauſe bei braven Leuten ein recht gutes Unterkommen für die Nacht fanden. Denn obzwar heulende Coyotes die ganze Nacht das Haus umſchwärmten, ſo ſahen wir uns doch vor einer Plage geborgen, welche uns während der letzten drei Tage der Reiſe Ruhe und Schlaf geraubt hatte. Es war dies eine ganz

kleine Gattung von Mosquitos, vor welchen kein Netz schützte und deren Stiche empfindlich schmerzten.

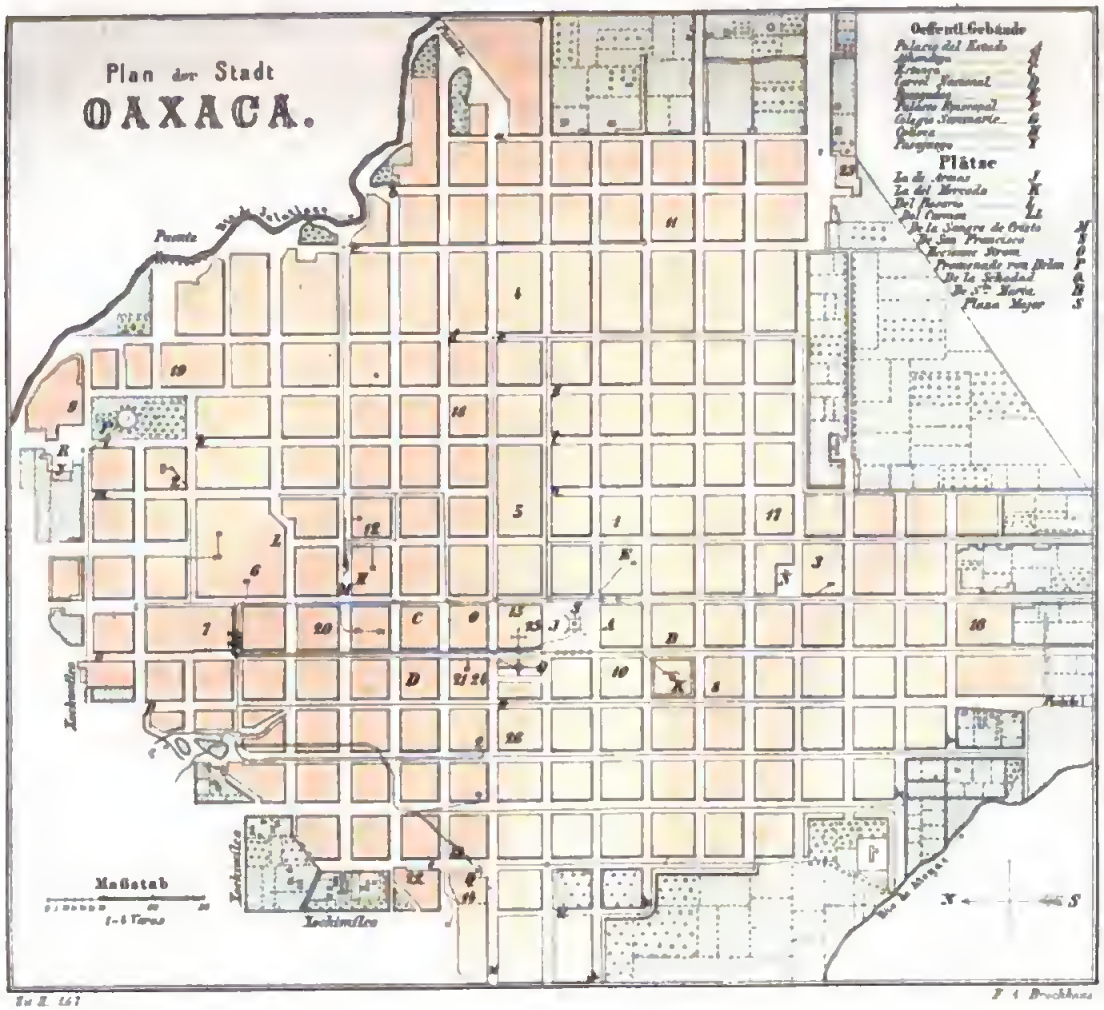
Um 9 Uhr morgens verließ ich mein Nachtquartier, der breiten Fahrstraße folgend, welche — eine große Seltenheit in der mexicanischen Republik — von hier aus durch den Theil des Thals von Oaxaca führt, den man mit dem Namen Valle de Etla bezeichnet.

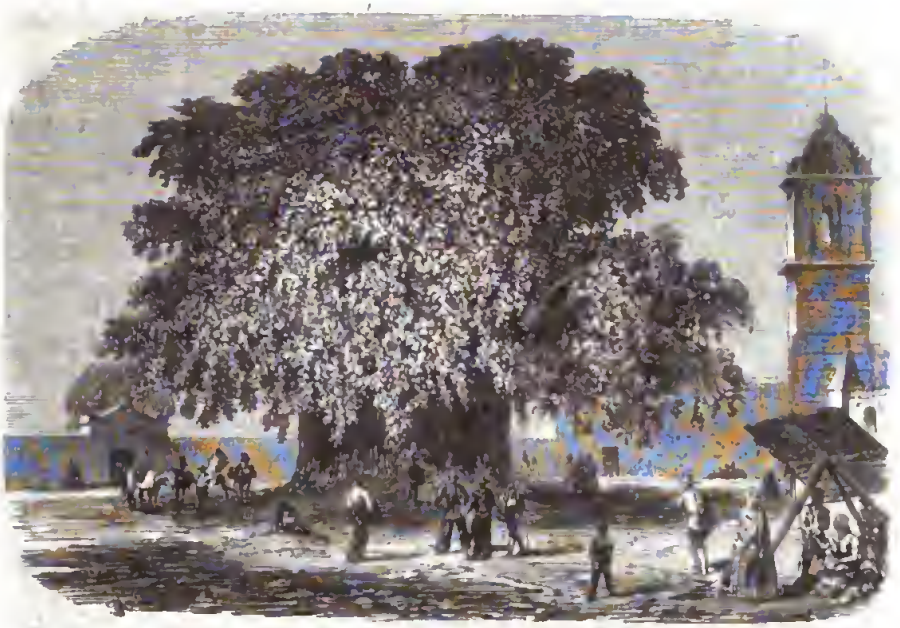
Das große Thal von Oaxaca entsteht dadurch, daß die Cordillera, nachdem sie den Isthmus von Tehuantepec überschritten hat, sich in zwei Arme theilt, die bei San-Juan del Estado sich wieder einander nähern und durch die Cuesta de San-Juan verbunden werden.

Um 11½ Uhr kam ich nach Villa de Etla. Dieser unter dem alten Namen Loohvanna, d. h. Stadt der Nahrung, ehemals berühmte Ort liegt in einer äußerst fruchtbaren Umgebung, in welcher zweimal des Jahres Mais, Frijoles und Gemüse geerntet werden. Die Könige der Zapoteken bezogen von hier das zu ihren Feldzügen nöthige Getreide. Kein Wunder also, daß wir ein großes, solid aus Stein aufgeführtes Kloster hier erblickten. Die geistliche Herrschaft desselben soll sich ehemals über zwölf Dörfer erstreckt haben, welche den Ort umgaben und jährlich 5000 Pesos an Zehnten dem Kloster entrichteten. Seitdem die Zehnten sammt den Dörfern nicht mehr existiren, haben die guten Predigermönche das Kloster verlassen, das mit seiner Kirche den großen Marktplatz des Orts auf einer Seite begrenzt und von der Wohlhäbigkeit seiner ehemaligen Bewohner noch heute Zeugniß gibt. Von dem reichen Leben, welches die Villa ehemals darbot, besteht nur noch ein schwacher Schimmer in dem jeden Mittwoch stattfindenden Markt, der selbst von Oaxaca aus besucht wird, theils wegen der zum Verkauf hingeführten Bodenerzeugnisse, theils wegen der Producte indianischer Industrie.

Nach einem bequemen Ritt von drei Stunden langte ich in Oaxaca an, äußerst vergnügt, das Ziel meiner Reise erreicht zu haben. Die Freude wurde jedoch durch die Beamten der Douane

ein wenig getrübt, die den Inhalt meiner Koffer zu kennen wünschten. Es war das erste mal in der Republik, daß dieses Verlangen an mich gestellt wurde. Ich war daher auf dasselbe nicht vorbereitet, und mußte, da ich meine Empfehlungsschreiben mit eingepackt hatte, über mich ergehen lassen, was nicht zu ändern war. In einer recht leidlichen Posada fand ich ein Unterkommen fast so gut wie in einem europäischen Gasthofe.


Plan der Stadt
OAXACA.
Oeffentl. Gebäude
Palacio del Estado
Plätze
La de Armas
La del Mercado
Del Rosario
Del Carmen
De la Sangre de Cristo
De San Francisco
Promenade von Belen
De la Soledad
De Sta. Maria
Plaza Mayor
Puente
Maßstab
Lochimilco
Catredal
Mönchs Klöster
S. Augustin 1
S. Felipe Neri 2
S. Francisco 3
La Merced 4
S. Pablo 5
Santo Domingo 6
El Carmen 7
S. Juan de Dios (hosp.) 8
Belen (hosp.) 9
Nonnen Klöster
Concepcion 10
Los Principes 11
Sta. Catarina 12
Sr. S. José 13
La Soledad 14
Kirchen
El Sagrario 15
Consolacion 16
Defensa 17
Las Nieves 18
Patrocinio 19
Sangre de Cristo 20
Carmen de Abajo 21
Calvario 22
La Trinidad de las Huertas 23
Colegio de Niñas 24
Capilla de Animas 25
S. Cosme y S. Damian (hosp.) 26
Strassen
Del Maladero a
De la Trinidad b
De los Principes c
. Curtidores d
. la Merced e
. Nieve f
. Hidalgo g
. Jurbide h
. la Alameda i
. la Perpetua k
. la Noria l
. Huerta m
. Bravo n
Del Carmen o
De la Emperadora p
. Minerva q
Del Hospital r
De S. José s
Del Capuchino t
De la Soledad u
. . Comparia v
Del Mercado w
De Cristo x
. Quintas y
. Atoyac z



Der Riesenbaum von Tule.

III.

Oaxaca.

Die Stadt. Ausflug auf den Monte-Alban. Ausflug nach Mitla. Der Riesenbaum von Tule. Tlacolula. Die Zapoteken. Der Cerro Montezuma. Die Tempel von Mitla. Aufgrabung eines Teocalli. Begräbnißhallen von Oaxaca. Die Vanille, ihre Cultur und ihr Handel. Ein Gemälde von Murillos. Neue Art Thee. Archäologische Notizen über Idolos.

Die Stadt Oaxaca liegt auf einem mäßig ansteigenden Grunde zwischen den beiden Flüssen Jalatlaco und Attoyac, ungefähr an der Stelle, wo sich das große Thal von Oaxaca radienförmig in die vier Thäler Valle chico oder Valle de Zachila, Valle grande oder Valle de Ocotlan, Valle de Tlacolula und Valle de Etla verzweigt, in einer durch die Fruchtbarkeit des Bodens, Schönheit der

Landschaft und Vorzüglichkeit des Klimas gleich ausgezeichneten Umgebung. Ihre geographische Lage wird von einigen auf 16° 54′ nördl. Br. und 99° 36′ westl. L. von Paris, von andern auf 17° 3′ 15″ nördl. Br. und 98° 20′ westl. L. bestimmt. Harkort fand die Höhe ihrer Sohle 5534 cast. Fuß über dem Meere. Meine eigenen barometrischen Messungen ergaben eine absolute Höhe von 5610 Fuß.

Der Name Oaxaca soll nach der gewöhnlichen Annahme eine Verstümmelung von Huaxyacac, dem Namen der alten Residenz der zapotekischen Könige sein, von der jedoch keine Spur übriggeblieben ist. Sie wurde wiederholt, und besonders hart am 10. März 1727 sowie am 28. März 1787 und am 4. October 1800, von verheerenden Erdbeben heimgesucht, welche Unserer lieben Frau de la Soledad übel mitspielten und ihren guten Ruf hätten sehr gefährden können. Die stärksten Stöße erfolgten gerade in dem Augenblick, als man das Bild über die Schwelle der Kirche brachte, um durch einen feierlichen Umzug mit demselben den Zorn des Himmels zu versöhnen. Dennoch gelang es der spitzfindigen Wortklauberei der Mönche, die offenbaren Niederlagen in neue Triumphe zu verwandeln. In einem mir vorliegenden Bericht über das Erdbeben von 1727 heißt es scheinbar ganz arglos: „al salir de su iglesia, la Soverana imagen", als die Königliche Jungfrau ihren Tempel verließ; und in dem Bericht über das Jahr 1787: „salio la Virgen", die Heilige Jungfrau trat hervor u. s. w., Ausdrücke, welche eine wunderbare Erscheinung der Heiligen Jungfrau selbst oder eine nicht auf natürlichem Wege bewirkte Ortsveränderung ihres Bildnisses zwar nicht behaupten müssen, aber das Wunder dem leichtgläubigen Sinn so nahe legen, als es nur geschehen kann.

Die heutige Stadt mag etwa 30000 Einwohner zählen und bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, dessen Diagonalen den vier Weltgegenden entsprechen. Sie hat breite und wohlgepflasterte, unter rechten Winkeln sich schneidende Straßen. Ihre größte Ausdehnung beträgt 8700 Fuß von Norden nach Süden, die kleinere 6800 Fuß von Osten nach Westen. Sie besitzt zwei Alamedas, von denen die größere, die am Nordende der Stadt gelegene Alameda

nueva, ein über 200 Meter langes und 120 Meter breites Rechteck, in neuerer Zeit mit Bäumen und einem Springbrunnen geziert wurde. An öffentlichen Plätzen besitzt sie zwei größere und fünf kleinere. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind, außer zwölf Kirchen, neun Mönchs-, fünf größern und vielen kleinern Nonnenklöstern, das Regierungsgebäude, der bischöfliche Palast, das Nationalgefängniß und verschiedene andere.

Fontainen, deren Wasser einer starken und reinen Quelle in geringer Entfernung von der Stadt entstand und mittels gemauerter Aquäducte nach den verschiedenen Ausflußplätzen geleitet wird, zieren die öffentlichen Plätze und Kreuzwege der Stadt. Im Mittelpunkt derselben liegt die Plaza mayor, deren südliche Seite der bischöfliche Palast begrenzt, ein Gebäude, welches den Baustil der altindianischen Hohenpriesterwohnungen mit dem toscanischen der Façade vereinigt. Ihm gegenüber, auf der nördlichen Seite, steht die Kathedrale, ein ziemlich großes Gebäude mit zwei Thürmen und einer Kuppel, das 1729 vollendet wurde und den Geschmack damaliger Zeit ziemlich nüchtern wiedergibt. Der Westseite des Doms gegenüber befindet sich die kleinere Alameda, mit dem Zunamen de Belen. Von den vielen reichen Klöstern ist das feste Convent der Dominicaner zu erwähnen, das an liegenden Gründen, Kapitalien und Kirchenschätzen ein Vermögen von 9 Millionen Pesos besitzen soll, und dessen reiche Bibliothek schätzenswerthe Materialien zur Geschichte der altindianischen Bevölkerung enthält.

Die Stadt genießt des schönen Vorzugs eines fast beständig heitern Himmels und einer gemäßigten, fast gleichförmigen Temperatur von 16—20° R., die nur in den heißesten Monaten des Jahres bis zu 28° steigt. Der Boden um die Stadt ist äußerst fruchtbar und mit prachtvollen Gärten und Pflanzungen bedeckt, die das ganze Jahr hindurch die Bewohner mit den köstlichsten Früchten aller Zonen versorgen, aber nur wenig Gemüse hervorbringen.

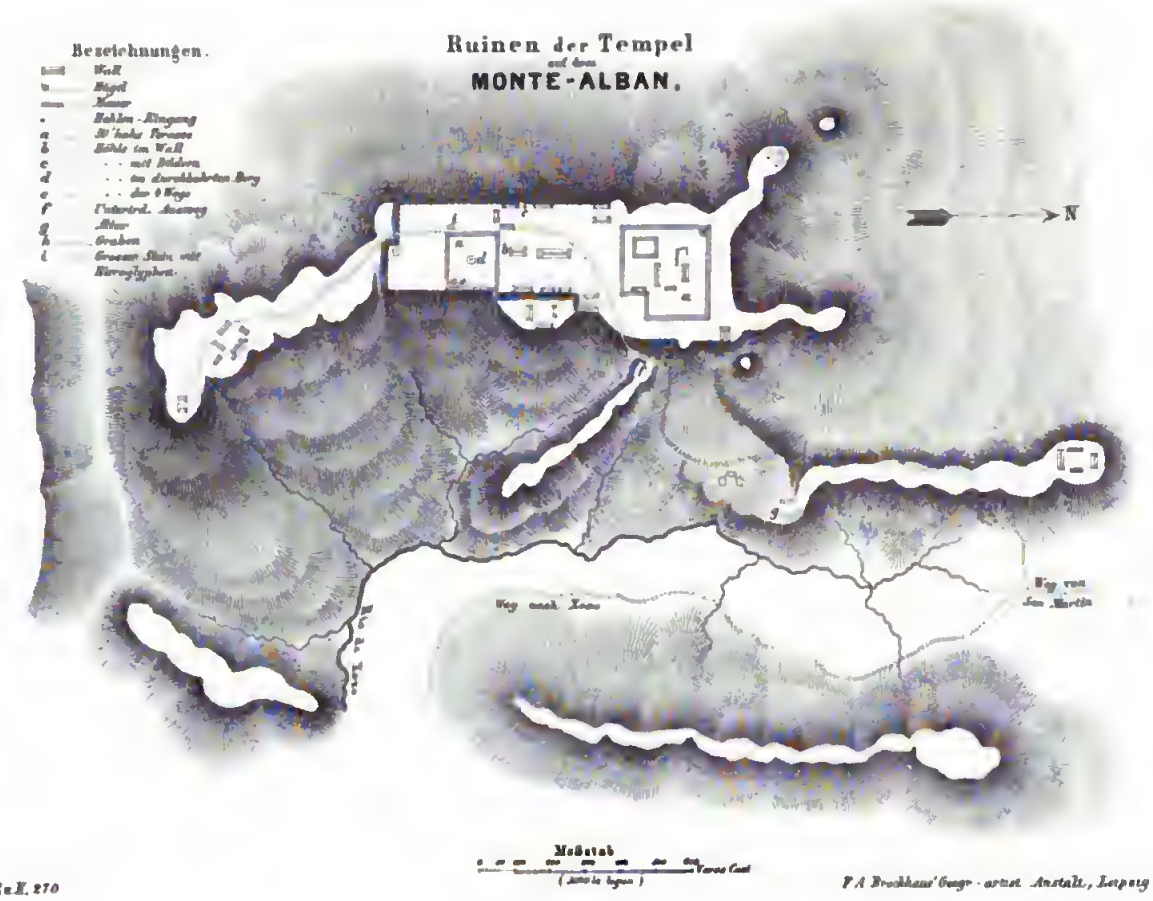
Unter den neuen Bekanntschaften, welche ich in Oaxaca machte, muß ich eines Dr. Ortega erwähnen, der eine sehr bedeutende Sammlung mexicanischer Alterthümer besitzt, sowie eines talent-

vollen und gebildeten Ingenieurs Don Guilberto Torres, deſſen Kenntniſſe ſeinem Vaterlande große Dienſte verheißen.

Der erſte Ausflug über das Weichbild der Stadt hinaus galt dem Monte-Alban. Es war 8 Uhr morgens, als ich zu Pferde ſtieg und in Begleitung der ebenerwähnten Herren Oaxaca verließ. Ein herber Bergwind, der uns aus Weſten entgegenſchnob, raubte der Anmuth der lieblichen Morgenlandſchaft ein gutes Theil der ihr gebührenden Bewunderung. Wir paſſirten den Attoyac, der kaum 1 Fuß tiefes Waſſer führte, und erreichten jenſeit deſſelben den Fuß des Hügels, der wie eine vereinzelte Inſel im Vereinigungspunkt der vier genannten Zweigthäler liegt. Nach jeder Richtung hin gewährt er dem Blicke eine weite Perſpective und ſcheint von der Natur geſchaffen zu ſein, eine feſte Warte zu tragen.

Schon auf halber Höhe erreichten wir eine Terraſſe, auf welcher meine Begleiter mich auf mehrere große Steinblöcke aufmerkſam machten, denen man den Namen Altar gegeben hat. Dieſer Altar beſteht aus zwei genau nacheinander gerichteten Steinen von ganz gleichen Dimenſionen, von 1,45 Meter Breite, 2,20 Meter Höhe und 0,85 Meter Dicke. Ein dritter Stein von 1,42 Meter Breite, 3,90 Meter Länge und 0,57 Meter Dicke liegt hinter dieſen erſten und ſcheint deren Deckplatte geweſen zu ſein. Alle ſind aus grobem rothen Porphyr gemeißelt und alſo nicht an Ort und Stelle gebrochen, da das Geſtein des Bodens aus grauem Granit beſteht. Die Reſte dieſes Altars ſind indeſſen nicht die einzigen iſolirt liegenden Trümmer. Da, wo der ſchmale Bergkamm in einer Entfernung von 800 Varas in eine Plateforme ausläuft, ſtehen die Reſte zweier etwa 100 Meter voneinander abſtehender Wälle, die mit andern noch vorhandenen Mauertrümmern ein rechtwinkeliges Parallelogramm bilden. Aehnlich ſind auch die äußerſten ſüdlichen und nordweſtlichen Terraſſen mit Parallelen oder in rechten Winkeln ſich kreuzenden Wällen und Mauern bedeckt.

Das Hauptplateau des Hügels bildet ein von Norden nach Süden geſtrecktes Parallelogramm von 300 Varas Breite und 900 Varas Länge. Auf dem nördlichen Drittel befindet ſich eine 50 Fuß hohe quadratiſche Terraſſe, deren Seite 250 Varas mißt.


Ruinen der Tempel
MONTE-ALBAN.
Bezeichnungen.
Wall
Hügel
Mauer
Höhlen-Eingang
Höhle im Wall
mit Bildern
Unterird. Ausweg
Altar
Graben
Grosser Stein mit Hieroglyphen.
N
Weg nach Xoxo
Weg von San Martin
Maßstab
Varas Cast
(1000 la legua)
Zu K. 270
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig

In der nordwestlichen Ecke derselben erhebt sich eine kleinere Terrasse, und an verschiedenen Stellen Wälle und Mauertrümmer, die alle unter rechtem Winkel zueinander stehen. Der mittlere Theil des Plateau trägt längs des westlichen und östlichen Randes 30 Fuß hohe Erdaufwürfe, mit welchen eine mittlere Kette derselben Art parallel läuft. An einem der westlichen Wälle befindet sich eine Höhle. Man scheint einer zufälligen Aufdeckung ihre Kenntniß zu verdanken. Sie ist etwa 4—5 Meter tief und so niedrig, daß man nur auf den Knien hineinkriechen kann. Gleichsam den Eingang zu ihr bildend, stehen mehrere mit Köpfen en relief geschmückte Steinplatten, zum Theil noch aufrecht, zum Theil halb versunken. Tiefer im Innern der Höhle befindet sich eine Steinplatte, auf welcher die Figur einer Frau eingemeißelt ist, die, aufrecht stehend, eine Kugel gebiert.

Auf dem südlichen Theil der großen Terrasse erhebt sich, ähnlich wie auf dem nördlichen, eine quadratische, 50 Fuß hohe Bastion, die ehemals zwei hohe Bauwerke trug. Das eine ist ein pyramidaler Hügel, der, wie aus einer Durchgrabung hervorgeht, keine Höhlung im Innern hat. Das zweite Gebäude besteht heute aus einem kreuzweise von Gängen durchschnittenen Tumulus. Die Decke des domartigen mittlern Raumes, in welchen die erwähnten Gänge führten, ist eingestürzt. Zur Seite dieser Bastion und am Südrande des Plateau liegt ein zertrümmerter Stein, mit Hieroglyphen bedeckt.

Sämmtliche Trümmer sind zum Theil verschüttet, zum Theil mit einer jahrhundertealten Vegetation überwuchert, sodaß es schwer ist, ihre Formen und Richtungen zu erkennen. Müßte ich über ihren ehemaligen Zweck und Bedeutung eine Meinung aussprechen, so würde ich diese Ruinen eher für die Reste alter Festungswerke als für Tempel, Paläste u. dgl. halten, trotz der Erklärung meines in indianischen Alterthümern sehr bewanderten Begleiters Ortega, der aus ihrem Staube eine glänzende Capitale voll königlicher Paläste, Tempel und anderer Prachtbauten auferbauen wollte.

Der andere Morgen sah mich bereits auf einem neuen Ausfluge begriffen. Diesmal galt der Besuch den berühmten Ruinen

des ehemaligen Sitzes zapotekischer Priesterherrlichkeit in Mitla. Der breite, bequeme Fahrweg, auf dem wir in östlicher Richtung die Stadt verließen, war äußerst belebt, und namentlich boten mir die Fuhrwerke, von einer Construction, die ich nie gesehen hatte, einen eigenthümlichen Anblick. Sie gehören zu der großen Species Carrus birotalus. Zwei plumpe Räder, wie man sie nicht massiver an einer Schiffs- oder Festungslaffette sieht, von etwa 4 Fuß Durchmesser, tragen einen viereckigen Aufsatz, der eher einem Fliegenschrank als einem Wagen gleicht. Die Räder bestehen aus einem plumpen, an beiden Enden etwas abgerundeten Holzklotze, dessen Langseiten zwei rohe Holzstücke angefügt sind, durch welche die Kreisform nothdürftig hergestellt wird. Die Deichsel ist in die Achse selbst eingekeilt, und auf diesen beiden Holzstücken steht der mannshohe, schrankähnliche, durch vier dünne Stäbe gebildete Obertheil, dessen Wände aus leichtem Pitageflecht bestehen. Zwei Ochsen ziehen dieses interessante Vehikel. Das Aechzen und Knarren der schwerfälligen Maschine, deren hungerige Räder nie das Labsal der Schmiere kosten, hört man in der Entfernung von einer halben Stunde. Begegnet man aber, so wie wir heute morgen, einem ganzen Zuge dieser Urgestalten eines Phaëthon und Tilbury, so ist das Concert herz- und ohrzerreißend.

Nach einer halben Stunde hatten wir das Dörfchen Sta.-Lucia passirt und näherten uns Tule. Noch konnten wir weder eins seiner Häuser noch seinen Kirchthurm erkennen; aber ein grüner, hoch auftauchender Hügel von sonderbarer, kugeliger Form hatte bereits unsere Aufmerksamkeit gefesselt und gab zu mancher Vermuthung Veranlassung, bis einer meiner Gefährten ihn als die Krone eines Baumes bezeichnete, der selbst wieder die Krone aller Bäume des Erdbodens sei. Allmählich tauchten die Häuser von Tule aus ihrer lachenden Einfriedung grünender Dickichte und blühender Orangen-, Citronen-, Chirimoya- und Aguacatesgärten hervor, und bald auch hielten wir am Eingang des Vorplatzes der Kirche. Hier steht dieser Koloß der Pflanzenwelt, der sogenannte Riesenbaum von Tule, und nahe bei ihm zwei jüngere Kinder seines Geschlechts, die ohne seine Gegenwart mit vollem Rechte selbst

Rieſen zu nennen wären, eine unvergängliche, heilige Reliquie der Vorzeit, ein Bild der Macht und Größe des Aztekenreichs, das unter dem Tritte erzgepanzerter Eroberer in Trümmer ſank, nachdem der Goldgier des blaſſen Fremdlings der letzte ſeiner Herrſcher zum Opfer gefallen war. Schon damals, vor mehr als 300 Jahren, erregte die ungeheuere Größe des Baumes das Erſtaunen und die Bewunderung der Spanier, und während die Tempel und Altäre des beſiegten Volks der Unduldſamkeit der alleinſeligmachenden Chriſtuslehre weichen mußten, blieb er allein verſchont.

Der Eindruck, welchen der impoſſante Anblick auf die Beſucher hervorbringt, iſt unbeſchreiblich großartig. Er gleicht dem Baum in Mahommed's Paradieſe, deſſen Stamm und Blätterſchmuck durch alle Ewigkeiten durch ſich ſtets verjüngt, und die Erinnerung an die gewaltigſten Baobabs (Adansonia digitata), die ich auf meinen Wanderungen in Innerafrika zu bewundern Gelegenheit hatte, trat in den Hintergrund vor dieſer greiſen Cypreſſe (Cupressus distichans), die trotz ihres halben, ja vielleicht ganzen Jahrtauſends noch immer ſo jugendlich kräftig und freundlich ausſieht.

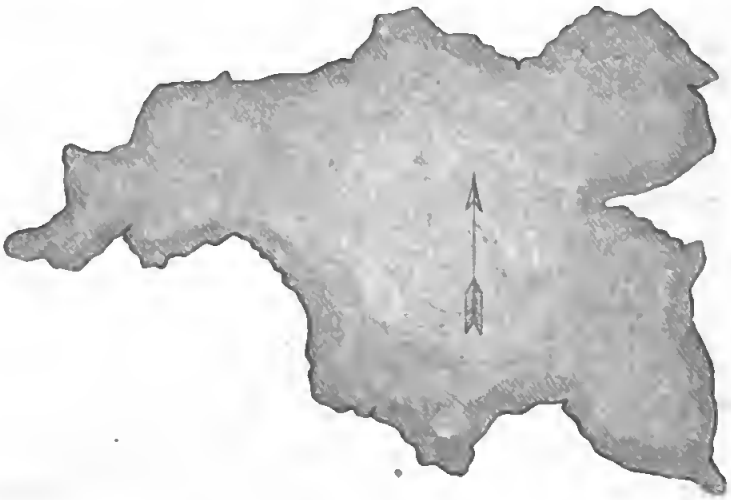
Erſt nach geraumer Zeit konnte ich es über mich gewinnen, das Bild dieſer majeſtätiſchen Erſcheinung zu entwerfen, welches dem Leſer nebſt dem beigefügten Durchſchnitt des Stammes eine Vorſtellung dieſes merkwürdigen Baumes vermitteln mag (ſ. die Zeichnung zu Anfang des Kapitels).

Ich beſtimmte die Höhe des Baumes aus einer Baſis von 50 Meter und einem Winkel von 30° 56′ auf 32,7 Meter oder 120,64 Fuß Rhein. Den Umfang des Stammes maß ich mittels einer Schnur 5 Fuß über dem Boden zu 99 Fuß; der Umfang der Krone beträgt wol 500 Fuß. Den Grundriß des Stammes beſtimmte ich, indem ich um denſelben ein Quadrat conſtruirte und die Abſtände der Ein- und Ausbuchtungen des Stammes von den Seiten des Quadrats maß.

Der Stamm hat beinahe das Anſehen, als ob mehrere Bäume zuſammengewachſen wären, wie auch Alexander von Humboldt, ohne den Baum ſelbſt geſehen zu haben, vermuthete. Allein dies

ist nur scheinbar, und die vorspringenden Kanten sind nichts als Auswüchse der übergroßen Triebkraft desselben.

Eine Welt von Pflanzen und Thieren umschlingt und belebt den Riesen und gedeiht auf seinen mächtigen Aesten wie ein zahlreicher Hofstaat, dessen Ausbeute schon allein ein stattliches und interessantes Museum bilden würde.



Vergeblich versuchten wir, in das Innere der freundlichen Kirche zu gelangen, und obgleich gesättigt vom Anblick dieses Baumes, setzten wir fast mit Widerstreben unsern Weg fort, noch oft die Blicke rückwärts wendend, bis ein Vorsprung des Gebirgs ihn unserm Auge entzog.

Eine starke Legua von Tule liegt das Dorf Tlacochahuaya, ein alter und ehemals mächtiger Ort der Zapoteken. Die meisten Häuser sind aus Steinen aufgeführt, die in der Nähe theils gebrochen, theils gebrannt werden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1500 Seelen, die sich mit Ackerbau und Weberei beschäftigen. Das Dorf bietet inmitten der vielen und gutgepflegten Gärten einen freundlichen Anblick.

In einer Entfernung von 4 Leguas erreichten wir das Städtchen Tlacolula, mit 5—6000 Einwohnern. Es besitzt breite, regel-

mäßige Straßen, einen geräumigen Marktplatz, gutgebaute Häuser und eine schöne Kirche.

Kurz nach meiner Ankunft besuchte mich der Präfect, dem ich vom Gouverneur empfohlen war. Im Lauf der Unterhaltung erbot er sich, mich nach Mitla zu begleiten, zugleich aber auch mich zu andern Ruinen zu führen, die bis dahin von Reisenden weder besucht noch beschrieben und überhaupt nur den Indianern bekannt seien, welche dieselben mit einer ehrerbietigen Scheu betrachten. Ich nahm seinen Vorschlag mit Vergnügen an, und der Ausflug wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Um 7 Uhr waren wir im Sattel, und erreichten nach einem zweistündigen Ritt Titipac. Hier, wo die ersten Einwanderer einen von 3—4000 Familien bewohnten Ort gefunden haben, leben heute kaum 300 Individuen, arm, muthlos und verkommen. Der Pfarrer des Orts wohnt in den dem Verfall überlassenen Klostergebäuden der Dominicaner, welche das Werk schon lange wieder verlassen haben. Die ganze Bevölkerung der Gegend besteht aus Zapoteken und spricht eine Sprache, welche einen Hauptstamm der vielen übrigen indianischen Idiome bildet.

Die Gutmüthigkeit und Geistesschwäche der Zapoteken, die ihre Ausbeutung und Unterjochung erleichterten, haben diesem Stamm von seiten spanischer, dem Mönchsstande angehöriger Schriftsteller Zeugnisse erworben, die er nicht verdient; denn es ist ein großer Unterschied, ob ein hab- und herrschsüchtiger, das Lob nur nach seinen Standesinteressen ausspendender Priesterstand, oder der vorurtheilsfreie, von keinem Interesse bestochene Laie ein Urtheil unterschreibt. Nach allen Erfahrungen und sorgfältig geprüften Vergleichungen zwischen den Bewohnern dieser Thäler und der schwarzen Bevölkerung Innerafrikas nehmen die Indianer Mexicos eine tiefere Stufe geistiger Befähigung und moralischen Werthes ein als die Neger. Der letztere mag im Naturzustand indolenter sein als selbst der Indianer; aber die geistigen Fähigkeiten schlummern nur, und leicht gelingt es, sie zu wecken. Die schwarze Bevölkerung Westindiens hat ihre Ketten gebrochen, und ihre Vertreter haben auf den Bänken der denkwürdigsten Congresse unsers Jahrhunderts

geſeſſen. Der Indianer dagegen ſcheint zum Sklaven geboren, und ſeine geiſtige Begabung iſt ſo gering, daß er es ſelbſt in beſtändigem Umgang mit dem Weißen nie dazu bringt, ſelbſtändig zu denken und uncommandirt zu handeln.

Mag dieſes Urtheil noch ſo ſehr mit dem Lobe eines Bernal Diaz, Clavijero u. a. im Widerſpruch ſtehen, ich kann gegen das heilige Gewand dieſer Männer die Gefälligkeit nicht ſo weit treiben, die Wahrheit zu unterdrücken. Und wenn der letztgenannte ſagt, dieſe Leute ſeien vor der Niederlaſſung der Dominicaner geſittete und fleißige Menſchen geweſen, die ihren eigenen geordneten Rechtszuſtand beſeſſen, Künſte und Wiſſenſchaften gepflegt, das Jahr zu berechnen und das Andenken ihrer Großthaten durch Lieder und bildliche Darſtellungen den Nachkommen zu überliefern verſtanden hätten, ſo iſt es ſehr zu bedauern, daß die Dominicaner ſie kennen lernten.

Die äußere Erſcheinung des Zapoteken iſt der der meiſten Indianer ähnlich; doch tragen ſie das Haar vorn kurz abgeſchnitten und hinten in zwei langen Zöpfen über den Rücken. Mädchen und Frauen flechten ihr Haar und tragen als einziges Kleidungsſtück ein um die Hüften geſchlungenes Tuch, das den Oberleib bloß läßt.

Von Titipac ritten wir nach der kleinen Hacienda San-Antonio, welche am Fuß des Cerro Montezuma liegt, und nahmen dort Führer mit, was uns jedoch große Ueberredung koſtete, weil die Indianer, wie geſagt, den Berg mit einer religiöſen Scheu betrachten. Es bedurfte der ganzen Autorität des Präfecten und wiederholter Verſicherungen, den Ort in keiner Weiſe profaniren zu wollen, um ſie zum Mitgehen zu bewegen.

Während einer Stunde ſtiegen wir fortwährend bergan, und erreichten dann den obern Rand einer tiefen Schlucht. Dieſe kletterten wir mühſam hinunter und fanden an deren Ende, am Fuß einer ſteilen Felswand, ein 4—5 Meter langes und 2—3 Meter breites Waſſerbecken, in welches ſich ein aus der Höhe niederfallender, ſehr ſpärlicher Bach ergoß. Die Tiefe des Beckens, das von den Indianern, wie alle derartige Ciſternen, el pozzo encantado

(verzauberter Brunnen) genannt wird, ſcheint ſehr bedeutend zu ſein. Die Felswand über dem Brunnen war niſchenförmig ausgehöhlt, ſonſt aber von einer ehemaligen Einfaſſung durch Mauerwerk keine Spur bemerklich.

Das Hinaufklettern an den ſteilen Wänden der Schlucht war ſehr beſchwerlich, und auch nachdem wir den Rand erreicht, machte die brennende Sonne die Erſteigung der Spitze des Berges ſehr ſauer. Als wir endlich gegen 3 Uhr den Gipfel erreichten, entſprach der Anblick ſehr wenig unſern Erwartungen. Im erſten Augenblick vermochten wir nicht einmal die geſuchten Ruinen zu entdecken, und erſt nach ſorgfältiger Durchforſchung fanden wir Mauertrümmer von zwei verſchiedenen Bauwerken auf, die nicht hinreichend waren, über die Natur und den Zweck der Gebäude ſelbſt Vermuthungen zu erlauben. Schon fürchteten wir, mit dem Anblick dieſer Schutthaufen uns begnügen zu müſſen, als ich den Eingang eines unterirdiſchen Gewölbes dem Präfecten frohlockend ankündigte. Dieſer Gang war aus regelmäßig behauenen Steinen gemauert und ſo hoch, daß wir bequem darin fortgehen konnten; allein ſchon in einer Länge von 15 Meter fanden wir ihn verſchüttet, und an ein Wegräumen des Einſturzes war bei der Unluſt unſerer Führer nicht zu denken. Wichtiger war die Entdeckung, daß die oberſte Fläche des Hügels von Grundmauern umgeben war, welche ihr eine quadratiſche Form gaben. Beim Herabſteigen fanden wir, daß dieſe quadratiſchen Mauereinfaſſungen ſich um den ganzen Berg wiederholten und ohne Zweifel die Grundmauern von Terraſſen bildeten, durch welche der ganze Berg ehemals als eine ungeheuere Pyramide erſcheinen mußte. In dieſem Falle mögen die zuerſt erwähnten Trümmer die Ruinen zweier Heiligthümer geweſen ſein, wie ſie die Plateforme der ähnlichen Pyramiden z. B. von Cholula, Palenque, Uxmal u. a. trug. Denkt man, daß der Berg, der den Kern dieſer Pyramide bildete, eine relative Höhe von 2000 Fuß hat, ſo mag man ſich von einer ſolchen Monſterpyramide eine Vorſtellung machen, gegen welche die Pyramide des Cheops, mit einer Höhe von circa 500 Fuß, das höchſte bekannte Bauwerk der Welt, nur wie ein Zwerg neben einem

Rieſen erſcheint. Eine genauere Unterſuchung des Berges de Moctecuzoma, wie er im Lande heißt, empfehle ich angelegentlichſt Reiſenden, welche ſich das Studium indianiſcher Alterthümer zur Aufgabe gemacht haben.

War der Weg aufwärts beſchwerlich geweſen, ſo war es der abwärts noch viel mehr, und die Pferde vermochten kaum auf dem jäh abſchüſſigen Boden einen ſichern Tritt zu thun, und mühten ſich mit ſolcher Anſtrengung, den Sturz zu vermeiden, daß ſie kaum noch ein einziges Hufeiſen nach Titipac zurückbrachten.

Hier waren wir um 5½ Uhr angekommen, und zwei Stunden ſpäter hatten wir auch Tlacolula, unſer einſtweiliges Hauptquartier, erreicht.

Am Abend ſuchte ich noch über die Umgegend und einige ihrer merkwürdigſten Pflanzen Erkundigungen einzuziehen. Zu den letztern gehört die unter dem Namen Camotillo oder Raiz de Pegajoſo, welche nach allem, was ich davon hörte, ein ganz vorzügliches Anteſyphiliticum ſein muß. Ich erkundigte mich im Verlauf meiner Reiſe noch öfter nach dieſer Pflanze, und hörte dieſe Eigenſchaft überall beſtätigt. Dr. Ortega verſicherte ſogar, daß er ſeit langen Jahren ſyphilitiſchen Kranken keinen Mercur mehr reiche, ſondern überall die Raiz de Pegajoſo, welche die Wirkung des Mercurs bei weitem übertroffen habe.

In Ejutla gelang es mir, ein Packet dieſer Wurzeln zu erhandeln. Dieſelben ſind fingerdick, fleiſchig, dem Ingwer in der Form ähnlich. Von der Pflanze ſelbſt konnte man mir nur dürre, blattloſe Stengel zeigen. Nach meiner Vermuthung iſt es eine Aristolochia. Auch in Tehuantepec wird die Camotillo gegen dieſelbe Krankheit und mit gleich günſtigem Erfolg angewandt.

Der 13. Februar war den Ruinen von Mitla gewidmet. Der Weg dahin beträgt von Tlacolula 4 Leguas, die wir in zwei Stunden zurücklegten. Die Straße iſt eben und gut, zur Linken von ſteilen, ſchöngeformten Kalkfelſen flankirt. Das Dorf ſelbſt gewährt einen freundlichen Anblick durch ſeine Lage zwiſchen zwei Flüſſen, welche Feuchtigkeit genug ſpenden, der Ebene, ſo weit dieſe reicht, ein friſches, ſaftiges Anſehen zu verleihen. Es iſt gegenwärtig von

ungefähr zweihundert Haushaltungen bewohnt. Der Präfect konnte jedoch dem Charakter der Einwohner keine Lobsprüche ertheilen, schilderte sie vielmehr als abergläubisch, feige, mistrauisch und in hohem Grade boshaft und ungastlich. Dennoch zeigten sie sich, vielleicht durch die Gegenwart des Präfecten bewogen, heute sehr gefällig, während sie sonst selbst einen Trunk Wasser versagen sollen.

Die berühmten Ruinen von Mitla lagen ganz in unserer Nähe und befinden sich sozusagen im Dorfe selbst. Der erste Anblick derselben läßt, wie fast immer, die Erwartung unbefriedigt. Was das Auge in der ersten Rundschau auffaßt, außer unzähligen Trümmer- und Schutthaufen, aus denen es unmöglich ist Sinn und Bedeutung herauszulesen, ist ein die Höhe des Hügels beherrschendes Bauwerk von 100 Varas Länge und 12—15 Fuß Höhe, ohne Fensteröffnungen, aber drei Eingängen in der Fronte. Zur Linken erblickt man das Pfarrhaus und die Kirche des Orts auf und zwischen antiken Mauern. Zur Rechten erheben sich Reste, die so mangelhaft sind, daß sich heute aus ihnen kein Plan und keine Bedeutung mehr erkennen läßt. Der Farbenton des ganzen Gemäldes erinnert sehr stark an das Colorit afrikanischer Wüsten, und nichts verräth dem Beschauer, daß er vor dem hohenpriesterlichen Vatican und dem Escorial der zapotekischen Monarchen steht. Treten wir indeß näher.

Unser Weg führt aufwärts über Schutt und Trümmer in einen quadratischen Hofraum, der auf allen Seiten von breiten Terrassen eingeschlossen ist, die ehemals sämmtlich Gebäude gleich dem vor uns liegenden getragen haben. Die Mauern dieses einzigen noch bestehenden sind aus großen behauenen Steinen aufgeführt und außen durch musivische Gebilde aus bunten Backsteinen verziert. Diese Mosaiken bilden bunte Felder und vielfach verschlungene Figuren.

Aus dem erwähnten Hofraum führt eine Treppe zu den drei Eingängen des Gebäudes. Ehe wir jedoch das Innere desselben betreten, ist es zweckmäßig, die sämmtlichen Ruinen in ihrem Zusammenhang aufzufassen. Die jetzigen Ueberbleibsel wären zur

Construction der Karte nicht mehr hinreichend, die vor ungefähr dreißig Jahren, wenn ich nicht irre, von Mühlenpfordt aufgenommen wurde und den raschen Gang beweist, mit welchem die Ruinen wie schmelzender Schnee der völligen Auflösung entgegeneilen. Die unverzeihliche Sorglosigkeit der Behörden ließ zu, daß jede Wohnung im Dorfe aus dem so bequem zur Hand liegenden fertigen Material erbaut wurde, und so sehen wir heute nicht nur die Kirche, Pfarrhaus und Kapelle des Orts auf und aus den Steinen dieser Alterthümer aufgebaut, sondern finden indianische Hieroglyphen und Bildhauerei auf den Schwellen der elendesten Indianerhütte.

Ehemals bildeten in der Richtung der vier Himmelsgegenden verlaufende, 7—10 Fuß hohe Terrassen zwei Mittelhöfe von circa 130 Fuß Länge und Breite. Nach innen zu waren die Terrassen einfach, nach außen zu aber doppelt; auf ihrer Fläche trugen sie Bauwerke im Stil des einzigen noch heute erhaltenen. Der Boden der Höfe war statt des Pflasters mit einer 5—6 Zoll dicken Cementlage bekleidet, deren Oberfläche einen dunkeln Farbenanstrich gehabt zu haben scheint. Die Außenseiten der Gebäude waren durch Gurte und Simse in Felder getheilt, welche musivische Gebilde sowie eingehauene Figuren in einem dem griechischen und maurischen verwandten Stil enthielten. Die Mosaikverzierungen sind so genau und sorgfältig ausgeführt, daß das Auge kaum die Fugen entdeckt.

Von den drei Eingängen ist der mittlere, wie die altägyptischen Tempelthore, oben enger als unten. Tritt man durch sie ein, so befindet man sich in einem langen und schmalen Corridor, dessen hintere Wand in der Mitte eine Nische enthält. Dieser Corridor besitzt keine Ausgänge. Die Gemächer des Baues befinden sich unter demselben, als Souterrains; der Eingang zu ihnen befand sich ehemals in der Mitte des Hofes und ist jetzt verschüttet. Statt seiner gestattet ein in die Terrasse gebrochenes Loch die unterirdischen Räume zu betreten. Wir sehen zuerst ein niederes und enges Vestibulum, in welches der alte Eingang mündete. Von hier steigt man auf einigen Stufen zu den tiefern Gemächern nieder;

diese bilden enge, in Kreuzform sich schneidende Galerien. Die Wände sind mit gutgeschliffenen Porphyrplatten und Mosaikbildnereien bekleidet. Aehnlich war der Boden mit einem glänzend polirten und gefärbten Mörtel bedeckt.

Das ist beinahe alles, was der Reisende von den berühmten Ruinen von Mitla noch vorfindet. Der Palast II ist ganz und gar verschwunden, und der Palast III besteht nur noch aus sehr spärlichen Ueberresten, die zum Theil von neuen Wohnungen der Indianer überdeckt sind.

Nach Besichtigung der Ruinen nahmen wir im Rathszimmer unser Mittagessen ein, bei welchem der Alcalde und die Mitglieder des Ayuntamiento, unbeschadet ihrer Würde, uns bedienten. Das Essen war echt indianisch, bestehend aus einem zerrissenen, in Chilesauce schwimmenden Huhn, Frijoles und Tortillas. Wie naiv es dabei zuging, mag man aus Folgendem ersehen. Zur Vermehrung der Feierlichkeit war auch ein Messer auf dem Tisch erschienen. Weiß Gott, wo sich dasselbe seither aufgehalten hatte, denn es war so schmuzig, daß sich keiner desselben bedienen konnte. Der Präfect gab es deshalb dem Alcalden zum Putzen, was dieser auch sogleich in unserer Gegenwart that, indem er darauf spuckte und es dann unter der Achsel durchzog.

Nach dem Essen entwickelte sich zwischen dem Präfecten und den Mitgliedern des Raths eine geschäftliche Discussion, welcher ich mit Staunen und Ungeduld folgte. Der Rath mochte, nach dem splendiden Essen, womit er uns regalirt hatte, die Stimmung günstig glauben, dem Präfecten Vorstellungen zu machen über die Schwierigkeit der Beitreibung der Kopfsteuer. Der Präfect rieth darauf an, ein Gemeindefeld zu bepflanzen und aus dem Ertrage desselben die Steuer zu bestreiten. Lange vermochte der Rath diesen Vorschlag nicht zu verstehen; als der Präfect mit unendlicher Geduld und Weitläufigkeit seinen Rath jedem einzelnen auseinandergesetzt hatte, theilten sich endlich die Wolken an ihrem geistigen Horizont, und nun geberdeten sie sich wie Kinder, denen eine unerwartete Freude bereitet wird. Lachend und händeklatschend sprangen sie umher und küßten dem Präfecten wiederholt die Hände. Wahr-

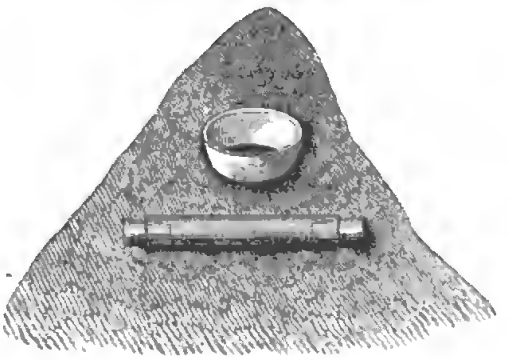
haſtig, indianiſcher Blödſinn, du biſt ſtärker als Porphyr und Granit!

Augenzeuge der bedauerlichen Verheerungen, welche die Indianer an den ehrwürdigen Ruinen angerichtet haben, war ich hoch erfreut, in dem Präfecten einen Mann zu finden, der den Verfall ſelbſt bedauerte. Wir beſprachen die geeigneten und zu Gebote ſtehenden Mittel, und entwarfen eine Verordnung, welche, ſolange ſich die höchſten Behörden der Sache redlich annehmen würden, den Ruinen einen interimiſtiſchen Schutz gewähren ſollte. Dieſe Verordnung, welche ſogleich zur Nachachtung öffentlich bekannt gemacht wurde, verbot, unter Strafe von drei Tagen Gefängniß, jede fernere Beſchädigung der Ruinen, befahl die Errichtung eines Zauns um dieſelben und beſtimmte, daß jeder Fremde nur gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes zugelaſſen werde. Dieſe Eintrittsgelder ſollten der Gemeindekaſſe zugute kommen, wodurch wir hofften, die Gemeinde ſelbſt für die genaue Beobachtung der Verordnung zu intereſſiren.

Mit Sonnenuntergang waren wir wieder in Tlacolula angekommen, wo Hr. Guilberto Torres auf meine Bitte zurückgeblieben war, um die Eröffnung eines Teocalli vorzunehmen. Nach meiner Ankunft theilte er mir das Reſultat ſeiner Nachgrabung mit.

Der von ihm eröffnete Teocalli beſaß eine Höhe von 12—15 Fuß und eine Baſis von 7—8 Fuß Durchmeſſer; er beſtand, ohne Mauerwerk, aus aufgeſchütteter Erde. Hr. Torres fand im Innern weder Idole noch andere auf einen religiöſen Cultus Bezug verrathende Gegenſtände. Dagegen legte er mir vor: 1) eine thönerne, nicht ganz 2 Fuß lange und 2 Zoll im Durchmeſſer haltende Röhre, in deren beiden Enden Steinſtöpſel wie Korke in einer Flaſche ſteckten; es war nicht zu erkennen, ob die Röhre etwas enthalten hatte: ſie war in horizontaler Lage und in geringer Höhe über dem Boden gefunden worden; 2) einen napfförmigen Ring aus gebranntem Thon, der einer Schüſſel ohne Boden glich und, durch eine Erdſchicht getrennt, vertial über der erwähnten Röhre, ungefähr im Mittelpnnkt des Tumulus, gefunden worden

war. Ich muß es den Kennern amerikaniſcher Alterthümer anheimgeben, Sinn und Bedeutung dieſer Gegenſtände, von denen ich die Abbildung beifüge, zu erkunden.



Um 9 Uhr morgens verließ ich Tlacolula, verweilte nochmals bei dem ſchönen Rieſenbaum von Tule, und kehrte nach Oaxaca zurück. Hr. Torres machte mich, ehe wir die Stadt erreichten, auf den Kirchhof derſelben aufmerkſam, der mich überraſchen werde, falls ich nicht ähnliche Einrichtungen vielleicht in Spanien geſehen. Die Anlage deſſelben iſt allerdings eigenthümlich, und ſtellt ſich in Bezug auf äußern Luxus den prachtvollſten Friedhöfen europäiſcher Hauptſtädte zur Seite. Er iſt ein regelmäßiges Rechteck und von allen Seiten durch 25 Fuß hohe und etwa 10 Fuß breite Bauten eingeſchloſſen, welche von außen den Anblick hoher Umfaſſungsmauern gewähren und zur Aufnahme der Leichen beſtimmt ſind. Die innere Seite dieſer Bauwerke zeigt fünf übereinanderlaufende Reihen quadratiſcher Oeffnungen, welche der Façade ein ſchachbretartiges Anſehen geben. Dieſe Oeffnungen ſind die Eingänge 8 Fuß tiefer Zellen, welche zur Aufnahme je eines Sarges dienen. Der Sarg wird nämlich in die ihm beſtimmte Zelle eingeſchoben, und die Oeffnung durch eine Steinplatte, welche Namen und Grabſchrift trägt, hermetiſch verſchloſſen. Der mittlere, noch freie Raum iſt einſtweilen als Garten angelegt, wird aber ſpäter ähnliche Zellengebäude tragen, ſodaß der Friedhof das Anſehen einer großen Stadt mit Straßen, öffentlichen Plätzen u. ſ. w. erhalten wird. In

vieler Beziehung gewährt dieſe Art der Beiſetzung außerordentliche Vortheile, ſodaß ſie zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Die Erzeugniſſe der Pflanzenwelt ſind in der Umgegend von Oaxaca mehr mannichfaltig als groß. Mais, Weizen, Gerſte, Frijoles, Tomaten, Chile, ſogar europäiſche Küchengemüſe gedeihen neben Zuckerrohr, Kaffee, Ananas, Baumwolle, Bananen, Indigo, Cacao, Manioc u. ſ. w., und eine Menge der köſtlichſten Gaben der Tropen ſchenkt ungebeten und kaum des Dankes gewiß die gütige Natur. Hier iſt die Heimat des Liquidamber, des Marienbalſams, der echten Jalape, einer vorzüglichen Saſſaparille, des weißen Rhabarber, des wider den Stich und Biß giftiger Inſekten gerühmten Guaco, und außer dieſen wächſt hier die China und eine Menge der geſchätzteſten Bau-, Nutz- und Farbhölzer, wie Cedern, Mahagoni und Ebenholz. Allein die Erzeugniſſe des Ackerbaues reichen nicht aus für den eigenen Bedarf, und die Sammlung der freiwilligen Spenden der Natur unterbleibt, beides, weil es am nöthigen Fleiß, der Ausdauer und den Kenntniſſen fehlt, während die ſchlechten Wege, der Mangel an guten Fahrſtraßen die Ausfuhr der übrigen Producte des Bodens erſchwert. Ueber manche der obenerwähnten Artikel werde ich noch ſprechen. Heute ſei es mir geſtattet, den Leſer über eine Pflanze zu unterhalten, die ich oben nicht genannt habe, die aber eins der wichtigſten Producte des Landes bildet.

Die Vanille (Epidendrum Vanilla) iſt eine Schlingpflanze, welche ſich, wie der Epheu, mit Hülfe der Bäume, die ſie findet, aufrichtet und dieſe faſt ganz bedeckt. Ihr Stengel, von der Dicke eines kleinen Fingers, iſt grünlich, fleiſchig, faſt cylindriſch und hat, gleich der Weinrebe, in Zwiſchenräumen Knoten und Ranken. Jeder Abſatz iſt mit einem entgegengeſetzten, ſehr dicken, eiförmigen, 8 Zoll langen und 3 Zoll breiten Blatt geſchmückt. Ihre Wurzeln, welche in die Baumrinde eindringen, finden dort hinlängliche Nahrung, um die Pflanze einige Zeit friſch und kräftig zu erhalten, wenn durch irgendeinen Zufall der Fuß der Ranke beſchädigt oder ganz von der Hauptwurzel getrennt wird. Wenn der Stengel eine gewiſſe Höhe erreicht hat, ſo verzweigt er ſich,

breitet ſich nach den Seiten aus und bedeckt ſich mit großen, im Innern weißen, außen grünlichen Blüten. Dieſe ſind Kelche mit ſechs Abtheilungen, von welchen fünf lang, gerade und wellenartig ſind; die ſechste und innerſte iſt trichterförmig. In ihrer Reife verwandelt ſich die Blüte in eine fleiſchige Frucht, eine 7—8 Zoll lange Schote, welche ſich in drei Klappen öffnet, die mit einer öligen Maſſe voll kleiner, ſchwarzer, glänzender Samen angefüllt ſind.

Die Pflanze wächſt gewöhnlich wild in den Urwäldern, in uncultivirten, meiſt feuchten, oft überſchwemmten, ſchattigen, mit hoher Vegetation bedeckten Gegenden, woraus wir ſchließen, daß ſolches Erdreich der Vanille am beſten zuſagt. Um ſie zu vermehren, genügt es, abgeſchnittene Rankenſtückchen am Fuße der Bäume in die Erde zu ſtecken, wo ſie bald darauf Wurzeln ſchlagen und an den Stämmen emporranken. Läßt man ſie auf der Erde oder im Dickicht fortkriechen, ſo ſetzt man die Früchte dem Verderben oder Verfaulen aus; um dies zu verhüten, bindet man die jungen Pflanzen in einiger Entfernung über der Erde an den Bäumen auf. Einige Indianerſtämme, welche ſich mit der Cultur der Vanille beſchäftigen, pflegen die Rankenſtücke über der Oberfläche der Erde an die Baumſtämme zu binden. Dadurch bezwecken ſie, daß die Setzranke ſogleich in den Baumrinden Wurzel ſchlägt und, indem dieſelbe die Erde noch nicht berührt, von oben herab zu leben anfängt. Sie treibt nun Luftwurzeln, welche, ſich ſenkend, die Erde ſuchen und hier feſter und ſicherer einwurzeln als der Erde anvertraute Setzranken, die, noch der Triebkraft beraubt, häufig verfaulen oder verkümmern.

Die Vanille reift gewöhnlich gegen Ende März und wird etwa drei Monate lang geerntet. Im grünen oder friſchen Zuſtand haben die Schoten keinen beſondern Geruch, welcher auf das herrliche Aroma ſchließen ließe, das ſie nur durch die Präparation erhalten.

Wie auch in den immergrünen, warmen und feuchten Wäldern Cubas, wächſt in vielen Theilen des mexicaniſchen Gebiets dieſe koſtbare Pflanze in Menge wild, und die Eingebornen haben nichts zu thun als ihre aromatiſchen Früchte zu ſammeln und zu

trocknen, welches Verfahren ſie früher als ein Geheimniß betrachteten; aber heutzutage iſt es hinlänglich bekannt. Die Kunſt der Azteken vererbte ſich auf die Spanier. Letztere machen zu ihrer Chocolade zwar einen bei weitem geringern Gebrauch von dieſem Gewürz, beuteten aber um ſo lebhafter den äußerſt einträglichen Handel deſſelben aus.

Die Vanille, in der Sprache der Azteken Tlilxochitl, wächſt ſowol an der Oſtküſte als an dem Weſtabhang der Cordillera zwiſchen 19 und 20° nördl. Br. in den Staaten Vera-Cruz und Oaxaca.

Die Eingeborenen, welche die Schwierigkeiten kennen, weite Strecken in den unwirthlichen Wäldern und den undurchdringlichen Dickichten zu durchwandern, um die Vanille aufzuſuchen, welche zudem nicht immer zu einer beſtimmten Zeit reift, kamen von ſelbſt darauf, eine Art von Pflanzung anzulegen, indem ſie auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum von wenigen Quadratmeilen eine beträchtliche Anzahl von Pflanzen vereinigten, deren Pflege weder Mühe noch Sorgfalt erfordert.

Es genügt, den Boden um die Bäume des Waldes, den man bepflanzen will, etwas zu reinigen und am Fuße eines Stammes zwei Ranken einzuſetzen, oder einige Stückchen Reben an irgendeinen weichen Baum zu heften, in deſſen Rinde ſie gleich Wurzel ſchlagen, Luftwurzeln nach dem Boden ſenken und bald feſten Fuß und Trieb faſſen.

Die Indier wählen vorzugsweiſe zu dieſen Anpflanzungen die balſamiſchen Harz-, Oel- und Gummibäume, welche in dieſem herrlichen Erdreich im Ueberfluß wachſen, z. B. den Huitzilojtl, von rothem wohlriechenden Holze, grauer Rinde mit röthlicher Epidermis; den Gummilackbaum (aztek. Tzinacan-mitlaquahuitl); den Storaxbaum (ſpan. Liquidamber, aztek. Jochiocotzotl); ferner den balſamiſchen Oelbaum Huaconey und den Oeltraubenbaum Maripenela; die ſchöne Caraña mit ihrem getiegerten, glänzenden, glatten und wohlriechenden Stamme; die aromatiſche Tecemaca, den Blutbaum Ezquahuitl, den Olquahuitl (Gummi elasticum) und andere werthvolle Bäume dieſer unbeſchreiblich reichen Vegetation, welche ſozuſagen der Vanille zur Unterlage dienen und auf

ihren mehr oder minder feinen Geruch einen gewiſſen Einfluß üben.

Die Setzranken ſind gewöhnlich $1\frac{1}{3}$ bis $1\frac{1}{2}$ Elle lang; man bindet ſie mit Baſt oder irgendeinem Stück Schlinggewächs über dem Boden an die Bäume, an welchen ſich die Pflanze mittels ihrer Haltranken oder Klammerwurzeln emporhebt und dieſelben mit ihren Verzweigungen bald ganz bedeckt. Im dritten Jahre nach der Anpflanzung fängt die Vanille an Früchte zu tragen; jede Ranke gibt jährlich ungefähr funfzig Schoten und erzeugt dieſe Zahl wol dreißig bis vierzig Jahre hindurch, beſonders wenn ihr Wachsthum nicht durch andere Wucher- oder Schlinggewächſe gehindert oder erſtickt wird.

Die wilde Vanille (la Vainilla cimarona), welche ſelbſt im ſtärkſten Schlingpflanzendickicht fortkommt, liefert nur ſehr wenige trockene, nicht geſchätzte Früchte; verſetzt man aber die Reben dieſer Pflanze in gereinigtes und beſtelltes Erdreich, ſo kommen ihre Schoten der beſten gepflegten Vanille (Vainilla criolla) gleich.

Die für den Vanillebau und Handel berühmteſten Orte ſind die indianiſchen Wohnorte von Miſantla, Colipa, Yacuantla, im Staate Vera-Cruz; ferner Nautla, Santiago, San-Andres de Tuxtla und Papantla; ſodann Teutila, Juquila, Sacatepec und andere Orte am weſtlichen Abhange der Cordillera im Staate Oaxaca, ſowie nicht minder in den Staaten Tabasco, Chiapas und Yucatan.

Die Indianer von Miſantla ſammeln die Vanille in den Bergen und Wäldern von Quilates, wo dieſe Pflanze im Februar und März blüht.

Die Ernte iſt wenig ergiebig, wenn in dieſer Epoche häufige Nordwinde, begleitet von ſtarken Platzregen, hereinbrechen und die Blüten abſchlagen, wodurch ſich keine Frucht bilden kann; daſſelbe ereignet ſich auch, wenn die Feuchtigkeit der Luft zu groß iſt und zu lange anhält. Eine außerordentliche Dürre ſchadet ebenfalls dem Wachsthum und Gedeihen der Vanille. Wegen der kleberigen Milch, welche die grünen Schoten enthalten, werden ſie weder von Würmern noch Inſekten angegriffen.

Das Einſammeln beginnt Ende März und dauert gewöhnlich bis Ende Juni. Die Indianer, welche zu dieſem Behufe immer etwa acht Tage nacheinander in den Wäldern bleiben, verkaufen häufig die friſche und gelbe Vanille an die weißen Anſiedler, Meſtizen und Mulatten, welche ſich dann mit der Zubereitung derſelben, dem Trocknen, Bündeln, Plätten und Zurichten für den Handel beſchäftigen.

In der Miſantla beſteht die üblichſte Weiſe, die Vanille zu trocknen, darin, daß man, wenn es die Witterung erlaubt, die gelben Schoten auf leinenen Tüchern an der Sonne ausbreitet und einige Stunden ſchwitzen läßt. Sobald ſie hinreichend erhitzt ſind, wickelt man ſie in wollene Tücher, wo ſie alsbald eine dunkle Kupferfarbe annehmen, und ſetzt ſie ſodann vom Morgen bis zum Abend den Sonnenſtrahlen aus, bis ſie ganz trocken ſind.

Vollkommener als in Miſantla iſt die Zubereitung der Vanille in Coliba, jedoch auch beſchwerlicher, weil die Pflanze von Miſantla eine weit größere, fleiſchigere und folglich ſaftigere Frucht erzeugt als jene von Coliba, welche man in den Ebenen und nicht in den Fettgründen der Wälder einſammelt. Dieſelbe iſt deshalb auch magerer und trockener. Letztere Varietät nennt man Vainilla de acaguales, welche zwar kein ſo ſchönes Anſehen, aber den großen Vortheil hat, daß ſie ſich auf langen Seereiſen faſt unverſehrt erhält.

Wenn langanhaltende Regen den Bewohnern von Miſantla und Coliba nicht erlauben, die Vanilleſchoten der Sonne auszuſetzen, bis ſie jene ſchwärzlichbraune Farbe annehmen und ſich mit ſilberſchillernden Flocken bedecken, ſo müſſen ſie zur künſtlichen Wärme ihre Zuflucht nehmen. Zu dieſem Zwecke flechten ſie einen Rahmen oder eine Art viereckiges Sieb aus ſpaniſchem Rohr oder geſpaltenen Bambusſtäben, das ſie an Schnüren aufhängen, mit einem wollenen Tuche bedecken und die Schoten auf demſelben ausbreiten. Hierauf ſetzen ſie den Rahmen in eine leichte Pendelbewegung über einem Feuer, das nicht raucht und blos dem Rahmen und Wollentuche Wärme mittheilt. Dieſe Zubereitung, welche man el beneficio del Poscoyol nennt, iſt bei weitem ſchwieriger, erfordert eine

lange Uebung und die äußerste Sorgfalt, damit die Verluste des Productes nicht zu beträchtlich seien.

In Misantla verpackt man die zubereiteten Schoten in Bündel zu funfzig Stück und theilt die Vanille in vier verschiedene Klassen ein.

Die Natur des Bodens, die Feuchtigkeit der Luft und die Sonnenhitze üben einen wesentlichen Einfluß auf die Größe und Masse der fleischigen, von Aroma und Oel durchdrungenen Theile aus. Ihre Menge und Güte bestimmen folgende Hauptsorten:

1) la Vainilla fina, die feine Vanille, mit den Unterabtheilungen der großen und kleinen feinen, la grande fina und la chica fina oder la mancuerna;
2) el Zacate, die Zacate;
3) el Rezacate;
4) la Basura, der Ausschuß, Abfall, Rest.

Jede dieser vier Sorten bündelt man auf eine eigenthümliche Art, um sie im Handel leicht zu unterscheiden.

Die große feine ist gewöhnlich 22 Centimer lang, und jedes Bündel wiegt in Misantla 10½ Unzen, in Coliba 9—10 Unzen.

Die kleine feine Vanille ist 17 Centimeter lang und um die Hälfte weniger werth als die vorhergehende.

Die Zacate ist eine sehr lange, aber dünne, feuchte Schote und muß besonders bei langen Seereisen nachgesehen und gelüftet werden, wenn davon nicht viel verderben soll, bevor sie auf die europäischen Märkte kommt.

Der Abfall oder Ausschuß dient den drei bessern Klassen zur Unter- oder Ueberlage in den Versendungskisten. Jedes Bündel dieser letztern Sorte besteht aus hundert Schoten.

Auch gibt es noch zwei andere Sorten von Vanille, welche aber jetzt fast nirgends mehr im Handel vorkommen, nämlich die wilde Vanille (la Vainilla cimarona oder de palo), eine sehr dünne, saftlose Schote, und die Prangvanille (la Vainilla pomposa) mit sehr schöner, großer Frucht, aber einem von der feinen Vanille sehr verschiedenen Geruch, weshalb sie weder in Europa noch im Orient günstige Aufnahme gefunden hat.

Der Bezirk von Papantla erzeugt verhältnißmäßig wenig Vanille, welche außerdem gewöhnlich nicht besonders gut getrocknet, aber immer sehr aromatisch ist. Die Käufer müssen sie deshalb nochmals mit Sorgfalt nachtrocknen. Die Indianer von Papantla und Mahutla pflegen auch in den Wäldern von Quilates die Vanille zu stehlen, welche die Eingeborenen von Misantla gepflanzt hatten.

Im Staate von Oaxaca hat die Ortschaft Teutila wegen ihrer ausgezeichneten, in den umliegenden Wäldern wachsenden Vanille einen verdienten Ruf erlangt. Die dortigen Eingeborenen trocknen die Schoten mit großer Sorgfalt, indem sie dieselben allenthalben mit Nadeln durchstechen, um das Ausspritzen des kleberigen Saftes zu erleichtern, und sie dann, an Henequenfäden gereiht, trocknen.

Die Wälder von Quilates geben in guten Jahren etwa 800000 Schoten; in sehr nassen Jahren sinkt die Ernte auf 200000 Schoten. Die Durchschnittssumme der jährlich in Misantla und Coliöa producirten Vanilleschoten ist etwa 700000, in Papantla circa 100000, in Teutila 110000. Die Ernten von Santiago und San-Andres de Tuxla sind sehr verschieden. Obige Production der Provinzen Oaxaca und Vera-Cruz ist sich seit einem Jahrhundert fast gleichgeblieben. Im Jahre 1802 wurden aus dem Hafen von Vera-Cruz 1,793000 Schoten ausgeführt; heute ist die dortige Ausfuhr auch nicht größer.

Mehrmals hatte man mich schon darauf aufmerksam gemacht, daß ein in Oaxaca lebender armer Maler, Don Lucas Villasauna, im Besitze eines sehr schönen Gemäldes sei, das ohne Zweifel von einem berühmten Meister herrühre. Eines Morgens machte ich dem Maler einen Besuch, und als ich ihm meinen Wunsch genannt hatte, führte er mich in seine Werkstatt und zeigte mir eine große, mit Nägeln an die Wand geheftete Leinwand. Ohne große Erwartung näherte ich mich und war um so mehr überrascht, einen Crucifixus von vollendetster Schönheit zu finden. Die künstliche Verschmelzung von Licht und Schatten, vor allem aber die ausgezeichnete Durchführung der Composition, übten einen je länger desto stärker fesselnden Zauber. War auch der Kopf nicht in besonderm Grade idealisirt, so war es doch dem Maler gelungen,

eine Fülle von Gedanken hineinzulegen, die, je länger die Betrachtung währte, deſto reicher und klarer ſich ausſprachen. Ich zweifle nach allem nicht, daß dieſes Bild eines jener achtundzwanzig Gemälde iſt, welche Murillos für das Franciscanerkloſter zu Sevilla anfertigte und die ſpäter nach Amerika wanderten.

Aus meinen Betrachtungen weckte mich das Hüſteln des Eigenthümers, und ich konnte nicht umhin, über ſein Befinden eine Frage an ihn zu richten. Infolge deſſen erwähnte er eines Thees, der ihm gute Dienſte leiſte und den er von den Indianern beziehe, die ihn auf den Vorbergen der Cordillera fänden. Aus Freundlichkeit koſtete ich den berühmten Thee, und glaubte an einen Irrthum, weil das Getränk mir als eine gute Sorte des chineſiſchen Souchong vorkam; dennoch blieb der Meiſter bei ſeiner Ausſage und zeigte mir ein Körbchen voll der betreffenden Blätter, ja er überließ mir ſogar ein halbes Pfund derſelben, und ich hatte Mühe, ihm den ausgelegten Preis von 1 Reale aufzudringen. Da der echte chineſiſche Thee pfundweiſe in Oaxaca 3—4 Peſos koſtet, ſo kann ich nicht annehmen, daß der Mann mir echten Souchong gegeben habe. Dennoch unterſcheidet er ſich in Ausſehen und Aroma von echtem chineſiſchen Thee nicht, und Kenner, welche ich denſelben koſten ließ, hielten ihn dafür und rühmten die gute Qualität.

Es iſt mir nicht gelungen, die Pflanze ſelbſt, die auf den Bergen der Umgegend häufig ſein ſoll, zu erlangen. Die Blätter werden nach Angabe des Malers abgepflückt und auf Petaten (Baſtmatten) in der heißeſten Sonne getrocknet. Bei dem ſtets ſteigenden Conſum des chineſiſchen Thees halte ich die Erforſchung der Pflanze für höchſt wichtig und empfehle ſie Reiſenden an, welchen ſich dazu Gelegenheit bieten ſollte.

Der in Oaxaca anſäſſige Dr. med. Ortega, deſſen Bekanntſchaft ich, wie bereits erwähnt, gemacht hatte, beſitzt eine ſchöne Sammlung mexicaniſcher Alterthümer, in welcher ſich Stücke von großer Seltenheit befinden. Leider iſt der Beſitzer mit der Erlaubniß, ſeine Sammlung zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zu benutzen, nicht ſehr liberal; ich bedurfte deshalb der beſondern Vermittelung dritter, um von einigen Idolen Abbildungen nehmen zu dürfen.

Die von mir copirten thönernen Figuren sind alle durchschnittlich 5—6 Zoll hoch. Die „Penaten" sind meist von derselben gebrannten Erde wie diese, aber in der Regel kleiner, daher sie auch Tepitoten, d. h. die Kleinen, heißen, während dagegen die großen Volks- und Tempelbilder von Stein sind.

Hr. Professor Müller in Basel, der berühmte Verfasser mehrerer historischer und archäologischer Werke, dem ich die Abbildungen vorlegte, schrieb mir darüber Folgendes, welches ich wörtlich wiedergebe, ohne den Archäologen von Fach in ihrem Urtheil vorgreifen zu wollen:

„Was den Stil betrifft, so unterscheiden sich diese wenigen Figuren durch denselben sehr merklich. Die einen sind eckiger, lapidarer, die Mehrzahl zeigt mehr runde Linien. In den Sammlungen mexicanischer Alterthümer fällt überhaupt die große Mannichfaltigkeit des Stils auf. Unsere vorliegenden Figuren sind alle verkürzt, mit übermäßig großem Kopf und zusammengestoßenem Körper. Diese Stileigenthümlichkeit finden wir sowol bei den Majas als bei den Azteken, wie man aus den Abbildungen bei A. von Humboldt („Vues des Cordillères"), bei Robertson u. s. w. sehen kann. Auch bei den Hieroglyphen und Zeichnungen sind die Figuren gewöhnlich so gehalten. Daneben gibt es aber auch schlankere Figuren, sowol auf den Basreliefs aus Kalk, z. B. in Palenque, als auch größere und mittlere Idole in den verschiedenen Sammlungen. (!)

„Wiederum unterscheiden sich die Figuren, hier wie anderswo (?) dadurch, daß die einen nackt sind, die einen überkleidet und bedeckt, bisweilen bis zu einem solchen Grade; daß nichts mehr vom Körper selbst zum Vorschein kommt. Bei den nordischen Völkern gehörte die Nacktheit der Bilder zu den Seltenheiten (A. von Humboldt, a. a. O., 101). Die Göttin der Wollust, Ixcuina und Cundimanarca, wurden nackt dargestellt; ebenso Tonacacihua, die Mutter des Menschengeschlechts (Humboldt, a. a. O., 37, 2), sowie der aztekische Bacchus, der Gott des Pulque, Totochtin. Die meisten nackten Figuren rühren von den südlichen Urbewohnern her. Sie finden sich auch in den Ländern der Land-

GÖTZENBILDER.

Zu II. 683.

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig

enge viel häufiger und bestimmter. So ist im „Univers pittoresque" ein nackter, unförmlicher Götze mit herabhängender Zunge aus Yucatan abgebildet; ebenso ein nacktes Idol aus Nicaragua bei Squier. Sonst sind im allgemeinen die nackten Figuren besser proportionirt. Aber bei den vorliegenden ist dies nicht so; sie sind ebenso plump und zusammengedrückt wie die andern, wie dies übrigens bei manchen nackten Figuren in den Sammlungen auch der Fall ist. Nicht zu übersehen, daß alle vorliegenden nackten Figuren (I, II, IV) eine Schürze vor der Scham haben, während dagegen bei den schlankern dieselbe fehlt.

„Individuelle Verschiedenheit und Charakteristik des Körpers oder des Gesichts findet sich auf dieser Culturstufe nicht, selbst noch nicht bei der höhern Barbarencultur der Aegypter und Assyrer. Die etwaigen Verschiedenheiten sind Verschiedenheiten des Stils. Auffallend sind bei mehrern Figuren (III, IV, V, VI, IX) die großen, gebogenen Nasen, die sich vielfach, sowol bei den Bildern der Majas als der Azteken, vorfinden, und doch haben weder diese noch jene Völker selbst so wenig als jene selbst in Verbindung mit den großen Nasen und abgeplatteten Stirnen (standen), wie sie an den Figuren der Basreliefs in Palenque zu sehen sind.

„Der Nacktheit gegenüber stehen die vielfachen Verzierungen des Körpers. In dieser Beziehung sind besonders als dem Majageschlecht eigenthümlich anzusehen jene barock verzierten, gleichsam mit Arabesken beladenen, plumpen Säulen, in deren Mitte sich ein Kopf befindet, gleichsam als eine bloße schwache Andeutung der Personificirung einer Säule zu einem Gott. So V, VI, VII, IX. Dergleichen findet man besonders in Guatemala, Honduras und Yucatan, wie sie bei Squier und Stevens abgebildet sind ... Sonst ist sowol bei den Azteken als dem Majageschlecht der gewöhnliche Kopfputz, sowol im Leben als in der Plastik, ein großer Federbusch, der unmittelbar auf dem Kopfe aufsitzt. Solche Federbüsche als Kopfputz sehen wir hier bei Fig. III, VII, VIII, sogar auf einer Art dreieckigen Hut (III). Auch ein runder Hut, ohne Federbusch, mit Nackenbedeckung (X); auch ein Helm oder Federn (IV). Alle diese Kopfbedeckungen, besonders die letzte, sind

nicht häufig; die Helme der Mexicaner waren gewöhnlich Thierköpfe.

„Ein anderes Attribut allgemeiner Art, aus dem man nicht auf eine specielle Gottheit schließen kann, sind die Masken (mascaras). Es gab deren sehr verschiedene. Die große Schlangendecke des Huitzilopochtli bedeckte das ganze Idol, ist also gleichsam eine Maske für den ganzen Körper (?!). Ferner sind in allen Sammlungen mexicanischer Alterthümer schönpolirte Kopfmasken aus Obsidian zu sehen, die man zur Zeit der Landestrauer, z. B. bei einer Krankheit oder dem Tode des Königs, den Götterbildern umhängte, und die daher mit zwei Löchern für die Schnur versehen sind. Diese Masken sind also dasselbe was die Personae lugubres der Römer. Wieder andere Masken sind an dem thönernen Götterbilde selbst in einem Stück angebracht, sodaß die Maske entweder den großen Kopf derart bedeckt, daß man nichts von ihm sieht (VIII, X), oder es ist blos die Nase mit einer Nasenmaske versehen (VII).

„Abbildung II zeigt eine nackte Figur mit Runzeln im Gesicht, mit Armbändern und Halsband. Die Runzeln bezeichnen die Göttin als die alte Urmutter. Ist mit diesem Attribut das der Schlange verbunden, so deutet dies auf die Göttin Cihuatcohuatl, das Schlangenweib, die Mutter des Menschengeschlechts.

„Eine andere Figur (IX) hat eine hohle Kopfbedeckung, einen Blumentopf. Es ist die mexicanische Flora, die Göttin der Pflanzen und Blumen, Coatlantana oder Coatlicue. Die Figur IV hält ein Trinkgeschirr in den Händen: es ist der mexicanische Bacchus, der Gott des Pulque, der Totochtlin oder Canzoutotochtlin, der Ometochtli der Tlascalaner. Er erinnert an den indischen Dionysos mit dem Doppelhornbecher (Doppelsinn: Wein und Stärke); der Perkeo der Asen u. s. w. Wir finden ihn in den Excavationen von Ellora, in der Rameswara u. a. O. in seinen verschiedenen Altern abgebildet.

„Fig. V läßt durch die Abwesenheit des Pschent in der Krone auf den Ursprung aus einer indischen oder vorägyptischen Alterthumsepoche schließen. Es ist wol der Tici-Vera-Chocha-Pachacamac,

das größte moraliſche Licht der Inkas, der mexicaniſche Tonatiuh, analog dem perſiſchen Mihiras, dem indiſchen Surjas.

„Fig. VI trägt den Charakter der eigentlichen Idoloplaſtik der Chaves, deren Wanderung von Oſten nach Weſten, über Afrika und Weſtindien nach Amerika. Die Inful dieſer Figur endet in Elefantenzähnen oder Rüſſel, das Symbol der Kraft und Stärke. Die Majamonumente von Uxmal, Mugapan u. ſ. w. ſind voll dieſer Darſtellungen.

„Fig. X erinnert an die altaſſyriſche Plaſtik von Nimrod, Behiſtun, Perſepolis und anderer Monumente. Die Kopfbedeckung iſt die Tiara der Katurian oder Prieſter unter der Herrſchaft des erſten Geſchlechts der Magier, der Dynaſtie der Paeriodekeſcham. Dieſer Idolo trägt in der Naſe die Figur des Doppel-Amphisbene, ſinnreich als Doppelſchlange und Elefantenrüſſel oder Zähne figurirt (Sinnbilder der Weisheit und Kraft)."

Zum Schluſſe dieſer Notizen möchte ich mir noch erlauben, eine Bemerkung hinzuzufügen, welche ſich bei aufmerkſamer Betrachtung auch dem Nichtfachmann aufdrängt: Die Idoloplaſtik der Azteken unterſcheidet ſich, wie ich glaube behaupten zu dürfen, außer dem ganz verſchiedenen Charakter der Plaſtik anderer Nationen, noch ganz beſonders dadurch, daß die Phyſiognomien ihrer Idolos einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Traurigkeit, ſtummem Schmerz und Reſignation, gleich dem eines Verſcheidenden, an ſich tragen, während die indianiſche Plaſtik (Centralamerika, Yucatan, Chiapas, Oaxaca) eher eine ruhige Feſtigkeit, ja kühne Entſchiedenheit und oft ſogar eine unverkennbare Heiterkeit ausdrückt.

IV.

Reiſe von Oaxaca nach Tehuantepec.

17. Februar bis 8. März 1857.

Abreiſe von Oaxaca. Ocotlan. Ankunft in Ejutla; Krankheit daſelbſt und gaſtfreundliche Aufnahme. Die Cochenille. Einfältigkeit der Indianer. Miahuatlan; Markt und Stiergefecht. Don Bernardino's Höhenmeſſungen und gelehrte Beobachtungen. Uebergang über die Cordillera. La Copalita. Der Rancho Rio San-Juan. Die Wanderheuſchrecke (Acridium migratorium). Pochutla. Tracht und Faulheit der Einwohner. Huatulco. Ankunft am Stillen Ocean. Der Hafen von Huatulco. Der Buffadero. Die Perlenfiſcherei. Weg nach Tehuantepec. Santiago Eſtata; Markt daſelbſt; Tracht der Eingeborenen; eine Proceſſion. Der Cura. Die Laguna Colorada; der Rancho Bamba. Begegnung von Deutſchen. Kleines Reiſeabenteuer. Ankunft in Tehuantepec.

Der Aufenthalt in Oaxaca iſt für den Fremden angenehm, weil er ihm viele ſeiner gewohnten Bequemlichkeiten bietet. Außerdem bewohnen viele reiche und angeſehene alte Familien die Stadt, die es ſich angelegen ſein laſſen, jedem Fremden von Diſtinction mit großer Freundlichkeit entgegenzukommen und ihn, falls er es wünſcht, in ihre Familien aufzunehmen. Für mich war der Aufenthalt in den Städten nicht das, was ich ſuchte; um daher nicht durch zu enge Bekanntſchaften in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, den geſellſchaftlichen Pflichten, ſo angenehm deren Erfüllung auch iſt, Opfer bringen zu müſſen, welche meinen eigentlichen Reiſezwecken hinderlich ſein mußten, beſchloß ich, meine Abreiſe

zu beschleunigen, und verließ die Stadt schon am 17. Februar, gegen 8 Uhr morgens, in Begleitung der Herren Torres und Ortega.

Dem Thale von Ejutla in südlicher Richtung folgend, erreichte ich in einer halben Stunde Xoxo, und nach einer weitern halben Stunde Maria de las Animas und den Attoyac, den wir durchritten. Nach Zurücklegung von 1½ Legua kamen wir nach Coyotepec, einem großen Dorfe. Das Thal ist hier ungefähr 1 Legua breit, der Boden fruchtbar, aber wenig angebaut, und der einzige Industriezweig der Bewohner besteht in der Zucht der Cochenille. Das ganze Thal durchstreicht quer ein niederer Gebirgskamm von ungefähr 250 Fuß Höhe, auf dessen anderer Seite man die Ebene des Thals wieder erreicht.

Um 1 Uhr gelangte ich nach Ocotlan, einem größern Dorfe, bei welchem ich Mittagsruhe halten wollte und von wo meine Freunde nach Oaxaca zurückkehrten. Der Ort ist sehr alt und stand schon bei der Ankunft der Spanier in hoher Blüte. Ums Jahr 1550 zählte er 10—12000 Seelen. Die Zucht und der Verkauf der Cochenille erwarb dem Platze eine so bedeutende Wohlhabenheit, daß die Dominicaner auf ihn ihr Augenmerk richteten und im Jahre 1554 daselbst ein Kloster gründeten. In welcher Weise die Mönche verstanden, die Gemeinde auszubeuten, beweist das Factum, daß der Prior des Klosters, Alonzo de Montemar, monatlich 1000 Pesos auf die für die Gründung gemachten Schulden an das Mutterhaus abtragen konnte. Der Ort ging darüber freilich zu Grunde und die Dominicaner zogen wieder ab, als nichts mehr zu holen war oder bessere Aussichten anderswo blühten. Heute ist das Dorf noch von 400 Familien bewohnt, welche durch die alte Cultur der Cochenille ein so hinreichendes Einkommen erwerben, daß sie die einträgliche Pfarrei des Dorfs unterhalten können. Der Cura bezieht nämlich heute an festem Gehalt 3000 Pesos (7500 Fl.). Im Jahre 1852 wurden die Besoldungen der sämmtlichen Geistlichen, wenn auch im ganzen nur unbedeutend, herabgesetzt; allein diese kleine Reduction genügte, den Klerus des Staats zu einem jämmerlichen Wehegeschrei zu veranlassen, mit so geringen Mitteln nicht mehr existiren zu können. Wie gefährlich die

Sache war, ersehen wir aus dem Beispiel von Ocotlan, wo das fixe Einkommen von 3395 Pesos auf 3000 Pesos reducirt wurde; zu diesem Einkommen des Cura kommt durchschnittlich noch die gleiche Summe per Jahr für alle mögliche kirchliche Handlungen, welche natürlich besonders honorirt werden müssen.

Nach einer kurzen Siesta verließ ich gegen 3 Uhr Ocotlan. Die Hitze war über alle maßen drückend. Kein Lüftchen kühlte die Wange des Reisenden, während der hellgelbe Boden die glühenden Strahlen der Sonne verdoppelte, indem er sie zurückwarf. Kein lebendes Wesen rührte sich, und die wenigen Pflanzen, welche dem trockenen Boden noch entsprossen, neigten ihre halbwelken Stengel und Blätter. Einen heftigen Kopfschmerz glaubte ich blos diesem momentanen Verhältniß der Atmosphäre schuld geben zu müssen; dabei lag es aber wie Blei in meinen Gliedern, sodaß ich mich bald nur noch mit Mühe im Sattel erhielt.

Um 5 Uhr passirte ich das kleine Dorf San-Pedro, wo ich kein Unterkommen fand; auch wollte ich lieber mit Aufbietung meiner letzten Kräfte noch bis Ejutla reisen, wohin ich eine Empfehlung an einen dort etablirten englischen Kaufmann hatte. Der Weg schien mir eine Ewigkeit zu währen; die Kühle des Abends verbesserte meinen Zustand nicht, sondern trug eher dazu bei, mich die heftigen Fieberschauer, welche meinen Körper durchschüttelten, empfindlicher fühlen zu lassen.

Ueber den letzten Theil des Wegs fehlt mir beinahe jede Erinnerung. Ich entsinne mich nur, daß ich bei Nacht vor einem Hause stillhielt und mechanisch einen Versuch machte, abzusteigen. Von diesem Moment an war ich mehrere Tage ohne Bewußtsein. Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich im Hause des Hrn. John Innes, an welchen mein Empfehlungsbrief, den ich aber noch nicht hatte abgeben können, gerichtet war.

Von meinen Dienern erfuhr ich nun nach und nach, mit welch aufopfernder Gastfreundschaft mich Hr. Innes und seine Frau aufgenommen hatten, als ich am Abend todkrank und als Weltfremder vor ihrer Thüre niedergesunken war. Man hatte mich sogleich zu Bette gebracht und ärztliche Hülfe requirirt. Aderlässe,

Blutegel, kalte Umſchläge u. ſ. w., alles ſchien während der erſten vierundzwanzig Stunden unzureichend, mir das Bewußtſein wiederzugeben oder auch nur das heftige Delirium zu beſchwichtigen. Während der ganzen Zeit aber waren entweder Hr. Innes oder ſeine Frau unausgeſetzt an meinem Lager und ermüdeten nicht, mich wie einen Angehörigen zu pflegen. Der Fall hatte Aufſehen gemacht, und am zweiten Tage war der Alcalde und der Cura bei Hrn. Innes erſchienen; der erſtere, um meinen letzten Willen aufzunehmen, der letztere, um mir die Sterbeſakramente zu ſpenden. Allein da meine Beſinnungsloſigkeit noch fortwährte, mußten beide unverrichteter Dinge ſich wieder verabſchieden.

Gegen Morgen des dritten Tages verfiel ich in einen ruhigen Schlaf, und erwachte daraus mit hellem Bewußtſein meiner Lage, ohne mich der Vergangenheit entſinnen zu können. Auch jetzt noch verließen Hr. Innes und ſeine Frau mich keinen Augenblick. Obgleich ich noch nicht wieder die Kraft beſaß, meinen Gedanken Worte geben zu können, ſo fühlte ich doch mit tiefer Rührung und den Gefühlen innigſter Dankbarkeit, wie viel ich beiden ſchuldig ſei.

Nochmals wurde mir eine ſtarke Zahl Blutegel applicirt, und am Abend deſſelben Tages fühlte ich mich zwar ſehr matt und vollſtändig erſchöpft, hatte aber auch das Bewußtſein, daß meine eigene Conſtitution bereits den Sieg über die Krankheit davongetragen habe.

Den vierten Tag nach meiner Ankunft in Ejutla konnte ich ſchon wieder außerhalb des Bettes zubringen und auch wieder anfangen zu arbeiten, was aber natürlich noch ſchwer ging. Dagegen unterhielt mich Hr. Innes, welcher Eigenthümer einer bedeutenden Nopaleria iſt, durch ſeine Mittheilungen über die Zucht oder, wie man hier ſagt, Cultur der Cochenille. Das Verfahren dabei iſt mannichfach beſchrieben, weshalb ich wol nicht nöthig habe, dieſes Thema erſchöpfend zu behandeln. Weil übrigens die Praxis hier im Lande manche Vereinfachung und deshalb Verbeſſerung im Lauf der Jahrhunderte (denn die Azteken waren bereits vor der Eroberung Neuſpaniens in dieſer Induſtrie ſehr weit) erzielt hat, und

dadurch das hieſige Verfahren von dem anderer Orte abweicht, will ich den Gang des Geſchäfts in kurzem ſo andeuten, wie ich dies nach den Mittheilungen des Hrn. Innes vermag.

Die Nopalpflanzung (Cactus Opuntia oder Opuntia cochinellifera) wird angelegt, indem man die Blätter älterer Pflanzen abſchneidet, ſie während eines Tages an der Sonne eintrocknet und dann in Abſtänden von 5 Fuß ausſetzt. Im erſten Jahre erreicht die Pflanze eine Höhe von 3 Fuß und wird dann mit Cochenille beſäet. Dies geſchieht, indem man ungefähr zwanzig oder mehr kleine Körbchen, welche die Saat enthalten, an die Pflanzen anheftet. In jedem Körbchen befindet ſich $^1/_3$ Unze Mutterthiere, welche auf den Nopal kriechen und dort ihre Eier legen, aus welchen in wenigen Tagen die Jungen auskriechen. Die Mütter kriechen nach dem Legen in die Körbchen zurück und ſterben, werden eingeſammelt und nun als erſte Ernte unter dem Namen Grana de Pastle oder Grana negra verkauft.

Die ausgekrochenen Jungen ſind gräulich und werden nach zehn Tagen weiß; nach einem Monat wechſeln ſie zum erſten mal die Haut, und während dieſer Mauſer, welche vier bis fünf Tage dauert, ſind ſie ſchwarz. Nach fünfundvierzig Tagen tritt die zweite Mauſer ein; aus dieſer gehen die Männchen mit Flügeln hervor, während die Weibchen nach derſelben flügellos und unbeweglich auf der Pflanze ſitzen bleiben. Das Befruchtungsgeſchäft der Männchen dauert ungefähr vierzehn Tage, während welcher Zeit ſie allmählich ganz verſchwinden. Hundert Tage nach der Ausſaat iſt die Ernte. Die Blätter werden zu dieſem Behufe mit einer feinen Bürſte von Maguey abgefegt und die aufgefangenen Thiere durch ſiedendes Waſſer, Kohlendampf oder Hitze getödtet. Während man an andern Orten dieſelben Pflanzen drei Jahre lang benutzt, werden ſie hier nach jeder Ernte ausgerottet. Die Cochenilleläuſe haben viele Feinde: Mäuſe, Vögel, Würmer, Spinnen und Raubinſekten ſtellen ihnen gleich eifrig nach; aus den Barranken ſteigen nicht ſelten Nebel auf, welche, wenn ſie durch ein Nopalfeld ziehen, die Thiere tödten; ſtarke Regengüſſe ſchwemmen die Inſekten weg, und ſtarke Sonnenhitze iſt beſonders für die Jungen unheilbringend. Um allen die-

ſen Uebeln zu begegnen, bedeckt man die Nopalerien mit Schutzdächern aus geflochtenen Strohmatten.

Der Preis der Cochenille iſt ſehr veränderlich, hält aber gewöhnlich die Mitte zwiſchen 6 und 14 Realen pro Pfund.*)

Einen Zug, welcher die Einfalt der Indianer recht deutlich zeigt und Hrn. Innes in ſeiner Praxis verſchiedenemal vorgekommen war, will ich dem Leſer noch mittheilen. Nach der Cochenilleernte kommt ein Indianer zur Stadt und bietet Hrn. Innes ſeine Waare an; nachdem man über den Preis einig geworden, ſoll die Cochenille abgewogen werden. Zur leichtern Controle pflegt der Käufer für jede abgewogene Partie von 5 Pfund einen Peſo in ein Körbchen neben der Wage zu werfen, um nachher die ganze Quantität danach zu berechnen. Der Indianer, welcher beim Anblick des Silbers ſein angeborenes Diebsgelüſte nicht zu unterdrücken vermag, benutzt nicht ſelten die Gelegenheit, während ſich der Käufer gebückt oder abgewendet hat, einen Peſo aus dem Körbchen zu ſtehlen, wogegen der Kaufmann ſehr wenig einzuwenden hat, da auf dieſe Weiſe mit jedem geſtohlenen Peſo 5 Pfund Cochenille bezahlt ſind, für die er ſonſt wenigſtens 5 Peſo geben müßte.

Der Gefe politico (Oberbürgermeiſter) von Ejutla hatte ohne mein Wiſſen eine Eſtaffette nach Oaxaca an die Regierung geſchickt, um den Gouverneur von meiner Krankheit und meinem wahrſcheinlichen Tode in Kenntniß zu ſetzen.

Heute Abend erſchien infolge deſſen der erſte Arzt von Oaxaca, um im Auftrage des Gouverneurs mich in meiner Krankheit zu behandeln. Er fand mich, gottlob, auf dem beſten Wege der Beſſerung, oder ſozuſagen ſchon wiederhergeſtellt. Dennoch war ich von der außerordentlichen Güte tief ergriffen. Der Arzt ſelbſt war ſichtlich erfreut, mich bereits geneſen zu finden. Als ich ihn honoriren wollte, lehnte er dies aufs entſchiedenſte ab, mich verſichernd, er wäre glücklich geweſen, mich behandeln zu können, noch glücklicher darüber, daß ich ſeiner Hülfe nicht mehr bedürfe; zudem würde er

*) Acht Realen = 1 Peſo oder 2½ Fl. Rhein.

es nie vor dem Herrn Gouverneur verantworten können, von mir ein Honorar angenommen zu haben.

Man machte mich in Ejutla auf eine kleine, schwarze Biene, kaum größer als eine Stubenfliege, aufmerksam, welche in den Mauerlöchern der dortigen Kirche nistet. Ihr Nest erreicht einen Kubikinhalt von 1 Fuß; die Höhle des Nestes ist nach vorn mit Lehm verschlossen und enthält unregelmäßige Zellen aus schwarzem Wachs, von $1\frac{1}{2}$—2 Centimeter Durchmesser, mit gutem, klarem Honig gefüllt, der aber weniger reich an Zucker sein soll, als der der gewöhnlichen Bienen. Einen Unterschied fand ich unter diesen Bienen selbst nicht, sodaß die Colonie blos aus Arbeitern zu bestehen und Männchen und Königin nicht anwesend zu sein schienen.

Montag, den 23. Februar. Von meinen lieben Pflegern den herzlichsten Abschied nehmend, verließ ich Ejutla um $6\frac{1}{4}$ Uhr morgens.

Der Weg von hier nach Miahuatlan ist eine gute Fahrstraße, welche über den Gebirgspaß mit Sorgfalt und Sachkenntniß hergestellt ist. Im allgemeinen verrathen im Staate Oaxaca die Wege die deutsche Hand, und der verstorbene Mühlenpfordt hat sich hier als Wegbaumeister ein bleibendes Denkmal gesetzt. Auch die übrige Verwaltung des Staats übertrifft unter dem Gouverneur Juarez die der meisten andern Staaten und ist ihnen in mancher Beziehung vorausgeeilt.

Um 8 Uhr erreichte ich den Fuß des Gebirges, eines Armes der Cordillera, welche das Thal von Oaxaca von der Niederung des Stillen Oceans trennt. Sobald ich zu einer gewissen Höhe gekommen war, begann die Vegetation, trotz der trockenen Jahreszeit, lebhaftere Entwickelung zu zeigen. Tillandsien und Orchideen überdecken die Bäume, welche die Aussicht begrenzen, und sich nur dann und wann öffnen, um einen Blick in prachtvolle Gebirgsscenerien zu gestatten. Um 11 Uhr hatte ich den höchsten Punkt des Passes erreicht. Eine Barometerablesung ergab: Temperatur des Queckſilbers 78° F., Barometerhöhe 23,100″.

Auf der andern Seite fällt der Weg ziemlich steil ab, doch nicht so, daß er für Waaren unpassirbar ist. Bei wenigen Wohnungen, an denen ich vorüberkam, hatte man eine Yucaart als Einzäunung verwandt. Diese Species unterscheidet sich wesentlich von Yuca

gloriosa; die Blätterkrone ruht nämlich nicht auf einem baumartigen Stamm, sondern wächst als Busch aus der Erde, treibt dagegen einen 15—20 Fuß hohen Blütenstengel, der, candelaberartig, genau aussieht wie der von Agave americana.

Um 1 Uhr brach ein starkes, aus Süden kommendes Gewitter los, dessen Regen, einer mir jetzt ziemlich ungewohnten Erscheinung, ich aber noch zeitig genug entgehen konnte.

Um 2 Uhr kam ich in Miahuatlan an, das sich durch den gerade stattfindenden Markt sehr belebt zeigte. Ich war an einen angesehenen Kaufmann, Don Bernardino Ruiz, empfohlen, und fand bei ihm freundliche Aufnahme.

Das Städtchen zählt 3500 Einwohner, größtentheils Indianer zapotekischen Stammes, die von Cochenille-, Baumwoll- und Maiscultur und Viehzucht leben. Sie zeigen den echten Typus des Indianers, sind friedlich und zuvorkommend, aber ausschweifend, unüberlegt und dem Trunk ergeben. Bei Gelegenheit des heutigen Markts war ein Stiergefecht veranstaltet, welches aber ein trauriges Schauspiel bot. Die Kämpfer waren keine Leute von Fach, sondern sogenannte Aficionados oder Liebhaber, welche nicht zu Pferd als Picadores, sondern nur als Banderilleros kämpften, wobei den Stieren die Hörner umwickelt sind und somit auf keiner Seite Blut fließen kann. Dieses Schauspiel, welches auf dem Marktplatze in einer dazu improvisirten Umzäunung von Palissaden abgehalten wurde, bot dadurch einiges Interesse, daß die ganze Frauenwelt des Städtchens und der Umgegend in ihrem schönsten Putze die Fenster aller umliegenden Häuser Kopf an Kopf garnirte und mir dadurch eine vollständige Musterkarte der Schönheiten des Landes präsentirte. Nach Beendigung des Stiergefechts fing unter den Indianern das eigentliche Leben an: es wurde gesungen, gespielt, getanzt, vor allem aber getrunken. Mitten in diesem Tumult ertönt die Abendbetglocke, deren erster Ton wie ein wahrer Zauberschlag wirkt; denn noch hat er nicht ausgedröhnt, und bereits hat die lautloseste Stille dem Lärmen Platz gemacht, und Alt und Jung, Mann und Weib, Nüchterne und Betrunkene entblößen ehrfurchtsvoll das Haupt, oder sinken, laut ihr Ave betend,

in die Knie. Mit dem letzten Ton der Glocke beginnt der alte Lärm mit verdoppelter Wuth aufs neue.

Die ungewöhnlich ſtarke und raſche Abkühlung der Luft infolge des Gewitters, und das Waſſer, welches ich bei meiner Ankunft unvorſichtigerweiſe unvermiſcht und zu reichlich getrunken, in Verbindung mit der aus meiner letzten Krankheit zurückgebliebenen Schwäche, hatten mir einen Anfall von Diarrhöe zugezogen, der bösartig zu werden drohte; es gelang mir zwar, durch ſtarke Dosen von Laudanum den Anfall zu bekämpfen, doch mußte ich einen ganzen Tag in großer Ruhe verbringen.

Schon um 4 Uhr des nachfolgenden Morgens aber ſaßen wir alle in heiterer Stimmung, bei mir veranlaßt durch das Gefühl wiederkehrender Geſundheit, hoch zu Roß, unſern freundlichen Wirth erwartend, der es ſich nicht nehmen ließ, mich bis zum Cimialtepec (dem höchſten Punkt des Gebirges) zu begleiten, und erſt im Angeſicht des Stillen Oceans mir Lebewohl ſagen wollte. Was hatte mir das Herz dieſes ſchlichten Mannes gewonnen? Was gab heute mir ſelbſt, der ich an Scheiden und Meiden ſo ſehr gewohnt bin, eine ſo weiche Stimmung? Ich weiß es nicht, denn ich bin kein „Lehrer in Iſrael", und „höre des Geiſtes Wehen, ohne zu fragen, von wannen er kommt und wohin er geht"; aber wahr iſt es, ich fand mich heute für alle Leiden entſchädigt, und ein königliches Gefühl unnennbarer Wonne füllte meine Seele. Ein ſolcher Tag wiegt Monate des Misgeſchicks auf, aber alle Genüſſe der civiliſirten Welt können ihn nicht geben!

Bei unſerm Aufbruche leuchtete das Kreuz des Südens noch hell und klar, aber es ſtand ſchon tief am Horizont.

„Wie freundlich der liebe Gott unſerer gedenkt", bemerkte Don Bernardino, „denn ſehen Sie das ſüdliche Kreuz, jetzt ſteht es ſo tief; aber jedesmal, wenn das Feſt von Sta.-Cruz bei uns gefeiert wird, ſteht es ſenkrecht über der Kirche!"

Um 5 Uhr erreichten wir den Fuß des Gebirges, und mit jedem Schritt ſank das Thal hinter uns tiefer in Dunkelheit und Schweigen. Um 6 Uhr hatten wir die halbe Höhe des Gebirges erreicht, und die erſten Strahlen der im Oſten aufſteigenden

Feuerkugel vergoldeten das grüne Laub der uns umgebenden reichen Vegetation,

Der Berge Gipfelrieſen
Verkünden ſchon die feierlichſte Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das ſpäter ſich zu uns herniederwendet.
Jetzt zu der Alpe grüngeſenkten Wieſen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit geſpendet,

während noch graue Nebel die Tiefen in ihren Mantel gehüllt hielten.

Um 7 Uhr erreichten wir eine Höhe, La Cumbre San-Andres Paſtlan. Während ich mich hier anſchickte, den Barometer aufzuhängen, warf mein Begleiter die Aeußerung hin: „Der Punkt, auf dem wir ſtehen, liegt auf gleicher Höhe mit dem Thal von Mexico.“ Ich belächelte die Sicherheit, mit der mein Wirth dieſe Behauptung ausſprach; als ich aber das Barometer ablas, fand ich ſeine Angabe beinahe richtig, weshalb ich ihn fragte, ob er früher ſchon einer Meſſung beigewohnt habe.

„Das nicht“, antwortete er, „und von dem Fernrohre, was Sie da bei ſich haben (er meinte mein Barometer), verſtehe ich gar nichts; aber unſereiner rechnet auf ſeine Weiſe. Mein Vetter geht oft mit ſeinen Mulas nach Mexico, und da frage ich ihn dann, wenn er zurückkommt, nach ſo allerlei, was unſereinen intereſſirt: nach Wind und Wetter, nach Pflanzen und Thieren, nach Bergen und Thälern. Aus alledem, was er mir erzählt hat, berechnete ich nach meiner Art, daß wir uns hier gerade ſo hoch am Himmel befinden wie Mexico.“

Wie der gute Mann dieſe Uebereinſtimmung herausgefunden hatte, war mir ein Räthſel, und ich glaubte ſchon, eins jener mit merkwürdiger Beobachtungsgabe ausgeſtatteten Naturkinder vor mir zu haben, wie ſolche theils wirklich exiſtiren, theils etwas übertrieben von Cooper in den Geſtalten ſeiner Rothhäute beſchrieben worden ſind. Dieſe Illuſion dauerte indeß nicht lange, denn als wir nach zwei Stunden an einem Kartoffelfelde vorüberkamen, fand Don Bernardino, noch ſtolz auf die Lorbern, welche ihm ſeine Bemerkung eingetragen hatte, Gelegenheit, eine zweite Beobachtung über abſolute Höhen mit den Worten auszudrücken: „Hier befinden

wir uns genau auf derſelben Höhe, auf der Deutſchland liegt!" Ich ſah ihn erſtaunt und fragend an. „Ja, ſehen Sie, Caballero, das beweiſt klar dieſes Feld, auf welchem die Kartoffeln ebenſo gut wie in Deutſchland wachſen." Damit war ich natürlich über Don Bernardino's Höhenmeſſungen im Klaren.

Enttäuſcht wandte ich meine Blicke auf die wunderlichen Gebilde der Equiſetaceen, die ich ſeit meinem Beſuch auf dem Cerro Colorado nicht mehr geſehen hatte. Unterdeſſen hatten wir die Höhe erreicht, und unſer Weg lief eine Strecke in horizontaler Richtung, ſenkte ſich aber dann bald wieder ſtark abwärts.

Nach einer Stunde lag die Höhe vollſtändig hinter uns, und wir ſtanden am niedrigſten Punkte, dem ſogenannten Paraje del Agua-ſola. Um 8 Uhr 40 Minuten gelangten wir zu einem Ort, von dem aus wir den lange erwarteten Anblick des unendlichen Stillen Oceans zu genießen hofften. Wie lange hatte ich mich auf dieſen Moment gefreut, mit welcher Eile hatten wir unſere Schritte beflügelt, dieſe Warte zu erreichen! Aber Dünſte und Nebel waren über die Ebene bis an die Ufer gelagert und machten es beinahe unmöglich, das Meer zu unterſcheiden. Niedergeſchlagen über die Vereitelung unſerer Hoffnung kehrten wir in zwei einzeln ſtehenden Strohhütten, La Venta genannt, ein, unſer mitgebrachtes Frühſtück zu verzehren. Nach Beendigung deſſelben zogen wir, den Abhang des Gebirges zu unſerer Linken haltend, weiter, mit einer ſchönen Ausſicht in die tiefen Thäler zu unſerer Rechten, und erreichten um 11 Uhr die unter dem Namen Precipicio de la Cueva bekannte Stelle. In der That war dies die tiefſte Schlucht, die ich je geſehen hatte, und die mich lebhaft an die Stelle in König Lear erinnerte:

> Wie ſchrecklich
> Und ſchwindlich iſt's, das Aug' hinabzuwerfen!
> Die Kräh'n und Dohlen, die den mittlern Grund
> Durchſtreichen, ſcheinen kaum ſo groß wie Käfer.

Der Weg, den wir, zwar ſteil anſteigend, jedoch ohne beſondere Beſchwerden, verfolgten, gab mir Gelegenheit, dem guten Don Bernardino, der ihn, wie ich wußte, im Auftrag der Regierung angelegt hatte, die freundliche Bemerkung zu machen, daß es

bei weitem der beſte Gebirgsweg ſei, den ich noch in der Republik gefunden. Durch das Lob geſchmeichelt, verſäumte mein Begleiter nicht, mich mit all den Schwierigkeiten bekannt zu machen, welche ſich ihm entgegengeſtellt, die er aber auch gegen alle Erwartung ſiegreich bekämpft habe. Wir kamen dadurch auf das Project im allgemeinen, zwiſchen den beiden Weltmeeren, zwiſchen Vera-Cruz über Orizaba und Oaxaca, eine Fahrſtraße herzuſtellen, von welcher ich das fertige Stück von Oaxaca über Ejutla, Miahuacan und bis ans Gebirge ſchon bereiſt hatte. Um 12 Uhr erreichten wir die Tres-Cruces, bei welchen der Weg ſich gabelförmig theilt; der linke Pfad führt nach Pedro alto, während der rechte, dem wir zu folgen hatten, eine kurze Strecke ſo ſteil abfällt, daß er für Wagen kaum paſſirbar wäre, dann aber über die Spitze des Cimaltepec führt. Don Bernardino ſetzte mir bei dieſer Gelegenheit ſeine Gründe auseinander, nach welchen für die weiter anzulegende Straße hier der Pfad zu verlaſſen und dieſe in einem Bogen um die Spitze des Berges zu führen wäre.

Ich bin manchmal an Berge und Flüſſe ohne Namen gekommen; heute, um 1 Uhr, kamen wir zur Abwechſelung an einen Namen ohne Ort; ein Stein mit der Inſchrift La Doncella ſteht in einer Lichtung und erwartet, daß ſich jemand dort anſiedle; außer den Thieren des Waldes hat aber bisjetzt kein anderer Bürger der Republik der Einladung Folge geleiſtet.

Ich habe bisjetzt der Vegetation, welche ſeit dem Morgen in den verſchiedenſten Geſtalten, wie Wanderer auf einer Heerſtraße, an uns vorüberzog, keiner Erwähnung gethan, und doch hatten gar manchmal entweder die rieſigen Formen der nützlichſten und prachtvollen Bäume, welche Farb- oder Nutzholz liefern, oder die nützlichen Stauden und Kräuter, als ſegenſpendende Medicamente berühmt, oder endlich Flora's liebliche Kinder ſo viel dazu beigetragen, mir den Weg angenehm zu verkürzen; allein es würde wol einen anſehnlichen Band füllen, wollte ich ſie alle erwähnen und beſchreiben.

Von La Doncella an zeigen dieſe Geſtalten mehr und mehr den Charakter der Hochlande; die freundlich grünen Laubhölzer hören

auf und werden zuerſt durch immergrüne Pinien, in den höchſten Regionen aber durch dunkle Tannen erſetzt.

Um 1 Uhr 30 Minuten erreichten wir die Spitze des Cimialtepec, wie ſchon geſagt, der höchſte Punkt in dem Arme der Cordillera, welcher Oaxaca von der Niederung am Stillen Ocean ſcheidet. Bei hellem Wetter iſt die Ausſicht unbegrenzt, und das unendliche Meer liegt deutlich vor dem Reiſenden ausgebreitet. Heute aber hatten wir offenbar damit kein Glück; denn obgleich der klare Himmel ſein blaues Zelt ungetrübt über unſern Häuptern ausſpannte, ſo war doch unter unſern Füßen die Landſchaft durch die kämpfenden Wolken hadernder Gewitter verhüllt, deren Schlachtendonner aus der Tiefe nur wie fernes Kleingewehrfeuer bis zu uns heraufdrang.

Hier verließ mich Don Bernardino Ruis mit biederm Händedruck und den wohlgemeinteſten Segenswünſchen für die Zukunft.

So ſtand ich denn allein, im Angeſicht des Zieles meiner Sehnſucht, auf der Waſſerſcheide nicht etwa zweier Flüſſe oder zweier Ströme, ſondern der größten Meere unſerer Erde. Längſt hatte die Pinie aufgehört und düſtern Tannenwaldungen Platz gemacht, welche der das Gewitter begleitende Sturm ſchüttelte und brauſend durchwühlte, ein Geräuſch, das ich nur mit dem Einherſtürmen vieler Eiſenbahnzüge vergleichen kann.

Der Weg abwärts war ſteiler als aufwärts; mit viel Arbeit und Geſchick angelegt, wand er ſich doch in ſo ſcharfen Zickzacklinien dahin, daß ich meine Leute bald ſenkrecht über mir, bald unter mir hatte, und obgleich uns dem Wege nach lange Strecken trennten, konnte ich doch ſtets ohne Mühe mit ihnen ſprechen.

Das Abwärtsſteigen ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Um 4½ Uhr wechſelte die Vegetation und nahm in raſchem Uebergang den Charakter der Tierra caliente an. Ausgedehnte Dickichte von Magnolien hauchten ihre aromatiſchen Düfte, Bananen ſtreckten ihre breiten Blätter zwiſchen rieſigen Farrnkräutern hervor, und buntbefiederte Papagaien betäubten das Ohr durch ihr gellendes Geſchrei, während da und dort eine Affenfamilie die Bäume bevölkerte und wie Seiltänzer auf den Schlingpflanzen von einem Aſte zum andern liefen.

Es war 6 Uhr, als ich am Rancho la Copalita ankam und meine lange Tagereiſe damit beendet hatte. Der Rancho beſtand wieder aus dem bekannten vogelkäfigartigen, mit Blättern gedeckten Schuppen und war von unbedeutenden Feldern von Bananen und Mais umgeben, deren Erzeugniſſe die einzige Nahrung der zahlreichen Familie bildeten. In einer tiefen Thalſchlucht gelegen, durch ein kleines, ſilberhelles Gebirgswaſſer belebt, bot die beſcheidene Anſiedelung ein freundlich-romantiſches Bild idylliſcher Zurückgezogenheit. Die Bewohner bildeten mit dieſem poetiſchen Aeußern leider einen ſcharfen Contraſt: die Kinder nackt und ſchmuzig, die Frauen mit wildem, ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr gekämmtem Haar, wo, wie Byron ſagt, „nicht Kamm; nicht Waſſer hielt Aegyptens Plag' in Schranken".

Ein Rohrgeſtell, über welches meine Decken gebreitet wurden, bildete für mich Tiſch und Bett, und wenn beides auch nicht brillant beſtellt war, ſo hatten die heute zurückgelegten 16 Leguas ſchon dafür geſorgt, daß die Tortillas trefflich mundeten und mein Schlaf ſelbſt von den zahlreich ſchwärmenden Mosquitos nicht unterbrochen wurde.

Donnerstag, den 26. Februar. Um 7 Uhr brach ich vom Rancho auf und ſtieg die Barranca 3—400 Fuß abwärts bis zu einer Stelle, wo ſich die Flüſſe La Copalita und San-Pedro vereinigen. Unterhalb ihrer Vereinigung hielt ich mich längere Zeit damit auf, Sand aus ihrem Bette zu nehmen, weil ich gehört hatte, daß er goldhaltig ſei, was ſich jedoch bei der Unterſuchung nicht beſtätigte. Auf der andern Seite des Fluſſes ſteigt der Weg circa 6—700 Fuß und folgt von da aus deſſen Lauf, bald bis an ſeinen Rand hinabſteigend, bald ſich hoch über denſelben erhebend. Zahlreiche kleine Bäche, welche in den Fluß fallen, haben im Lauf der Zeit tiefe Barranken gebildet, welche umgangen werden müſſen und den Weg bedeutend verlängern, ſodaß man oft eine halbe Stunde gebraucht, um auf die gegenüberliegende Stelle einer Barranca zu gelangen, die man bequem durch einen Steinwurf erreichen kann. Berg und Thal ſchmückt trotz der trockenen Jahreszeit prachtvolle und gigantiſche Vegetation. Aus der Tiefe

der Schlucht erheben ſich Pinien von 300 Fuß Höhe, deren Kronen dem Weg zum Dache dienen, während die Waſſer des Fluſſes ihre Wurzeln benetzen. Rieſige Farrnkräuter, mit Stämmen von 2—3 Fuß Durchmeſſer und einer Höhe von 30—40 Fuß, ſind mit Dragontien und Vanille umrankt. Die Kraft der Vegetation iſt ſo groß, daß man im Dickicht des Urwaldes nicht ſelten zwei und drei dicke Baumſtämme in halber Höhe über der Erde verwachſen und von einer gemeinſchaftlichen Rinde umſchloſſen ſieht. Bei andern ſehen wir wieder Schlingpflanzen ſo dicht an den Stamm geſchmiegt, daß ſie von deſſen Rinde überwachſen wurden, und während der untere Theil der Pflanze längſt abſtarb, grünt der obere, gleichſam ein Theil des Baumes ſelbſt und von ihm ernährt, üppig fort, bis die Schmarotzerpflanze ihn ganz überzogen hat und der frühere Pflegevater unbarmherzig in ihren Umarmungen erſtickt wird. Die Luftwurzeln des Ficus indicus haben, wo ſie die Erde berühren, ſich in große Aeſte, ja dicke Stämme verwandelt und bilden wunderliche, bizarre Formen. Ich ſah einen ſolchen Baum, deſſen horizontaler Stamm in einer Höhe von 25 Fuß quer über unſern Weg einen Bogen ſchlug, während ſeine Luftäſte zu beiden Seiten Pfeiler bildeten, durch welche neben dem Hauptthore zwei Seitenthüren entſtanden und das Ganze einem Triumphbogen glich, unter dem wir durchzogen.

Auf einer andern Höhe angelangt, hatten wir einen freien Blick aufs Meer und ſtiegen nun abermals in weiten Zickzacklinien die ſteile, terraſſenförmige Abdachung hinab. Die Cordillera fällt im allgemeinen viel ſteiler nach Weſten ab, als ſie ſich vom Golf aus erhebt; ſo auch hier. Auf meinem heutigen Wege bildete der Abfall drei große Terraſſen von bezüglich 800, 1500 und 1000 Fuß, zwiſchen welchen indeß auch wieder kleinere Steigungen vorkommen.

Die Hitze war ungeheuer, da wir auf der der Sonne ausgeſetzten Seite des Gebirgsabfalls niederſtiegen; die frühere Vegetation war einem nackten, ſteinigen, ſonnverbrannten Terrain gewichen. Im Schatten eines einzeln ſtehenden Baumes ſtand das Thermometer auf 95° F. (28° R.); in der Sonne dagegen zeigte

es 130° F. (55° R.). Auf den ebenen Stellen des Weges wehte ein heißer Wind, der, gleich dem afrikaniſchen Chamſin, beinahe den Athem benahm.

Endlich langten wir um 1 Uhr im Rauche Rio San-Juan an, wo unter drei einzelnen Hütten, oder vielmehr auf Pfählen ruhenden Dächern, eine armſelige Indianerfamilie ihr kümmerliches Daſein friſtete. Außer Waſſer, welches der Fluß liefert, einigen Wurzeln und wilden Früchten des Waldes bietet ihnen die Umgebung nichts, da ſie ſelbſt ihren Bedarf an Mais von Miahuatlan holen. Auf meine Frage, warum ſie nicht verſuchten, dieſen ſelbſt zu bauen, erwiderten ſie traurig, es ſei dieſes unmöglich geworden, ſeit die Langosta (Zugheuſchrecke) nun ſchon das dritte Jahr erſchienen und alle Saaten vernichte. Unter einem der Blätterdächer ſchlug ich mein Quartier auf und verſuchte in einer Hängematte zu ſchlafen; allein bereits befand ich mich wieder in der Tierra caliente mit ihren Freuden und Leiden, und konnte deshalb nicht zu ſehr überraſcht ſein, als die Heerden der Mosquitos über mich herfielen, ſodaß an ein Schlafen in der Hängematte gar nicht zu denken war. Deshalb ließ ich raſch mein Feldbett aufſchlagen und mich dicht mit dem Mosquitonetz bedecken. Kaum reckte ich mich jedoch behaglich auf dem harten Lager, als ein neuer Feind dagegen Sturm lief und, alle Hinderniſſe überwindend, einzog: ein Heer ſehr kleiner, ſchwarzer Ameiſen überdeckte in wenigen Augenblicken mein Bett vollſtändig; dieſelben biſſen ſo empfindlich, daß ich jeden Gedanken an Ruhe und Schlaf aufgeben mußte. So ſetzte ich mich denn zu den Indianern hin und verſuchte mit ihnen zu plaudern, was aber bei dieſen ſchweigſamen Leuten ſehr ſchwer hält. Selbſt das ſonſt unfehlbare Mittel, ſie in heitere Laune zu verſetzen, einige Puros (Cigarren) und ein Glas Chinguerito aus meiner Feldflaſche, konnte hier nur wenig helfen, da ſie faſt nur zapotekiſch ſprachen und ihnen das Spaniſche beinahe unbekannt war. Soviel brachte ich heraus, daß es in der Umgegend viele Tiger (Felis pardalis) und Löwen (Felis concolor) gebe, welche ihnen Hühner und Guajalotes (Truthühner) wegzufreſſen pflegten.

Man ſagt häufig, die Miſère bilde die Schattenſeite der Civi-

liſation und folge ihrer Spur wie der Geier dem kranken Kamel. Hier aber ſehen wir, unberührt vom Hauch der fernen Civiliſation, an keinen Fleck der Erde, an keinen Herrn gebunden, in vollkommenſter Freiheit, Familien ein Leben führen, vor welchem der ärmſte Fabrikarbeiter zurückſchrecken würde.

Ich habe oben der Wanderheuſchrecke (Langosta) dieſer ſchrecklichen Landplage, erwähnt. Seit dem Tage, an welchem, nach funfzig Jahren zum erſten mal wieder, aus Süden her Wolken dieſer fürchterlichen Inſekten das Gebiet der Republik überzogen und, alles verheerend, den unglücklichen Ortſchaften, welche ſie heimſuchten, mit allen Schrecken des Hungers und der Seuche drohten, iſt der Nothſchrei nicht mehr verſtummt, den damals das unglückliche Tehuantepec ausſtieß. Im Gegentheil meldeten die officiellen Organe der Preſſe fort und fort neue Angriffe dieſer furchtbaren Feinde, bei deren Beſchreibung die Phantaſie unwillkürlich zu den Bildern zurückgeht, welche wir dem Pinſel des originellſten hebräiſchen Dichters verdanken. Von wannen kommen dieſe Scharen? Wer hat ſie aufgeboten? Wie ſind ſie zu bekämpfen? Das waren die Fragen, welche die Noth an die Wiſſenſchaft ſtellte, und eifrig widmete ſich dieſe der Unterſuchung. Wie man aber den Dichtern der Alten Welt die Farben entlehnte, die Verwüſtungen dieſes Inſekts zu ſchildern, ſo ging auch das Studium zurück zu den Erfahrungen der Alten Welt, und da man die Heuſchrecken derſelben mit den amerikaniſchen identiſch hielt, ſuchte man ſich aus d'Orbigny und andern über die alte Plage Aegyptens zu unterrichten, und las mit nicht geringem Schrecken, daß dieſe Thiere nie aufgehört hatten, in großen und regelmäßigen Intervallen ihre verheerenden Wellen über die Grenzen ihrer Heimat, die Steppen Aſiens und das ſüdliche Afrika hin auszuſtoßen.

So hatten ſie im Jahre 170 v. Chr. das ſüdliche Italien verheert, und ebenſo lange nach dem Beginne unſerer Zeitrechnung waren ſie über den Norden von Italien und in das ganze mittägige Europa eingebrochen. Auguſtinus, Biſchof von Hippo in Afrika, erzählt, daß eine ungeheuere Menge von Heuſchrecken, nachdem ſie das nördliche Afrika abgeweidet, ſich anſchickten, über das

Digitized by Google

Mittelländiſche Meer nach Europa überzuſetzen, aber hineinſtürzten und zu Grunde gingen. Dieſe Schwärme ſeien ſo zahlreich geweſen, daß die ans Land geſpülten Cadaver durch die Fäulniß eine ſchreckliche Seuche bewirkt hätten, wenn dieſe nicht theilweiſe auch infolge der Hungersnoth eingetreten iſt, welche das Thier überall zurückläßt. Genauer bekannt ſind die Bahnen der Scharen, welche ſich im Jahre 1748 von den Steppen des mittlern Aſien erhoben, das öſtliche und mittlere Europa, beſonders Ungarn, Polen, Schleſien, Thüringen, überſchwemmten und bis an den Rhein, ja bis nach Schottland und den Orkaden drangen. Im Jahre 1780 zeigten ſich ihre Heere auf dem Gebiete von Marokko; 1789—91 wurden ſie im mittlern Afrika beobachtet, und zehn Jahre ſpäter wieder zwiſchen Mogador und Tanger, von wo ſie Hunger und Peſt nach der Berberei trugen, und im folgenden Jahre Spanien und das ſüdliche Frankreich ihre furchtbare Geiſel fühlen ließen. Die letzten Einfälle waren im weſtlichen Europa die von 1813—15, ſowie die Züge von 1822—25, während der Oſten, beſonders Beſſarabien, ihnen faſt heimiſch geworden iſt. D'Orbigny und insbeſondere Bowles geben über die Heuſchrecke der Alten Welt (Grillus s. acridium migratorium) folgende Details:

Die Zahl der Männchen iſt größer als die der Weibchen. Gegen Ende des Sommers und Anfang des Herbſtes laſſen die Weibchen die Männchen zur Befruchtung zu. Iſt dieſe erfolgt, ſo ſucht das Weibchen einen zur Aufnahme und Beherbergung der Eier paſſenden Boden. In dieſen bohrt das Weibchen mittels eines Legeſtachels Löcher, die es mit einer kleberigen Feuchtigkeit überzieht, welche dem Waſſer den Eintritt wehrt. Iſt das Neſt auf dieſe Weiſe vorbereitet, ſo legt es 40—50 Eier röhrenförmig aneinander. Die Männchen ſollen ſich nach der Begattung im nächſten Fluß, See oder Teich ertränken, und die Weibchen ſind meiſt durch das acht Stunden erforderliche Geſchäft des Eierlegens ſo erſchöpft, daß ſie ſich nicht mehr von der Stelle bewegen können und an der Wiege ihrer Brut verenden.

Beim Beginn des Frühjahrs bricht die junge Brut hervor. Nachdem ſie ausgeſchlüpft ſind, haben ſie eine dunkle Farbe und

ſind auf eine Entfernung von zehn bis zwölf Schritt leicht zu erkennen. Man findet ſie vorzugsweiſe auf brachliegenden oder von Geſträuch und kurzem Raſen bedeckten Gründen als 3—4 Fuß im Durchmeſſer haltende und 2 Zoll dicke Kuchen, die bei näherer Beſichtigung aus einer Menge kleiner Thierchen beſtehen, die ſich munter bewegen. Dieſe Periode des Thieres dauert vierzehn Tage, und während derſelben entfernt ſich die Heuſchrecke wenig von dem Platze ihrer Geburt. Sobald aber die Kauwerkzeuge der Inſekten die gehörige Stärke erhalten haben, zerſtreuen ſie ſich über die Felder der Umgebung, wo ſie bleiben und bis zu ihrer vollen Entwickelung drei Monate, April, Mai und Juni, gebrauchen. Gegen Ende des letztgenannten Monats beginnt die dritte Periode im Leben der Heuſchrecke, und in dieſer Epoche, in welcher ſie am furchtbarſten iſt, bietet ſie folgendes Bild dar: Der Kopf iſt ſo groß wie eine mittelgroße Erbſe; die Vorderſeite, perpendikulär zu Boden gerichtet, trägt ſchwarze, vorſpringende Augen; die Mundöffnung, groß und nicht geſchloſſen, iſt mit Kiefern verſehen, die mit vier gleich Scheren ſich kreuzenden Schneidezähnen bewaffnet ſind. Der Vorderleib trägt vier Füße, mit denen das Thier ſich darbietende Gegenſtände an ſich heranziehen und feſthalten kann. Zur Fortbewegung dienen die beiden am Hinterleib eingefügten Springbeine. Die Flügel bekommen einen roſenfarbenen Ton, und der Magen, der aus einer ſehr zarten Membran beſteht, enthält einen eigenthümlichen Saft, der fähig iſt, alle Arten von Stoffen, wie z. B. Wolle, Leinen, Seide, ſogar Giftpflanzen, aufzulöſen und aus ihnen die Nahrungsſtoffe auszuſcheiden.

Auf dieſer Stufe ihrer Exiſtenz angekommen, ſuchen die Männchen ſich der Weibchen zu bemächtigen, und es bilden ſich nun große Scharen. Zugleich iſt aber auch der unerſättliche Hunger erwacht, der die Heuſchrecke auszeichnet und in kurzer Zeit ſie nöthigt, ihren Aufenthalt zu wechſeln. Unter dem Einfluſſe dieſer beiden Nothwendigkeiten treten ſie ihren Flug an, ſobald die Gegend ihnen keine Nahrung mehr bietet, indem ſie ſich von den Winden in eine noch unverſehrte Gegend forttragen laſſen. Doch ſchlagen ſie auch andere Richtungen als die des Windes ein, wenn ſie die

Nähe eines Saatfeldes wittern. In dieſem Falle ändern ſie plötzlich ihren Flug; man ſieht ſie inmitten ihres reißendſchnellen Dahineilens ſich aus einer Höhe von 400—500 Fuß auf die Felder herabſtürzen, deren Geruch ſie reizte. Die Periode der Reife beginnt im Juli und dauert bis Auguſt oder September, je nach der Temperatur, deren Abnahme die Weibchen anmahnt, ſich den Männchen zu ergeben.

Die Heuſchrecke Amerikas iſt in dem obigen, nach d'Orbigny, Bowles, Jimenez, Paton und Quiñones entworfenen Gemälde nicht ganz richtig gezeichnet. Die erſten Heuſchreckenheere, welche ſich 1854 Anfang Juni in Oaxaca zeigten, beſtanden aus Thieren von ganz gleicher Größe und Farbe, einer Miſchung von Gelb mit vorwaltendem Roth. Nach dem Grade des Wachsthums nahmen ſie einen immer röthern Ton an, und nachdem ſie ausgewachſen, war ihre Farbe ein dunkles Roth. Auch waren ſie größer, ja beinahe doppelt ſo groß wie die geſchilderten, denn ſie maßen nahe an 4 Zoll. Das Eierlegen begann im Anfang des Auguſt. Sie wählten dazu bebautes, leichtes Land. Nach acht Tagen bemerkte man ſchon Anzeichen von Leben in den neuen Eiern. Nicht ganz übereinſtimmend ſind hiermit die Beobachtungen, welche Nieto in Cordova machte. Die Heuſchrecke war dort den 10. Mai 1856 angekommen, und im Laufe deſſelben Monats war die Befruchtung und das Eierlegen vor ſich gegangen. Die junge Brut kam mit dem achtunddreißigſten Tage zum Vorſchein. Nieto behauptet außerdem, daß die Vermehrung der Heuſchrecken am weſtlichen Abhang der Cordillera nicht ſo groß ſei wie am öſtlichen. Denn während dort ein Weibchen nur ein einziges mal und nur 50—60 Eier lege, gebäre es hier zweimal und jedesmal 64—82 Eier. Ich kenne dieſe Behauptung des Hrn. Nieto nur aus einem im Auftrage der Regierung von der National-Agriculturſchule entworfenen Bericht, und kann daher nicht dafürſtehen, daß Hr. Nieto richtig verſtanden iſt; denn es iſt unwahrſcheinlich, daß daſſelbe Weibchen zweimal gebären ſoll. Mit noch viel weniger Kritik führt dieſelbe Broſchüre die Beobachtung des Don Ignacio Cortina Chavez, Verwalters einer Hacienda bei Cuautla de Morelos, an, der Eier

auskriechen ſah, welche dort nicht gelegt worden waren (no habiéndose efectuado allí la ovacion), ohne daß man begreift, wie ſie dahingekommen ſind. Doch ſcheint aus dieſen Beobachtungen, wenn ſie richtig ſind, hervorzugehen, daß die Heuſchrecken in Amerika, begünſtigt von einer zuſagenden Temperatur, Eier in ſehr verſchiedener Menge legen, und dieſe in ſehr kurzer Zeit ausgebrütet werden.

Die Eier der amerikaniſchen Heuſchrecke bilden eine Aehre von 25—30 Millimeter Länge und 6—7 Millimeter Dicke. Sie ſind mit großer Regelmäßigkeit um eine imaginäre Achſe geordnet, ſodaß der Rand eines jeden das folgende um ein Drittel der Länge überdeckt. Die Länge des einzelnen Eies beträgt 6—7 Millimeter, die Dicke ungefähr 2 Millimeter; ſie ſind durch eine ſehr brüchige Subſtanz miteinander verklettet. Wenn man ein einzelnes Ei betrachtet, ſo iſt ſeine Farbe blaßgrau, ſeine Baſis elliptiſch, während es oben einen ſchwachen ringförmigen Eindruck hat. Das Centrum bildet eine goldfarbige Subſtanz, die trocken, hart, glänzend und von einer zarten Zellenmembran umgeben iſt. Dieſe Membran iſt durchſichtig und leicht ſtrohgelb gefärbt. Den äußern Ring bildet eine rindenförmige, dicke, harte und brüchige Hülle, die aus Zellen beſteht, welche eine dunkle und in Waſſer unlösliche Subſtanz enthalten. Sie werden allmählich trübe, nach dem achtzehnten bis zwanzigſten Tage dunkelbraun. Am ſechsundzwanzigſten Tage beginnt das Auskriechen, deſſen Eintritt durch ungünſtige Temperaturverhältniſſe auch wol verzögert werden kann. Das Junge wächſt ſo überraſchend ſchnell, daß es in fünf Tagen ſchon 9—10 Millimeter Länge und, bis auf die noch fehlenden Flügel, vollkommen ausgebildet iſt.

Demnach wäre die amerikaniſche Heuſchrecke von der in Europa geſehenen verſchieden:

1) durch ungleich größere Länge,

2) durch dunklere Farbe,

3) durch die größere Zahl der Eier, ſowie durch die Form der Aehre, und

4) durch die raſche Entwickelung des Eies und des ausgekrochenen Inſekts,

Unterſchiede, welche ſie nur noch fürchterlicher als jene machen.

In Bezug auf ihre Sitten ſind beide Arten ziemlich ähnlich. Gleich empfindlich gegen Näſſe und Kälte, befinden ſie ſich wohl bei Trockenheit und Wärme. Regen und Thau hindert ſie am Fliegen und erſchwert ihre Reſpiration. Meer-, See- und Flußwaſſer ſcheint ſie unwiderſtehlich anzuziehen, ſodaß ſie ſich hineinſtürzen und ihren Tod darin finden. Der Rauch qualmender Stoffe, wie feuchtes Stroh, grünes Holz, Gras u. ſ. w., in Brand geſteckt, betäubt ſie ſo, daß ſie zu Boden ſtürzen, wogegen Räucherungen mit aromatiſchen Kräutern, wie Thymian u. dgl., ſie berauſchen, ſodaß ſie alle im Wege ſtehenden Gegenſtände anfliegen und zur Erde fallen. Sie fliehen heftiges Geräuſch, das Klappern von metallenen Gefäßen, Detonationen u. ſ. w., bleiben aber oft auch unempfindlich dafür.

Beide Arten gleichen ſich außerdem durch ihr maſſenhaftes Auftreten und beſonders durch ihre Gefräßigkeit. Ihre Züge haben oft eine ſolche Ausdehnung und Dichtigkeit, daß ſie wie ungeheuere Gewitterwolken die Sonnenſtrahlen auffangen und den Tag in Nacht verwandeln. Wenn ſie ſich über eine Gegend niederlaſſen, trägt die Erde ihre Farbe, und die Aeſte der Bäume biegen und brechen unter ihrer Laſt. Die Blätter der Bäume, Mais, Weizen, Zuckerrohr, das Gras, alles erliegt ihrem Zahn, und in wenig Augenblicken ſind in weiter Runde jede Spur vegetativen Lebens und die Ausſichten der Ernte verſchwunden.

Die erſte officielle Nachricht von dem Einfalle der Langoſta gab der Secretär des Miniſteriums für Landwirthſchaft in Tehuantepec am 16. Mai 1854, nachdem man ſie ſchon während des Winters in Chiapas beobachtet hatte, alſo zur ſelben Zeit, in welcher auch die Krim und das ſüdliche Rußland von Oſten her durch zahlloſe Wolken der Wanderheuſchrecke heimgeſucht wurden. Von Chiapas kommend, theilten ſich die Schwärme eine Viertel-Legua vor Tehuantepec in zwei Haufen. Der eine ſchlug die Richtung von Petapa ein, der andere ließ ſich über Tehuantepec nieder,

wo man von 7 Uhr morgens bis 12½ Uhr mittags acht ungeheuere Heere einfallen sah, von denen jedes dreiviertel Stunde gebrauchte, um darüber hinzuziehen. Als das letzte vorüber, war die ganze Gegend kahl, und sogar die größern Bäume vollständig ihrer Rinde entkleidet.

Kaum lag Tehuantepec hinter ihnen, als sie sich abermals in zwei Schwärme theilten. Der eine derselben nahm seine Richtung über die nördliche Sierra nach dem Staat von Oaxaca; der andere nahm seinen Flug über die weiten Landstrecken zwischen Tehuantepec und den Grenzen von Vera-Cruz und Tabasco. So wählten die einen die warmen, fruchtbaren Abhänge des Westens, die andern die ebenso reiche östliche Abdachung der Cordillera, und folgten dem Gebirgszuge in einer absoluten Höhe zwischen Tierra templata und Tierra caliente.

Die westliche Heeressäule, welche am 16. Mai Tehuantepec verließ, erschien am 30. desselben Monats im Thal von Tlacolula, und fiel am 1. Juni in der Umgegend von Oaxaca nieder. Zum Glück hatte man wegen Mangel an Regen später als gewöhnlich gesäet, sodaß die Heuschrecken die gehoffte Beute nicht fanden. Während dreier Tage umschwärmten sie die Kuppen der das Thal einschließenden Berge. Am 3. Juni verließen sie die Gegend, beschrieben zuerst eine Curve nach Westen und nahmen dann ihren Flug gegen Norden in die reichste Gegend des Staats, das Thal von Istlan. Von hier zogen sie gegen Nordwesten in die Hoch-Misteka.

Eine Abtheilung ging von Tlacolula, wo sich das Gros niedergelassen hatte, am 22. Juni durch den District von Villa-Alta, in allen Richtungen die Umgebungen von Tepescolula, Teotitlan del Camino und Jamiltepec heimsuchend.

An demselben Tage überfielen zahlreiche Schwärme den Süden und Osten von Oaxaca und besetzten den Zimatlan, Ejutla, Miahuatlan, Zachila und Ocotlan, und es schien, als ob der ganze Staat von Oaxaca zu ihrer Heimat erwählt worden sei; denn als der Monat August, die Zeit ihrer Fortpflanzung, herankam, schienen sie sich vollständig acclimatisirt zu haben, ließen sich in den frucht-

baren Umgebungen von Cuicatlan und Zimatlan nieder und setzten hier ihre Eier ab. Während dieser westliche Schwarm im Staate Oaxaca die schrecklichsten Verheerungen anrichtete, kam der östliche, welcher Tehuantepec mit ihm zugleich am 16. Mai verlassen hatte, fünf Tage später in Petapa an, wo er noch am 13. August sehr zahlreich war.

Während der Zeit vom 2. October 1854 bis 12. Februar 1855 waren die Schwärme scheinbar verschwunden, wenigstens wurden keine Klagen vernommen; aber von diesem Tage an bis zum 26. März erschienen ganz unverhofft neue Scharen im Staate Puebla und Mexico.

Für das unvermuthete und plötzliche Auftreten gibt es nur Eine Erklärung: die Schwärme, welche am 22. Juni und 21. August 1854 Tehuacan und Cuautla-de Morelos und deren Umgebungen heimgesucht, hatten dort Eier gelegt, welche sich erst bei der Wärme des nächsten Frühlings entwickelten, sodaß diese Räuber im eigentlichen Sinne des Worts der Erde entsprossen.

Eine überraschende Invasion war die, welche unterm 13. Juli Hr. Moreno in Kolima mittheilte; sie trat auf den im Nord- und Südwesten der Stadt gelegenen Gütern Albarradita und Los Limones auf, von wo sie, auf dem Wege von Puerto nach der Ebene von Cuytlan in geschlossenen Massen von 4 Quadrat-Leguas folgend, zum Glück von der Lagune von Cuytlan angezogen wurden und in derselben zu Grunde gingen. Ihre plötzliche Erscheinung in einem Territorium, welches so weit von den früher überschwemmten Orten entfernt ist, bleibt unerklärlich, da sie niemand auf ihrem Zuge dahin bemerkt haben will; doch könnte die damalige Aufhebung der Communication schuld an dem Mangel von Mittheilungen gewesen sein.

Die westliche Hauptabtheilung verheerte, wie gesagt, den Staat Oaxaca, während die östliche, welche wir am 13. August in Petapa verlassen haben, sich nach Tabasco und endlich nach Yucatan wandte, wo sie ihre Wanderung über Merida hinaus ausdehnten und am 10. August 1855 in der Hacienda San-Ignacio, 5 Leguas nördlich von dieser Stadt, ankamen.

Gegenwärtig bedecken unzählbare Scharen noch immer die warmen Abhänge im Osten und Westen der Cordillera; Colima, Jaltepec, die Ufer des Rautla liegen bereits hinter ihnen; Jalisco und Sinaloa, Guanajuato, Tamaulipas und San-Luis Potosi sind erreicht, und schon schwärmen sie an den Ufern des Rio Gila; immer weiter wälzt sich ihr Verderben nach Norden, gleich einer vom Winde getriebenen Flamme, wol verweilend, aber nie umkehrend.

Die dritte Frage war: Wie ist ein solcher Feind abzuhalten oder zu bekämpfen?

Vergebens ist dem geflügelten Insekt gegenüber alle Gegenwehr und alle Einschüchterung; je größer die Schwärme, desto schmerzlicher die Verheerung. Was kann Schreien, Lärmen, Rasseln mit Kesseln und Töpfen, was Flinten- und Pistolenschüsse, was selbst Geschützsalven einem solchen Feinde gegenüber ausrichten, der die Sonne verbirgt und den Tag in Nacht verwandelt, wenn er wie eine schwarze, dem Schlote eines Vulkans entstiegene Aschenbank so zahlreich sich niedersenkt, daß das Schwirren seiner Flügel dem mächtigen Tosen eines ungeheuern Wasserfalls gleichkommt?

Die ganze Vertheidigung muß sich darauf beschränken, die Nester der jungen Brut aufzufinden und zu zerstören, oder das noch ungeflügelte Insekt einzusammeln, zu zerstampfen oder zu verschütten.

Die Regierung von Mailand setzte einst einen Preis auf jeden Sack voll der eingefangenen Thiere; in kurzer Zeit wurden 12000 Säcke eingeliefert. In Cordova ließ der Präfect (1855) in einer Woche 1800 Arobas à 25 Pfund einsammeln. Es beweist dies die Leichtigkeit, ungeheuere Quantitäten dieser Thiere einzusammeln. Dieser Umstand brachte mich auf den Gedanken, statt aller vergeblicher Vertheidigungsmittel gegen diese Plage vielmehr darauf zu sinnen, ob der verursachte Schaden nicht durch Nützlichmachung der Thiere selbst einigermaßen compensirt werden könnte. Es wäre der Versuch zu machen, durch Einstampfung und Auskochung derselben Oel oder Thran zu gewinnen, den getrockneten Rückstand aber als jedenfalls sehr wirksamen Dünger zu verwerthen. Auf diese Weise würde die Verfolgung gewiß mehr als durch alle Vorschriften der

Regierung aufgemuntert werden. Ich kann dieſe Notiz über die Langoſta nicht ſchließen, ohne dem Leſer die treffende und berühmte Schilderung derſelben nach dem unbekannten hebräiſchen Dichter Joel, dem Sohne Bethuel's, und zwar in einer eigenen neuen Ueberſetzung des Urtextes, vor Augen zu legen:

Stoßt in die Trompete zu Zion,
Macht Lärm auf meinem heiligen Berge!
Zu Hauf'! ihr Einwohner des Landes,
Gekommen iſt der Tag Jehovah's: Er iſt nah!
Ein finſterer Tag, ein düſterer Tag,
Ein Tag voll Nacht und Grauen.
Der Morgenröthe gleich,
Sich brechend an den Bergen,
Zog Volks herauf, zahllos und mächtig,
Wie nie geſehen ſeit Anbeginn,
Und nie mehr wiederkehrt
Bis zu den Jahren endloſer Geſchlechter.
Voraus ihm fraß die Flamme,
Und Lohe züngelt hintendrein:
Ein Eden lag das Land in ſeinem Angeſicht,
Und eine dürre Wüſte liegt es ihm im Rücken.
Das Bild der Roſſe iſt ihr Bild,
Und Reitern gleich, ſprengt es dahin;
Raſſelnd wie Streiterwagen,
Ueberſpringt's der Hügel Kämme.
Heulend der Flamme gleich, die Stoppeln frißt,
Summend wie ein gewaltiges Heer,
Das ſich zur Feldſchlacht rüſtet.
Vor ſeinem Anblick fliehn die Scharen,
Weicht das Blut aus jeder Wange;
Gleich Helden bricht's hervor,
Gleich Stürmenden erklettert es die Mauern.
Hinzieht's, ein jeder ſeines Pfads,
Und nie verwirrend ſeine Reihen;
Keiner ſeinen Nächſten drängend,
Ein jeder ſeine Straße haltend;
Und fällt's euch ins Geſchoß,
Verwundet wird es nicht.
Sie drängen in den Gaſſen,
Sie rennen auf den Wällen,
Sie ſteigen in die Burg,
Sie kommen wie der Dieb durchs Fenſter.

Vor ihm erzitterte das Land;
Die Himmel schauderten;
Sonn' und Mond verdüsterten,
Und Sterne bargen ihren Schein.

Freitag, den 27. Februar. Ich verließ den Rancho um 5 Uhr morgens. Der Weg führte etwa 150 Fuß tief zum Flusse San-Juan hinab und folgte dessen mit üppiger Vegetation bedeckter Schlucht, welche durch zahlreiche und mannichfaltige Thierformen belebt war. Meine Jagd auf Vögel fiel daher ziemlich günstig aus. Plötzlich zog ein entfernter, hell durchs Dickicht schimmernder Punkt meine Blicke auf sich; bei genauerer Betrachtung erkannte ich in ihm das blendendweiße Gefieder eines prachtvollen männlichen Königsgeiers (Vultur Papa Lin.). Vorsichtig beschlich ich denselben auf zwanzig Schritte und schickte ihm eine volle Ladung grober Schrote, worauf er stürzte. Ich arbeitete mich nun durch das Dickicht bis zu dem Baume, auf welchem er gesessen hatte; allein wie alle Geier, verlangen, wie es scheint, auch diese einen furchtbaren Schuß, und sind beinahe blos mit der Büchse zu erlegen. So hatte sich auch mein Vultur Papa wieder aufgemacht und war verschwunden.

Auch heute übte die Sonne wieder ihre volle Kraft, und die Hitze war für Menschen und Thiere beinahe unerträglich. Mehrfach drängte sich mir die Bemerkung auf, daß ein bei weitem höherer Grad von Wärme in den ebenen, sandigen Wüstensteppen (wie z. B. in Centralafrika) viel weniger Beschwerden verursacht, als ein niedererer Thermometerstand in den gebirgigen Gegenden Mexicos.

Der Weg stellte sich als viel weiter heraus, als wir nach den Angaben geglaubt hatten. Um deshalb Menschen und Thiere etwas ruhen zu lassen, machte ich um 12 Uhr in dem trockenen Bette eines kleinen Flusses, des Arroyo de Roque, halt. Nur hier und da war in Tümpeln noch etwas stehen gebliebenes Wasser aufzufinden, das aber ziemlich unrein und von zahlreichen Infusorien belebt war. Um ein solches Wasser unschädlich zu trinken, wenden die Eingeborenen eine sehr einfache Art von Filtration an: man

gräbt nämlich neben der Waſſerlache eine kleine, niedriger liegende Vertiefung in den Sand oder Kies, in welcher ſich alsbald das bei ſeinem Durchgang durch letztern filtrirte Waſſer ſammelt und nun ohne Gefahr getrunken werden kann.

Nach einem höchſt ermüdenden Weg durch ödes, ſonnverbranntes Hügelland kam ich um 3 Uhr in Pochutla an. Aehnlich wie viele Dörfer und Städtchen Centralafrikas, welche in einer Staubwüſte liegen, und um welche, ſoweit der Blick nur reicht und wohin er ſich auch richtet, auf Meilen in der Runde kein Baum, kein Strauch, kein grüner Fleck das Auge erfreut und Abwechſelung in die troſtloſe Oede bringt, — ähnlich ſo ſieht Pochutla, ein Ort von 1800 Einwohnern, aus! Elende Hütten, aus Lehm gebaut, mit Stroh oder Blättern gedeckt, bilden unregelmäßige Straßen, welche die Gewitter zu tiefen Rinnſalen ausgewaſchen haben, die aber jetzt knietief mit Staub angefüllt ſind und den Bewohnern zum Entleeren alles Unraths aus den Häuſern dienen. In dieſen ſchrecklichen Hohlwegen, welche die Sonnenſtrahlen von allen Seiten reflectiren, entwickeln ſich deshalb Gerüche und Miasmen aller Art, und machen ihre Paſſage zu einer Qual.

Der Präfect des Orts, dem ich empfohlen war, wies mir alsbald ein leeres Haus an, in welchem ich mich denn auch, ſo gut es eben gehen wollte, inſtallirte; allein das Dorf hat weder Handel, noch Induſtrie, noch Ackerbau, ſondern lediglich einige Viehzucht, und iſt von allen Hülfsmitteln für den Reiſenden entblößt. Was man ſonſt in allen Dörfern trifft, gehört hier zu den ſeltenen Luxusartikeln. So z. B. ſollte man kaum glauben daß hier, in dem Lande des Zuckerrohrs, der Zucker nur von den Reichen gekannt, und ſelbſt der von allen Indianern ſo ſehr geliebte Branntwein nur ausnahmsweiſe aufzutreiben iſt. Der Boden eignet ſich zwar gut zum Anbau beinahe aller Erzeugniſſe der Tropen, beſonders z. B. für den Anbau der Baumwolle; allein da die Leute durch den Mangel an Verkehrsmitteln dafür keinen Abſatz haben, betreiben ſie auch dieſes Geſchäft läſſig und erzeugen kaum den zu ihrem eigenen Bedarf nöthigen Rohſtoff. Der Preis der gereinigten

Baumwolle iſt hier 4 Realen pro Arroba oder 2 Peſos (5 Fl.) pro Centner.

Die ſtumpfſinnigen Einwohner haben beinahe keine Bedürfniſſe, kennen aber auch ebenſo wenig die Genüſſe des Lebens. In ihrer Tracht wie in ihrer häuslichen Einrichtung gleichen ſie den armſeligſten Arabern und Negern Sudans. Die Männer tragen eine kurze, baumwollene Hoſe und ein Umſchlagtuch, die Frauen ein Hemd. Die Knaben gehen bis zum zwölften Jahre nackt, oder man gibt ihnen ein höchſt wunderliches Kleidungsſtück, welches nicht verfehlte, unſere Heiterkeit zu erregen. Zur Bedeckung ihrer Nacktheit tragen nämlich Jungen und ſelbſt noch ziemlich große Bengel eine Weſte mit Aermeln oder eine Art kurzen Hemdes, welches ihnen aber nicht weiter als bis zum Magen reicht.

Das Trinkwaſſer iſt ſehr ſchlecht und wird aus tiefen Ciſternen geſchöpft, obgleich es leicht geweſen wäre, einen in der Nähe vorüberfließenden Bach zu einer Waſſerleitung zu benutzen.

Da die Leute Viehzucht treiben und viel Vieh beſitzen, bat ich um etwas Milch zu meinem Thee; allein es war keine Möglichkeit, ſie aufzutreiben. Selbſt als ich 1 Thlr. für ein Glas voll bot, bekam ich keine. Die Leute waren zu faul, bis vor das Dorf zu gehen und eine Kuh zu melken. Einen armſeligern, troſtloſern Aufenthalt hatte ich in der That in dieſem Theile der Welt nicht gefunden.

Am folgenden Morgen beſtieg ich einen nahen Hügel, von welchem aus ich eine ſchöne Ausſicht aufs Meer und den kleinen Hafen des Dorfs genoß.

Mein nächſtes Reiſeziel von hier war Huatulco mit ſeinem Hafen und ſeinen Perlenfiſchereien, und ſodann Tehuantepec. Die Gegend, welche bis dorthin vor mir lag, ſollte, wie man mir verſicherte, von allem entblößt ſein, und nicht einmal Mais für die Thiere und Mehl zu Tortillas zu finden ſein. Dadurch war ich gezwungen, beides hier einzukaufen und zu ihrem Transport noch eine eigene Mula anzuſchaffen.

Um 2 Uhr (2. März) war endlich alles zum Aufbruch bereit. Ich erwartete nur noch den Präfecten, der mir ſeine

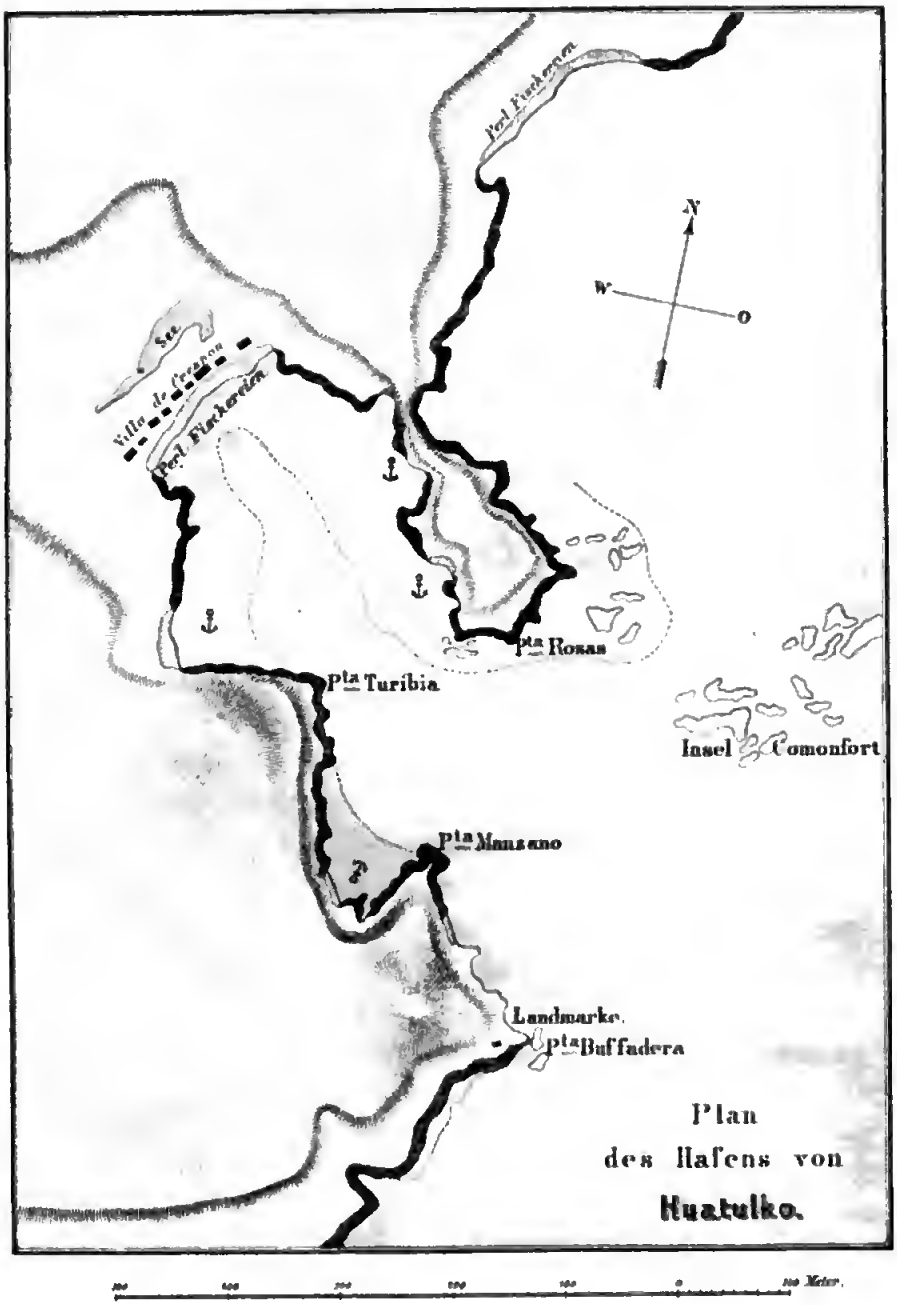
Begleitung zugeſagt hatte, und ſchickte unterdeſſen die Laſtthiere voraus.

Um 4 Uhr brachen auch wir auf. Der Weg zog ſich durch ein hügeliges Land bis kurz vor Huatulco, wo wir den ziemlich bedeutenden Fluß La Magdalena paſſirten. Es war 9 Uhr, als wir das Dorf erreichten. Der Alcalde war bereits von meiner Ankunft unterrichtet und erwartete, umgeben von zahlreichen Neugierigen, den ſeltenen Anblick eines Fremden. Man geleitete uns in das Haus des Cura, das aber gegenwärtig keine Inſaſſen hatte, und trug uns ein Nachteſſen auf, das, wie gewöhnlich, aus Frijoles und Tortillas beſtand. Ich habe mich oft ſelbſt über den Appetit gewundert, mit welchem ich an dieſer derben Anachoretenkoſt Gefallen fand; allein trotzdem, daß ich nach meinen afrikaniſchen Reiſen in den größten Hauptſtädten der Alten Welt an einen Luxus und eine Fülle gewöhnt worden war, die befürchten laſſen mußte, ich werde ſelbſt geringe Entbehrungen einer neuen Reiſe höchſt bitter empfinden, ſo trug ich doch alle Beſchwerden, welchen mich meine Wanderungen und Pilgerſchaften in der Neuen Welt ausſetzten, mit einer Leichtigkeit und heitern Entſchloſſenheit, an die ich früher ſelbſt kaum geglaubt hätte. Noch während unſers frugalen Mahls füllte ſich das Zimmer mit Kranken und Siechen aller Art, die von dem fremden Wundermann Heilung erwarteten; denn hier, wie in allen unciviliſirten Ländern, glaubt man, daß die Heilkunde Anfang und Ende aller Wiſſenſchaft ſei, und jeder Europäer wird daher für einen Arzt gehalten, eben weil man unter Europäer einen Gelehrten und Meiſter verſteht. Viele dieſer Kranken wären mit Leichtigkeit zu heilen geweſen, wenn man ſie ihren Verhältniſſen hätte entreißen können. Ich beſchränkte mich darauf, ſo viel Medicamente, als ich entbehren konnte, zu vertheilen, und bedauerte nur, daß mein größerer Arzneivorrath hatte zurückbleiben müſſen. Nach den Kranken kamen Perlenfiſcher und boten mir Perlen zum Verkauf an; da ich jedoch ſchon am folgenden Tage an den Ort zu gelangen hoffte, wo dieſe koſtbaren Producte des Meeres von deſſen kühlem Grunde heraufgeholt werden, verſparte ich meine Einkäufe auf ſpäter.

Dienstag, den 3. März. Um 5 Uhr morgens verließen wir das Dorf Huatulco, um uns nach dem Hafen gleiches Namens zu begeben. Die Gegend bot nichts Neues gegen die der drei letzten Tage dar. In weiter Runde ein hügeliges Land, theilweise bewaldet, theilweise nackt und sonnverbrannt; dann und wann von kleinen Flüssen durchschnitten, die in dieser Jahreszeit kaum eine Spur von Wasser führen. Der bedeutendste unter ihnen war der Guajuiquil; er führte noch Wasser genug, um Forellen und Krebse am Leben zu erhalten, von welchen ich einige für meine Sammlung erbeutete. Die Einwohner schöpfen hier nie Wasser zum Trinken direct aus dem Fluß, sondern graben auch hier neben der Strömung kleine Vertiefungen in den kiesigen Boden, welche sich alsbald mit Wasser füllen. Durch diese Art von Filtration soll das Wasser, welches sonst ungesund sei, seine schädlichen Wirkungen verlieren.

Geraume Zeit schon zogen wir durch ein ödes, vom Gestrüpp der Zwergpalme spärlich bedecktes Terrain. Die Strahlen der Sonne fielen bereits senkrecht, sodaß wir unsern eigenen Schatten nicht mehr sahen; kein Lüftchen brachte Menschen und Thieren Kühlung, und noch immer fanden wir keine Anzeichen von der Nähe des Meeres. Plötzlich bogen wir um die Ecke eines Hügels, und das Becken des Hafens mit der ihn umgebenden Landschaft rollte sich Stück für Stück vor uns auf.

Der Hafen von Huatulco hat sehr wechselnde Schicksale gehabt, ohne bis auf den heutigen Tag Bedeutung zu erlangen. Im Jahre 1587 wurde er von Piraten zerstört; im Jahre 1612 war der Ort der Schauplatz ausschweifenden Aberglaubens, durch Veranlassung der Mönche, welche ein in der Kirche befindliches Crucifix Wunder verrichten ließen. Lange vergessen, wurde er nach dem Unabhängigkeitskriege durch das Gesetz vom 1. Mai 1824 den Schiffen fremder Nationen geöffnet, dann durch das Decret vom 17. Februar 1837 auf eine Zuflucht für Küstenfahrer reducirt, unterm 17. Mai 1838 während der französischen Blokade wieder geöffnet, und durch das Gesetz vom 24. November 1849 seine Erweiterung und Vervollkommnung zur Aufnahme großer Schiffe verfügt. Im



Zu II 326

F.A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt. Leipzig

Jahre 1850 endlich sollte zur Hebung des Handels, und um den Erzeugnissen des Landes einen Stapelplatz zu verschaffen, eine Stadt gegründet werden. Die Regierung schickte zu diesem Zweck 200 Familien als Colonisten hierher, und verlieh ihnen nicht nur bedeutende Vorrechte, wie den Bewohnern der Hauptstädte, sondern vertheilte ihnen auch ausgedehnte Ländereien. An ihrer Spitze befand sich, zur Anlegung der Bauten, ein Ingenieur, der aber, wie es sich herausstellte, seiner Aufgabe nichts weniger als gewachsen war. Innerhalb des Landes, nur wenige hundert Schritte vom Hafen entfernt, befindet sich eine Lagune, welche die ganze Umgebung sumpfig und ungesund erhält. Diese Lagune auszutrocknen und aufzufüllen, wäre nicht nur die erste und nothwendigste, sondern auch leichte Aufgabe des Ingenieur gewesen. Statt dies aber mit Gründlichkeit zu thun, nahm er die Sache leicht, und ließ den Sumpf mit gefälltem Holz und Reisern zuwerfen. Hierauf schritt man zur Errichtung von provisorischen Wohnungen für die Colonisten. Statt diese auf den, den ganzen Hafen umgebenden freundlichen und gesunden Höhen anzulegen, wurden dieselben zwischen dem Hafen selbst und der alten Lagune, also auf dem ungesundesten, heißesten und feuchtesten Terrain der ganzen Gegend erbaut. Nach kurzer Zeit aber schon trug die unverantwortliche Sorglosigkeit ihre bittern Folgen. Die in die Lagune geworfenen Pflanzentheile geriethen in Fäulniß und entwickelten Miasmen, welche so bösartige Fieber erzeugten, daß die Epidemie die neuen Ansiedler furchtbar lichtete. Der Ingenieur selbst ward ein Opfer seines Leichtsinns; von den 200 Familien sind aber heute nur noch 30 Individuen mehr übrig. So endete, wahrscheinlich für immer oder wenigstens so lange, bis eine kräftige monarchische Regierung im Lande bestehen wird, ein Unternehmen, welches diesem Theil des Reichs neues Leben hätte verleihen können.

Die von der mexicanischen Regierung zur stolzen Hafenstadt bestimmte Villa de Crespon besteht heute nur aus einigen elenden Strohhütten, die zum Theil leer stehen. In einer derselben, nahe am Rande des Hafens, wo das Ufer als flache Sandabdachung von den Wellen bespült wird, schlug ich mein Quartier auf und

errichtete mein Observatorium. Mein Barometer war glücklich am Stillen Ocean angekommen, was bei der Zerbrechlichkeit des Instruments bisher nur wenigen Reisenden gelungen sein mag. Die Frage, ob es mir gelingen werde, ein Instrument, dem so viele Gefahren von seiten des Zufalls, wie von ungeschickter Hand drohen, auf einer Reise ganz unbeschädigt bis ans Meeresufer zu bringen, hatte mir viele Sorge gemacht, da das Resultat aller meiner Beobachtungen zum großen Theil dadurch bedingt wurde, den Barometerstand an der Oberfläche dieses Meeres genau zu constatiren. Ohne Zeit zu verlieren, da jede Minute einen Unfall bringen konnte, begann ich sofort die Ablesungen, und setzte dieselben während der ganzen Zeit meines Aufenthalts so regelmäßig halbstündlich fort, als dies möglich war, ohne alles übrige zu versäumen. Da bereits mehrfach in diesem Werke der Höhenmessungen mit dem Heberbarometer Erwähnung geschah, so halte ich es für nöthig, die Principien, auf welchen diese Messungen beruhen, näher zu besprechen; um jedoch demjenigen Theil meiner Leser, welchen diese wissenschaftliche Notiz nicht interessirt, das Ueberschlagen zu erleichtern, habe ich den Artikel im Anhang gegeben, auf dessen Note 2 ich deshalb verweise.

Die ganze Lage des Hafens und die Verhältnisse seiner nächsten Umgebung sind zur Gründung eines Handelsplatzes sehr günstig; nur müßte man, falls das Project von neuem aufgenommen würde, die Stadt auf den Höhen anlegen, wo eine regelmäßig von 9 bis 5 Uhr wehende Seebrise die Temperatur angenehm herabstimmt. Die Niederungen müßten zur Anlage von Magazinen, Waarenhäusern u. s. w. verwendet werden. Die weitere Umgegend eignet sich vorzüglich zu Baumwollpflanzungen.

Der Hafen ist nach Südosten geöffnet und so eingeschlossen, daß die in ihm ankernden Schiffe vollständig gesichert sind, und namentlich von den gefährlichen Nortes nichts zu befürchten haben. Mit Ausnahme des Nordweststrandes, auf dem der Anfang der Stadt erbaut war, fallen die Ufer des Hafens steil ins Wasser ab welches überall bis an die Felsen eine Tiefe von 13 Fuß behält. Die Einfahrt ist da, wo sie am schmalsten, über 100 Meter breit.

Der Grund beſteht aus Sand und Perlenmuſcheln, bei einer für die größten Schiffe genügenden Tiefe. Das Nähere zeigt der nebenſtehend gegebene Plan, den ich mit möglichſter Sorgfalt an Ort und Stelle aufgenommen habe.

Um 5 Uhr nachmittags ließ ich mich im Boot aus dem Hafen rudern, um den Buffadero zu ſehen. Wir ruderten, nachdem wir den Hafen verlaſſen hatten, ſüdlich der Küſte entlang, welche hier von ſteil ins Meer abfallenden Felſen gebildet wird, an welchen ſich die Wogen laut brauſend brechen. Jenſeit einer kleinen Bucht befinden wir uns im Angeſicht eines weit ins Meer hinausragenden Felſengrats, welcher den ſogenannten Buffadero in ſich ſchließt. Längſt hatten wir deſſen Getöſe vernommen, denn unter dem Winde wird daſſelbe auf mehrere Meilen Entfernung gehört. Was der Buffadero aber eigentlich ſei, das hatte ich aus all den wirren und ſich theilweiſe widerſprechenden Erzählungen der Leute noch nicht errathen können. Da ſchoß plötzlich mit donnerähnlichem Brauſen eine mächtige Waſſerſäule aus dem Felſen, ungefähr 50 Fuß über dem Meeresſpiegel, und erhob ſich bis zu einer Höhe von über 100 Fuß in die Luft, erlag ihrer eigenen Schwere und löſte ſich in Milliarden ſchneeartiger Flocken auf, welche mit ihrem Sprühregen die Felſen übergoſſen, bis nach einigen Minuten ein neuer Strahl dem alten folgte. Geraume Zeit war ich ſprachlos im Anſchauen dieſes wundervollen und unerwarteten Schauſpiels verſunken, bis meine Neugier ſo rege ward, daß ich es nicht länger verſchieben konnte, nach Urſache und Wirkung zu forſchen.

In gleichem Niveau mit dem Meere befindet ſich in dem Felſen eine Höhle, in welche die Brandung gewaltig einſchlägt und das Waſſer aus der obern, 60 Fuß höher gelegenen Oeffnung mit Ungeſtüm hinaustreibt. Dieſe Bedingungen genügen jedoch für ſich allein nicht, das prächtige Schauſpiel des mächtigen, intermitirend aufſchießenden, ſenkrechten Waſſerſtrahls zu bewirken. Wahrſcheinlich befindet ſich im Herzen des Geſteins und über jener erſten Höhle ein blaſenförmiger Raum, der durch einen engen Kanal nach unten mit der Höhle in Verbindung ſteht, nach oben ſich verengend, das Ausflußrohr der Fontaine bildet. Dadurch, daß das in dieſen mitt-

lern Raum hinaufgetriebene Waſſer zum Rückfluß längere Zeit gebraucht, als zwiſchen zwei aufeinanderfolgenden Brandungswellen liegt, wird die Luft in der untern Höhle durch das einſtrömende Meer zuſammengepreßt, und ſchleudert, vermöge ihrer Elaſticität, die auf ihr ruhende Waſſermaſſe mit Gewalt in die Höhe.

Dieſes Phänomen, welches als vortreffliche Landmarke für den Hafen dient, würde durch Errichtung eines nur unbedeutenden Lichts ebenfalls bei Nacht die gewünſchten Dienſte eines koſtſpieligen Leuchtthurms leiſten. Die von mir an Ort und Stelle aufgenommene Anſicht des Schauſpiels übergebe ich dem geneigten Leſer auf nebenſtehender Abbildung.

Auf dem Rückwege langten wir an mehrern Felſeneilanden an, wo ich mich damit amuſirte, das Spiel der Krabben zu beobachten. Man hält dieſe Thiere gewöhnlich für langſam und unbeholfen; allein ſie ſind im Gegentheil ſehr behende und verrathen in ihren lebhaften Bewegungen weit mehr Intelligenz, als man ihnen zutrauen ſollte. Mit großer Geſchicklichkeit hüpften ſie, beinahe wie Heuſchrecken, von einem Stein zum andern, wobei ſie zuweilen mit voller Sicherheit Sprünge von 1—2 Fuß machten. Dabei ſcheinen ſie eine herannahende Gefahr von weitem zu erkennen; denn kaum zeigte ich mich an einer Felſenecke, ſo verkrochen und verſteckten ſie ſich mit komiſcher Eile. Hielt ich mich verborgen, ſo kamen ſie bald wieder zum Vorſchein, um in der Sonne ihre Spiele fortzuſetzen. Viele von ihnen, welche in ihrer Jugend leere Schneckenhäuſer zur Wohnung bezogen hatten, waren in denſelben herangewachſen, ſodaß ſie das Haus nicht mehr verlaſſen konnten und daſſelbe jetzt mit herumtrugen, was ganz wunderlich ausſieht.

Den ganzen Abend und die Nacht hindurch ſetzte ich die Barometerbeobachtungen fort, von Zeit zu Zeit meinen Schlaf unterbrechend, und begann am Morgen die Aufnahme des Hafens, die mich bis zum Mittag beſchäftigte. Dieſe Tageszeit iſt die günſtigſte zur Perlenfiſcherei, weil die ſenkrecht einfallenden Strahlen der Sonne eine hinreichend intenſive Beleuchtung des Meeresgrundes bewirken.

Um dieſe gefährliche und intereſſante Arbeit in nächſter Nähe

v. Muller ad nat. pinx.t

Der Buffadero

am Stillen Ocean

Digitized by Google

mit anzuſehen, fuhr ich in einem Boot in die Mitte des Hafens, wo bereits fünf bis ſechs Barken lagen und die Taucher ſich bereits in voller Thätigkeit befanden.

Alle neuere Erfindungen der Taucherkunſt ſind hier noch unbekannt. Der Taucher, mit einem Meſſer bewaffnet und ein Beutelnetz um ſeine Hüften gebunden, ſpringt frei ins Waſſer, deſſen Grund er ſchwimmend erreicht, rafft haſtig ſo viele Muſcheln zuſammen, als ihm die Zeit geſtattet, und rudert wieder an die Oberfläche, wo er ſein Boot erſteigt und ſich ſeiner Beute entledigt, um nach kurzer Erholung eine neue Reiſe anzutreten. Gewöhnlich laſſen die Fiſcher die Muſcheln uneröffnet, bis ſie durch die Abnahme des Tageslichts zum Aufgeben der Arbeit und zur Rückkehr ans Land veranlaßt werden. Da ich ihnen aber die Frucht ihrer heutigen Fiſcherei zum voraus abgekauft, hatten ſie die bisher gefiſchten Muſcheln gleich geöffnet, aber auch gefunden, daß ihnen das Glück nicht günſtig geweſen war.

Das muntere Treiben der Leute hatte mein lebhaftes Intereſſe geweckt, und mich wandelte die Luſt an, mehr aus Neugierde ſelbſt einen Tauchverſuch zu machen. Geſagt, gethan, und nach einigen Inſtructionen der Leute ſprang ich in die Flut. Allein, alles ſieht in der Regel leichter aus, als es in der That iſt. Trotz aller Mühe, die ich mir gab, brachte ich es nicht dahin, den Grund zu erreichen. Nach mehrern vergeblichen Verſuchen mußte ich zu einem andern Mittel ſchreiten. Um einen der ſtets in den Booten als Ballaſt befindlichen Steine wurde ein Strick gebunden; dieſen erfaßte ich mit einer Hand und ſtürzte mich aufs neue ins Waſſer. Diesmal erreichte ich den Boden, aber die Zeit der Niederfahrt kam mir erſchrecklich lang vor, und ich hatte nicht übel Luſt, meinen Stein die Reiſe allein machen zu laſſen; damit ſtieß ich aber auch auf dem Grunde auf, warf einen raſchen Blick umher, ergriff eine der Muſcheln, die ich bei der hellen und freundlichen Erleuchtung der Tiefe recht gut erkennen konnte, und ruderte mit meiner Beute ſo raſch wie möglich nach oben, denn ſchon war ich dem Erſticken nahe. Als ich auf der Oberfläche erſchien, waren auch ein halbes Dutzend Hände bereit, mich ins Boot zu heben, was um

ſo mehr noththat, als ich nahe daran war, die Beſinnung zu verlieren. Kaum zu Athem gekommen, öffnete ich die heraufgeholte Muſchel, und ſiehe da, das Glück hatte mich wunderbar begünſtigt, denn ſie barg eine, wenn auch nicht große, doch ſchöne und regelmäßige Perle, welche mir deshalb ſo große Freude bereitete, weil ich hoffte, ſie meiner theuern Mutter mitbringen zu dürfen.

Mein Erfolg regte die Fiſcher zu neuen Anſtrengungen an, und das Glück blieb uns auch ferner hold; denn als wir nach vierſtündiger Arbeit dem Lande zuſteuerten und dort die ſämmtlichen Muſcheln geöffnet wurden, beſtand die Ausbeute, außer vielen kleinen, aus fünf größern Perlen.

Das Oeffnen der Muſcheln geſchieht wie bei den Auſtern, das Thier wird herausgeſtochen und dieſes mit einer Hand durch die andere langſam durchpreßt, wobei die Perle, wenn es eine enthält, herausfällt. Bei weitem die größere Anzahl der Thiere enthalten nichts oder Perlen von der Größe eines Sandkorns. Perlen von der Größe einer Erbſe ſind ein hochgeſchätzter Fang, größere aber verlieren häufig an Werth durch die Unregelmäßigkeit ihrer Bildung.

An manchen Stellen iſt hier der Strand mit kleinen Schnecken bedeckt, welche zum Färben wie die Purpurſchnecken benutzt werden. Mit dieſen (Aplysia depilans) haben ſie jedoch nichts gemein, ſondern es iſt eine echte Helix, von der Größe einer Haſelnuß. Das Verfahren, welches die Indianer beim Färben anwenden, iſt folgendes. Nachdem das zu färbende Garn in genügender Menge geſponnen, zieht die ganze Familie damit an den Strand des Meeres und bringt zur Zeit der Ebbe einen Haufen der Purpurſchnecken, Caracol genannt, ans Land. Nun wird eins der Thiere nach dem andern mit zwei Fingern leicht gedrückt und gibt dadurch zwei bis drei Tropfen eines hellen, ungefärbten Saftes von ſich, welchen man in einem Gefäß, am liebſten z. B. in einer Perlenmuſchel, auffängt. Nachdem höchſtens drei der Thiere auf dieſe Weiſe ihren Saft abgegeben haben, beginnt die Operation des Färbens. Ein Faden wird ſo durch die Flüſſigkeit gezogen, daß er gut durchnäßt wird, und dann auf Rohrgittern in der Sonne ausgebreitet. Iſt

der Saft zu Ende, ſo werden neue Thiere ausgepreßt, die alten aber immer wieder ins Meer zurückgeworfen, wo ſie ſich wieder erholen und nach einiger Zeit aufs neue gebraucht werden können. Die gefärbten Fäden zeigen zuerſt gar keine Farbe, oder nur ein ſchwaches, kaum bemerkbares Hellblau; nach und nach aber werden ſie unter dem Einfluß der Luft und des Sonnenlichts blau, dann violett, und zuletzt nehmen ſie die unübertreffliche Purpurfarbe an, welche ſo dauerhaft iſt, daß weder Regen noch Sonnenſchein im Stande ſind, ſie zu bleichen.

Wie man ſieht, iſt das Verfahren ein einfaches, aber höchſt langwieriges; daher kommt der hohe Preis der aus dieſen Fäden gewonnenen Zeuge. Aber trotzdem, daß ſie das Zehn- oder Zwölffache von den rothen Stoffen koſten, welche aus Europa eingeführt werden, kaufen die Indianer doch weit lieber die erſtern.

Um 4 Uhr nachmittags brach ich von hier auf, um Tehuantepec, dem Meeresufer folgend, zu erreichen. Der ganze Weg bis an dieſes Reiſeziel bot einen neuen Charakter dar, blieb aber für Menſchen und Thiere gleich ermüdend.

Der Weg führte zuerſt durch einen Wald; nach einer halben Stunde iſt der zum Meer vorſpringende Bergrücken überſchritten, und wir gelangen wieder zu einer Bucht des Meeres, an welcher hin wir durch den tiefen Sand ziehen. So wechſelt beinahe ſtündlich ein hoher, felſiger, bis ins Meer vorſpringender Bergkamm, der mit dickem, dornigem Geſtrüpp und ineinandergeſchlungenen Pflanzen überdeckt iſt, mit den „Pleyas" genannten Buchten, welche mit tiefem Flugſand erfüllt ſind.

Der Weg über die Bergkämme ſcheint nicht für Saumthiere, ſondern blos für Fußgänger, oder beſſer Kletterer, paſſirbar; unaufhörlich muß man ſich im Sattel bald zur Rechten, bald zur Linken werfen, bald platt aufs Pferd niederlegen, um durchzukommen, und verwickeln ſich die Füße in dem Geſtrüpp, ſo iſt man genöthigt, mit dem Säbel ſich durchzuhauen. Dieſe Schwierigkeiten wachſen natürlich bei Nacht, und da der Mond erſt drei Tage alt war und nur ſpärliches Licht ſpendete, ſo fehlte es nicht, daß Zweige und Dornen uns weidlich das Geſicht zerkratzten, wenn auch meine

ganz aus Leder bestehende Kleidung den übrigen Körper schützte. Die unangenehmste Pflanze auf solchem Wege ist die berühmte Sassaparille; denn kaum berührt man sie, so sitzt man, von ihren Widerhaken gehalten, fest. Sie ist hier überall sehr häufig und von den Indianern als Heilmittel gut gekannt; ihr Glaube an dieselbe geht sogar so weit, daß sie das Wasser des bei Tehuantepec mündenden Flusses blos deshalb für äußerst heilsam zum Trinken und Baden halten, weil der Fluß in seinem obern und mittlern Laufe über viele Sassaparillestauden fließe. Die Pflanze gleicht in ihrem Auftreten unsern Brombeerstauden, hat oval-lanzettförmige Blätter, die, auf der untern Seite stachellos, fünf Rippen haben; die Stengel sind viereckig, mit abscheulichen, Widerhaken bildenden Dornen besetzt; die Blüten gelblichweiß, die Beeren schwarz mit bläulichem Duft, wie unsere Schlehen. Der Samen ist roth, die Wurzel knotig, mit langen, posenartigen Fasern. Sie kommt in centnerschweren Päcken unter dem Namen Sassaparille von Vera-Cruz oder Tampico in den Handel.

Wo sich eine Bai ins Land erstreckt, sind hinter dem Strande regelmäßig Lagunen, die oft von Vögeln wimmeln, von denen mir manchmal viele zur Beute wurden.

Nach vier Stunden kam ich in der Dunkelheit bei einem Copalita genannten Orte an, bei welchem sich der Fluß gleiches Namens, an dessen Ufer ich die Nacht vom 25. bis 26. Februar zugebracht hatte, ins Meer ergießt. Eine kleine Familie, aus drei Personen bestehend, hielt sich an diesem Orte ohne Haus, ohne Hütte auf, und bepflanzte ein kleines Feld mit Mais. Weniger Bedürfnisse, als diese Leute haben, fand ich selbst bei den auf der niedrigsten Stufe der Civilisation stehenden Negern Afrikas nicht.

Der Mann sagte mir, daß ein Löwe (Puma) in der Nähe sei, und erbot sich, mich auf dessen Fährte zu bringen. Ich nahm dieses Anerbieten gern an, und wir gingen, von zwei Hunden begleitet, ins Gebüsch. Nach kaum einer Viertelstunde hatten die Hunde das Thier aufgespürt und setzten ihm nach. Der Puma lief eine kurze Strecke; als aber die Hunde ihm zu nahe kamen, sprang er auf einen Felsen, klemmte sich in eine Spalte und vertheidigte

ſich gegen die Angreifer. Ich ſtieg raſch den Felſen hinan, ſtand dem Puma auf fünf bis ſechs Schritte gegenüber, und ſchoß ihn, ohne zu zielen, mit zwei Schüſſen todt. Geſtehen muß ich, daß ich mich innerlich dieſer Löwenjagd, zu der weder Muth noch Geſchicklichkeit nöthig war, ſchämte. Bei dem Lichte eines Ocote, wie man die harzigen Späne nennt, die hier allgemein die Stelle der Kerzen vertreten, wurde der ſchöne Puma noch am Abend geſtreift, worauf wir die Nacht mit den übrigen Bewohnern des Orts unter dem großen Baume ihres Gebiets zubrachten, vorauswiſſend, daß die zum Schlafe vergönnte Raſt nur ſehr ſpärlich zugemeſſen war, da wir am folgenden Tage ſehr früh aufbrechen mußten, um ſpät abends nur noch einen von Menſchen bewohnten Punkt erreichen zu können.

Um 4 Uhr war bereits alles zur Abreiſe fertig. Mit Fackeln von Ocote verſehen, und von dem Bewohner des Orts geleitet, durchritten wir den Rio Copalita, der hier vor ſeiner Mündung ſehr breit, aber durchſchnittlich nur 2 Fuß tief iſt. Viele Alligatoren bewohnen ihn, vor welchen die Leute große Furcht äußerten.

Am andern Ufer war das Geſtrüpp ſo undurchdringlich, daß es ohne Fackeln unmöglich geweſen wäre, durchzukommen. Gegen 6 Uhr kamen wir, kurz vor Sonnenaufgang, aufs neue an den Strand, und ich benutzte den ſchönen Morgen und die einladende Gelegenheit, ein erfriſchendes Seebad zu nehmen, wobei mir ein kleines Abenteuer zuſtieß. Die Bai war voll Delphine, welche beim Baden um mich herum ſpielten, ohne die geringſte Furcht vor mir zu zeigen. Im tiefern Waſſer kam ſogar einer an mich heran, und mich wahrſcheinlich für einen Baumſtamm haltend, glitt er, um ſich zu reiben, meinem Leibe entlang. Zu meiner Beſchämung muß ich geſtehen, daß dieſe Berührung des großen Thieres an meinen nackten Körper ein ſo unheimliches Gefühl in mir erweckte, daß ich im erſten Schrecken eiligſt ans Land flüchtete.

Wie Tags zuvor, führte der Weg auch heute bald über Berge, welche bis ins Meer vorſpringen, bald über den Strand, wo das Meer eine Bucht bildet. Um 9 Uhr kamen wir zum Rio Limaton, der faſt trocken war. In ſeinem Bette zogen wir eine Zeit lang

aufwärts, um den Flugsand des Strandes gegen festern Boden zu vertauschen. Dennoch versanken in der Nähe eines Rancho Pferde und Maulthiere plötzlich so vollständig in dem tiefen Sande, daß es uns nur mit Mühe gelang, sie auszugraben. Der erwähnte Rancho bestand eigentlich nur in einer Maispflanzung. Ein Haus oder eine Hütte gab es nicht, und die Eigenthümer des Feldes, welche sonst unter den Bäumen wohnten, waren zum Fest von Santiago Estata gezogen. Ihre wenigen Habseligkeiten bestanden aus den im Freien aufgeschlagenen Rohrbetten, einigen Steinen, welche den Heerd bildeten, nebst den andern, die zum Zerreiben des Maises und zum Backen der Tortillas dienten, und endlich einigen Kürbisschalen zum Wasserschöpfen.

Nach kurzer Rast unter den Bäumen, welche, wie gesagt, das einzige Dach der abwesenden Familie bildeten, brach ich um Mittag auf, weil uns ein längeres Verweilen nicht gestattet war. Die Sonne, die ihre glühenden Strahlen senkrecht niederschoß, der Sand der Dünen (Playas), in denen der Fuß bei jedem Tritte tief einsank, wetteiferten, unsern Weg so beschwerlich als möglich zu machen.

Man stellt sich in Europa im allgemeinen unter Reisen eine lange Reihe von Vergnügen vor, welche, wenn auch manchmal durch Ungemächlichkeiten unterbrochen, doch niemand zu den „harten Arbeiten" zu zählen pflegt; allein dies gehört zu den großen Irrthümern, wenigstens in Bezug auf die Reisen des Naturforschers, welche meist als wirklich „harte Arbeit" gelten können. Ohne an große, außergewöhnliche Gefahren zu erinnern, oder an besonderes Misgeschick, wie es manchmal unverschuldet eintritt, nehmen wir blos einen ganz gewöhnlichen Reisetag wie den heutigen. Vor Tagesanbruch im Sattel, und mit leerem Magen einige Stunden mit den Hindernissen des Weges gekämpft; während einer kurzen Rast eine Tasse Kaffee ohne Zucker und Milch zum Frühstück, die aber zugleich als Mittagessen aushalten muß; denn vor der längst hereingebrochenen Nacht ist kein bewohnter Platz zu finden. Todmüde nach einem Ritt von funfzehn oder mehr Stunden, erreicht man den Ort fürs Nachtquartier, wo aber wieder nichts

Eßbares zu finden iſt, und der hungerige Magen muß ſich nochmals mit einer Taſſe Thee und vielleicht einem Schluck Rum aus der Feldflaſche beſchwichtigen laſſen. Für die Diener iſt der lange Tag zu Ende; der Herr aber muß noch lange den Schlaf von den bleiernen Augenlidern ſcheuchen. Beim Schein des Feuers hat er noch ſpät in die Nacht hinein zu thun, die geſammelten Pflanzen, die erbeuteten Thiere zu trocknen und zu präpariren; die gemachten Beobachtungen müſſen eingetragen, das Tagebuch nachgeſchrieben werden, und wenn er nicht vorher der allgewaltigen Macht des Schlafs erlag, findet ihn manchmal das Grauen des Tags noch an der Arbeit, und die Zeit iſt da, die Schläfer zur neuen Tagereiſe zu wecken. Alles das ſind tagtägliche Vorkommniſſe im Leben des reiſenden Naturforſchers, der aber trotzdem ebenſo wenig mit dem Reiſenden im civiliſirten Europa tauſcht, als der wandernde Zigeuner das Königsſchloß gegen ſeinen freien Himmel eintauſchen mag.

Um 6 Uhr kam ich, nach Einbruch der Nacht, nach einem Jutla genannten Platze. Auch dieſer Ort wird von Familien bewohnt, die ein Leben ohne anderes Obdach als das eines grünen Baumes führen, und ihren Unterhalt vom Ertrag ihres Maisfeldes beſtreiten. Pferde und Leute waren gleich ſehr erſchöpft, und Mais und Tortillas, die wir beide hier fanden, machten uns eine Freude, wie Kindern der Weihnachtsbaum. So genügſam kann der Menſch werden, daß ihm einige Maiskuchen nebſt einer Taſſe Thee ohne alle Beigabe ein trefflich mundendes Nachteſſen ſind.

Da wir hofften, in einigen Stunden die Hacienda del Roſario zu erreichen, wo wir Dach und Fach antreffen würden, nebſt einigen Bequemlichkeiten, welche als Blüten einer ſolchen Höhe der Civiliſation eigenthümlich ſind, ſo brachen wir auf, ſobald der Hunger geſtillt und die erſchöpfte Kraft nothdürftige Erholung gefunden hatte. Es wurde 9 Uhr, bis wir das Ziel unſerer Tagereiſe erreichten. Ein kleines Haus und ein Schuppen lag vor uns; das erſtere feſt verſchloſſen und von den Bewohnern, die zum Feſt nach Santiago gegangen ſein mochten, ſcheinbar verlaſſen. Nach längerm Pochen an der ungaſtlichen Thüre blieb uns nichts übrig,

als in dem offenen Schuppen uns einzurichten. Holz, um ein Feuer während der Nacht zu unterhalten, fanden wir genug, aber weder Waſſer noch irgendeine andere Wohlthat fortgeſchrittener Civiliſation.

Freitag, den 6. März. Mit Tagesanbruch trat eine alte Frau aus dem Hauſe, die auf unſer Pochen am vorigen Abende aus Furcht vor Räubern nicht gewagt hatte, daſſelbe zu öffnen. Ich erhielt von ihr Mais für die Pferde, Waſſer und Tortillas, und brach um 7 Uhr von dort auf. Um 10 Uhr erreichten wir Santiago Eſtata, das Dorf, in welchem das ſchon berührte Feſt des Heiligen aus weiter Ferne die Bewohner der Umgegend zuſammengeführt hatte.

An der Spitze meiner Karavane fiel ich wie eine Bombe mitten in das Feſt hinein, wo ich ein ebenſo großer Gegenſtand der Bewunderung und des Staunens war, als das Treiben des Markts und die ſonderbaren Trachten der Indianer für mich überraſchend und vollkommen neu waren. Mit Mühe mußten wir uns durch das Volksgetümmel nach dem Hauſe durchwinden, welches man mir als die Wohnung meines dortigen Gaſtfreundes bezeichnete. Hier fand ich außer dem geſuchten noch einen neuen Bekannten, Hrn. Urquiti, einen Spanier, der in Frankreich erzogen und von Tehuantepec mit ſeiner Frau hierhergekommen war, das Schauſpiel des Feſtes zu genießen. Immer war es mir eine Erholung, mit Leuten zuſammenzutreffen, welche Europa kannten, da ſie weit beſſer als die Eingeborenen im Stande ſind, Auskünfte über das Land zu geben. So verdankte ich auch Hrn. Urquiti manche intereſſante Notiz. Wir hatten uns unter dem vorſpringenden, verandaähnlichen Dache des Hauſes niedergelaſſen, und ſahen mit Vergnügen die bunten Wogen der Menſchenmaſſe an uns vorüberrollen, welche bei der äußerſt ſpärlichen Bevölkerung des Landes nur durch das Zuſammenſtrömen aus weiten Entfernungen zu einer Anzahl hatte anwachſen können, die ſich nach unſern Schätzungen auf mindeſtens 12—15000 Köpfen belief. Die verſchiedenſten Indianerſtämme waren unter ihnen vertreten: Mijes, Chichimeken, Otomiten, Tolteken, hauptſächlich aber Zapoteken, zu welch letztern die Tehuantepecaner gehören. Die

Zapoteken im allgemeinen ſind lebhaft von Charakter und als die geſchickteſten Handwerker dieſes Theiles des Landes bekannt. Die Tehuantepecanerinnen gelten mit Recht für die ſchönſten, aber auch ſinnlichſten und leichtſinnigſten Frauen des Landes. Ihre Tracht iſt originell, weshalb ich ihrer mit einigen Worten Erwähnung thun will. Statt des Rockes tragen ſie ein enganliegendes, um die Hüften gewundenes Tuch von 6 Ellen Weite, welches die Formen deutlich erkennen läßt. An gewöhnlichen Wochentagen iſt dieſes Kleidungsſtück blau und heißt dann Enajua Chiapaneco, weil es von Chiappas eingeführt wird. An kleinen Feſttagen iſt der Enajua roth und beſteht aus einem ordinären Baumwollſtoff, der in Deutſchland fabricirt wird. An großen Feſttagen wird ein violetter Enajua getragen, der den Namen Enajua de Caracol führt, weil er mit dem Saft der Purpurſchnecke gefärbt iſt. Ein ſolcher Enajua iſt theuer und koſtet mindeſtens 15—20 Peſos (36—50 Fl.). Der in angegebener Weiſe angelegte Enajua wird durch einen Gürtel (Faja) feſtgehalten, der bei Reichen aus Seide, bei Aermern aus Pitafäden, mit Baumwolle überſponnen, beſteht. Den Oberleib bedeckt ein Kleidungsſtück, Guipillito genannt; es wird aus Kattun oder Muſſelin verfertigt und gleicht einem Frauenhemde, reicht aber nur bis zur Herzgrube, ſodaß ein Theil des Leibes zwiſchen dieſer und der Faja bloß bleibt. Das merkwürdigſte Kleidungsſtück iſt aber unſtreitig der Kopfputz. Er heißt Guipil und iſt eine Wiederholung des obenbeſchriebenen Guipillito, nur mit dem Unterſchied, daß er auf höchſt ſonderbare Weiſe als Kopfbedeckung dient und ſo angelegt wird, daß das Geſicht durch die für den Kopf beſtimmte Oeffnung der kleinen Jacke hervorſieht, der Hinterkopf in einem der Aermel ſteckt, während der andere Aermel unter dem Kinn herabhängt. Auf dieſes Kleidungsſtück, welches häufig an den Rändern mit Krauſen garnirt iſt, wird ſtets die größte Sorgfalt verwendet.

Nächſt der Proceſſion, welche erſt am Abend ſtattfinden ſollte, bietet der Markt den Hauptanziehungspunkt für die zahlreiche indianiſche Bevölkerung, welche durch die vielen zur Schau geſtellten Schätze in höchſtes Entzücken verſetzt war. Der Indianer hat

wenig Bedürfniſſe; Luxus kennt er beinahe gar nicht; ſo iſt ſelbſtverſtändlich, daß ein ſolcher Markt nicht mit einem europäiſchen zu vergleichen iſt. Dennoch waren der Marktſtände ſehr viele, und die Verkäufer müſſen immerhin gute Geſchäfte machen, weil ſie trotz der wenigen Artikel, nach welchen Nachfrage geſchieht, in ſo großer Anzahl erſcheinen. In den vornehmſten Buden boten Spanier, Meſtizen oder Mulatten bunte Baumwollzeuge für die Frauen, weiße für die Männer, ſowie kleine Stroh- und Filzhüte feil; ebenſo wurden von ihnen die Buden mit Tableteriewaaren gehalten, und unter dieſen ſchien die meiſte Nachfrage zu geſchehen nach kleinen Blechſpiegeln und ſolchen mit Goldpapierrahmen, kleinen Porzellantaſſen zu Chocolade, Crucifixen von Holz oder Zinn, colorirten Bilderbogen, die vornehmſten Heiligen vorſtellend, ſeidenen Lappen und Bändern ſowie unechten Gold- und Silberborten zum Schmuck der Kirchen und Altäre; endlich nach Roſenkränzen ſowie verſchiedenen auf den Gottesdienſt bezüglichen Gegenſtänden u. ſ. w., ſämmtlich Artikel, welche aus deutſchen Fabriken ſtammen. Beſuchte Buden waren hauptſächlich diejenigen, welche Wachskerzen für die Kirchen und Proceſſionen feilboten. Die Indianer verkauften Sattel- und Riemenzeug für Pferde und Mulas, aus Leder gedrehte Laſſos u. dgl. m.; ſodann Seife und Feuerwerk. Einen Hauptartikel bildet aber ſtets der rothe Pfeffer (Chile), der in großen Haufen auf Matten aufgeſchichtet iſt. Perlen werden von den Perlfiſchern herumgetragen und den europäiſch ausſehenden Beſuchern des Markts angeboten. Endlich bilden noch die Verkäufer von Aguardiente, Chingueritto, Taback und Papier zu den Cigarittos, ſowie die Weiber mit warmen Speiſen der abſtoßendſten Art einen Hauptbeſtandtheil des Markts.

Am ſpäten Nachmittag ging die Proceſſion aus, die uns ein merkwürdiges Schauſpiel gewährte.

Wie der Katholicismus aus dem Cultus aller der Völker, an die er herantrat, beſtehende Formen nicht ausſtieß, ſondern ſich damit begnügte, ihnen neue Bedeutung unterzulegen, ſo blicken auch hier in der Art des öffentlichen Gottesdienſtes die Charaktere des alten indianiſchen Cultus noch heute durch, und manches berührt

den Fremden so überraschend, daß er versucht ist zu glauben, einem noch heidnischen Gottesdienst beizuwohnen.

Voraus trug ein Indianer ein großes Kreuz, woran ein schwarzer Christus in halber Lebensgröße geheftet war. Darauf folgte eine Schar Musikanten mit allen möglichen Blasinstrumenten, wie Trompeten, Posaunen, Klapphörnern, Oboen, Clarinetten und Pfeifen aller Art sowie einer großen Trommel, Becken, Schellen und Triangel, womit sie einen solchen Heidenlärm verführten, daß einem Hören und Sehen verging. Da den Indianern im allgemeinen der Sinn für Harmonie nicht abzusprechen ist, wie ich mich nicht selten durch gute, von ihnen ausgeführte Musik überzeugt habe, so muß es wol in ihrer Intention gelegen haben, bei dieser Gelegenheit zur Vermehrung der Feierlichkeit ein so ohrzerreißendes Getöse zu veranstalten. Auf dieses Musikchor, das der Hölle entstiegen schien, folgte eine Art Thronhimmel, unter welchem ein brauner, halbnackter Indianer unter der Last einer aus Holz roh geschnitzten, mit bunten Flittern herausgeputzten, indianischen Madonna von Lebensgröße einherkeuchte. Hinter diesem Himmel folgten regellose Haufen heulender, schreiender, singender, quiekender Indianer, Männer, Weiber, Buben, Mädchen und Kinder jedes Alters, vermischt mit einzelnen, welche ähnliche Holzstatuen von Heiligen in Bischofsmützen, mit Kronen und Heiligenscheinen und über die Schulter geworfenen Kutten, einherschleppten. Hier und da zischten Schwärmer und Raketen unter den Füßen der Waller, Pistolenschüsse erknallten in der Luft, aber verhallten, kaum gehört, in dem unbeschreiblichen Lärm, welchen die Betenden verursachten. Nachdem dieser wilde Aufzug den Berg bis zur Kirche heraufgekommen war, drängten sich alle im Wettlauf durch deren Thüre. Ich wagte es nicht, ihnen zu folgen, und wahrscheinlich, wenn auch nicht zum Heil meiner Seele, doch zum Heil meines Rückens; denn nach wenigen Augenblicken lautloser Stille erhob sich im Innern der Kirche aufs neue ein Höllenlärm, der aber diesmal genügende Ursachen hatte; denn jetzt erst erhielt die heilige Handlung ihre vollständige Entwickelung, bei der mir die Haare vor Staunen zu Berge standen. Der Gebrauch will nämlich, daß

jetzt jeder die tiefe Zerknirschung seiner Seele dadurch kundgibt, daß er seinen Nächsten zur Buße für begangene Sünden aus Leibeskräften abprügelt. Bald war die Kirche zu enge, und die Heulenden und Fliehenden, Prügelnden und Verfolgenden erfüllten den Platz vor derselben und verwandelten ihn in ein wahres Schlachtfeld. So lange dauerte das Spectakel, bis viele aus tiefen Wunden bluteten und alle vor Erschöpfung nicht weiter prügeln konnten; damit mußten denn doch wol die Sünden abgebüßt sein.

Mittlerweile war es Nacht geworden, und Hr. Urquiti und ich gingen zum Cura, um ihm seinen Besuch vom Morgen zu erwidern. Das Haus, welches derselbe bewohnte, war bei weitem das ansehnlichste im Orte, allein, wie alle übrigen, nur aus Lehm gebaut und mit einem Satteldach aus Maisstroh gedeckt. Den Eingang bildete eine Veranda, von der aus eine Thür in ein geräumiges Vorhaus führte, in welchem sich der Kochherd und der mit einem Marienbilde, Schildereien und Leuchtern geschmückte Hausaltar befand. Der Cura war ein wohlgenährter, fetter Mann mit gravitätischem Anstand und süßlichem Lächeln. Er empfing uns an der Thür und geleitete uns durch das Vorhaus in die sogenannte Sala, den Empfangsalon. Die hier herrschende Einfachheit, die in ihrer natürlichen Lebensfarbe prangenden, nur von einigen buntgemalten Bildern von Heiligen geschmückten Wände und das aus einem rohen Tisch und ein paar Bänken bestehende Ameublement machte seiner Anspruchslosigkeit, falls diese daran schuld war, alle Ehre. Zwei Oeffnungen in der Wand führten in kleine Zimmer, welche als Schlafcabinete benutzt wurden. Mehrere sorgfältig geputzte, recht ansehnliche zapotekische Mädchen besorgten den Hausstand. Nachdem wir auf die Einladung des geistlichen Herrn an dem langen Tische Platz genommen hatten, brachte ein munterer Knabe von 14—15 Jahren eine Flasche spanischen Branntwein, Catalan genannt, und die nie fehlenden Puros wurden herumgereicht. Der Wirth that sein Möglichstes, eine Unterhaltung in Gang zu bringen; als er sah, daß meine Blicke die Züge des jungen Halbblutindianers studirten, der uns bediente, äußerte er, sichtlich geschmeichelt: „Dies ist mein Aeltester, Caballero,

und wird hoffentlich mein Nachfolger werden." Dieſe naive Bemerkung konnte uns in dem Munde eines mexicaniſchen Geiſtlichen durchaus nicht überraſchen, da ſie gewöhnt ſind, die Art, wie ſie ihre prieſterlichen Gelübde verſtehen, offen zur Schau zu tragen. Im Laufe der Unterhaltung fragte ich, warum weder er noch ein anderer Geiſtlicher die heutige Proceſſion begleitet habe.

„Vor drei Jahren", erwiderte er, „ging ich zum letzten mal mit; aber es iſt zu ermüdend, inmitten des dummen Indianervolks herumzuziehen und in dem Staub zu erſticken. Zudem hat mich die Erfahrung belehrt, daß ich an dieſem Tage doch dieſelbe Summe für Meſſen und Abſolution einnehme, als wenn ich perſönlich mitliefe; warum ſoll ich mich da unnöthig plagen!"

Um die lange Zeit zu vertreiben, bat der geiſtliche Herr, wir ſollten bei ihm bleiben und den Abend über ein Kartenſpiel mit ihm machen; da ich jedoch zu Hauſe etwas Beſſeres zu thun wußte, entſchuldigte ich mich mit meiner Unkenntniß des Spiels und ergriff die erſte Gelegenheit, mich zurückzuziehen.

Sonnabend, den 7. März. Am Morgen des folgenden Tags bot das Dorf ein vollſtändig verändertes Ausſehen. Der Markt war zu Ende, die Buden abgebrochen, Käufer und Verkäufer verſchwunden, und die Straßen leer und verlaſſen.

Hr. Urquiti und ſeine Frau hatten ihre Abreiſe auf den Nachmittag feſtgeſetzt, und da ich mir für einen großen Theil des Wegs eine angenehme Geſellſchaft verſprach, auch das Reiſen in Begleitung einer Dame etwas Neues war, verſchob auch ich meine Abreiſe, und benutzte den Vormittag zu meiner Erholung, die außerdem Bedürfniß geworden war.

Gegen 4 Uhr war wieder alles auf dem gewohnten Campagnefuß, und von meinen neuen Reiſegefährten angeführt; zogen wir in ſüdlicher Richtung weiter, wo der Weg durch die frohe Laune und die muntern Erzählungen gekürzt wurde. Bald nahm uns ein großer Wald hoher und ſtolzer Palmen auf, der erſte dieſer Art, den ich in der Republik traf. Nach einer halben Stunde öffneten ſich die Palmen, und vor uns lag die Spiegelfläche eines weiten Landſees ausgebreitet. Die kahlen Ufer deſſelben drücken

der Landſchaft den Stempel der Oede, des Todes auf, erklären ſich aber dadurch, daß dieſer Binnenſee, Laguna colorada genannt, zur Zeit der Flut vom Meere gefüllt wird, das ſtets friſch zugeführte Seewaſſer aber keine Vegetation aufkommen läßt. Die nächſte Umgebung der Lagune iſt durch Indianer bevölkert, welche im Dienſte der Regierung aus dem Seewaſſer Salz gewinnen, und zwar in ſo großen Quantitäten, daß es für einen großen Theil der Republik hinreicht.

Der Wald lag hinter uns; wir folgten eine Zeit lang dem nackten Saume des Sees, deſſen Ufer mit einer dünnen Kruſte überzogen erſchienen, als ob der Boden glaſirt wäre.

Nach einer halben Stunde hatten wir auch den See verlaſſen, und die Vegetation wurde wieder mehr und mehr Herr des Gebiets. Zur Rechten zeigte ſich eine Umzäunung, welche die Nähe menſchlicher Wohnungen anzudeuten ſchien. Innerhalb des eingezäunten Platzes weidete eine Viehheerde, und unter den Kühen und Rindern bemerkte ich vier ſtattliche Moſchusenten (Anas moschata). Vorſichtig ſchlich ich mich an, und erlegte ein ſchönes Männchen derſelben. Meine Leſer kennen wol alle dieſen längſt bei uns unter dem Namen „türkiſche Ente" eingebürgerten Vogel. Er fehlt beinahe auf keinem Teiche eines Parks, dem er mit Schwänen und andern Waſſervögeln zur Zierde gegeben wird. Die Anas moschata vermehrt ſich leicht und ſo zahlreich, daß man ihrer recht bald überdrüßig wird; denn ihr Fleiſch iſt kaum genießbar, da es einen ſo penetranten Moſchusgeſchmack hat, daß es den meiſten widerſteht.

Dieſer Vogel verdient ſehr wenig die ihm zutheil gewordene Ehre. Er gehört nämlich unter diejenigen einzigen drei Thierſpecies, durch welche der große amerikaniſche Continent ſeit ſeiner Entdeckung unſere Hausthiere vermehrt hat. Nur eine dieſer drei Species, nämlich der ſogenannte welſche oder kalkutſche Hahn, auch Puter genannt (Meleagris gallopavo L.), iſt uns von Nutzen, und dient als Vermehrung unſers Hausgeflügels. Die beiden andern Thierarten ſind die genannte Moſchus- oder Biſamente und das Meerſchweinchen!

Nachdem längſt erkannt iſt, daß der ſolideſte Theil des Nationalreichthums in den Hausthieren beſteht, liegt die Aufforderung an den Menſchen ſo nahe, dieſen Theil des nationalen Beſitzes ſo viel als nur möglich zu vergrößern. Wenn wir nun ſehen, daß das große und weite Amerika uns bisher nur eine nützliche Species zur Domeſtikation geliefert hat, während es ſowol unter ſeinen Säugethieren als Vögeln die größten Schätze für uns beſitzt, ſo muß es jedem, der hierzu Gelegenheit und Mittel hat, ans Herz gelegt werden, das Seinige dazu beizutragen, in dieſer Richtung unſere zoologiſchen Eroberungen auszudehnen.

Der Rancho, zu welchem die Viehheerde gehörte, lag in einem Gehölz verſteckt, zu dem wir in einer Viertelſtunde gelangten. Wir ließen uns einen Augenblick nieder, um eine Taſſe Chocolade zu bereiten. Die Hütte, die Palmen, das Lagerfeuer, die graſenden Pferde, die Geſtalten der Indianer: das alles war eine hübſche Staffage für das Bild, deſſen Mittelpunkt wir ſelbſt bildeten.

Die Nacht brach herein und erinnerte, daß wir bis zum nächſten Rancho, der als Nachtquartier dienen ſollte, noch 6—8 Leguas zurückzulegen hatten. Nach einer halben Stunde hatte bereits die Nacht Wald und Flur in Dunkel gehüllt, ſodaß von der Gegend nur ſo viel zu ſehen war, als das trügeriſche Licht des Mondes erkennen ließ.

Es wurde Mitternacht ehe wir den Rancho Bamba erreichten, wo gegen alle Erwartung die Leute noch wach waren und, theilweiſe in Gruppen um ihre Feuer gelagert, lachten und plauderten. Es waren die vom Feſte zu San-Juan heimkehrenden Käufer und Verkäufer, die San-Juan am Morgen verlaſſen und hier von uns eingeholt wurden. Da wir mit dem früheſten Morgen aufbrechen wollten, ſuchten wir ſchnell in unſerm Reiſegepäck die mitgeführten Vorräthe zuſammen und bereiteten unſer Souper, welches durch einen Topf Milch, den wir einhandelten, einen lange entbehrten, erfreulichen Zuwachs erhielt. Hatte ich doch ſelbſt in Pochutla vergebens einen Thaler für ein Glas Milch geboten. Nicht ſo gut wie uns erging es unſern armen Pferden und Maulthieren, für die ſich weder Mais noch Stroh vorfand, ſodaß ſie die Mozos

hinausführen mußten, das magere und noch dazu seltene Gras abzuweiden. Im Freien oder unter dem Dach der offenen Schuppen war es der dichten Schwärme der Mosquitos wegen nicht auszuhalten, und wie auf meinen Reisen am Nil die ewigen Klagen „Dubahn" lauteten, so lamentirte es hier allerorten „Henxen". Als wir daher nach dem Nachtessen uns nach dem besten Platze zum Schlafen umsahen, fanden wir ein Zimmer, welches aber bereits mit Indianern, und zwar nicht etwa wenigen Individuen, nicht einer Familie, sondern wol einer ganzen Gemeinde von Männern, Weibern und Kindern, angefüllt war, welche in so sonderbaren Stellungen schliefen, wie solche blos Indianer oder Neger annehmen können.

Da Señora Urquiti kein Bett bei sich hatte, stellte ich ihr das meinige zur freien Verfügung, was auch nach vielen Weigerungen angenommen wurde. Der schwierige Act des Zubettegehens ging von seiten der Dame so natürlich und ohne alle Ziererei vor, daß ich mich darüber freute. Nach wenigen Minuten lag die Dame glücklich in ihrem Bette, der Ehemann in einer Hängematte und ich, in meinen Mantel gewickelt, am Boden. Die Mosquitos der Außenseite waren hier so reichlich durch Flöhe ersetzt, daß ich nicht weiß, welcher von beiden Thierarten die Palme für Peinigung des Menschen zuzuerkennen wäre.

Sonntag, den 8. März. Der frühe Aufbruch war vereitelt worden, da wir erst gegen Morgen einen kurzen Schlummer gefunden hatten, zu welchem uns bis dahin Indianer und Flöhe nicht hatten kommen lassen.

Meine Freunde trennten sich hier von mir, um den Weg nach ihrer Hacienda einzuschlagen. Ihre dringende Einladung, ihnen dahin zu folgen, mußte ich ablehnen, da es mich nach Tehuantepec zog, wo ich Nachrichten aus Europa zu finden erwartete.

Um 7 Uhr verließ ich mit meinen Leuten den Rancho. Schon nach einer Stunde erreichten wir den Strand des Meeres, und mußten unter der brennenden Sonne lange in dem Sande waten, in welchen unsere Thiere Schritt für Schritt fußtief einsanken. Kaum war diese erste Mühseligkeit überstanden, so erhob sich vor

uns ſteil ein ſenkrecht ins Meer abfallender Gebirgszug, den wir überſteigen mußten. Die Maulthiere mit ihrer Laſt waren unfähig, die nackten und zerriſſenen Felſen zu erklimmen. Nach vielen vergeblichen Verſuchen mußten wir uns dazu entſchließen, die Thiere abzupacken, und während der furchtbarſten Sonnenhitze die verſchiedenen Colli, als Koffer und Kiſten, ſelbſt hinaufzuſchleppen; dann wurden die Thiere beinahe mit ebenſo viel Mühe hinaufgeſchafft. Ein troſtloſer Anblick erwartete uns auf der Spitze des Berges; denn dieſer fiel auf der andern Seite ebenſo ſteil wieder ab, und in der Ebene war, ſoweit das Auge reichte, keine menſchliche Wohnung zu entdecken. Es war dies hauptſächlich der Thiere halber eine fatale Sache, da dieſelben, durch den Mangel an Nahrung geſchwächt, kaum mehr weiter zu bringen waren. Pferde und Mulas, welche ſonſt wie Ziegen kletterten, mußten wir heute mühſam am Laſſo nachziehen.

Als wir den Berg auf halbe Höhe hinabgeklettert waren, kam uns ein Trupp blondhaariger, blauäugiger, recht zerlumpter und abgeriſſener Männer entgegen. Ich mußte ſie für Nordamerikaner halten, redete ſie aber zuerſt in der Landesſprache an. Keiner ſchien ein Wort zu verſtehen. Da fragte ich ſie engliſch, woher ſie kämen und wohin ſie wollten, worauf ſie mir erwiderten, ſie kämen von Tehuantepec und wollten nach Acapulco. Das war für Leute ohne alle Reſſourcen eine ungeheuere Reiſe, und ich hätte ſie gern weiter ausgefragt; allein ſie ſchienen ſich entweder vor mir zu fürchten oder ſo große Eile zu haben, als ob ſie den Abend noch nach Acapulco kommen müßten. Erſt mehrere Täge ſpäter erfuhr ich, daß es Deutſche geweſen, welche mit vielen andern ihrer Landsleute von einer amerikaniſchen Compagnie unter den betrügeriſchſten Verſprechungen in den Vereinigten Staaten geworben worden waren, um an der anzulegenden Verbindungsſtraße der beiden Meere zu arbeiten. Diejenigen, welche ich geſehen, hatten den Muth gehabt, ſich ihrer entſetzlichen Lage durch die Flucht zu entziehen, um eine Reiſe von mehrern hundert Stunden die Seeküſte entlang, durch ein wüſtes Land, ohne Kenntniß der Sprache, ohne Geld, ohne alle Hülfsmittel oder Empfehlungen zu unternehmen.

Die Eile und die Scheu vor mir erklärte ſich nun auch daraus, daß die Leute wahrſcheinlich gefürchtet hatten, von mir angehalten und arretirt zu werden. Ohne dieſe Furcht wäre es mir wahrſcheinlich möglich geweſen, einen oder zwei von ihnen aus der ſchrecklichen Lage zu befreien, da ich zu meinen indianiſchen Dienern gern ein paar deutſche engagirt hätte. Gott weiß, ob einer von ihnen das Ziel ſeiner Reiſe erreicht hat!

Nachmittags gegen 3 Uhr, als Menſchen und Thiere, von der furchtbaren Sonnenglut, welche nicht nur von oben herab auf uns brannte, ſondern auch von dem Sande unter uns zurückgeworfen wurde, bis zum Tode erſchöpft, kaum mehr weiter konnten, erblickten wir zur Linken des Weges menſchliche Wohnungen und lenkten alsbald darauf zu. Nach einer halben Stunde hatten wir ſie erreicht; es waren drei bis vier recht anſehnliche Häuſer mit Schuppen und Magazinen. Das Ganze mußte einem wohlhabenden Manne gehören; allein die Gaſtfreundſchaft ſchien hier nicht zu Hauſe, denn niemand wollte Notiz von uns nehmen. Ich bat die Leute, Meſtizen und Halbindianer, die aber gut ſpaniſch ſprachen, mir etwas Mais für meine halbverhungerten Thiere zu verkaufen, da wir ſonſt nicht im Stande wären, ſie weiter zu bringen. Ziemlich barſch antwortete mir der Mann, welcher der Aufſeher zu ſein ſchien, er verkaufe keinen Mais. „Hungrig und durſtig und müde dazu", war ich aber keineswegs in der Stimmung, mich mit dieſer Antwort abfinden zu laſſen, ſondern antwortete ihm in demſelben Tone, er ſolle ohne alle Umſtände und zwar eiligſt Mais herholen, ſonſt würde ich mir ihn ſelbſt verſchaffen und ihm dann die Bezahlung dafür auf ſeinen breiten Rücken ſchreiben. Der Kerl riß ſeine Augen weit auf, glotzte bald mich, bald meine Leute an, und ſah ſich auch nach den Seinigen um, ob ſie wol genügend wären, meine Drohung zu Schanden zu machen. Eine raſche und ihm, wie es ſchien, ſehr verdächtige oder bedeutungsvolle Handbewegung von mir machte jedoch ſeinen Zweifeln plötzlich ein Ende, und ſich umkehrend lief er ſpornſtreichs ins Haus und kam im Nu mit einem Napf voll Mais wieder zum Vorſchein. Es war dies wol etwas, aber lange nicht genug für alle Thiere, weshalb ich ihn bedeutete,

raſch noch drei ſolcher Näpfe voll Mais herbeizuſchaffen, und ſiehe da, der Mann war wie umgewandelt. Voll Höflichkeit brachte er den verlangten Mais, und trug den Frauen auf, eiligſt Tortillas für uns zu backen, was auch geſchah. Einigermaßen erregte die plötzliche Umwandlung des Menſchen Verdacht in mir; ich fürchtete eine Hinterliſt, und um für alle Fälle geſichert zu ſein, nahm ich meine beiden Revolver aus den Piſtolenhalftern und ſteckte ſie zu mir, mein Gewehr über den Rücken hängend. Während ich nun einige Tortillas mehr verſchlang als aß, ſtanden meine Diener bei den Pferden und bemerkten, wie die drei bis vier Männer des Rancho ihre Beile und andere Angriffswaffen hervorſuchten und ſich geheimnißvoll beſprachen. Offenbar hatten ſie es auf meine Perſon abgeſehen; allein im Vertrauen auf das Uebergewicht, welches mir meine guten Waffen gaben, ließ ich ſie gewähren, und wartete ruhig ab, bis die Thiere gefreſſen hatten und getränkt worden waren; dann ließ ich aufpacken, die Thiere abziehen und ſprang in den Sattel. Den ganz verblüfften Kerlen einen Thaler für das Genoſſene zuwerfend, wünſchte ich ihnen wohl zu leben, und folgte meinen Leuten.

Der Weg von hier an war eben und verhältnißmäßig gut, die Thiere wieder erfriſcht; ſo kam es, daß wir raſch fürbaß ziehen konnten.

Um 9 Uhr abends erreichte ich Tehuantepec, wo ich nach einigem Suchen ein höchſt comfortables Wirthshaus, von einem Franzoſen gehalten, fand, der mir gleich ein eigenes Haus zur Wohnung anwies.

Meine erſte Frage ging nach dem Kaufmann, an welchen ich empfohlen war und der Briefe für mich aus Europa haben konnte. Ich fand ihn noch wach, und er händigte mir alsbald meine Briefe ein, deren Inhalt aber einen Abſchnitt in meinem Leben bedingte und meiner Reiſe, der ich ein ſo fernes Ziel geſetzt hatte, ein Ende machte. Mein Vater berichtete mir die bevorſtehende Auflöſung meiner mehr als alles geliebten Mutter. So durchlebte ich hier die traurigſte Nacht meines Lebens!

Vierte Abtheilung.

Die Verbindung zwiſchen dem Stillen Ocean und dem Atlantiſchen Ocean. Rückreiſe.

I.

Der Isthmus von Tehuantepec.

Die Stadt Tehuantepec. Die Ruinen von Guiengola. Geschichte der projectirten Verbindungen der beiden Weltmeere. Beschreibung der Landenge, ihre Vegetation, mögliche Production und die Bevölkerung.

Tehuantepec war in Bezug auf Bevölkerung, Manufactur und Handel ehemals die zweite Stadt auf dem Gebiet von Oaxaca, und ist heute auf dem nach ihm genannten Territorium von Tehuantepec auch nur die zweite, und bereits hinter dem jugendlich aufstrebenden Minatitlan zurückgeblieben. Der Ort liegt 118 Fuß über dem Meere, 4½ Legua von der Ventosabai entfernt. Zur Zeit der spanischen Invasion bespülten dessen Wellen die Mauern der Stadt; aber die Ablagerung der vielen Flüsse, welche hier dem Meere zueilen, hat den Ocean bis auf diese Entfernung zurückgedrängt.

Fünf bis sechs einzelne, durch Hügelrücken gesonderte Ortschaften, zwischen welchen der Rio de Tehuantepec sich durchwindet, bilden die eigentliche Villa nebst den sogenannten Barios oder Vorstädten. Die Einwohnerzahl mag sich auf höchstens 12000 belaufen. Den kleinern Theil derselben bilden Weiße, welche den eigentlichen Kern der Stadt innehaben, der aus guten und solid aus Stein aufgeführten öffentlichen und Privatgebäuden besteht.

Die Eingeborenen, Indianer und Meſtizen, bewohnen die Barios, deren Hütten, aus Rohrſtäben und mit Dächern aus Palmblättern bedeckt, ſich wenig vor den gewöhnlichen Indianerhütten auszeichnen. Die Hügel, zwiſchen welchen Tehuantepec liegt, ſind die einzigen Erhebungen im Umkreiſe mehrerer Leguas. Das umliegende Land iſt flach und ſandig, durch viele Bäche und Flüſſe bewäſſert und befruchtet. Im Norden lehnt ſich die Ebene an die ſanfte Abdachung der Cordillera, im Süden bildet der Ocean die Grenze.

Der nächſtgelegene Punkt der Küſte iſt der Cerro Moro, ein etwa 115 Fuß hoher Hügel; weſtlich und öſtlich deſſelben iſt ſie mit Haffen behangen, welche durch ſchmale Landſtriche vom Meere getrennt ſind. Das nächſte dieſer Haffe liegt 1½ Legua öſtlich vom Meere und führt den Namen Laguna de San-Mateo. Es iſt mehr als 6 Leguas lang und 2 Leguas breit, und liegt auf einer Landzunge, welche die nördlich gelegene Laguna de Tilema vom Meere ſcheidet. Dieſe letztere Lagune ſteht ſowol im Oſten wie im Weſten mit dem Meere in Verbindung, aber Barren verſperren den Eingang hier wie dort. Die öſtliche Barre führt den Namen Barra Boca, die weſtliche wird nach dem Dorfe gleiches Namens Barra de Tonala genannt. Dieſe Lagune iſt gegen 28 Leguas lang und abwechſelnd ½—1½ Legua breit.

Tehuantepec zählt 16 Kirchen, unter denen die Pfarrkirche der Aufmerkſamkeit werth iſt. Sie bildet ein impoſantes, rechtwinkeliges Gebäude in etwas mauriſchem Stil, und wurde 1530 von dem letzten Zapotekenfürſten erbaut, der um dieſe Zeit zum Chriſtenthum übertrat und in ſeinem Teſtament die Kirche dem Dominicanerorden zur Verfügung ſtellte. Ihre maſſiven Mauern, überwölbten Thorwege und die alternde Kuppel ſprechen noch heute von der Größe eines Volks, von welchem nur elende Reſte übriggeblieben ſind. Im Weſten der Kirche befindet ſich eine geräumige Kapelle, und ein gewölbter Gang zur Linken führt zu einem Corridor, deſſen Wände mit halbverblichenen Gemälden von Heiligen und Darſtellungen längſtvergeſſener Begebenheiten bedeckt ſind. Von hier führt eine breite Treppe zu weitläufigen, unter rechten Winkeln ſich kreuzenden Galerien, welche die düſtern, unheimlichen Zellen der

ehemaligen Conventualen des heiligen Dominicus enthalten, deren Archive mit den Inſaſſen vor langer Zeit ſchon nach Oaxaca wanderten.

Der Sage nach ſollen die Huabes, ein aus Centralamerika nach Norden vordringendes Volk, die Gründer von Tehuantepec ſein und die Mijes von dort vertrieben haben. Später ſollen die Zapoteken ſich dieſer Gegenden nach dem Recht des Stärkern bemächtigt haben, und ihr letzter König, Cocijopi, war es, der im Jahre 1530 der ſpaniſchen Goldgier unterlag und, nachdem er nichts mehr zu ſchenken hatte, im Kerker das ſanfte Joch des Chriſtenthums trug. Die hiſtoriſchen Ueberlieferungen ſind, ſoweit das Chriſtenthum drang, überall ſehr ſpärlich; denn die Mönchsſcharen des Beherrſchers der Gläubigen zu Rom folgten den Siegen der ſpaniſchen Eroberer, wie ſie ehemals denen des fränkiſchen Majordomus gefolgt waren, und zertraten unter ihrer ſchleichenden Sohle die Spuren des indianiſchen Fußes, bauten ihre Klöſter, gleich den Caſtra Stativas des alten Rom, auf den Trümmern indianiſcher Tempel, fälſchten Mythen und Traditionen, vernichteten die hiſtoriſchen Denkmäler und ſchwiegen die Geſchichte todt.

Die in Tehuantepec verfertigten Manufacturen ſind Leder, Baumwollzeuge, ſeidene Gürtel, Schuhe, Hüte, Matten, Sättel und Saumzeug, Töpferwaaren, Sämiſchleder, Seife u. ſ. w. Der Exporthandel umfaßt Cochenille, Cacao, Fiſche, Sättel, Schuhe u. ſ. w., welche Artikel meiſt über Oaxaca gehen; dagegen werden über Guatemala engliſche und franzöſiſche Waaren eingeführt. Der Markt von Tehuantepec gewährt einen ſehr unterhaltenden Anblick; denn da alle auf den Ein- und Verkauf bezüglichen Geſchäfte der Sorge des zarten Geſchlechts anheimgegeben ſind, ſo findet man hier ein buntes und drolliges Gemiſch von Frauen und Mädchen jedes Alters, jedes Standes und jeder Farbe. Schon ſeit Tagesanbruch füllen Hunderte die langen Breterhallen, und ihre ſchrillen Kreiſchtöne wecken das Echo des Cerro del Tigre, der über die Plaza mayor herabſchaut. Während des ganzen Morgens wogen Käufer und Verkäuferinnen auf und ab, und Schweine, Hunde, Eſel drängen ſich durch das Gewühl. Hier naht ein kleines Mädchen,

das Käſe verkauft, dort bietet eine manubare Dirne ſaftige Melonen feil, und gegenüber ſteht eine runzelige Alte mit geſpreizten Beinen und gekrümmtem Rückgrat, die über dem Anpreiſen ihrer Iguanas von einem aſthmatiſchen Huſten befallen wurde; hier Sättel und Saumzeug, dort Chicozapotes und Tamarindenwaſſer; Eier und Chile; Mais und Melonen; Fleiſch und Knoblauch; und hier und da und allenthalben fliegenbedeckte Indianerkinder mit Taback und Dulces.

Da die einzelnen Hügel keinen Ueberblick geſtatten, ſo iſt man gezwungen, den Cerro del Tigre zu beſteigen, um ein zuſammenhängendes Bild der Stadt und Umgebung zu erhalten; allein der Reiſende kehrt von einer ſolchen Tour ziemlich verſtimmt zurück, denn vergebens ſucht er das Gemälde geſunkener Pracht und Herrlichkeit, das er nach den geleſenen Beſchreibungen erwartete; vergebens ſucht er jene Miniaturfeſtungen und claſſiſchen Bauten, Bogengänge und Säulen, in deren Winkeln die Spinne niſtet; vergebens auf den ſaatengeſchmückten Ufern des Tehuantepec die Parks und Villen des ſpaniſchen Adels; vergebens die üppigen Waldungen und die reichen Pflanzungen, die einen der Ernte nahe, die andern in voller Blüte prangend, das Bild reicher, unverſiegbarer Fülle, ewiger Schönheit, nie alternder Jugend; vergebens die lauten Menſchen, die langen Züge beladener Mulas und auf dem Marſch begriffener kriegeriſcher Colonnen, die öffentlichen Gärten, die geräuſchvollen Tavernen, die reichen Magazine, die üppigen Indianerinnen und alles das,

Wovon ſo viel die eitle Welt gedichtet.

Ein bei weitem lohnenderer Ausflug in die Umgebung von Tehuantepec iſt der Beſuch des Guiengola, eines etwa 5 Leguas gegen Nordweſten zur Seite der Lagune gelegenen Hügels, auf welchem ſich ehemals eins der größten Heiligthümer der Zapoteken befand, deſſen Name „Herz und Seele des Volks“ an ein Götzenbild und eine abgöttiſche Verehrung deſſelben nicht denken läßt, ſo wenig wie dies beim Stab Aaron's und dem übrigen Inhalt der Bundeslade der Fall war.

Die gewaltigen Trümmer, welche man auf dem Berge und in

der Nähe deſſelben allenthalben antrifft, ſprechen dafür, daß er ehemals ſehr zahlreich bewohnt geweſen ſein muß. Auf dem Gipfel des Berges befindet ſich eine Höhle mit engem Eingang und von circa 70 Fuß Tiefe. Von der Decke derſelben ſtarren glänzendweiße Stalaktiten nieder, die, mit einem harten Gegenſtand angeſchlagen, einen durch das Echo verſtärkten, orgeltonartig vibrirenden Klang geben. Dieſe Höhle hat einen Einfallswinkel von 45 Grad und iſt durch Scheidewände in Galerien von 3—8 Fuß Breite und kammerartige Räume geſchieden. Die darin gefundenen Scherben von irdenen Gefäßen bezeugen, daß ſie ehemals bewohnt geweſen iſt. Den Gipfel des Kalkſteinfelſens verlaſſend, gelangt man in ein enges und etwa eine halbe Stunde langes Thal, in welchem vor noch nicht langer Zeit ein vollkommen gut erhaltener Tumulus ſtand. Die Baſis deſſelben war 105 Fuß lang und 90 Fuß breit; die Höhe betrug 33 Fuß; die Länge der obern Fläche maß 75 Fuß und ihre Breite 60 Fuß. Fünfundzwanzig Fuß breite Stufen führten auf die obere Plateforme. Zur Seite dieſes Tumulus befand ſich eine viereckige Anhöhe, welche ungefähr 2 Morgen einnahm und von einer 8 Fuß hohen und 12 Fuß dicken Mauer eingefaßt war. Soweit man das Thal und die Abdachungen des Berges durchforſcht, überall begegnet man zum Theil ſehr mächtigen Ruinen. Der Gipfel des Berges iſt mit hohen, dichten Pinien bewachſen, welche die Ausſicht hindern. Gibt man ſich aber die Mühe, einen der Bäume zu beſteigen, ſo lohnt der Anblick in die Tiefe reichlich für die gehabte Mühe. In der Ferne gewahrt man den breiten Golf von Tehuantepec, den Silberſee von Tilema; in der weiten Ebene erheben ſich die kleinen Hügel, zwiſchen welchen ſich die Stadt gebettet hat; ihre weißen Thürme und Häuſer ſchimmern in der Sonne und bilden mit den grünenden Gebüſchen, in welchen die Vorſtädte ſich verſtecken, ein freundliches Bild. In den Archiven von Juchitan befindet ſich ein Document, welches die Entvölkerung des Guiengola vor mehr als 300 Jahren ſtattfinden läßt. Wie lange aber jene Bauten vor dieſer Periode aufgeführt worden ſeien, iſt eine Frage, welche nur von der Vermuthung beantwortet werden kann.

Wenn aber auch Kriege und tauſend andere Unfälle die Stadt Tehuantepec ihrer Größe beraubt haben, ſo ſteht ſie doch, trotz der Farbe der Trauer, die ſie trägt, am Vorabend beſſerer Zeiten, welche ihr unfehlbar die erſte Locomotive bringen muß, welche von der Höhe der Cordillera in die Ebene herabbrauſt; denn das gewaltige Werk der Verbindung des Atlantiſchen mit dem Stillen Ocean, ein Gedanke, mit welchem ſich bereits der erſte Europäer trug, der dieſes Land betrat, ſchreitet der Verwirklichung entgegen, wenn auch in anderer Weiſe als Cortez und Alberoni dachten. Eine ſolche Verbindung aber, welcher Art ſie auch ſein mag, kann nicht verfehlen, Tehuantepec und den Golf dieſes Namens zum Schauplatz des regſten Lebens und zu einem Hauptſtapelplatz des Welthandels zu machen. Außerdem wird ſie die reichen Schätze dieſes Landes aufſchließen; das geſchäftige Summen der Induſtrie und des Handels wird die Stille der Wälder unterbrechen und ihre jetzigen Bewohner, die wilden Thiere, zwingen, ſich eine neue Heimat zu ſuchen; ſie wird die Nachfrage nach den Producten des Iſthmus hervorrufen, welche ſo lange unbeachtet emporwuchſen, welkten und wieder aufblühten, gleichſam als wollten ſie die gerühmten Fortſchritte des Menſchen verhöhnen. Ein Verzeichniß dieſer Producte, welche England bis dahin nur auf einem Wege von 4—5000 Meilen holen konnte, genügt, den bedeutenden Umſchwung des Handels und der Verhältniſſe des Iſthmus vorauszuſehen, der, ſobald beide Meere nicht mehr geſondert ſind, Wachs, Honig, Seide, Gummi-elaſticum, Cacao, Pfeffer, Saſſaparille, Mais, Zucker, Taback, Baumwolle, Indigo, Vanille, Harze und Balſame, Perlen und Perlmutter, Korallen und Muſcheln, Eichen, Cedern, Roſenholz, Ebenholz, Mahagoni und andere bis heute kaum gekannte Hölzer liefern wird.

Die Idee, beide Oceane zu verbinden, iſt bekanntlich ſehr alt; denn ſchon Cortez ſcheint mit dieſem Plane umgegangen zu ſein, da auf ſeinen Befehl die Mündung und das Bett des Guatzacoalco und des Chimalapa ſorgfältig unterſucht wurden. Unter der Regierung Philipp's V. nahm der Cardinal Alberoni die Plane des Cortez wieder auf; allein ſo ſehr die Ausführung Spanien am

Herzen liegen mußte, das damals die ganze Westküste Amerikas, vom Cap Horn bis zur San-Franciscobai, die Philippinen und einen Theil der Malaiischen Inseln besaß, so gelang es doch der Eifersucht Englands, die Ausführung des Plans zu hintertreiben. Nach der Losreißung von Spanien griff die mexicanische Landesregierung das Project wieder auf, und ein Decret des Generalcongresses vom 4. November 1824 ermächtigte die Regierung, Vorschläge zur Verbindung beider Meere entgegenzunehmen. Infolge dieses Decrets wurde 1825 eine Commission, unter dem Befehl des Generals Don José Obregozo, nach dem Guatzacoalco und Tehuantepec gesandt, welcher man die erste genaue Beschreibung des Isthmus verdankt, und wodurch nachgewiesen wurde, daß der beabsichtigten Verbindung zwischen dem Flußgebiet des Golfs und dem des Stillen Oceans, mittels des Guatzacoalco einerseits und den kleinern Flüssen der südlichen Abdachung andererseits durch einen schiffbaren Kanal sich Schwierigkeiten entgegenstellen würden, welche den Erfolg in hohem Grade unsicher machten. Dagegen hielt Obregozo die Führung eines Schienenwegs über den Kamm der Sierra für ausführbar. Trotz der offenbaren und großen Vortheile, welche das Unternehmen versprach, gestatteten die ungünstigen innern Verhältnisse der Republik dieser doch nicht, Hand an das große Werk zu legen.

Endlich überreichte Don José de Garay im Jahre 1842 dem damaligen Präsidenten der Republik, Santa-Ana, ein Promemoria, in welchem er sich von der Regierung die Berechtigung erbat, eine Dampfverbindung zwischen beiden Meeren auszuführen. „Der menschliche Geist", sagte Garay, „vermag die Folgen nicht zu ermessen, welche aus dieser Verbindung entspringen werden. Europa wird dadurch um 2000 und Nordamerika um 3100 Meilen China näher gerückt. Die Zeit, welche die Ausführung dieses Werkes erlebt, wird in der Geschichte denkwürdiger und folgenreicher sein als die Entdeckung Amerikas."

Schon am 1. März desselben Jahres erhielt Garay die nachgesuchte Bewilligung, mit der die mexicanische Regierung die Ertheilung zahlreicher und wichtiger Privilegien verknüpfte, und am

9. Februar 1843 wurden die Staaten von Oaxaca und Vera-Cruz, deren Territorien sich über den Isthmus ausdehnten, aufgefordert, Garay in den Besitz des nöthigen und reichlich bewilligten Landes zu setzen, und alle die Ländereien zu seiner Verfügung zu stellen, welche den frühern Colonisten angewiesen, aber nicht bewohnt und bebaut worden waren.

Am 6. October 1843 zeigte Garay der Regierung an, daß die Vorarbeiten vollendet, und bat, ihm die Arbeitskräfte der Verbrecher zu überlassen, was auch bewilligt wurde. Trotz diesem Entgegenkommen der Regierung hatten aber die Arbeiten nur geringen Fortgang. Im Jahre 1845 sah sich Garay genöthigt, die Regierung zu bitten, die Niederlassung auf dem Isthmus durch Bewilligung von Steuer- und Abgabenfreiheit zu befördern. Auch dieses wurde von der Regierung bewilligt und zu gleicher Zeit ein Aufschub der Arbeiten bis zum 5. November 1848 genehmigt. Alle diese Vortheile halfen aber dem Mangel an Arbeitskräften nicht ab.

Die Belehnung Garay's lautete auf ihn sowie alle In- und Ausländer, welchen er seine Rechte übertragen wolle. Entmuthigt von dem schlechten Fortgang der Arbeiten, und nicht im Besitz der gehörigen Geldmittel, sah sich Garay genöthigt, die ihm ertheilten Rechte an zwei englische Unterthanen, die Herren Manning und Mackintosh in Mexico, abzutreten, welche das erworbene Privilegium blos benutzten, um auf dem Isthmus Mahagonibäume und andere werthvolle Hölzer fällen zu lassen. Mittlerweile hatten die speculativen Nordamerikaner erkannt, daß ein leichter und bequemer Weg über den Isthmus ihre Interessen nicht weniger fördern würde, als dies damals unter Philipp V. der Fall für die spanische Regierung gewesen wäre. Ein Blick auf die Karte genügt, die allgemeinen Vortheile zu ahnen, welche diese Verbindung den Seemächten Europas bietet; den größten Vortheil aber gewährt sie den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Schiffe heutzutage von allen Märkten der Welt, mit Ausnahme der Caraibischen See und des Golfs von Mexico, zehn Tage weiter entfernt sind als

die engliſchen Schiffe. Dies Verhältniß kehrt ſich um, ſobald die Sperre des Iſthmus nicht mehr beſteht.

So große nationale Vortheile verbürgen demjenigen, welcher die Herſtellung der Verbindung unternimmt und ausführt, entſprechende Privatvortheile. Amerikaniſche Kaufleute kauften den Herren Manning und Mackintoſh ihre Rechte ab, und es bildete ſich eine Geſellſchaft von Kaufleuten in New-Orleans, deren Zweck war, eine Eiſenbahnverbindung zwiſchen den Ufern des Guatzacoalco und dem Stillen Ocean herzuſtellen. Dieſe Geſellſchaft, welche ſich die Tehuantepec Railroad Company of New-Orleans nannte, ſchickte im Jahre 1850 eine Commiſſion zur Unterſuchung des Iſthmus, und obwol deren Arbeiten in der Folge durch einen Machtſpruch der mexicaniſchen Regierung Stillſtand geboten wurde, ſo wurden ſie doch in der Folge wieder aufgenommen.*)

*) Im Jahre 1857 waren die Arbeiten des Verbindungsweges zwiſchen Suchil und der Ventoſabai ſo weit gediehen, daß die Commiſſare der Regierung, von deren Urtheil die Bewilligung zur Fortſetzung der Arbeiten abhing, in einem leichten Wagen die neue Straße befahren konnten. Seitdem wurden mittels Maulthieren die Waaren und Perſonen von der Geſellſchaft hin- und herbefördert. Die verſchiedenen Compagnien, welche ſich ihre Rechte zur Herſtellung der Straße vorbehalten hatten, einigten ſich endlich dahin, der Louiſiana-Tehuantepec-Compagnie die weitere Vollendung zu übertragen. Durch dieſe wurden die Meſſungen des Guatzacoalco von der Barre bis Suchil und die Nivellements von dort bis zur Ventoſabai wieder aufgenommen, mußten aber ſowie die Tranſitbeförderungen wegen Mangel an den nöthigen Fonds eingeſtellt werden. Da übernahm das Bankierhaus Jecker, Torre u. Comp. die Vermeſſung der Iſthmusländereien gegen Entſchädigung von einem Drittheil der darunter befindlichen unbebauten Staatsländereien, die man zu parcelliren und zu verkaufen gedachte. Das genannte Haus beauftragte mit der Ausführung den Hrn. von Heldreich, einen Deutſchen, mit dem ich auf meiner Rückreiſe in Vera-Cruz zuſammentraf, als er eben im Begriff ſtand, ſich auf den Iſthmus zu begeben. Seine Arbeiten ſchritten jedoch nur langſam fort, bis endlich mein früherer treuer Begleiter und Secretär, Hr. Auguſt Sonntag, und ein öſterreichiſcher Ingenieuroffizier, F. Nemegyi, die Arbeiten übernahmen und durchführten. Inzwiſchen waren durch die politiſchen Wirren in der Hauptſtadt die Abſichten dieſer Arbeiten unmöglich geworden, und das einzige Reſultat derſelben war die Anfertigung einer Karte, mit der F. Nemegyi und Charles Lazlo im Jahre 1858 beſchäftigt waren. Eine Intrigue vertrieb ſie und brachte

Es kann nicht ohne Intereſſe ſein, einen Boden kennen zu lernen, auf welchem ſeit 300 Jahren an einem der größten Werke gearbeitet wird, einem Werke, das Englands Einfluß ſo lange zu verhindern wußte, und um deſſen Segen gegenwärtig Europa mit Amerika in den Kampf getreten zu ſein ſcheint.

Unter dem Iſthmus von Tehuantepec verſteht man jenen Theil des mexicaniſchen Gebiets, welcher zwiſchen dem Golf von Mexico und dem Stillen Ocean liegt, da, wo beide Meere die geringſte Entfernung voneinander haben. Er umfaßt das Flußgebiet des Guaßacoalco, der unter 18° 8′ 20″ nördl. Br. und 94° 32′ 50″ weſtl. L. von Greenwich in den Golf mündet, und beſitzt von der Mündung dieſes Fluſſes bis zur Bai von Ventoſa eine Breite von 143 engl. Meilen in gerader Linie. Die Cordillera bildet, ſobald ſie, aus Chiapas kommend, den Iſthmus erreicht hat, einen von Südoſten nach Nordweſten geſchweiften Bogen, deſſen convexe Seite der ſüdlichen Küſte nahe tritt, ſodaß die Flüſſe, welche dieſer Abdachung entſpringen, nach kurzem Lauf die Küſte des Stillen Oceans erreichen. Die hohle Seite des Bogens der Cordillera enthält die Quellen des Guaßacoalco und ſeiner Nebenflüſſe, zwiſchen welchen die Ausläufer der Sierra ſich bis an das Ufer des Hauptſtroms ſelbſt erſtrecken. Dieſe Gebirge laſſen auf dem Iſthmus drei verſchiedene, einander ſehr unähnliche Gebiete unterſcheiden. Das erſte kann füglich die nördliche Abdachung, das zweite das Bergland und das dritte die ſüdliche Abdachung genannt werden. Die nördliche Abdachung iſt ein Saum von 40—50 engl. Meilen. Das Bergland umfaßt einen im Weſten etwa 40 engl. Meilen breiten, gegen Oſten aber ſich auf 60—70 Meilen erweiternden Landſtrich. Die Kette der Cordillera zeigt auf dem Gebiet des Iſthmus nicht mehr die hohen, vulkaniſchen Kegel, welche ſie ſonſt auswirft, ſondern ſenkt ihren Kamm ſo, daß einzelne Päſſe nur geringe abſolute

Mexicaner an ihre Stelle, die ſich aber bald als unfähig bewieſen, worauf zwei Schweizer, Rais und Kellersberger, die Beendigung der Karte übernahmen. Dieſe Karte wurde 1860 fertig, blieb aber in den Händen von Rais, weil inzwiſchen das Haus Jecker, Torre u. Comp. fallirt hatte.

Höhe haben: der Paß von La Chivela hat nach Barnard's Meſſungen 780 Fuß, der von Maſahua 843 Fuß, der von Tarifa 684 Fuß nach Moro's Meſſung. Die ſüdliche Abdachung iſt ungefähr 20 engl. Meilen breit und bildet eine mit jeder Meile 10—15 Fuß abfallende Ebene, auf welcher ſich nur einzelne iſolirte Hügel befinden. Auf dieſer Abdachung eilen ſieben bis acht Flüſſe dem Meere zu. Die bedeutendſten derſelben ſind im Oſten der Oſtuta und Chiapa, im Weſten der Tehuantepec. Die beiden erſten haben ihre Quelle in den höchſten Regionen der Sierra, öſtlich von San-Miguel Chimalapa, und ſind dadurch von Intereſſe geworden, daß man dachte, durch ſie einen Kanal zu ſpeiſen, welcher das Flußgebiet des Guatzacoalco mit dem Stillen Ocean verbinden ſollte. Alle Flüſſe jedoch, welche auf dieſer Seite ins Meer fallen, haben einen geringen Waſſergehalt und verſiegen während der trockenen Jahreszeit faſt ganz. Anders verhält es ſich mit den Strömen der nördlichen Abdachung. Die Quelle des Guatzacoalco liegt öſtlich von Sta.-Maria Chimalapa in undurchdringlichen Waldungen verſteckt, ungefähr 190—200 Meter über dem Meere. Seine erſte Richtung bleibt bis zu dem erwähnten Ort eine weſtliche, und hier führt der Fluß den Namen Rio del Corte, weil die ſpaniſche Regierung in den Forſten, welche hier ſeine Ufer begleiten, ehemals Pinien für die Werfte der Havaña fällen ließ. Etwas unterhalb Sta.-Maria fließen ihm auf dem linken Ufer die Flüſſe Rio del Milagro und Jscuilapa zu; darauf wendet ſich der Strom gegen Nordweſten, und zu gleicher Zeit nimmt die Höhe der ihn einſchließenden Berge, welche ſich bei Sta.-Maria bis 190 Meter über ihn erheben, ab. Im Norden der Hacienda la Chivela vereinigt ſich mit ihm der durch die Vereinigung der Guelagueſa und Malatengo gebildete Alaman. Kaum 6 Leguas weiter mündet auf demſelben Ufer der Sarabia, der aus Südweſten von den Mijesbergen kommt, und nun ſchlängelt ſich der Strom in vielen und weiten Windungen gegen Norden, wendet ſich dann plötzlich gegen Weſten dem Jurumuapa entgegen, verbindet ſich mit dieſem und ſetzt die frühere nördliche Richtung fort, in welcher er auf den Jaltepec ſtößt, deſſen Mündung ungefähr 6 Leguas unterhalb der

des Jurumuapa liegt. Der Jaltepec verfolgt die Richtung von Südwest nach Nordoſt, und in dieſe Richtung tritt der Guatzacoalco ein und behält ſie bis zu ſeiner Einmündung in den Golf. Ungefähr 6 Leguas unterhalb des Jaltepec mündet auf dem rechten Ufer der Chalchijalpa, deſſen Lauf noch wenig erforſcht iſt. Beinahe 10 Leguas unterhalb dieſer Stelle trennt ſich vom Hauptſtrom ein linker Arm, der 9 Leguas weiter ſich wieder anſchließt und die ſchöne Inſel Tacamichapa bildet. In dieſen Arm fällt der Rio Manzaba. Etwa 3—4 Leguas unterhalb erwähnter Inſel mündet auf dem rechten Ufer der Rio Cuachapa in derſelben Richtung wie der erwähnte Chalchijalpa, und dann auf dem linken Ufer der Tlacojalpa. Nur 1 Legua weiter mündet auf dem rechten Ufer der aus Südoſt kommende Usquepanapa; noch 1 Legua weiter der San-Antonio, und kaum 1 Legua vor ſeiner Mündung der Rio de las Calzadas.

Die Ufer des ſchönen Guatzacoalco ſind flach und zur Regenzeit in weiter Ausdehnung der Inundation unterworfen. Mächtige Bäume des koſtbarſten Holzes bewalden dieſelben; aber obgleich leicht zu transportiren, ſind ſie für den Augenblick nutzlos und ohne allen Werth, weil es an Armen mangelt, welche die Fällung und den Schnitt beſorgen könnten. Hohe Palmen unterbrechen dann und wann die Einförmigkeit der Scenerie und heben das Auge von den undurchdringlichen Dickichten aus Bambus und anderm Rohr, welches wie ein grünender Deich ſich hier und da dem Strom entgegenſtemmt und ſeinen Wellen Widerſtand leiſtet. An andern Stellen bilden Bänke von grobem Kies Hinderniſſe, die er nicht beſeitigen konnte und die ihn zwangen, ſich auf Koſten der Tiefe auszubreiten und die Ufer auszuwaſchen, deren Sand er an andern Stellen wieder ablagerte und dadurch Stromſchnellen und Erſcheinungen wie die vorigen herbeiführte.

Die Vegetation des Iſthmus bietet nicht die ſcharfe Sonderung der verſchiedenen Zonen angehörigen Pflanzen, die wir auf dem übrigen Gebiet der Republik Mexico bemerken. Die nördliche und ſüdliche Küſte trägt die den tropiſchen Geſtaden eigenthümlichen Gewächſe, und im mittlern Theil gedeihen die innerhalb der Tropen

auf Höhen unter 5000 Fuß gewöhnlichen und am beſten fortkommenden Species. Von der Nordküſte bis zum Fuß der Sierra beſteht die Vegetation vorzugsweiſe aus ſolchen Pflanzen, welche den wechſelnden Einfluß der Sonne und der Feuchtigkeit lieben. Die zur Regenzeit überſchwemmten Ufer der Flüſſe ſind mit Cascalotes, Custaricas, Eneinas (Quercus alba), Guanacastes (Lignum vitae), Guyabos (Psidium pyriferum), Huacillos, Javicues, Jobos (Spondias lutea), Macayas (Arbor lapidescere), Mangles (Rhizophora Mangle), Palobarias (Cordia gerascautoides), Robles (Tecoma pentaphylla), Sangre-dracos, (Pterocarpus draco) und andern breitäſtigen, aber hochaufſchießenden, blatt- und ſaftreichen Kindern des Bodens bedeckt, und im Hintergrunde ſchaukeln Palmen in hundert Varietäten anmuthig über dichtem, dem Auge wie dem Fuß undurchdringlichen Laubwerk, und ſind der Varietäten der Palmen viele, ſo iſt ihre Verwendung kaum weniger mannichfach. Die eine liefert Brot und Milch, eine andere Zucker und Wein, eine dritte Oel und Eſſig, eine vierte Milch und Wachs, eine fünfte Harz, eine ſechste Arznei und Geſchirr, eine ſiebente Seile und Tauwerke, eine achte Papier und Kleidung, eine neunte die Wohnung und die Mobilien.

In weiterer Entfernung vom Ufer ſtehen Hölzer von größerm Werthe, die Swietonia mahagoni oder Cedrella odorata, die Ostrya mexicana, in mehrern Varietäten die Eiche, Chicozapotes, Quiebrahacha, Akazien u. ſ. w. Dieſe Bäume, welche oft einen Durchmeſſer von 5—6 Fuß erreichen, ſind auf der nördlichen Abdachung ſo häufig, daß die Indianer nur die Stämme ſelbſt benutzen und ſie mehrere Fuß hoch über dem Boden abhauen, blos weil das Holz dort weicher als an der Wurzel iſt. Trotz der gelegentlichen Fällungen, welche zur Ausführung des Holzes nach Europa vorgenommen wurden, gibt es hier noch Bäume, deren Werth noch erſt zu beſtimmen iſt. Es ſind Hölzer von großer Dichtigkeit, die wegen der unzureichenden Transportmittel bisher noch dem Markte fremd blieben. Von nicht geringerm Werthe iſt die Siphonia elastica, oder der indiſche Gummibaum, der in erſtaunlicher Menge in den Waldungen der Seitenthäler des Guatzacoalco

ſteht. Die Indianer ſammeln das Gummi, von dem ſie jedoch nur geringen Nutzen zu ziehen wiſſen, indem ſie zwei Einſchnitte, einen über den andern, in die Rinde des Baumes machen. Aus dem untern fließt ein Milchſaft, der aufgefangen und mit einem andern Pflanzenſaft, von den Indianern Bejuco de joamole genannt, gemiſcht wird, wodurch er ſogleich erhärtet. Auf dieſe Weiſe erhält man das weiße Gummi; wird aber die Milch den Strahlen der Sonne ausgeſetzt, um zu gerinnen, ſo wird das Gummi ſchwarz. Das unter dem Namen Caoutchoulin verſtandene Fluidum, deſſen ſpecifiſches Gewicht geringer iſt als das jeder andern, dem Chemiker bekannten Flüſſigkeit, aber einen Rauch von ſolcher Schwere entwickelt, daß man ihn wie Waſſer aus einem Gefäß ins andere übergießen kann, iſt ein chemiſches Product und bekanntlich das beſte Löſungsmittel des Gummis. Nimmt man die Hälfte der am Uspanapafluß auf einem Raum von tauſend Schritt ſtehenden Zahl Gummibäume als Durchſchnitt an, und gibt außerdem zu, daß die atlantiſche Niederung keine trägt, ſo würden innerhalb der Grenze des Iſthmus mindeſtens zwei Millionen dieſer Bäume ſtehen, die einzeln jährlich 4—5 Pfund Gummi geben. Nimmt man an, daß von dieſen Bäumen nur die Hälfte benutzbar und 1 Pfund Gummi der durchſchnittliche jährliche Ertrag eines Baumes ſei, ſo würden wir noch immer 1 Million Pfund haben, deren Werth auf 48 Millionen Gulden anzuſchlagen iſt. Zu den freiwilligen Gaben des Bodens gehört auch Cromelia pita, eine von der europäiſchen verſchiedene Agave. Sie gedeiht in vielen Varietäten und trotzt dem Boden, dem Klima und der Jahreszeit. Sie liefert Zwirn, Cordeln, Seil, Leinwand und die Matte, in der der Indianer geboren wird, ruht und ſtirbt. Die Faſern der Pita liefern außerdem Papier; ihr Saft iſt ein kauſtiſches Wundwaſſer, und die Stacheln dienen als Nadeln und Hafte.

Ueber Mais, Frijoles, Zucker, Cacao, Taback, Kaffee und Baumwolle läßt ſich in Hinſicht des Gedeihens und der Güte kaum das richtige Prädicat finden. Mais gedeiht am vorzüglichſten auf den der Ueberſchwemmung ausgeſetzten Ufern der Flüſſe, ohne Pflege, nur der Ausſaat bedürftig. Er gibt jährlich zwei Ernten zu

80 preußiſchen Scheffeln auf jeden Morgen, und Säemann und Schnitter auf demſelben Acker iſt kein ungewöhnlicher Anblick.

Das Zuckerrohr gedeiht hoch und reich; die Schäfte haben nicht ſelten bis zu 28 Knoten und 2—3 Zoll Durchmeſſer. In den Thälern und Potreros wächſt es ſogar wild und üppiger faſt als auf den Antillen. Cacao gedeiht am vortrefflichſten im Norden des Jaltepec und im Oſten des Guatzacoalco.

Taback wächſt beſonders in den nördlichen und mittlern Gegenden des Iſthmus. Die bei Chimalapa und andern hochgelegenen Orten gedeihende Sorte, Tabaco del monte, iſt ſehr narkotiſch und hat 33 Zoll lange und 15 Zoll breite, derbe Blätter. Eine andere, in den Thälern gedeihende Sorte führt den Namen Corral; ſie iſt kleiner und der beſten Vuelta de abajo von Cuba an Güte gleich.

Das öſtlich des Guatzacoalco gelegene Küſtenland iſt reich an Myrtus pimenta.

Die Ufer des Stromes ſelbſt tragen wilde Kaffeeſtauden, um deren Pflege ſich niemand kümmert, da der Indianer der Chocolade den Vorzug gibt. Baumwolle wird noch wenig angebaut, obgleich Boden und Klima dieſer Cultur ſehr günſtig ſind. Die, welche bei Minatitlan gewonnen wird, kommt an Weiße, Feinheit und Länge der Faſer der beſten Sorte aus dem Süden der Vereinigten Staaten gleich.

In den ſüdlichen Gegenden des Iſthmus gedeiht wild und üppig Añil cimarron (Indigofera citisoyedes nach Lindley) und Indigofera tinct. L. Auf die Gewinnung des Indigo ſowie auf die bereits erwähnten Culturpflanzen Cacao und Taback werden wir weiter unten ausführlicher zurückkommen.

Der Reichthum an Farbholz iſt ungeheuer. Die Caesalpinia crista, das Haematoxylum camp., Momstimt. L. oder Palo-amarillo, der Cascalote, der Uale und Guisachi, das Chloroxylum werden allenthalben angetroffen.

Die mittlern und ſüdlichen Diſtricte liefern das Myrospermium peruiferum, den Perubalſam, und ein ſehr vortreffliches Surrogat für Chinarinde und Styrax officinalis L., das Liquidambergummi.

Die atlantiſchen Ebenen bieten in der Palo-baria einen ſehr guten Leim, in den Akazien Gummi=arabicum, und in dem Cuapinol ein anderes, ſehr wohlriechendes Gummi, das als Rauchwerk in den Kirchen dient und wunderbare Heilkräfte beſitzen ſoll. Die Sapindus saponaria kommt auf der ganzen ſüdlichen Abdachung vor, und liefert ein vorzügliches Erſatzmittel der Seife.

Die Zahl der Schlingpflanzen, beſonders die ſogenannten Bejucos de agua, welche das Laub der Wälder verdecken, iſt nicht anzugeben. Sie dienen oft mehr als die Flüſſe, die lechzende Kehle des Holzfällers zu feuchten. Zu ihnen gehört der Mondongo oder Tacalutejaba. Er wächſt in allen Diſtricten des Iſthmus, in den Gründen wie auf den Höhen; zuweilen erreicht er eine Dicke von 1 Fuß Durchmeſſer, und windet ſich wie eine koloſſale Schlange in grotesken Windungen um die Stämme des Waldes. Dieſe Art beſitzt kleine Blätter und trägt eine hellrothe, in Büſcheln ſtehende Blüte. Eine andere Art (Tachicon) iſt kleiner als die vorige, wächſt gerade aufrecht, iſt hart und dauerhaft, und trägt eine kleine, weiße Blume von köſtlichem Geruch. Groß auch iſt der Reichthum an ſolchen Pflanzen, welche ſich durch wohlthätige Einwirkungen auf den menſchlichen Organismus auszeichnen. Der ſeiner adſtringirenden Eigenſchaften wegen ausgezeichnete Guaco ſteht überall, und gilt auch hier als das beſte Mittel gegen das Gift der Schlangen. Nicht weniger häufig aber ſtößt man auf Saſſaparille, Vanille, Laurus Sassafras, Cubeba canina und tauſend andere, die bis heute weder einen Namen noch eine Stelle im Syſtem erhalten haben. Die warmen, feuchten Thäler der Golfküſte ſcheinen die wahre Heimat der Bananen zu ſein. Die Frucht erreicht 8 Zoll im Umfang und 10—12 Zoll Länge.

Eine dieſen Breiten eigenthümliche Erſcheinung iſt der Farrnbaum. Er iſt ziemlich häufig zwiſchen dem Jaltepec und Sarabia, wo ſein Stamm zuweilen einen Durchmeſſer von 5—6 Zoll erreicht. Dieſe baumartigen Farrn beſitzen eine eigenthümliche Schönheit durch die tiefgrüne Tinte des Laubes und das anmuthige Hervorquellen der noch unentfalteten Blätter aus dem Scheitel des Baumes, und ſind außerdem intereſſant als die Vertreter einer großen

foſſilen Vegetation, der wir den größten Theil unſerer Kohle verdanken.

Die breiten Säume an den Ufern der nördlichen Flüſſe gewähren reiche Weiden für zahlreiche Heerden, die während der kurzen Dauer der Inundation zu den höher gelegenen Savannen getrieben werden können; auch dies ausgedehnte Tafelland der mittlern Region und die an den Stillen Ocean reichenden Ebenen gewähren vortreffliche Weiden; aber das hier graſende Rindvieh wird trotz der reichen Nahrung ſelten fett, entweder wegen des Mangels an Salz, oder wegen der unaufhörlichen Beläſtigung durch das Geſchmeiß der Mosquitos, Rodadores, Garrapatos, Chaquiſtes, Gegins und wie dieſe Quälgeiſter alle heißen mögen. Die Indianer ziehen nur geringen Nutzen aus dem Fleiſch und den Häuten ihrer Heerden, und Milch — wenn ſie jemals gewußt haben, wofür ſie gut iſt, ſo ſcheinen ſie es doch ganz vergeſſen zu haben.

Es iſt nichts Ungewöhnliches, auf dem Gebiet einer Hacienda Heerden von 5-, 10- und 20000 Stück zu halten, die meiſt wild die Prairien durchſtreifen, und im Fall des Bedürfniſſes von Fleiſch mittels des Laſſos eingefangen werden, mit deſſen Führung ſelbſt Frauen vertraut ſind; denn bereits die Kinder ſtudiren an Hühnern, Hunden und Truthühnern das A-b-c des Laſſo.

Die Pferde ſind in dieſem Theile Mexicos noch kleiner und unanſehnlicher als im Norden und meiſt ſehr mager; dennoch beſitzen ſie große Ausdauer und mehr Muth, als ihr Auge verräth. Sie ſind ſehr intelligent und leicht zu ſchulen. Meiſt dienen ſie zum Reiten und nur ausnahmsweiſe zum Ziehen. In letzterm Fall aber wird die zu ſchleppende Laſt an den Schwanz des Thiers befeſtigt. So abſcheulich und lächerlich ein ſolches Geſpann ausſieht, ſo ſoll es doch dem Pferde keinen Schmerz verurſachen, und die gemüthliche Ruhe, mit welcher der Gaul ſich dieſem Gebrauch fügt, ſcheint die Behauptung zu rechtfertigen.

Zur Fortſchaffung der Laſten bedient man ſich jedoch auch hier der Mauleſel, die an Kraft und Geſchicklichkeit ihren Brüdern im übrigen Mexico nicht nachſtehen. An einzelnen Orten des Iſthmus hauſen Schwärme, ja Wolken von Fliegen, Mücken und andern fliegenden

Insekten zur Qual von Menschen und Thieren, und in der Nähe von Boca del Monte leben Vampyre in unglaublicher Menge.

Ziegen und Schafe sind auf dem südlichen Theil des Isthmus verbreitet, ohne in den Augen des Indianers, der keine wollenen Zeuge trägt und das Schaffleisch nicht liebt, den geringsten Werth zu haben. In der Nähe von Guichicovi kommt das peruvianische Schaf vor, das man auf Südamerika beschränkt glaubte, und das so die unter dem Stamm der Mijes fortlebende Tradition von einer Wanderung ihrer Vorfahren von Süden nach Norden unterstützt.

Die Flüsse sind alle sehr fischreich; der Rio del Corte liefert der Fische so viele, daß sie eingesalzen und versandt werden.

Die indianische Bevölkerung besteht aus den Ueberbleibseln verschiedener, ehemals mächtiger Stämme, deren Charaktere sich trotz aller Wechselfälle ihres Geschicks unter ihnen erhalten haben. Die meisten sind Azteken, Agualulcos, Mijes, Zoques, Zapoteken und Huaben. Auf dem nördlichen Gebiet des Isthmus bis an den Sarabia wohnen Azteken. Sie unterscheiden sich von ihren übrigen Stammesgenossen in keinem Theile. Die Mijes, einst der mächtigste Stamm, der das westliche Gebirgsland des Isthmus besaß, sind nur noch in Guichicovi anzutreffen. Sie gleichen den Azteken, nur ist ihr Aeußeres abstoßender; ihr Dialekt ist rauh und mistönend; ihr Christenthum besteht nur dem Namen nach, in äußerlichen Formeln und eingelernten Gebeten. Sie treiben Ackerbau, und ihr Stolz besteht darin, eine recht große Zahl Mulas zu besitzen. Sie sind dem Trunk ergeben und äußerst diebisch.

Die Zoques bewohnten die gebirgigen Regionen des Ostens, südlich des Rio del Corte. Heute sind sie auf die Dörfer von San-Miguel und Sta.-Maria Chimalapa beschränkt. Sie sind in ihrer Bildung den Mijes ähnlich, aber stärker, und an den schärfer geschnittenen Zügen und der eigenthümlichen Gewohnheit, den Scheitel zu rasiren, kennbar. Sie lieben geistige Getränke übermäßig, und ihr Betragen ist rauh und gemein. Sie bauen Orangen, Mais und Taback, und ihre Manufacturen aus Ixtl und Pita sind auf dem Isthmus berühmt.

Die Zapoteken bilden den größern Theil der Indianer, und stehen in jeder Hinsicht über ihren Brüdern. Das gesunde Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannichfaltigkeit und der Reichthum seiner Producte, alles wirkte mit, ein Volk reich und glücklich zu machen, das von jeher im Rufe stand, große Fortschritte in der Civilisation gemacht zu haben. Die Einwohner von Tehuantepec sind intelligent, gelehrig und lebhaft. Ihre Körperbildung zeichnet sich durch Symmetrie aus; das Gesicht hat charaktervolle Züge, und ihr Auge ist lebhaft und intelligent. Die Frauen sind von leichtem, aber üppigem Wuchs und feurigem Temperament; sie besitzen eine gewinnende Weise sich auszudrücken und zu kleiden. Ihre Sitten sind locker und ihr Herz voller Intriguen, aber in ihrem häuslichen Thun und Lassen sind sie mäßig, bescheiden und rührig. Viele weben bewundernswerthe Zeuge aus Seide und Baumwolle. Die Männer sind Zimmerleute, Silberschmiede, Gerber, Schuster, Sattler, Bäcker u. s. w.

Die Indianer von Juchitan, obgleich nicht so zahlreich als die von Tehuantepec, bilden einen hervorragenden Theil der Urbevölkerung. Sie sind stolz, lieben die Unabhängigkeit, Fleiß und Mäßigkeit; sie besitzen große Muskelkraft und geistige Fähigkeit; doch sind sie weniger gelehrig und von ungestümerm Charakter.

Die Huabes kamen ihren Traditionen gemäß aus Peru, und bildeten damals einen mächtigen Stamm, der lange mit Mijes und Zapoteken um die Oberherrschaft kämpfte. Heute findet man sie, etwa 3000 Seelen, auf den sandigen Halbinseln an der Küste des Stillen Oceans, wo sie San-Mateo, Sta.-Maria, San-Dionisio und San-Francisco bewohnen. Ihre äußere Erscheinung ist ganz verschieden von der der übrigen Indianer. Sie sind stark und wohlgebildet; bei einzelnen findet man große Intelligenz, aber die Mehrzahl lebt in tiefster Unwissenheit. Beide Geschlechter gehen fast ganz nackt. Ihre Industrie ist Fischfang, mit dessen Ertrag sie einen ziemlich bedeutenden Handel treiben, ohne in dem Gewerbe selbst es zum Meister gebracht zu haben. Die Städte, Flecken, Dörfer und isolirten Ansiedelungen der Menschen bilden

einen zu wesentlichen Zug in der Physiognomie eines Landes, als daß sie selbst bei der flüchtigsten Zeichnung übergangen werden könnten. Um aber unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, habe ich gerade die bewohnten Orte des Isthmus im statistischen Theil dieses Werks ausführlicher abgehandelt, und verweise deshalb den Leser auf jenen Theil, welchem ebenfalls die Karte des Isthmus nebst Höhenprofil beigegeben ist.

Digitized by Google

II.

Von Tehuantepec nach Minatitlan.

10. März bis 9. April 1857.

Comitancillo, durch Fieber entvölkert. Ixtaltepec; die Cultur des Indigo. San-Jeronimo. Deutſche Arbeiter im Dienſt einer amerikaniſchen Compagnie. Tigerjagd, Mustela barbara. Truthühner, Pecaris, Affen (Cebus apella). Urwäldliches Frühſtück. Tapirjagd. Rückkehr nach Tehuantepec. Ueber endemiſche Fieber. Aufenthalt in El Bario. Der Cacao, ſeine Geſchichte und Cultur. Die Kincajous (Cercoleptes caudivolvulus). Große Eisvögel (Megacerylus torquatus). Treuloſigkeit der Eingeborenen. Abreiſe von El Bario. Sarabia-City. Eine tropiſche Gewitternacht. Indianiſche Gefräßigkeit. Reiſe auf dem Guatzacoalco. Der Gummibaum. Yankee-Gaſtfreundſchaft. Factiſche Sklaverei der Indianer. Unverhofftes Nachtquartier. Die Exiſtenz der Holzſchläger im Urwald. Todbringende Wirkung der Mosquitoſtiche. Der Brüllaffe (Mycetes chrysurus). Begegnung mit einer Klapperſchlange. Die Alligatoren. Los Almagres, franzöſiſche Niederlaſſung. Europäiſche Einwanderungen nach dem Guatzacoalco. Ankunft in Minatitlan.

Dienstag, 10. März. Um 4 Uhr nachmittags verließ ich, von Hrn. Lafond und mehrern andern Herren begleitet, Tehuantepec, theilweiſe um einen Theil des neuen Iſthmuswegs in Augenſchein zu nehmen, theilweiſe um eine Tigerjagd zu veranſtalten. Hr. Lafond, von Geburt ein Franzoſe, iſt ſeit längerer Zeit in El Bario etablirt und treibt nach den beiden Küſtenſtädten Tehuantepec und Minatitlan Handel. Ich hatte ſeine Bekanntſchaft

zufällig in meiner Posada in Tehuantepec gemacht und konnte mir dazu nur gratuliren; denn nicht nur, daß er mir alle Freundlichkeit erzeigte, sondern ich hatte an ihm auch einen landeskundigen und erfahrenen Begleiter nach Minatitlan.

Gegen Abend passirten wir das Dorf Comitancillo, welches während der vorigen Regenzeit überschwemmt worden war. Infolge des sumpfigen Bodens und der kleinen stehenden Wasser, welche nach der Ueberschwemmung zurückgeblieben, waren perniciöse Fieber im Orte aufgetreten und hatten beinahe die ganze Bevölkerung dahingerafft; denn in Zeit von zwei Monaten waren die Einwohner bis auf dreißig Personen, aus welchen jetzt noch das Dorf bestand, decimirt worden.

Um 10 Uhr abends langten wir in Istaltepec an, in dessen Umgebung hauptsächlich Indigocultur getrieben wird. Da diese Industrie von großer Bedeutung für den Handel ist, so wird es wol am Platze sein, ihrer kurz zu gedenken, sowie die Weise zu erwähnen, auf welche man hier mit dem Anbau und der Gewinnung der Farbe verfährt.

Wir hatten in dem Hause des Hrn. Alexandre de Gives gastfreundliche Aufnahme gefunden, und ihm, der sich seit langen Jahren nur mit Indigocultur beschäftigt, verdanke ich auch die nachstehenden Notizen.

Man legt die Indigopflanzung am liebsten im Walde an, wo man aber zu diesem Zweck ein ebenes Feld haben muß. Dasselbe wird vollständig gereinigt, und alles Unkraut und Strauchwerk sorgfältig verbrannt, um dem jungfräulichen Boden noch mehr Triebkraft zu verleihen. Zum Säen sind zwei Leute erforderlich, der eine, der die Löcher je eine Spanne voneinander macht, und der andere, der den Samen hineinwirft. Da dieser sehr fein ist, wird er vor dem Säen mit Sand vermischt. Zugedeckt wird er gar nicht, und geht sozusagen gleich auf. Im Fall Unkraut mit aufschießt, muß dasselbe sorgfältig ausgerodet werden. Nach drei Monaten hat die Pflanze durchschnittlich eine Höhe von 5 Fuß erreicht und treibt jetzt Knospen, ein Zeichen, daß sie zum Schneiden reif ist. Außerdem verräth ein starker, nicht unangenehmer

Geruch und die weiße Milch, die beim Brechen eines Stengels dick erſcheint, daß die Zeit der Ernte da iſt.

Morgens, ſo früh nur immer möglich, ſchneidet man den Indigo, damit man abends am nämlichen Tage noch die Pflanzen in die Pila bringen kann. Die Pila iſt die Vorrichtung, in welcher aus den Pflanzen durch leichte Preſſung und Gärung der Farbſtoff ausgezogen wird. Sie beſteht aus einem viereckigen, $1\frac{1}{2}$—2 Meter tiefen und 2 Meter im Geviert haltenden, waſſerdicht ausgemauerten Trog, in dem ſich am Boden eine Oeffnung zum Ablaſſen befindet. In dieſe Pila werden die Pflanzen geworfen, tüchtig umgerührt und mit Steinen beſchwert. Alsbald beginnt die Gärung; ein dicker Schaum von kupferblauer Farbe ſteigt empor. Nach zehn bis zwölf Stunden iſt die Gärung vollendet; man läßt durch den Hahnen die Flüſſigkeit in ein niedriger gelegenes Baſſin laufen, und die Operation, welche el batido heißt, beginnt, d. h. man ſchlägt das Waſſer mit ſchaufelförmigen Stöcken, damit ſich der Farbſtoff niederſchlägt. In dieſem Baſſin befinden ſich an der Seite drei Ablaßlöcher übereinander. Das Waſſer, welches grün aus dem erſten Baſſin kam, nimmt nach einer Stunde fortwährenden Schlagens alle Regenbogenfarben an; man läßt aus dem oberſten der Löcher einen Theil des Waſſers ablaufen, und fährt mit dem Schlagen fort, bis der Indigo anfängt in kleinen Körnern zu Boden zu ſinken, was nach drei bis vier Stunden ſtatthat. Um dieſen Niederſchlag ſchneller zu bewirken, wirft man in die zweite Pila die Frucht eines Baumes, die man zermalmt hat; ſie iſt ſchleimig und heißt Uva blanca. Nachdem alles Waſſer nach und nach abgelaſſen wurde, nimmt man den Indigo heraus und preßt ihn in Tüchern aus, worauf er noch fünf bis ſechs Tage auf Tüchern in der Sonne getrocknet wird. Die beſte Qualität muß leicht und einförmig blau ſein, beim Strich mit dem Nagel kupferroth werden.

Die Indigopflanze (Indigofera añil) iſt ein circa 3—5 Fuß hoher Strauch mit gefiederten, von ſechs bis neun Paar eirunden, grünbläulichen Blättchen beſetzten Blattzweigen. Die Blüten ſind gewöhnlich rothgelb oder gelb mit Roth geſprenkelt, und bringen eine

ſchmale, knotige, ſchwarzbraune Schote hervor, die ſchwarze, graue oder ſchwarzgrünliche, kleine, harte Samenkörner enthält.

Eine Ausſaat reicht in der Regel für drei Jahre. Im erſten Jahr heißt die Pflanze Plantilla, im zweiten Tronco, im dritten Retronco. In ganz guten Terrains (Virgenes) dauert die Pflanze vier, ja fünf Jahre, und heißt dann Soca und Resoca. Je älter die Pflanze, deſto beſſern Indigo liefert ſie. Die Preiſe in dieſem Jahre waren in Iſtaltepec:

Erſter Qualität	10—11	Realen	pro	Pfund.*)
Zweiter »	8— 9	»	»	»
Dritter »	6— 7	»	»	»

Dieſe Preiſe ſind ſehr hoch, da ſeit vier Jahren die Wanderheuſchrecke die Felder verwüſtet hat. In frühern Jahren koſtete die erſte Qualität nur 6—7 Realen.

Der Indigo war urſprünglich in Oſtindien bekannt, und die Chineſen benutzten ihn ſchon mehrere Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung zu Tinten und Farben verſchiedener Stoffe und Geräthe.

Der farbhaltige Stoff, das Indicum, von dem Plinius (XXIII, 2) in ſeiner Naturgeſchichte ſpricht, war zur Zeit Alexander's des Großen in Alexandrien ſchon bekannt. Plinius ſagt ferner, daß dieſer Farbeſtoff aus Indien gekommen ſei, und wenn man ihn auflöſe, ſo erzeuge er eine wunderſchöne Miſchung von Blau und Purpur (in diluendo mixturam purpurae coeruleique mirabilem reddit). Plinius, hat man behauptet, ſoll in Betreff der Indigoerzeugung im Irrthum geweſen ſein; dann aber hatte und hat er bis in die neueſte Zeit viele Gefährten; doch Beckmann in ſeiner „Geſchichte der Erfindungen" (Bd. 4, Art. „Indigo") und Dr. Bankroff über „Permanent colours" (I, 241—252) unterſuchten, jeder mit großem Scharfſinn, die Meinung des Plinius, und beide ſtimmen darin überein, daß das Indicum des alten Geſchichtſchreibers der Indigo indigofera und nicht der europäiſche Isatis oder Weid wäre.

Die Ruinen des höchſten Alterthums, die Ueberreſte längſt-

*) Acht Realen geben auf einen Peſo à 2 Fl. 30 Kr. ſüdd. W. (1 Thlr. 13 Ngr.).

vergangener Größe indiſcher, chineſiſcher und japaneſiſcher Vorzeit, die Ruinen und Hieroglyphen von Indra, Saba, Memphis, Theben, Luxor und Dendera mit ihren Indigogemälden ſprechen für deſſen Gebrauch im grauen Alterthum.

Die Europäer lernten zur Zeit der Kreuzzüge im Orient den Anbau, Handel und Gebrauch des Indigo kennen. Ein Document vom Jahre 1194 handelt zuerſt mit Genauigkeit die Eigenſchaft des Indigo als farbeſtoffhaltige Pflanze ab, obſchon Johann Ventura Roſetti 1548 in ſeiner Abhandlung über die Färbekunſt des Indigos als ſolchen nicht erwähnt, weshalb anzunehmen iſt, daß dieſe Farbe ausſchließlich in der Malerei angewendet wurde.

Im 13. Jahrhundert beſchrieb Marco Paolo, der berühmte Reiſende, mit vieler Genauigkeit die Indigobereitung in China und Hindoſtan, die man damals mit wenig Unterſchied wie heute in Bengalen ausübte.

Verſchiedene Arten der Indigofera waren von jeher in der Neuen Welt einheimiſch. F. Columbo, der Sohn Chriſtoph Columbus', zählt in der Geſchichte und Lebensbeſchreibung ſeines Vaters den Indigo unter die Producte Haïtis, und der Naturforſcher Hernandez beſchrieb ſehr ausführlich die Indigobereitung der Einwohner von Mexico zur Zeit der Eroberung.

Die Gemälde, Handſchriften, Landkarten, Idole und andern von den alten Azteken, Tlascalteken und Zapoteken gemalte Gegenſtände zeugen von dem ungemein großen Gebrauch, den jene Völker von dem aus der Pflanze Hiuhguilipitzahuac gezogenen Farbeſtoff machten, deren ausgeſchiedenen und in kleine Brötchen getrockneten Teig ſie Mohuitli und die Schreib- und Malertinte Tleuchuitli nannten.

Die Sarazenen bauten viele Arten von Indigo, welchen ſie Neer, Nir oder Nil und mit dem Artikel Añil nannten, welche Namen ſich von ihnen auf die Spanier, wie die Benennung Indigo von dem lateiniſchen Indicum, und auf andere Völker vererbten.

Mittwoch, 11. März. Um 8 Uhr morgens verließen wir Jxtaltepec in der Richtung von San-Jeronimo. Die Ebene vor uns, mit Buſchwerk abwechſelnd überwachſen, dient meiſt als Vieh-

weide und ist reich an Wildpret; namentlich häufig ist der schwarzschwänzige Hase (Lepus nigricaudatus), sodaß wir mehrere Exemplare erlegen konnten. Er ist auf der Oberseite blaßbräunlich oder falb, von eigentlich schwer zu bestimmender Farbe, da jedes Haar mit verschiedenen Farben geringelt ist; die ganze Unterseite ist scharf abgegrenzt weiß, Füße unten rostbraun, Ohren schwarz mit gelbröthlicher Spitze, innen beinahe nackt; er hat stets mehrere Lager, in welchen er sich, wie unser gemeiner Hase, hält, während er in seinen Bewegungen dem Kaninchen gleicht.

Um 10 Uhr kamen wir in das Dorf San-Jeronimo mit 2000 Einwohnern. Wenn man von 2000 Einwohnern hört, ist man leicht versucht, an ein freundliches Städtchen zu denken, was hier ein großer Irrthum wäre; denn diese volkreichen Dörfer bestehen nur aus elenden, weit voneinander stehenden Lehmhütten, haben weder Handel noch Industrie, und scheinen ganz ohne Leben.

Von San-Jeronimo folgten wir dem Wege, welchen die Amerikanische Compagnie über den Isthmus anlegt. Aber leider ist derselbe noch an vielen Stellen in einem fast unpassirbaren Zustande; an andern Orten hat man ihn nur in aller Eile hergestellt, um ihn an dem festgesetzten Termin für fertig ausgeben zu können. Da man aber, um die jetzt trockenen Flüsse passiren zu können, anstatt Brücken zu bauen, nur Aeste und Erde in dieselben geworfen hat, werden die ersten Regen diese oberflächlichen Arbeiten wieder zerstören.

Der Weg führte in großen Bogenlinien auf die Cordillera und gewährte manchmal die prachtvollste Aussicht in diesen Theil des Gebirges, welches hier, den Isthmus bildend, Nord- und Centralamerika miteinander verbindet. Seine Höhen sind unbedeutend; aber da das Gebirge sehr schroffe und ausgeprägte Formen hat, gewährt die Landschaft überall einen pittoresken Anblick. Die Höhen übersteigen nicht 1000 Fuß; trotzdem ist der Unterschied in der Temperatur und Vegetation außerordentlich auffallend, was wol hauptsächlich in den fast beständig wehenden Seewinden seine Erklärung findet.

Ehe man die Hacienda von Chivela erreicht, gelangt man auf ein Hochplateau gleiches Namens, eine weite, rings von Bergen umschlossene Ebene, welche an das Thal von Mexico erinnert, obgleich die Seen hier gänzlich fehlen. Chivela selbst ist eine Hacienda, auf der jedoch keine Bodencultur, sondern blos Viehzucht betrieben wird. Hier ist das Hauptstationshaus der Amerikanischen Compagnie, wo wir uns bei den Angestellten derselben niederließen. Diese befanden sich, wie sie versicherten, in einer traurigen Lage, denn seit langer Zeit waren die Zusendungen von Geld und Lebensmitteln ausgeblieben, sodaß sie zu einem kümmerlichen ascetischen Leben verurtheilt waren.

Um 5 Uhr, nach einem den Verhältnissen entsprechenden Diner, ritten wir weiter und kamen mit Sonnenuntergang an ein Lager der Arbeiter, das aus einem Zelt und einer Hütte am Wege bestand. Die Leute waren gerade an ihrem Nachtessen. Ich hielt mein Pferd an, und fragte laut: „Sind auch Deutsche hier?" Wie ein Blitz fielen diese Worte in den Haufen; alle warfen ihre Tortillas weg, und wie ein Bienenschwarm stürzten sie heran und umstanden unter lauten Ausrufungen mein Pferd.

„Wie geht es euch, Landsleute?" fragte ich. Das schien aber auch das Losungswort für alle gewesen zu sein, denn alle fingen an wild durcheinander zu schreien, zu klagen und zu lamentiren. Da ich aber das wirre Schreien nicht verstehen konnte, ermahnte ich sie, einer nach dem andern zu sprechen, und nun erzählten sie mir mit allen Details, wie sie unter den glänzendsten Versprechungen in den Vereinigten Staaten von der Compagnie angeworben und hierhergebracht worden seien, um die neue Straße zu bauen, wie sie aber schon nach ganz kurzer Zeit eingesehen hätten, auf welch schändliche Weise man sie betrogen habe; denn nicht nur hätten die Beamten den wenigen unter ihnen, welche einiges eigenes Geld mitgebracht, dieses unter allerlei Vorwänden abgeschwindelt, sondern jetzt bezahle man ihnen auch nicht einen geringen Tagelohn, gebe ihnen schlechte und ungenügende Nahrung, ja häufig fehle es gänzlich daran, sodaß sie den bittersten Hunger leiden müßten. Das Aeußere aller dieser Leute war erbärmlich; die Kleider bis zu

den letzten Fetzen abgerissen, die Haare und Bärte lang und verwildert, glichen sie einer recht verwahrlosten Bande und erregten in hohem Grade mein Mitleiden; thun konnte ich aber momentan nichts für sie. Nun fragte ich noch: „Sind auch Würtemberger hier?" „Ja, Herr", rief es von verschiedenen Seiten, „von Marbach, Reutlingen, Kirchheim unter Teck" u. s. w. „Ist denn einer da, der Bedienter bei mir werden will?" „Ich, ich, ich!" schrie es von allen Seiten; „wir alle gehen mit Ihnen!" Das war nun freilich für mich zu viel; einer aber drängte sich nahe zu mir heran und sagte mir beinahe ins Ohr: „Nehmen Sie doch Rücksicht auf mich; ich bin der A. S., der mit Ihnen im Institut war." In der That entsann ich mich seines Namens und versprach ihm, ihn auf dem Rückweg mitzunehmen.

Ein kleiner Fluß, den wir zu passiren hatten, bot in der Dunkelheit ein neues und merkwürdiges Schauspiel. Seine Ufer waren vom Niveau des Wassers an so dicht mit Leuchtwürmern besetzt, daß eine vollständige Helle entstand und der ganze Bach, in dem sich dieses lebhafte rothgelbe Licht reflectirte, einem Strom glühender Lava glich.

Um 8 Uhr kamen wir in El Bario an, einem der bedeutendsten und ansehnlichsten Dörfer des ganzen Isthmus. Es hat 1500 Einwohner, und scheint sich rascher und blühender zu entwickeln als die meisten andern Orte. Die Indianer sind Mistecken und beschäftigen sich mit Ackerbau, der Cultur des Zuckerrohrs und Einsammlung der Vanille. Der Ort gewährt dem Reisenden durch die beiden vorhandenen Kaufläden einige Ressourcen.

In ganz Mexico, ohne Ausnahme, fand ich überall die gastfreundlichste Aufnahme; an manchen Punkten übertraf dieselbe alles, was ich erwarten konnte; und so auch hier, wo Hr. Lafond mich durch seine allzu große Sorge in wirkliche Verlegenheit setzte.

Donnerstag, 12. März. Die beschlossene Jagdpartie war auf den folgenden Tag festgesetzt; deshalb verließen wir El Bario um 4 Uhr morgens und kehrten nach Chivela zurück, wo wir den Abend mit den Vorbereitungen zur Jagd vollends zubrachten.

Freitag, 13. März. Mit dem früheſten Morgen weckte uns das laute Gebell der Meute, die der Tigrero, der uns begleiten ſollte, mit ſich führte. Jede Hacienda hat nämlich ihren Tigrero, d. h. Tigerjäger, deſſen Aufgabe iſt, mit ſeiner Meute unabläſſig den Tigern und Löwen nachzuſtellen. Ich wiederhole, daß unter Tiger der Jaguar, unter Löwe der Puma zu verſtehen iſt.

Der Tigrero, ein noch junger Kerl von keckem, aber etwas verwahrloſtem Aeußern, iſt ganz in Leder gekleidet; er hat ſchon dreiundvierzig Tiger getödtet, und auch in einem der Handgemenge bereits ein Auge verloren. Die Meute beſtand aus ſechzehn kläffenden und heulenden, kleinen, meiſt unanſehnlichen Hunden, von denen die meiſten die Spuren früherer Kämpfe mit den wilden Thieren an ſich trugen. Nur der Anführer der Meute, der ſtets el capitan heißt, war ein ſchöner Hund, eine Art Windſpiel, aber ſtarkleibiger als dieſe.

Bald ſaßen wir alle zu Pferde. Der Weg führte durch eine offene Gegend, in welcher wir einige geſcheckte Haſen erlegten. Nach kurzem nahm uns der Wald auf, ein dichter, dorniger Urwald. Kaum waren wir in demſelben, ſo gaben die Hunde Laut. Hr. Lafond ſtieg ab und ſtürzte ins Dickicht mit ſolcher Gewandtheit, daß es ſchwer war, ihm zu folgen. Die Hunde hatten einen Pangolin (Ameiſenbär) aufgeſpürt, aber er war bereits verſchwunden, als wir zur Stelle kamen, mit ihm zugleich aber ein anderes Thier aufgenommen, dem die Meute nachſetzte. Wir folgten ſo raſch wie möglich, bergauf bergab, bald von den Dornen feſtgehalten, bald in kleine Schluchten ſtürzend. Endlich ſtanden die Hunde, und wir erreichten ſie, wie ſie bellend und vor Wuth laut heulend einen Baum umkreiſten. Auf denſelben hatte ſich das Thier geflüchtet; es war was die Mexicaner Cabeza de vieja nennen, weil das ſchwarze Thier einen weißen Kopf und Nacken hat. Ein Schuß mit Rehpoſten berührte das Thier unangenehm; allein dieſer Marder iſt ſo zäh, daß er drei Schüſſe brauchte, um ihn zum Fallen zu bringen. Aber noch hatte er die Erde nicht berührt, als ihn die Hunde in der Luft auffingen und mit unbeſchreiblicher Wuth über ihn herfielen. Es war ein merkwürdiges Schauſpiel, wie die

Hunde, auf einen Knäuel geballt, ſich heulend um das Thier ſtritten. Da ich den Marder präpariren wollte und fürchtete, daß ſie ihn zerriſſen, mußten wir ſie mit Gewalt wegtreiben, und traten mit unſerer Beute den Rückweg an.

Dieſes von den Indianern Cabeza de vieja genannte Thier iſt unter dem Namen Mustela barbara bekannt, und bereits von Azara und ſpäter vom Prinzen Wied gut beſchrieben worden. Es gleicht unſerm Marder, iſt aber weit ſtärker und größer; der Hals iſt dick, der Schwanz länger als der Körper. Es tritt vorn mit ganzer, hinten mit halber Sohle auf. Die Farbe des Pelzes iſt ſchwarzbraun oder ſchwarz; nur Oberkopf und Oberhals ſind gräulichweiß und manchmal graugelblich, ebenſo wie ein kleinerer oder größerer Flecken der Kehle. Der weiße Kopf erinnert an das Ausſehen eines Greiſes, daher ſein Name in Mexico. Die Haare ſind hart und beinahe borſtig, weshalb das Fell nicht als Pelzwerk zu verwenden; die Haut, wie ich beim Abziehen fand, iſt merkwürdig dick. Nach dem, was mir Hr. Lafond und unſer Tigrero über das Thier mittheilten, gleicht es in ſeiner Lebensweiſe dem Marder, bewohnt bei Tag meiſt die hohlen Bäume, und geht in der Dämmerung und nachts auf Beute aus, welche in Vögeln, vorzüglich den auf Bäumen ſchlafenden Hühnerarten, und allen kleinern Säugethieren beſteht.

Hr. Lafond war unvergleichlich. Die lange Gewohnheit, die Wälder zu durchſtreifen, hatte ihn gelehrt, von allem Nutzen zu ziehen, und während des ganzen Tages bereitete er uns durch ſeine praktiſchen Kenntniſſe manche angenehme Ueberraſchung.

Wir waren noch nicht lange wieder zu Pferde, als ſich zwei Truthühner (Meleagris gallopavo) bemerklich machten. Die Henne fiel auf meinen Schuß, nachdem ich ſorgſam angeſchlichen war; der Hahn entkam ſchwer verwundet ins Dickicht. Plötzlich gaben die Hunde wieder Laut, und wir hörten das Knacken der Pecaris oder Warzenſchweine (Dicotyles torquatus), hier Havalis genannt. Wie ein Blitz waren wir von den Pferden und im Dickicht; aber es war ein ſchwieriges Stück den Hunden zu folgen. Die Schweine, von den Hunden angegriffen, aber ſich tapfer vertheidigend, lieſen

einen ſteilen Berg hinan, der ſo eng verwachſen war, daß wir nur mit dem Machete einen Weg öffnend durchkommen konnten. Wir hörten beſtändig das Gebell der Hunde, noch übertönend das Knacken der Schweine, das genau lautet wie das Knacken unſers Uhus, konnten aber nicht näher kommen. Endlich ſtand aber die Meute, und wir erreichten ſie bei einem jungen Pecari, das ſie getödtet hatten. Die alten waren entkommen, und von den Hunden befanden ſich mehrere, aus vielen Wunden blutend, in einem traurigen Zuſtande. Wir trugen unſere neue Beute zu den Pferden; das Thier war nicht, wie unſere Friſchlinge, geſtreift, ſondern einfarbig gelbroſtbraun.

Hokkos (Crax), die man hier Faïsanes nennt, hatten uns aufs neue ins Dickicht gelockt, als mir Lafond zuwinkte. „Affen!“ ſagte er leiſe, auf einen Baum zeigend, und zu meiner Freude erblickte ich deren drei. Das eine war ein Weibchen und hatte ihr Junges auf dem Rücken. Nachdem wir eine Zeit lang zugeſehen hatten, wie ſie mit ihren langen Armen und Beinen und ihrer fünften Hand, dem Wickelſchwanz, ſich mit bewundernswerther Geſchicklichkeit von Zweig zu Zweig balancirten, ſchoſſen wir das Weibchen herab, um womöglich das Junge unverletzt zu erhalten; allein es war nicht geglückt: ein Schrot hatte ebenfalls den Kleinen erreicht, der ſich noch im Tode feſt an ſeine Mutter geſchmiegt hielt. Es waren Kapuzineraffen, Cebus apella oder C. capucinus, zwei Arten, welche beſtimmt zu unterſcheiden mir noch nicht gelungen iſt, obgleich ich viele derſelben in ausgeſtopften Exemplaren, viele lebendig, in Gefangenſchaft oder in Freiheit, geſehen und beobachtet habe. Die hier vorkommende Art gehört einer der beiden oder beiden Arten an, und ich glaube, daß dieſelben doch wol wieder zu einer Species zu vereinigen ſein dürften. Die, welche ich lebendig beſaß, waren alle ſanft und gutmüthig. Der eine benahm ſich gegen alle Männer äußerſt freundlich und zutraulich, während er ſich gegen das weibliche Geſchlecht falſch und heimtückiſch bewies, und gerne unverſehens biß. Eine eigenthümliche Erfahrung machte ich während der Jahre, in welchen ich zoologiſche Gärten unter meiner Aufſicht hatte, und mich alſo in täglichem Umgang mit Thieren befand,

Digitized by Google

welchen, wie besonders Affen, eine höhere geistige Befähigung zutheil geworden ist. Ich hatte nämlich zu jener Zeit als Diener einen jungen Neger, den ich vom Weißen Nil mitgebracht. Obgleich derselbe von gutmüthigem Charakter war, und gegen Thiere sich nie boshaft bewies, so hatten doch alle Affen und alle Fleischfresser, wie Jaguare, Löwen, Leoparden u. s. w. eine solche Antipathie gegen ihn, daß, wenn er sich vor den Affenkäfigen zeigte, in der ganzen Reihe ein augenblickliches Hallo entstand: alle sprangen wie wüthend an die Gitter, erhoben ein mörderliches Geschrei und geberdeten sich wie toll, solange sie ihn sehen konnten; ebenso die Katzenarten. Was aber noch auffallender erschien, war, daß selbst viele Vögel diese Antipathie theilten. Die Kapuzineraffen stoßen, um ihre Freude auszudrücken, einen sanftflötenden Ton aus, der wie Tü, tü, tü klingt; im Zorn oder in Furcht aber, und letzteres ist am häufigsten der Fall, da sie sehr furchtsam sind, schreien sie unausstehlich lamentabel, daß man sie dem Tode nahe glaubt. Spielen geht ihnen über alles, und selbst wenn sie ganz allein sind, amusiren sie sich tagelang damit. Wenn man ihnen mit der Hand droht, rollen sie sich wie eine Kugel zusammen, den Kopf zwischen den Hinterbeinen und den Schwanz über Hals und Kopf auf den Rücken gelegt. Dieselbe Stellung nehmen sie an, wenn man ihnen Tabacksrauch ins Gesicht blasen will.

So wenig ich bei allen übrigen Affen von dem von alten Schriftstellern übertrieben geschilderten Nachahmungstrieb gefunden habe, so macht doch der Kapuziner hierin eine Ausnahme. Als Schreiner in seiner Nähe arbeiteten, sah er denselben aufmerksam zu, verschaffte sich dann einen eisernen Haken und schlug denselben sehr geschickt mit einem Stück Holz in eine Bretspalte, indem er von Zeit zu Zeit versuchte, ob er festsitze. Hierauf wollte er ihn auch wieder herausziehen, und als dies für seine Kräfte zu viel war, steckte er ein Stück Holz auf sehr vernünftige Weise unter den Haken und bediente sich desselben als Hebel, um ihn herauszuziehen, was ihm auch wirklich gelang.

Wir gelangten nun zum trockenen Bett des Rio Almoloya, und zogen in demselben abwärts. Nach einer Stunde fanden wir

Waſſer und die erſten Tapirfährten. Es war Mittag, und da ſich bei uns allen der Hunger eingeſtellt hatte, machten wir halt, um unſer mitgebrachtes Frühſtück zu verzehren. Zum allgemeinen Schrecken ſtellte es ſich aber heraus, daß der Sack mit Lebensmitteln im Nachtquartier zurückgelaſſen worden war. Nach langem Suchen fanden ſich vier kleine Brote, die wol ſchon ſeit langer Zeit ihren Platz in meiner Satteltaſche gehabt hatten und jetzt unerwartet ans Tageslicht gezogen wurden. Auch ein Stück Panela (brauner, noch mit dem Sirup vermiſchter Rohrzucker) fand ſich, Branntwein war noch in unſern Feldflaſchen, und Waſſer, um unſere Brote einzuweichen, lieferte der Fluß. So machten wir uns ans Frühſtück. „Welch ausgezeichneten Geſchmack dieſes Brot hat!“ bemerkte der eine, „und wie vortrefflich der Zucker dazu ſchmeckt!“ fiel der andere ein, kurz, alle fühlten wir uns glücklich, und nie hat ein Frühſtück beſſer geſchmeckt als dies trockene Brot und der braune Zucker im Dunkel jenes Urwaldes. Fürwahr, der Hunger iſt der beſte Koch!

Noch hatten wir nicht zum Beſchluß unſers Mahles zu den Cigarren gegriffen, als die Hunde ein Geheul im Dickicht erhoben. Wir griffen zu den Gewehren, eilten ihnen nach, und fanden ſie, ein todtes, angefreſſenes Pferd umſtehend. Es war die Beute eines Tigers, welcher das Thier aus weiter Entfernung hierhergeſchleppt haben mußte. Da es aber ſchon mehrere Tage alt war, konnten wir der Spur nicht mehr folgen und kehrten zurück, um unſere Pferde zu beſteigen und weiter zu ziehen.

Die Fährten der Tapire wurden immer häufiger und zeigten ausgewachſene Thiere an. An einem der großen Waſſertümpel ſtanden die Hunde einen Augenblick ſtill und zogen an. Plötzlich ſprang ihr Anführer, el capitan, ins Gebüſch und die Meute folgte. Wir thaten daſſelbe, aber im Nu waren die Hunde verſchwunden und ließen nichts von ſich hören. Trotzdem folgten wir, uns mit dem Säbel Bahn durch das endloſe Gewirr der Schlingpflanzen und Dornen brechend. Nach zehn Minuten gab ein Hund Laut, und gleich darauf fiel die ganze Meute ein und ſetzte das Gebell fort. Wir wußten nun, daß ſie das Wild geſtellt hatten, und eilten, ſo

raſch als es die Schwierigkeiten des Terrain geſtatteten, dem Punkte zu, von welchem die Laute zu uns drangen. Nach einer erſchöpfenden Tour gelangten wir zum Ziel, und der Anblick, der ſich uns bot, war für alle Mühe entſchädigend. Ein ungeheuerer Tapir war im Kampf mit den Hunden, die ihn von allen Seiten angriffen. Aber von vorne mit dem Rüſſel, ſeiner einzigen Waffe, um ſich hauend, ſchützte ihn hinten ſeine dicke Haut gegen die Biſſe. Ich hatte ſchnell mein Gewehr angelegt, als Lafond mir zugleich zurief: „Eilen Sie nicht, wir haben Zeit genug; der entgeht uns nicht mehr"; und nun belehrte er mich, daß wahrſcheinlich nur im Kopfe meine Kugel Wirkung hätte. So ſuchte ich den Kopf; aber im Gewühl der Hunde und der raſchen Bewegungen des Tapir, um ſich zu vertheidigen, war es nothwendig, vorſichtig zu ſchießen. Mein Schuß krachte, und die Kugel ſaß mitten auf der Stirn, oberhalb der Augen. Der Tapir hatte zwar eine Bewegung zum Stürzen gemacht, ſchüttelte dann aber nur den Kopf, als wie von einer Erbſe des Blaſerohrs getroffen, und vertheidigte ſich weiter gegen die Hunde, von uns gar keine Notiz nehmend. Hr. Lafond ſandte ihm eine zweite Kugel. Wir fanden ſie nachher abgeplattet auf dem Unterkiefer, während die meinige, unter ſtumpfem Winkel auf den Schädel treffend, am Knochen abgeglitſcht und 3 Zoll vom Schußloch wieder herausgekommen war. Nun ſprangen wir mit den Säbeln auf ihn zu. Mit einem Hieb ſchlug Lafond den Rüſſel ab, während ich meine gerade Klinge mit vieler Mühe in der Gegend des Herzens in den Leib ſtieß, ſodaß zwei gewaltige Blutſtröme hervorſprudelten. Noch einige Augenblicke widerſtand das koloſſale Thier, dann ſtürzte es verendend zuſammen.

Unterdeſſen waren die andern herbeigekommen und theilten unſere Freude an der ſchönen Beute. Nachdem die erſten Betrachtungen vorüber waren, kam die Frage: Wie das Thier fortbringen? Es wog nach unſerer Schätzung 500 Pfund, und es war alſo nicht daran zu denken, es auf ein Pferd zu laden; auch konnten wir es nicht bis zum Fluſſe, wo die Pferde ſtanden, ſchleppen; man ſchlug vor, den Tapir in Stücke zu zerhauen und davon ſo viel mitzunehmen, als jeder von uns tragen könne. Dem aber widerſetzte ich

mich, da ich die Haut unverletzt haben wollte, und schlug vor, das Thier abzustreifen, die Haut mitzunehmen und das Fleisch den Wölfen und Pumas zu überlassen. Allein dem stand eine andere Schwierigkeit entgegen. Die Arbeit des Abziehens erfordert eine Zeit von vier bis sechs Stunden; wir hatten aber noch wenigstens 8 Leguas durch den Wald zu machen, und über Nacht konnten wir nicht im Freien bleiben, da wir weder Futter für die Pferde, noch Decken oder Mäntel für uns selbst hatten; sich aber ohne diese dem Thau der Nacht auszusetzen, hätte unzweifelhaft den meisten von uns ein Fieber zugezogen. Zudem wollten wir noch einen Tiger schießen. So wurde denn beschlossen, den Tapir dick mit Holz und Dornen zu bedecken, und ihn am folgenden Tag zu holen. Während die andern rasch ans Werk gingen, und mit den Säbeln und Machetes Holz hieben und herbeischleppten, benutzte ich die Zeit, um für alle Fälle eine kurze Notiz über das Thier aufzuzeichnen; obgleich dasselbe nun nicht allein dem Naturforscher, sondern auch den meisten Laien bekannt ist, so glaube ich doch vielen meiner Leser schuldig zu sein, über den Tapir (Tapirus americanus) einige beschreibende Worte beizufügen.

Der Tapir ist das größte Säugethier Amerikas und wurde lange Zeit für die einzige Art seines Geschlechts gehalten, bis ihm die Entdeckung des indischen oder zweifarbigen Tapir, und endlich die des Pinchaque oder T. villosus, welch letzterer ebenfalls Amerika, und zwar die hohen Anden bewohnt, zwei Verwandte lieferte. Der von uns erlegte war 6 Fuß 1 Zoll lang, bis zur Mitte des Rückens 3 Fuß 3 Zoll hoch; der Schwanz maß 3½ Zoll Länge. Er gleicht in seinen äußern Formen am meisten dem Schwein, doch ist der Körper gewölbter, der Kopf dicker und die Beine stärker. Seine Nase ist zu einem ziemlich langen, beweglichen Rüssel verlängert, der am Ende keine aufgeworfene Ränder, wie beim Schweine, hat. Sein ganzer Leib ist mit kurzen, glattanliegenden Haaren bedeckt, die denen der Pferde gleichen. Dadurch erhält das Thier ein weit gefälligeres Aeußere, als die Schweine. Die Augen sind klein, die Ohren dagegen groß, oben abgerundet und sehr beweglich. An den Vorderfüßen hat er vier, an den Hinterfüßen drei

Hufe; ſeine Fährten im ſumpfigen Boden ſind ſo groß, daß, wer ſie nicht kennt, ſie einem Thier von der Größe eines Pferdes zuzuſchreiben geneigt iſt. Die Farbe des alten Tapir iſt braun; die jungen Thiere ſind viel heller, mit röthlichgrauen Flecken und Streifen.

Der Charakter dieſes Thieres iſt friedlich und ſehr ängſtlich, ſodaß es vor jedem Feinde flieht und ſich nur gegen die verfolgenden Hunde ſtellt, wenn keine Flucht mehr möglich iſt. Sein liebſter Aufenthalt ſind Wälder mit offenen Feldern in der Nähe, wenn Waſſer, ſei es in Flüſſen, Bächen, Seen oder Tümpeln, vorhanden iſt; denn es badet gern und viel, um ſich der ſtechenden Inſekten zu entledigen. Jung eingefangen, iſt es in wenigen Wochen ganz zahm; übrigens gewöhnen ſich auch die Alten leicht an die Gefangenſchaft, lernen ihren Herrn kennen, folgen ihm auf Wald und Feld, und werden vollkommene Hausthiere. Der Gedanke, den Tapir ganz zu domeſticiren, lag deshalb ſehr nahe und wurde auch ſchon verſchiedenemal ausgeſprochen. In Südamerika ſoll man ſogar dieſen Verſuch ausgeführt und ihn zum Fortſchaffen kleiner Laſten verwandt haben. Dies mag in Ländern, wo dem Reiſenden nur unwegſame Pfade als Straße dienen müſſen, von einigem Nutzen ſein, der aber bei uns nicht in die Wagſchale fiele; dagegen würde ihn ſein vorzügliches Fleiſch und ſeine Haut, welche zu dauerhaftem Leder verarbeitet wird, zur Acclimatiſirung bei uns empfehlen. Ein Umſtand, welcher ſeiner raſchen Verbreitung und dem zu gewährenden Nutzen jedenfalls hindernd entgegentritt, iſt ſeine geringe Fruchtbarkeit, da das Weibchen jährlich nur ein Junges wirft, das der Mutter ein ganzes Jahr lang folgt und auch ſo lange geſäugt wird. Immerhin wäre aber der Verſuch, ihn als Hausthier zu benutzen, nicht ohne Intereſſe.

In einer halben Stunde war das Thier mit einem 6 Fuß hohen Haufen Dornen und Aeſten vollſtändig verdeckt, und wir traten den Rückweg zu den Pferden an.

Wir ſetzten unſern Weg im Flußbett fort. Mehrere der Waſſertümpel waren mit Fiſchen angefüllt, von denen ich einige ſammeln wollte. Wir hatten kein Netz; aber der an Reſſourcen unerſchöpf-

liche Lafond wußte gleich Rath. In wenigen Augenblicken ſchöpfte er mit einer Kalebaſſe das Waſſer aus, und wir ſammelten mit leichter Mühe ſo viel Fiſche ein, daß ſie zu einem Abendeſſen für uns alle reichten.

Nach kurzer Zeit ſchoſſen wir einen andern Affen, der ſich mit ſeinem Wickelſchwanze noch im Tode feſthielt und uns mehr als eine halbe Stunde raubte, ehe wir ihn vom Baume herunterbrachten.

Ein Tigrillo (Felis pardalis) war die nächſte Beute, auf welche Hokkos, große Penelopen, ein Königsgeier, eine Schlange und endlich eine ganze Affenfamilie folgten. Die Mutter der letztern ſtürzte mit dem Jungen herab, welches diesmal unverletzt geblieben war. Ich nahm den kleinen Schreihals aufs Pferd und mit nach Hauſe.

Die Nacht war hereingebrochen, und die Hoffnung, einen Tiger zu ſchießen, war dahin. Der Wald erſtreckte ſich noch mehrere Leguas vor uns, ehe wir auf einen Weg kommen konnten, und ſo ſehr wir auch jetzt eilten, war die Nacht im Walde doch ſo finſter, daß wir nur mit großer Beſchwerde uns durch die Dornen und Lianen durchwinden konnten. Um 8 Uhr kamen wir auf den Weg, der nach Chivela führt. Ein heftiger Orkan, den man im Innern des Waldes nicht viel fühlte, riß uns beinahe von den Pferden. Um 10 Uhr nachts langten wir in Chivela an, verzehrten unſer vergeſſenes Frühſtück, und brauchten darauf den Schlaf nicht lange zu ſuchen.

Sonnabend, 14. März. Hr. Lafond war ſchon mit Tagesgrauen mit zwei Mozos und einem leeren Maulthier nach dem Platz gezogen, an dem wir den Tapir erlegt hatten, um denſelben unter allen Umſtänden nach Chivela zu ſchaffen.

Wir waren den ganzen Vormittag eifrig mit Präpariren der erlegten Thiere beſchäftigt. Gegen 11 Uhr kam Hr. Lafond ſehr niedergeſchlagen zurück. Während der Nacht hatte eine Heerde Wölfe, Cojotes genannt, unſer Verhau aufgewühlt, und mit Hülfe der Pumas und am Morgen der Königs- und Aasgeier das Thier faſt vollſtändig aufgezehrt. Als Hr. Lafond in die Nähe des Platzes kam, hörte er ſchon von weitem den Lärmen, welchen die heulenden und ſtreitenden Cojotes verurſachten, und ſchilderte mir den

Anblick, den er genoß, nachdem er leiſe hinangeſchlichen, als höchſt merkwürdig. In buntem Gewühl ſtritten ſich die Wölfe, reſp. Füchſe, mit den Geiern, von welchen einige bereits ſo vollgefreſſen waren, daß ſie ſchnell die verſchluckte Nahrung erbrechen mußten, um ſich vom Boden erheben zu können, nachdem Hr. Lafond mit zwei Schüſſen einen Cojote und einen Vultur papa erlegt hatte.

Am Nachmittag beſchloß ich den Rückweg nach Tehuantepec anzutreten, da dort inzwiſchen wichtige Briefe für mich aus Europa angekommen ſein ſollten. So trennte ich mich um 4 Uhr von Hrn. Lafond, der nach El Bario zurückkehrte, wohin ich ihm bald zu folgen verſprach. Ich ſelbſt ritt den Abend noch bis San-Jeronimo, wo ich die Nacht zubrachte.

Sonntag, 15. März. Um 4 Uhr morgens verließ ich beim Licht der Sterne das Dorf. Vor demſelben begegnete uns ein Reiter, der mit meinem auf dem Wege zurückgebliebenen Diener einige Worte wechſelte, worauf letzterer mir nachgeſprengt kam und ſagte: der vorüberziehende Mann habe ihm mitgetheilt, daß dieſe Nacht ein Kurier mit Briefen für mich von Ixtaltepec nach Chivela abgegangen ſei. Gerade dieſer Briefe aus Europa halber hatte ich meine Rückkehr nach Tehuantepec beſchleunigt, und jetzt waren dieſelben in einer andern Richtung mir nachgeſchickt worden. So unangenehm mir auch dieſe Verzögerung war, ſo ließ ſich doch an der Sache momentan nichts ändern. Ich beorderte einen meiner Leute, dem Kurier ventre à terre nachzujagen und mir die Briefe nach Ixtaltepec zu bringen. Ich ſelbſt verließ den Weg und ſchlug die Richtung nach dieſem Orte ein, wo ich auch um 7 Uhr ankam und erfuhr, daß der Kurier bereits um 11 Uhr nachts abgegangen ſei. Da ich wenig Hoffnung hatte, meinen Diener hier erwarten zu können, ſo ließ ich blos ein friſches Pferd für denſelben zurück, und ritt um 9 Uhr weiter.

Der Weg von Ixtaltepec nach Tehuantepec iſt einförmig und beſchwerlich. Er führt durch eine flache, offene Gegend, tiefen Sand, in dem die Pferde nur Schritt gehen können. Die Sonne brannte über alle maßen heiß (42° R.), und als ich um 2 Uhr in Tehuantepec ankam, fühlte ich mich unwohl und den erſten Choc

des Fiebers. Erſt am Abend brachte eine heilſame Tranſpiration mir Erleichterung.

Der nach Briefen abgeſchickte Diener kam ſchon um 4 Uhr nachmittags zurück, und hatte alſo eine Strecke von 27 Leguas in 12 Stunden zurückgelegt, was bei der großen Hitze alles war, was man nur verlangen konnte.

Dienstag, 17. März. Der Fieberanfall kehrte verſtärkt zurück; denn bei den Wechſelfiebern tritt jeder neue Anfall, wenn es nicht möglich war, das Fieber zu coupiren, weit furchtbarer auf, ſodaß der dritte oder vierte ſchon von ſchwachen Naturen nicht mehr überwunden wird.

Ich erinnere mich hier einer Unterhaltung mit einem erfahrenen und wiſſenſchaftlich gebildeten Arzte der Hauptſtadt, Hrn. Dr. Jourdanet. „Unſere endemiſchen Fieber", ſagte er, „ſind weder durch die allgemeine geographiſche Lage noch durch die Nahrungsmittel erklärlich. Sie ſind lediglich die Folge von Miasmen, welche ihr Daſein den Sümpfen verdanken; doch genügt das Vorhandenſein der letztern zu ihrer Erzeugung noch nicht, und das Thal von Mexico kennt, trotz aller ſeiner Sümpfe, keine endemiſche Intermittentes. Zwar iſt es noch nicht gelungen, und wird vielleicht nicht gelingen, das Paludin ſichtlich darzuſtellen, aber ſeinem Verhalten nach ſcheint es eine Kohlenwaſſerſtoff-Verbindung zu ſein, die zu ihrer Entwickelung der Nacht (weil das Tageslicht die Waſſerſtoff-Verbindungen zerſetzt) und einer gewiſſen Temperaturhöhe bedarf. In der Umgebung der Hauptſtadt kann ſich wegen der tiefen nächtlichen Temperatur dieſes Paludin entweder gar nicht entwickeln, oder es wird in der dünnen Atmoſphäre einer abſoluten Höhe von über 7000 Fuß ſogleich verflüchtigt und von der reinen und lebhaftern Luftſtrömung theils abgeführt, theils zerſetzt."

Freitag, 20. März. Trotz der heftigen Fieberanfälle hatte ich meine Vorbereitungen zur Abreiſe beendigt, den Tag zuvor mein Gepäck mit den Maulthieren vorausgeſchickt, und verließ Tehuantepec um 3 Uhr morgens. Mit Sonnenaufgang kam ich nach Tlacotepec und um 8 Uhr nach Chihuitan. Der Ort liegt höchſt maleriſch, von dem klaren Silberſtrom Rio de los Perros

durchflossen. Die Einwohner genießen des Rufs großer Gastfreundlichkeit. Obgleich während des ganzen Jahrs ohne bedeutenden Verkehr, bot das Dorf heute doch das Schauspiel des regsten Lebens, denn es war gerade die jährlich wiederkehrende Marktwoche, die aus allen Theilen des Isthmus Tausende hier versammelte. Schon in weiter Entfernung war die Straße mit Indianern übersäet, und im Orte selbst wogten bunte, phantastisch aufgeputzte Gestalten, eine lebendige Galerie aus Indianern aller umwohnenden Stämme in den sonderbarsten Trachten dieser Nation.

Zu meiner Beunruhigung waren die Diener mit dem Gepäck nirgends aufzufinden. Wie sich später herausstellte, waren sie bis El Bario vorausgereist. Um 10 Uhr, ehe ich noch Zeit gehabt hatte, den Markt zu besichtigen, stellte sich ein neuer Fieberanfall ein, der diesmal so außerordentlich heftig auftrat, daß weder ich noch die Europäer, die ich hier gefunden hatte, an mein Durchkommen glaubten. Ich traf daher soviel wie möglich meine Anordnungen, dictirte einige Briefe und ergab mich in mein Schicksal, bis das Delirium mich der Wirklichkeit entriß. Aber meine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Abends erwachte ich bedeutend besser, und ein tiefer, wohlthuender Schlaf während der Nacht gab mir Kraft, meinem fernern Schicksal entgegenzugehen.

Um 3 Uhr morgens hatte ein starkes Erdbeben stattgefunden, welches alles erschüttert und mehrere Häuser eingestürzt hatte. Mein Schlaf war aber so tief gewesen, daß ich nichts davon empfunden hatte.

Hr. A. de Gives hatte einen Diener nach Chinin geschickt, der in unglaublich kurzer Zeit den sehr weiten Weg zurückgelegt und das Verlangte gebracht hatte. So konnte ich denn hoffen, das fatale Fieber bekämpfen zu können.

Nachdem ich den folgenden Tag ruhig in Chihuitan gelegen hatte, da meine Schwäche das Reisen nicht gestattete, verließ ich

Sonntag, 22. März, morgens um 4 Uhr, das Dorf, welches als sehr ungesund bekannt ist. Die vom Markt heimkehrenden Indianer lagerten längs des Weges und gaben demselben dadurch ein sehr belebtes Ansehen. Man passirt zuerst den kleinen

Rio de los Perros, überſteigt einen niedern Bergrücken und durchreitet auf der andern Seite deſſelben den kleinen Bergſtrom Guichilona. Die beiden genannten Flüßchen ergießen ſich in den Rio Verde, der noch zum Stromgebiet des Stillen Oceans gehört. Hierauf ſteigt der Weg ſehr ſteil an; man paſſirt den Cerro Guievixia und hat auf deſſen anderer Seite bereits das Stromgebiet des Golfs betreten. Obgleich das Gebirge hier ſehr niedrig iſt, bietet es doch ſchon prachtvolle Fernſichten.

Um 10 Uhr kamen wir in El Bario an; der treffliche Hr. Lafond hatte bereits das ſchönſte Haus des Dorfes für mich in Bereitſchaft geſetzt, und ſo war ich in kurzem ſo comfortable inſtallirt, als dies unter obwaltenden Umſtänden möglich war.

Mein Reiſeplan war, von El Bario auf dem neuangelegten Wege der Amerikaniſchen Compagnie Suchil zu erreichen, eine von den Amerikanern neuzugründende Stadt an der projectirten Straße, und von hier mich in Canots auf dem Guatzacoalco einzuſchiffen und bis nach Minatitlan, einer ebenfalls neu emporblühenden Hafenſtadt, der Waſſerſtraße zu folgen. Hr. York, einer der Directoren der Amerikaniſchen Tehuantepec-Road-Compagnie, den ich in Tehuantepec kennen gelernt hatte, war ſo freundlich geweſen, mir für die Strecke von El Bario bis Suchil einen Wagen anzubieten, um in meinem durch die Fieber geſchwächten Zuſtande den Weg mit größerer Geſchwindigkeit zurücklegen zu können. Sein Hauptmotiv bei dieſem Anerbieten war, wie mich Hr. Lafond verſicherte, ſobald wie möglich rühmen zu können, daß ein reiſender Europäer die neue Straße bereits paſſirt ſei, und der Umſtand, daß dieſer der ſchriftſtellernden Klaſſe angehöre und weite Verbindungen unterhalte, ſchien für ihn beſonders angenehm. Ich ſchickte ſomit einen meiner Diener mit Hrn. York's Ordre nach Sarabia ab, um den Wagen zu beſtellen.

Dienstag, 24. März. Hr. Lafond, der alles aufbot, mir den Aufenthalt ſo angenehm wie möglich zu machen, ſchlug eine Tour nach Petapa vor. Dieſer Ort liegt nur eine Viertelſtunde von El Bario entfernt, hatte ehemals 5000 Einwohner, iſt aber jetzt zum elenden Dorf herabgeſunken, während El Bario, welches

als Vorſtadt von Petapa angeſehen wurde, ſich zuſehends hebt. Ein hier wohnender unternehmender Meſtize hat angefangen, ſich mit dem Anbau des Cacaobaums zu beſchäftigen, welcher in den letzten Decennien in Mexico außerordentlich vernachläſſigt wurde. Der Mexicaner kannte zur Zeit des Naturforſchers Hernandez vier Arten von Cacao, und unterſchied Quauheahuatl, Mecacahuatl, Xochicucahuatl und Tlalcacahuatl, welch letztere Spielart kleiner iſt und von Humboldt an den Geſtaden des Orinoco und den nördlichen Mündungen des Yao wildwachſend angetroffen wurde. Jetzt unterſcheidet man beim Anbau nur noch zwei Arten, den einheimiſchen el cacao criollo und den ausländiſchen el cacao añicro.

Die erſte dieſer Varietäten hat einen weit angenehmern Geſchmack, erzeugt aber eine geringere Menge, obſchon ihre Bohne größer, ſüßer und ölreicher iſt, da ſie ungefähr 55 Procent Butter enthält.

Die zweite Art iſt ergiebiger, aber im Handel nicht ſo geſchätzt, und dem Verderben beim Transport auf der See oder in den Magazinen ungleich mehr unterworfen. Sie wird leicht bitter, grau und erdig.

Der Same wird in Baumſchulen geſteckt, von wo aus nur ſchöne, kräftige Stämmchen in zartem Wachsthum verpflanzt werden. Die Setzlinge haben eine bereits ſehr ausgebildete Wurzel, welche beim Verſetzen in einer Entfernung von je 4 Ellen voneinander geſchont werden muß; außerdem bedarf der Cacaobaum, beſonders die junge Pflanze, viel Schatten und Feuchtigkeit. Der Baum erreicht eine Höhe von 7—8 Ellen; die Blüten wachſen unmittelbar aus den dickern Aeſten ohne Blattſtengel hervor; die Frucht, den Gurken ähnlich, wird gelb und in reifem Zuſtande bräunlich, iſt 7—8 Zoll lang, und ſchließt unter ihrer Schale in einem weißlichen Fleiſche die bohnenartigen Samenkörner ein, welche man nebſt einem Theil des Fleiſches in Tonnen legt, um ſie gären zu laſſen, was ſehr ſchnell vor ſich geht; hierauf ſcheidet man die Samen aus und trocknet ſie am beſten in der freien Luft im Schatten, da die Sonnenhitze ihnen viel Aroma entzieht.

Der ſäuerliche Saft, der nach Entfernung der Bohnen zurück-

bleibt, liefert nach einigen Tagen ruhigen Stehens ein sehr wohlschmeckendes und erfrischendes Getränk. Mittels Destillation kann man aus dieser Masse, dem eigentlichen Fruchtfleische des Baumes, ein geistiges Getränk bereiten, welches mit dem Jamaicarum viele Aehnlichkeit hat.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die zum Aufbewahren oder für den Handel bestimmte Cacaobohne alles Keimvermögen verloren hat, und man zum Säen die frischen Bohnen reifer Früchte verwenden muß.

Die alten Mexicaner bereiteten aus dem Cacao ein Getränk, das sie Chocolatl hießen, indem sie ihn mit etwas Maismehl, Vanille (Tlilxochitle in der Sprache der Azteken) und der Frucht einer Pfeffergattung (Mecaxochitl) vermischten, den Teig in Täfelchen preßten und somit die Kunst der Fabrikation, die Mahlwerkzeuge, die Art und Form des Teiges, ja selbst das Wort „Chocolade" von der Hochebene von Anahuac aus über alle Erdtheile verbreiteten.

Wie zu Zeiten des Hernan Cortez, so bedienen sich noch heute die Indianer der Cacaokörner, um ihre Münzen zu wechseln, indem sie 72 derselben für 1 Medio = ½ Real de Plata (8 Realen = 1 Peso oder Thaler à 2 Fl. 30 Kr.) geben und nehmen. Die Maya-Indianer theilen diese kleinste Silbermünze, den Medio, in 2 Quartillos, die 36 Cacaokörner gelten und gewiß eine bessere und solidere Valuta sind, als die ehemals üblichen Kupferquartillos im Innern von Mexico, deren plötzliche Preisherabsetzung im Jahre 1836 dem Handel so großen Schaden brachte.

Hr. Lafond hatte die weitere Freundlichkeit für mich gehabt, den Indianern der Umgegend sagen zu lassen, sie sollten ihm alle Thiere bringen, welche sie fangen könnten. So war bei unserer Rückkehr ein Mann gekommen, der zwei seltene Vierfüßler (Cercoleptes) gebracht hatte. Ihr deutscher Oken'scher Name „Augenbär" ist unpassend, da sie weder Bären sind, noch sich durch ihre Augen auszeichnen; es sind vielmehr Thiere, welche am meisten vom Naturell der Affen haben, im System von den Naturforschern überall herumgeworfen, am häufigsten aber zu den

Viverren geſtellt wurden. Ohne weiter die Stellung im Syſtem berühren zu wollen, die dem Naturforſcher von Fach hinlänglich bekannt iſt, für den Laien aber kein Intereſſe hat, werde ich einiges von meinen beiden neuen Gäſten erzählen, welche ich dem Indianer abkaufte und während längerer Zeit in Gefangenſchaft beobachtete.

Die beiden Cercoleptes caudivolvulus, oder Kinkajous, wie ſie die Franzoſen nennen, machten mir viel Vergnügen; obgleich ſie vollſtändige Nachtthiere ſind und den Tag mit Schlafen zubringen, ſo gelingt es doch manchmal, ſie aufzuwecken. Dann rollen ſie ſich auf, dehnen und recken ſich, ſind vollſtändig ſchlaftrunken und brauchen mehrere Minuten, bis ſie das Tageslicht ertragen können.

Der Kinkajou hat ungefähr die Größe der Hauskatze. Sein Greifſchwanz iſt ſo lang als der Körper und dient ihm vollkommen als fünfte Hand. Sein Pelz beſteht aus ſehr feinen, wolligen, gekräuſelten Haaren und iſt ſo dick, daß er ihn recht gut gegen den Stich von Bienen beſchützt, deren Stöcke er in der Freiheit gern plündert. Seine Farbe iſt bräunlichgelb, mit hellern Extremitäten und hellgelber Unterſeite. Unter den Augen iſt ein kreisförmiger brauner Fleck; die Schnauze iſt braunſchwarz, die Augen groß, ſchwarzblau, mit außerordentlich erweiterter Pupille, woher es kommt, daß er das Licht der Sonne nicht ertragen kann, und bei Tag auf jede mögliche Weiſe ſeine Augen dagegen zu ſchützen ſucht. Die Ohren ſind aufrechtſtehend und abgerundet. Sehr bemerkenswerth iſt ihre Zunge, die ſie 3—4 Zoll lang hervorſtrecken und ſich damit Geſicht und Hände belecken können. Sie dient ihnen zur Erlangung der Nahrung, wie die der Myrmekophagen, oder beſſer, wie die der Spechte zum Hervorholen von Inſekten aus den Baumriſſen und zum Lecken des Honigs aus den Zellen. Ihr Charakter iſt äußerſt ſanft und gutmüthig; ſie thun keinem Menſchen etwas zu Leide, ſondern zeigen im Gegentheil nach kurzer Zeit der Gefangenſchaft die größte Anhänglichkeit an denſelben. Es ſind ſehr reinliche Thiere; wenn ſie Urin laſſen oder ihre Excremente von ſich geben, ſetzen ſie ſich dazu auf einen vorſpringenden Punkt und recken nach Art der im Neſte befindlichen Vögel den Hinterleib

hinaus. Der Schwanz ist als Greiforgan sehr ausgebildet; auch haben sie ein feines Gefühl darin, und bedienen sich seiner zum Ergreifen eines Gegenstandes beinahe ebenso häufig als der Hände. Manchmal sah ich sie lange Zeit an ihrem Schwanze aufgehängt, in welcher Lage sie gern zu fressen scheinen. Ihre Nahrung nehmen sie in der Freiheit aus dem Pflanzen- und Thierreich. Sie fressen alle süße und mehlige Früchte, holen sich mit vielem Geschick aus hohlen Bäumen den Honig, stellen den kleinen Säugethieren sowie den Vögeln in ihren Nestern nach, fressen aber auch Insekten, Würmer u. dgl. In der Gefangenschaft ernährte ich sie mit Milch, Brot und von Zeit zu Zeit mit einem Stückchen Fleisch. Im Affect lassen sie einen zischenden Ton hören, ähnlich dem einer Katze, wenn diese einem Hunde gegenüber ist. Wenn sie sehr zornig werden, verwandelt sich ihre Stimme in ein leises Bellen, wie das eines jungen Hundes.

Mittwoch, 25. März. Der Diener kam mit einem Briefe von Sarabia zurück, der mir mittheilte, daß der Wagen für mich in zwei Tagen in El Bario eintreffen würde.

Die Zwischenzeit benutzten wir zu Ausflügen in die Umgegend und zur Vermehrung der Sammlung. An einem kleinen Arroyo, eine kleine halbe Stunde von El Bario entfernt, bemerkte ich zwei schöne, große Eisvögel (Alcedo cyanea Wied oder Megacerylus torquatus), welche mit dem Bau ihres Nestes beschäftigt waren. Dasselbe wurde in einer Uferwand von Lehm angelegt. Mit großer Anstrengung arbeiteten beide Gatten und lösten sich gegenseitig beim Graben der Höhle ab. Ich wollte sie nicht schießen, sondern womöglich einfangen und einige Zeit lebend beobachten, und stellte deshalb Roßhaarschlingen. Es dauerte auch nicht lange, so hatte ich das Männchen in meiner Gewalt; das Weibchen, vorsichtiger, wollte lange nicht mehr zum angefangenen Neste zurückkehren. Nach zwei Stunden näherte es sich wieder und stieß einen pfeifenden Lockton aus, auf welchen das Männchen, welches ich in ein Tuch gebunden hatte, antworten wollte. Nach und nach kam das Weibchen näher und fing sich ebenfalls in den Sprenkeln. Erfreut trug ich meine Beute nach Hause und setzte sie, in Ermangelung eines

Käfigs, in ein kleines Zimmer. Dieſe Eisvögel ſind von der Größe einer kleinen (Turtel-) Taube, 17 Zoll lang, wovon 6½ Zoll auf den Schwanz, 3½ Zoll auf den Schnabelrücken kommen. Die ganze Oberſeite iſt ſchön graublau, ins Meergrüne ſchillernd, mit einzelnen dunkelgrauen Schaftſtrichen. Die Federn des Hinterkopfs ſind beim Männchen zu einer Holle verlängert; die Kehle, Gurgel und Binde um den Hals ſowie ein Fleck vor dem Auge ſind weiß, Bruſt und Bauch lebhaft roſtroth-gelb, Beine fleiſchroth, Schnabel röthlichgrau mit dunkler, horngrauer Spitze, im Alter ganz roth; Unterleib, Schwanz und Deckfedern weiß, Schwingen und Steuerfedern ſchwarz, letztere mit unpaar ſtehenden weißen Querflecken; Iris hellroth. Beim Weibchen iſt der Fleck vor dem Auge weißer und größer, der Bürzel und Steiß roſtgelb; die Oberbruſt grauweiß gefleckt.

Ich gab mir alle Mühe, für meine beiden Eisvögel Fiſche aufzutreiben, welche ihre ausſchließliche Nahrung bilden, und dann hoffte ich, ſie nach und nach an Fleiſch und Brot gewöhnen zu können; allein trotz aller Bemühung bekam ich nur ſo wenig Fiſche, daß ſie nicht hinreichten. Beide Gatten wurden zuſehends ſchwächer, hielten ſich aber auf rührende Weiſe zuſammen, und ſchienen die Leiden der Gefangenſchaft ſich gegenſeitig abnehmen zu wollen. Mir kamen die Worte des doriſchen Dichters Alkman ins Gedächtniß, der in einem uns noch aufbewahrten ſchönen Fragmente ſingt:

> Nie mehr trägt mich die eigene Schwinge, ſüßſtimmige Jungfraun!
> Ach, daß ich Cerylus wär', und wie er vergäße der Sorgen,
> Ueber die trennenden Fluten von Halcyonen getragen!*)

Die ſtumme Klage rührte mich, und ich ſchenkte ihnen die Freiheit wieder.

Mehrere Tage vergingen mit vergeblichem Warten auf den Wagen, der mir verſprochen. Hr. Lafond und die übrigen, mit den Verhältniſſen der Amerikaniſchen Iſthmus-Compagnie vertrauten

*) Die Alten glaubten, daß das Männchen des Meereisvogels, Cerylus genannt, wenn es durch Alter entkräftet iſt, vom Weibchen über das Meer hingetragen wird.

Europäer ſagten mit Beſtimmtheit, daß ich mich nicht auf den Wagen verlaſſen ſollte, da die Verhältniſſe der Geſellſchaft ſich in ſolcher Desorganiſation befänden, daß keiner mehr vom andern Befehle annehmen wolle. Durch das Ausbleiben von Geld und Proviant, welches der in Nordamerika befindliche Verwaltungsrath der Geſellſchaft liefern ſollte, war eine ſolche Widerſpenſtigkeit und Confuſion bei den Angeſtellten eingeriſſen, daß, wie man trivial zu ſagen pflegt, niemand mehr wußte, wer Koch, wer Kellner ſei.

Am 28. gaben wir deshalb die Hoffnung auf den Wagen definitiv auf und beſchloſſen, unſer ſchweres Gepäck auf gemietheten Maulthieren nach Malpaſo zu ſenden, es dort einer Barke aufzuladen und den Guatzocoalco hinab bis nach Suchil gehen zu laſſen, während wir mit unſern Pferden und Maulthieren über Sarabia ganz zu Land auf dem neuen Iſthmusweg nach Suchil zögen. Allein ehe dieſes Project zur Ausführung kommen konnte, war eine lange Reihe von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten zu beſiegen. Für mehrere der Herren, welche ſich uns anſchließen wollten — Hr. Lafond beabſichtigte nämlich, mich bis nach Minatitlan zu begleiten —, mußten Pferde, für das Gepäck nach Malpaſo Mulas, für dieſes auf dem Guatzacoalco eine Barke und endlich für letztere Bogas oder Matroſen gemiethet werden. Der Eigenthümer des Canots, welches in Malpaſo vor Anker lag, wohnte in El Bario; mit ihm wurde unterhandelt und er für ſeine Barke vorausbezahlt; ebenſo wurden die Pferde und Mulas gemiethet und bezahlt; allein die Eigenthümer, welche wohl wußten, daß wir die von ihnen bedungenen Lieferungen nothwendig haben mußten, kamen am folgenden Tage einer nach dem andern und erklärten, für den ausgemachten Preis nicht liefern zu können. So wurde mit jedem ein neuer Vertrag geſchloſſen und der Preis verdoppelt. Daſſelbe Manöver wiederholte ſich noch einigemal. Endlich wurden die Bogas gemiethet und mit Proviant für die Reiſe verſehen. Sie ſollten unter der Aufſicht eines zuverläſſigen Mannes am folgenden Morgen nach Malpaſo abgehen; in der Nacht aber gingen zwei von ihnen durch und ſtahlen die Hälfte des erhaltenen Proviants.

Am andern Tage mußten wieder andere gesucht und gemiethet, und der Proviant erneuert werden. Kurz, die Kniffe, Schliche und Betrügereien wollten kein Ende nehmen; ich hatte sie zwar unter den Arabern in Aegypten, Nubien und im Sudan bereits auf dieselbe Weise erfahren, nur mit dem Unterschied, daß man sich dort mittels einer guten Rhinocerospeitsche zum Rechte verhilft, während man sich hier rein ausplündern lassen und noch höflich dazu sein muß.

Montag, 30. März. Die lange Reihe von Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten war endlich überwunden. Um 2 Uhr nachmittags schüttelten wir den Staub von unsern Füßen und stiegen zu Pferde. Jagend und sammelnd waren wir den Maulthieren vorausgeritten, und machten, diese zu erwarten, bei einem kleinen Bache halt.

Meine Begleitung war diesmal zahlreich und größtentheils angenehm: Hr. Lafond, Hr. Metteyé, Colonist am Guatzacoalco, Hr. de la Valle, ein Maler, sämmtlich Franzosen; Hr. Sch., ein Holländer, mein Mayordomo, mein Präparateur, ein Koch und mehrere mexicanische Diener. Von den Europäern sprachen alle, mit Ausnahme meines Kochs und des Präparateurs, zweier Deutschen, französisch, sodaß dies unsere allgemeine Sprache war.

Unsere Mulas waren bald nachgekommen. Zwei derselben trugen mein Gepäck, vier andere waren schwer mit Mundvorräthen beladen, da man auf dem ganzen Wege außer Wild, das man erlegt, nichts Genießbares zu finden hoffen darf.

Wir ritten auf dem Wege der Compagnie, der als Fahrweg für die Diligencen ausgegeben wird; allein sehr häufig ist von einem angelegten Weg nichts zu sehen, und man folgt blos dem von den Indianern getretenen Fußpfade. An andern Stellen, wo der Weg zwar angelegt, wurde er so ohne Kenntnisse hergestellt, daß er für beladene Wagen unpassirbar ist.

Um 6 Uhr machten wir in einer freundlichen Gegend am Fuße eines grünen Hügels, um den sich ein krystallheller Bach herumschlängelt, halt, um die Nacht zuzubringen. Alsbald entwickelte sich die regste Thätigkeit. Jeder übernahm einen Theil der Arbeit: der eine die Pferde, ein anderer die Küche, ein dritter das Nacht-

lager. So kam es, daß im Umsehen alles in Ordnung war, und wir uns mit gutem Appetit unter Lachen und Scherzen zu unserm frugalen Essen niederlassen konnten. Wir hatten für die Nacht kein Zelt aufgeschlagen; allein am andern Morgen erkannten wir die Nothwendigkeit eines solchen für die Folge, da der Thau über Nacht so reichlich fällt, daß unsere doppelten Decken vollständig durchnäßt waren, und wir sie auswinden mußten, um sie aufpacken zu können.

Erst um 7 Uhr morgens verließen wir unser freundliches Lager. Die Gegend, welche wir durchzogen, war ein grünes Hügelland; die Grasfluren wechselten angenehm mit Gehölzen und Wäldchen ab; zahlreiche Flüßchen und Bäche schlängelten sich wie Silberfäden überall durch; kurz, wenn man auf einer der Anhöhen einen Ueberblick erhielt, glaubte man einen großartigen englischen Park vor sich zu haben.

Um 1 Uhr durchritten wir den Rio Malatengo. Er hat eine Breite von 50—60 Fuß bei einer Tiefe von 2—2½ Fuß. Es ist in dieser ganzen Gegend von wenig Nutzen, die Breite und Tiefe der Flüsse zu messen, da dieselben gar zu veränderlich sind. Ein scheinbar kleiner Bach, fast ohne Wasser in der trockenen Jahreszeit, schwillt nach dem ersten Regen zum reißenden Strome an. Um ein Resultat zu erzielen, müßte man bei diesen Flüssen eine lang fortgesetzte Reihe von Beobachtungen anstellen. Am andern Ufer des Malatengo lagerten wir uns, um das erlegte Wildpret theils für die Sammlung, theils für den Magen zu präpariren. Es bestand aus Hocos (Crax globicera) und zwei Species von Penelope, hier Pava und Chachalaca genannt. Das Arbeiten wurde an diesem Orte aber ungemein erschwert, denn es wimmelte von kleinen Mosquitos oder Sandfliegen, Rodadores genannt. Diese zeigen sich nur bei Tage und verschwinden mit einbrechender Nacht, um den großen Mosquitos Platz zu machen. Ihr Stich ist unendlich giftig, sodaß viele derselben Geschwulst und Fieber erzeugen. Das einzige Hülfsmittel gegen dieselben ist der Tabacksrauch; allein im Moment, wo die Cigarre ausging, wurde der Zustand, in den sie uns versetzten, in hohem Grade peinlich.

Um 2 Uhr zogen wir weiter. Die Hitze war beinahe unerträglich. Um 3½ Uhr sahen wir zur Linken einen kleinen grünen Hügel, oben mit einem Geländer eingefaßt. Es ist das Grab eines jungen Mannes von 25 Jahren, der bei der Compagnie angestellt war und sich aus Verzweiflung über die trostlose und verlassene Lage, in der er sich befand, auf schreckliche Weise selbst entleibt hatte. Das Grab trägt die Inschrift: „J. W. May, Cleveland, Ohio."

Nach 4 Uhr passirten wir den Rio Mozañe, der sich in den Malatengo ergießt. Auf der andern Seite desselben sind verschiedene Hütten errichtet, welche ein Lager der Arbeiter des amerikanischen Wegs bilden. Diese Camps sind gewöhnlich an reizenden Orten gelegen und bilden dann liebliche Landschaftsbilder.

Bei einem andern kleinen Flusse ohne Namen schlugen wir um 5½ Uhr unser Lager auf. Der Platz war schlecht gewählt, denn die Zahl der Rodadores überstieg hier alle Beschreibung und alles Glaubliche; zuweilen waren die Schwärme, welche sie bildeten, so dick, daß man sich auf einige Schritt Entfernung kaum sehen konnte. Dabei war ihr Summen so stark, daß es im Sprechen störte. Uebrigens verging einem das Sprechen schon deshalb, weil die Thiere dutzendweise in den geöffneten Mund hineinstürzten. Mit Sonnenuntergang verschwanden glücklicherweise die Quälgeister, und die nachfolgende größere Art erschien wenigstens nicht in derselben Masse. Wir hatten unser Zelt aufgeschlagen und befanden uns in demselben wohl und gegen den Nachtthau trefflich geschützt; allein wir hatten versäumt, einen von uns als Wache bei den Indianern zu lassen; deshalb fand es sich denn auch am Morgen, daß einer dieser diebischen Schlingel sich mit einem Sack Mundvorrath aus dem Staube gemacht hatte.

Mittwoch, 1. April. Um 10 Uhr vormittags kamen wir nach Sarabia, ein Ort, wo die Amerikanische Compagnie ein Hauptlager aufgeschlagen hatte, das aus drei Zelten und einigen Palmhütten bestand. Zwei Häuschen stehen im Bau begriffen und bilden den Anfang zu der projectiven großen Stadt, die bereits zum voraus den pompösen Namen Sarabia City erhalten hat. Von hier abwärts

ſteigend kamen wir zu dem Rio Sarabia, der breit und ziemlich tief iſt und ſich bei Malpaſo in den Guatzacoalco ergießt. Ueber denſelben haben die Amerikaner eine Brücke gebaut; dieſe iſt aber in ſo zerbrechlichem Zuſtande, daß niemand wagen wollte, darüber zu gehen, geſchweige zu reiten. Mein Koch entſchloß ſich, die Brücke zu paſſiren, und kletterte zu unſerer Beluſtigung auf Händen und Füßen von einem Knüppel zum andern. Auf der entgegengeſetzten Seite, nachdem wir ein kleines Palmgehölz durchritten hatten, eröffnete ſich vor uns eine weite, prachtvolle Prairie, die Ebene von Sarabia genannt. Einzelne Holzpflöcke bezeichneten die Richtung, welcher der Weg folgte. Hier und da hatte man die Erde geſchürft, um die verrichtete Arbeit zu zeigen. Bedauerlich iſt, daß man, ohne genaue Einſicht vom Terrain zu nehmen, einem alten Fußpfad der Indianer gefolgt iſt, der einen unnöthigen Umweg von anderthalb Stunden macht.

Nachdem wir abermals einen kleinen Fluß paſſirt hatten, lag eine hügelige Gegend vor uns, die mit vielen kleinen Eichen bewaldet iſt, welche unzählige Orchideen tragen. Hätte Cortez bei ſeinen beſchwerlichen Märſchen dieſe Orchideen näher unterſucht, ſo würde er nicht mehr nöthig gehabt haben, ſich über Waſſermangel zu beklagen. Dieſe Pflanzen ſind nämlich das ganze Jahr hindurch mit einem guten Waſſer angefüllt, das zwiſchen den Blättern ſteht und vom Thau herrührt. Eine große Orchidee lieferte uns meiſt eine Kürbisflaſche voll Waſſer, das durch ein Tuch geſeit, friſch und rein ſchmeckt.

Um 4 Uhr kamen wir zum Arroyo del Tigre — nicht zu verwechſeln mit dem Rio del Tigre, in den er ſich ergießt —, durchritten denſelben und zogen auf dem andern Ufer an einem hübſchen amerikaniſchen Camp vorbei. Der Weg führte von da während einer Stunde durch einen prachtvollen Wald zum Rio del Tigre Dieſer iſt ziemlich breit, war aber damals nur 1—2 Fuß tief. Eine halbe Stunde weiter unten vereinigt er ſich mit dem Arroyo del Tortuguero, der von da an den Namen Rio Jumuapa führt.

Am andern Ufer des Rio del Tigre, den wir bei der Furt

Paso de la Puerta durchritten hatten, schlugen wir unser Lager, trotz der unzähligen Rodadores, die über uns herfielen, auf.

Es war Nacht. Unser Thee war geschlürft, und behaglich streckten wir uns, einer neben den andern, unter unser Zelt, dicke Tabackswolken in die Luft blasend, um einigermaßen die unerträglichen Mosquitos zu verjagen.

Wir waren alle Weitgereiste; so erzählte denn jeder ein Jagd- oder Reiseabenteuer aus seinem Leben, bis einer nach dem andern verstummte und in tiefen Schlaf versank.

Um 9 Uhr weckte mich der Ruf: „Regen!" Dieses Wort brachte schnell alle auf die Beine, denn in unsern Verhältnissen war seine Wirkung eine ähnliche, als wenn in der Stadt der Ruf „Feuer!" erschallt. Noch fielen nur einzelne dicke Tropfen aufs Zelt, aber beim Leuchten des Blitzes erkannten wir die rabenschwarzen, schweren Wolken, welche das ganze Firmament bedeckten. Schneller folgten sich die Blitze, und der Donner rollte wachsend in stets kürzern Zwischenräumen, sodaß unsere anfänglich gehegte Hoffnung, das Gewitter möchte eine andere Richtung nehmen, von Secunde zu Secunde schwächer wurde. Unser Zweifel sollte auch nicht lange dauern. Zehn Minuten nach dem Beginn der ersten Tropfen öffneten sich die Schleusen des Himmels, die schweren Wolken entluden sich wie mit Einem Schlage über unsern Häuptern; ein vollständiger Wolkenbruch erfolgte. Unser Zelt hielt nichts mehr ab, und im Nu strömte das Wasser handhoch über unsere Betten, und die dabei niedergelegten Kleider wurden weggeschwemmt; unsere Sättel, Koffer, Kisten, kurz, das ganze Gepäck, lag bereits im Schlamm begraben, und dies alles ereignete sich viel schneller, als es sich erzählen läßt. Indessen folgte Blitz auf Blitz, von so furchtbaren Donnerschlägen begleitet, daß die Erde erzitterte. Wir hielten uns in der Mitte des Zeltes zusammengekauert, theils im Schlamm und Wasser sitzend, theils auf Knie und Elnbogen gestützt, unfähig, das Geringste zur Rettung unserer Effecten zu thun. Mitten im Toben der Elemente zischte vor uns ein Blitz zur Erde; ein Donnerschlag von solcher Macht begleitete ihn, daß wir betäubt wankten. Ein Baum, einer jener Riesen, dessen

Jugend längstvergangenen Jahrhunderten angehörte, stürzte mit lautem Krachen zur Erde, alle die unzähligen Parasiten, Lianen und Schlingpflanzen, deren Stütze und Ernährer er war, mit sich reißend. Das Getöse seines Sturzes übertönte auf einen Augenblick das Brüllen der Elemente. Eine rothe, unheimliche Feuerglut schlug gen Himmel auf und wurde ebenso schnell wieder vom Regenstrom erstickt. Der Riese hatte geendet; seine Vernichtung glich dem plötzlichen Sturze einer Dynastie.

Eine ewige Stunde hatten das Ungewitter, die Blitze und der Donner ohne Unterbrechung mit gleicher Macht getobt. Noch immer goß der Regen in Strömen; aber wir mußten dem selbst unbedeutenden Schutze des Zeltes entsagen, denn eine neue, viel schrecklichere Plage hatte sich eingestellt. Vom Instinct getrieben, hatten sich Mosquitos, Rodadores, Sandflöhe, Tausendfüßler, Skorpione und Taranteln nach dem Zelt geflüchtet und suchten auf unsern Körpern wie auf einer aus der Ueberschwemmung hervorragenden Insel Schutz und Wärme. Die Zusammenkunft und Berührung mit all diesem kriechenden, krabbelnden Gewürm in stockfinsterer Nacht war nicht nur unheimlich und unerträglich, sondern auch höchst gefährlich. So stellten wir uns denn, halb entkleidet, wie wir jeder von seinem Lager aufgesprungen waren, in den Regen, die Nacht, den Sturm hinaus.

Um Mitternacht ließ das ärgste Ungestüm des Gewitters nach, und wir versuchten, ein Feuer anzumachen, um unsere vor Nässe und Frost zitternden Körper zu erwärmen. Aber alles war durchnäßt, das Holz, die meisten Zunderbüchsen, ja bis auf meinen Taschenchronometer, den ich, dick eingewickelt, auf dem bloßen Leibe getragen hatte. Das Wasser war in denselben eingedrungen, und da stand er natürlich still. Dies war wol der herbste Verlust in dieser Nacht.

Verschiedenemal, wenn es uns mit größter Anstrengung gelungen war, ein kleines Feuer in Gang zu bringen, kam ein neuer Regenguß und löschte es wieder aus. Damit brachten wir abermals drei ewig scheinende Stunden zu. Wie oft richteten wir nicht den Blick nach Osten, zu sehen, ob das Grauen des neuen Tages

uns noch nicht bald Erleichterung bringe; aber unsere Nacht schien nicht enden zu wollen.

Um 3 Uhr gelang es uns, im Schlamm und Sumpf aus der grenzenlosen Verwirrung unsere Kiste mit Mundvorrath herauszufinden. Eine Flasche Catalan, der stärkste spanische Branntwein, den man sonst nur mit Wasser vermischt genießt, war im Nu geleert. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und es gelang uns, mit neuen Lebensgeistern beseelt, ein Feuer zu Stande zu bringen, das unsere Lage merklich verbesserte. Ja, wahrlich, die Nacht ist keines Menschen Freund. Sobald nur die Flammen des Lagerfeuers wieder lustig emporloderten, hob sich auch die Stimmung, und meine muntern Reisegefährten hatten schnell ihren pariser Humor wiedergefunden und eröffneten ein Kreuzfeuer in Calembourgs über unsere Situation, welcher eine komische Seite abzugewinnen doch gewiß schwierig war. Wir hatten jeder blos die zwei unentbehrlichsten Kleidungsstücke an, und über diese nasse, wollene Decken geschlagen; an ein Wechseln der Kleider war nicht zu denken, da wir nichts Trockenes mehr hatten, und es von Zeit zu Zeit wieder stark regnete. Beim Schein des Feuers erkannten wir den traurigen Zustand unsers Reiseequipements: die Kisten waren theils weggeschwemmt und umgeworfen, die Sättel der Pferde und die Packsättel der Mulas durchnäßt und ganz mit Schlamm überzogen, was namentlich bei den letztern, welche dick mit Heu ausgestopft sind, fatal ist, da sie mehrere Tage zum Trocknen brauchen.

Die Nacht endlich erreichte, wie alles, auch ein Ende.

Mit dem neuen Tage hörte der Regen auf, aber nur, um einer neuen Plage Platz zu machen. Von allen Seiten her überfielen uns Billionen von Rodadores und zerstachen uns so, daß bereits nach einer Stunde den meisten von uns Gesicht und Hände bis zur Unkenntlichkeit aufgeschwollen waren. Diese Qual war über alle Beschreibung groß; die meisten liefen wie toll umher, irgendwo Rettung suchend; aber überall hin folgten die ausgehungerten Mosquitos. Dazu überfiel uns alle große Müdigkeit, eine natürliche Folge der schlecht zugebrachten Nacht. Wir hielten nun Rath, was in dieser Lage zu thun sei. Hinter uns lag am

Rio del Tigre das Camp der Amerikaner; aber der Rio de Jumuapa trennte uns davon und ſchien es unmöglich zu machen, dahin zurückzukehren, da der Fluß durch den Regen zum reißenden Strome angeſchwollen war. Vorwärts zu gehen war ebenfalls ganz unmöglich, da die ſämmtlich durchnäßten Sachen ein ſo großes Gewicht hatten, daß die Mulas dieſelben nicht hätten ſchleppen können. Unter ſolchen Umſtänden mußten wir uns ins Unvermeidliche fügen und bleiben.

Obgleich der Himmel noch dick bewölkt war, und wir jeden Augenblick noch neuen Regen erwarten konnten, mußten wir doch den Verſuch machen, unſere Sachen zu trocknen. Unſere Betten glichen einem Haufen Moraſt; die Waffen, welche theilweiſe an einem Baum aufgehängt, theilweiſe neben unſern Lagerteppichen auf der Erde gelegen hatten, waren in einem erbarmungswerthen Zuſtand; am meiſten ging mir aber mein Chronometer zu Herzen. Eine Zeit lang hängten wir, wie fleißige Waſchweiber, unſere Sachen über geſpannte Stricke und Laſſos; aber der unaufhörliche Kampf mit den Inſekten rieb uns vollends auf, ſodaß wir um 1 Uhr nicht länger widerſtehen konnten und uns, wie wir waren, ein naſſes Bettuch über den Kopf gezogen, auf den moraſtigen Boden zum Schlafen hinlegten. Schon nach einer Viertelſtunde fing es von neuem an, ſtark zu regnen. Wir ſprangen auf und retteten die etwas abgetrockneten Sachen ſoviel als möglich unter das Zelt, aus dem uns wieder Millionen von Inſekten verjagten.

Um dieſer wirklich unhaltbaren Lage ein Ende zu machen, beſchloſſen wir, à tout prix den Fluß zu durchreiten und nach dem Lager der Amerikaner zurückzukehren. Da die Flüſſe hier ebenſo raſch verlaufen als ſie anſchwellen, durften wir ohnedies bereits auf eine Abnahme des Waſſers zählen. Somit ſattelten wir die Pferde mit den triefenden Sätteln, ließen zwei Diener beim Gepäck zurück, und ſtürzten uns in den Fluß. Die Höhe des Waſſers hatte wirklich ſchon abgenommen, ſodaß wir ohne Unfall durchkamen und nach einer Stunde im amerikaniſchen Lager anlangten.

Donnerstag, 2. April. Die Leute nahmen uns ſehr

freundlich auf. Leider aber hatten sie außer dem gastlichen Dache und Schutz gegen das Unwetter nichts weiter zu bieten; deshalb erheiterten sich ihre Mienen sichtlich, als wir einen unterwegs erlegten fetten Truthahn zum Vorschein brachten und in die gemeinschaftliche Küche ablieferten. Der Nachmittag verging uns recht behaglich. In der Mitte des Schuppens loderte ein erwärmendes Feuer, um welches wir, im Kreise gelagert, auf Bänken aus Rohrstäben gezimmert, „süßes, heiliges Vergessen" suchten. Gegen Abend, als die sämmtlichen Bewohner des Camp nach und nach sich um die gastliche Flamme versammelt hatten, schwand der Groll über unser Misgeschick, der wie düstere Wolken auf unserer Laune gelastet hatte, und die Sonne fröhlicher Scherze verklärte die Stirne der Wirthe wie der Gäste. Erst gegen Mitternacht streckten wir uns aufs neue auf die Rohrbänke, die uns merklich härter als bei unserer ersten Besitzergreifung vorkamen, und versuchten noch einmal, was Jugend und Müdigkeit über ein hartes Lager vermögen.

Freitag, 3. April. Ziemlich gerädert von dem Rohrroste, auf welchem wir ohne jede Unterlage eine Art Lattenstrafe verbüßt hatten, verließen wir am frühen Morgen das Camp, um nach Paso de la Puerta, unserm eigenen Lager, zurückzukehren, das wir seit gestern Abend nicht anders mehr als mit dem Namen Malcampo zu benennen einig geworden waren, wie die Nacht vom 1. auf den 2. April la noche triste hieß, gleich jener, die Cortez' Rückzug aus Tenochtitlan sah. Unsere Mulas waren beladen, unsere Waffen nothdürftig in brauchbaren Zustand versetzt, und mit frohem Herzen flohen wir Malcampo. Nach einer Stunde passirten wir den Arroyo del Tortuguero und lenkten in einen herrlichen Wald von Palmen, deren schmucke, luftige Wipfel sich hoch über die undurchdringlichen Laubmassen erhoben, welche in den Strom überhingen und seine Wellen stauten, während im Innern kostbare Nutzhölzer, wie Switonia mahagoni, Lignum vitae, Chico-zapote, Quiebra-hacha, Acacia, die Siphonia elastica (indischer Gummibaum) und andere mit den schlanken Palmenschäften abwechselten und durch das Gewebe der Schlingpflanzen mit tausend Blüten die Landschaft schmückten.

Gegen Mittag kamen wir wieder bei einem Camp der Amerikaniſchen Compagnie an, das unter der Direction eines deutſchen Ingenieurs ſtand. Hr. Frank empfing uns freundlich, theilte mit uns ſein Mittagsbrot, zu dem wir unſer Contingent an Wild beiſteuerten, und begleitete uns beim Aufbruch bis an die Grenze ſeines Reviers. Wir überſtiegen einen Bergrücken, welcher die Löſung der Hrn. Frank gegebenen Aufgabe ſchwierig gemacht hätte; allein mit voller Unparteilichkeit darf ich verſichern: es war die einzige rationell und mit Sachkenntniß und Berufstreue angelegte Strecke, die wir noch geſehen hatten. Allerdings hätte Hr. Frank ſich viele Mühe erſparen können, wenn es ihm von der Direction erlaubt worden wäre, dem Laufe eines Baches zu folgen; allein er mußte der ihm gegebenen Vorſchrift nachkommen. Als ich unter anderm auf den Uebelſtand zu ſprechen kam, daß die Arbeiter gezwungen ſeien, in weiter Entfernung ihr Trinkwaſſer zu holen, machte mich Hr. Frank auf die zahlreich vorhandenen Schlingpflanzen aufmerkſam und ſagte, indem er ein etwa 2—3 Fuß langes Stück der Cissus mexicana ſeines Waſſergehalts ſich entleeren ließ, der die untergeſtellte Calabaſſe vollſtändig füllte: „Mutter Natur hat uns freundlicher bedacht als die Direction.“

Vor Einbruch der Nacht erreichten wir die hübſche Anſiedelung unſers Reiſegefährten, Hrn. Meteyé. Ein luſtiges Haus aus Rohrſtäben mit Palmdach iſt jahrelang die erſte Behauſung des Anſiedlers, aber wenige mögen zu ſo frohen Hoffnungen berechtigen. Friſch, jugendlich, freundlich liegt es unter einem herrlichen Himmel, in einem Meere der köſtlichſten und reichſten Spenden einer jungfräulichen Erde. Aber wie viele Hände ſind nöthig, die Kräfte der Natur dem Geiſte des Menſchen dienſtbar zu machen! Wird der entnervte Indianer, der arbeitsſcheue Mexicaner ſich gewinnen laſſen, zur Herſtellung einer andern Ordnung der Dinge mitzuwirken?! Mit dieſen Bedenken im Herzen boten wir unſerm freundlichen Wirthe die Hand, als wir im Begriff waren, dem Schlafe unſere eigenen Kräfte zur Herſtellung zu übergeben, und genoſſen eine Ruhe, wie wir ſie nun ſchon lange nicht mehr gefunden hatten.

Sonnabend, 4. April. Wir waren nur eine Stunde von Suchil entfernt. Die Sonne ſchien warm und freundlich. Wir brachten den Morgen damit zu, unſere Kleider, Decken, Betten u. ſ. w. vollends zu trocknen, die Waffen vom Roſt und Schmuz zu reinigen und überhaupt alle Andenken unſerer noche triste zu entfernen. Nach dem Mittagsmahle brachen wir auf und erreichten um 3 Uhr das vielbeſprochene Suchil. Mehrere Breterhütten und Zelte am Ufer des Guatzacoalco bilden die zukünftige Stadt. Sie iſt einſtweilen nur von Beamten der United-States-Road-Company bewohnt, unter denen ein Zuſtand herrſcht, der ſich nur mit der Formel höchſter Anarchie: Omnes contra omnes, bezeichnen läßt und die Folge der Gewiſſenloſigkeit iſt, mit welcher die Direction der Geſellſchaft ihre Beamten im Stiche läßt. Das Ausbleiben der zur Zahlung der Gehalte nöthigen Fonds hat das Band des Gehorſams, die Macht der Autorität, der Pflicht und Ehrlichkeit aufgelöſt. Wir fanden hier dem Verderben preisgegebene Vorräthe an Lebensmitteln und andern Gegenſtänden, deren Mangel die Arbeiter und Chefs der innern Stationen zur Verzweiflung bringt, und mit denen hier der abſcheulichſte Unterſchleif faſt offen geſchieht; denn in Chihuitan wurden mir von einem Beamten Gegenſtände zum Kauf angeboten, welche ohne Frage das Eigenthum der Compagnie waren. Beamter oder Nichtbeamter, Fremder oder Nichtfremder, alle werden, wenn die Verhältniſſe es geſtatten, auf gleiche Weiſe geprellt und ausgebeutet, und ein Koch, der uns aus unſern eigenen Vorräthen ein Mittageſſen bereitete, dem er nur etwas Brot zulegte, rechnete dafür die beſcheidene Summe von 12 Peſos (30 Gulden).

In einem Zelte, das wir aufſchlugen, erwarteten wir die Ankunft unſerer Barke. Endlich kam ſie, aber — zu klein, um alle aufzunehmen. Sie beſtand übrigens aus nichts anderm als einem ausgehöhlten Baumſtamm, denn die ſpaniſche Civiliſation hat während dreier Jahrhunderte den Schiffbau, inſofern der Transport und Reiſende dieſer Kunſt bedurften, nicht über die erſten Erfindungen derer hinausgehoben, welche „die gehöhlte Fichte zuerſt dem unwirthlichen Ocean anvertrauten“. Endlich gelang es, noch

ein zweites Canot aufzutreiben, das einen Theil der Ladung faſſen konnte, und wir glaubten, am frühen Morgen flott zu werden, allein

Der König ſagte: Segle!
Der Wind jedoch ſprach: Nein!

Als Hr. Laſond in aller Frühe noch einmal ſich von der guten Ausführung unſerer Anordnungen überzeugen wollte, fand er die Bude der Matroſen leer und die Canots ohne Aufſicht. Fluchend ſahen wir ihn auf die Pferde losſtürzen, in den Sattel ſich werfen und verſchwinden, ehe wir noch die Natur des Ereigniſſes kannten, das uns bedrohte. Da meldeten die Mozos, daß die Bogas durchgegangen ſeien. Im Nu ſaßen auch wir andern im Sattel und ſprengten Hrn. Laſond nach, der die Flüchtlinge aber bereits erreicht und zum Stehen gebracht hatte. Als die Kerle unſere Geduld erſchöpft und uns ſelbſt entſchloſſen ſahen, mit Gewalt ſie zur Löſung ihrer Verbindlichkeit zu zwingen, wurden ſie nachgiebig und erklärten ihre Flucht als vom Hunger eingegeben. Die Unterſuchung ergab, daß ſie ihre ſämmtlichen Speiſevorräthe, welche ihnen für volle vierzehn Tage, und noch dazu ſehr reichlich, zugemeſſen waren, in fünf Tagen bis auf die letzte Krume aufgefreſſen hatten. So war es 8 Uhr morgens geworden, und ſtatt längſt im bewimpelten Schifflein getragen zu werden, mußten wir uns nach Zwieback umſehen und uns nochmals von den Beamten der Amerikaniſchen Compagnie ſchinden laſſen.

Das iſt die ſo oft gerühmte Genügſamkeit des Indianers! Wenn er auf eigene Koſten lebt, iſt er bis zur Unglaublichkeit frugal; ſobald er aber auf anderer Koſten lebt, kann er ebenſo viel zu ſich nehmen und vertragen, als ſechs gewöhnliche Sterbliche.

Als wir endlich zum Abſtoßen bereit waren, ſtand ein junger Menſch von 16—17 Jahren, mit einem kleinen Bündel auf dem Arm, am Ufer. Er ſagte zwar nichts, allein ſein wehmüthig flehender Blick ging mir zu Herzen. Ich ſprach ihn engliſch an und fragte, ob er ein Anliegen habe. Ermuthigt, bat er, ihn mitzunehmen; er ſei ein Engländer, und zu Fuß von Nicaragua gekommen. Krank und elend, wie er ausſah, dauerte er mich, und ich hieß

ihn einsteigen. Auf der Reise hatte ich manche Last mit ihm, denn er hatte das Fieber in hohem Grade, und besaß nicht einmal eine Decke, um während der Froststadien sich einzuwickeln. Ich überließ ihm einen Theil meines Bettes und sorgte für ihn, so gut es geschehen konnte. Trotz alledem kam nicht ein einziges mal ein Wort des Dankes über seine Lippen, und in Minatitlan verschwand er wie ein Schatten.

Die Ufer des Guatzacoalco zeigen die schönsten Laubpartien. Die Stämme der köstlichsten Bäume sind durch undurchdringliches, grünendes Bambusdickicht verborgen, über welches nur ihre stolzen Kronen hervorragen. Dieses Bambusrohr bildet häufig eine mehrere Meilen lange Schlechte, welche das Wasser förmlich anstauet und wie das beste Pfahlwerk das Betreten des Ufers unmöglich macht. Dieser Gürtel von Bambus hat meist eine Breite von 50—100 Fuß, und wehe dem, der sich darin verirrt hat! Denn trotz der scheinbar geringen Entfernung wird es ihm selten möglich, den festen Boden wieder zu erreichen, da die mehr als fingerlangen, gekrümmten, eisenharten Dornen der Bambusse jeden Schritt, ja jede Bewegung beinahe unmöglich machen. Tiefer im Innern schlingen sich an den mächtigen Stämmen riesenhafte, mannsdicke Schlingpflanzen empor, und wie das Tauwerk eines Schiffs spannen sich ihre Arme von einem Stamm zum andern. Gleich riesigen Schlangen haben die sogenannten Palomato (Baumtödter) ihre erstickenden Ringe um 3—5 Fuß dicke Stämme geschlungen und dieselben entweder durch ihre Last gebrochen oder langsam erdrückt.

Die Wälder sind reich an den kostbarsten Bäumen. Zahlreich ist hier der Gummibaum (Siphonia elastica) vertreten, der manchmal ganze Strecken erfüllt und nur des Menschen zu harren scheint, um ihn von seiner weißen Milch, von der er strotzt, zu befreien. Diese Milch ist eben das unentbehrlich gewordene Kautschuk, das erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als eine große Seltenheit nach Europa kam, ohne daß man seinen Ursprung kannte, bis Lacondamine am Amazonenstrom in Erfahrung brachte, daß es von einem Baum herrühre, und dreißig Jahre später, 1768,

Anblet die erste Abbildung und Beschreibung des Baums lieferte. Die Gewinnung des Kautschuk, wenn es hier jemand einfällt, denselben einzusammeln, geschieht auf die leichteste Weise. In die Rinde des Baums wird ein ringförmiger, nach einer Seite geneigter Einschnitt gehauen; da wo derselbe am tiefsten ist, steckt man ein Stückchen Holz in den Baum, an welchem nun alsbald der Milchsaft in ein untergestelltes Gefäß herabläuft. Da diese Bäume nahe am Flusse stehen, so bietet auch der Transport der mit Gummi gefüllten Fässer gar keine Schwierigkeit, und es wäre somit leicht, hier in kurzer Zeit durch diesen Handelsartikel allein große Reichthümer zu erwerben, denn bekanntlich gibt es in letzterer Zeit keinen gesuchtern Handelsartikel als Kautschuk. Wenn man noch vor 60—70 Jahren das Gummi-elasticum zu nichts anderm als zum Auswischen von Bleistiftstrichen auf dem Papier zu verwenden wußte, so scheint es jetzt berufen, mit Eisen und Glas die wichtigsten Stellen in der Industrie und Kunst einzunehmen, und wozu wird es heute nicht mehr verwendet?

Anders als der Gummibaum tritt der ebenfalls durch sein schönes Holz berühmte Mahagonibaum auf. Er bildet nie zusammenhängende Wälder, sondern erhebt, einzeln stehend, seine hellere Laubkrone bis zu einer Höhe von 60 Fuß über das Dickicht, welches seinen Stamm umgibt.

Außer diesen sind es noch, wie wir bereits im frühern Abschnitt gesehen, unzählige andere Bäume, welche hier als unberührte Schätze des Augenblicks harren, wo ihre köstlichen Hölzer der Industrie überliefert werden.

Um 10 Uhr erreichten wir die Mündung des Rio Jaltepec, der nach meinen Beobachtungen und Erkundigungen, die ich an Ort und Stelle einzog, der Hauptstrom des Isthmus ist; denn außerdem, daß der Guatzacoalco bei seiner Vereinigung mit dem Jaltepec seine eigene Richtung aufgibt und im Bette des Jaltepec weiter fließt, ist auch die Wassermenge des letztern viel bedeutender, denn er behält selbst in der trockenen Jahreszeit immer noch 4—5 Fuß Tiefe, während der Guatzacoalco kaum 2—3 Fuß in derselben Periode hat.

Seitdem beide Ströme ihren Waſſergehalt vereinigt haben, hören die Gefahren, welche von den Sand- und groben Kiesanhäufungen der Schiffahrt erwuchſen, zum Theil, und beſonders für kleinere Fahrzeuge, auf; aber nun erfordern die vielen Baumſtämme, welche im Strome treiben und wegen der Schwere ihres Holzes meiſt vom Waſſer bedeckt ſind, neue und vermehrte Vorſicht bei Booten, wie das unſerige. Und doch iſt ein ſolches Canot ein ſicherers Vehikel als das beſtgebaute Schiff, das je eine Rhede verließ. Zu dieſer Betrachtung veranlaßte mich das halb im Sand und Kies vergrabene Dampfboot Leonora, das von der Amerikaniſchen Compagnie den Fluß hinauf nach Suchil geſchickt worden war, und nun ſchon ſeit vier Monaten hier liegt in Erwartung des zum Schwimmen nöthigen Waſſers von 5 Fuß Tiefe. Wir gingen an Bord und fanden die ganze Equipage bis auf den Kapitän und den Ingenieur zerſtoben. Die unfreiwilligen Eremiten empfingen uns freundlich, und vergaßen ihre Langeweile und Entbehrungen, ſolange uns das leibliche Frühſtück, das unſere Vorräthe beſtritten, vereinigte.

Eine halbe Stunde unterhalb des geſtrandeten Dampfers ſollten wir eine Stromſchnelle finden, von der ich mir nach der Sorge unſerer Bogas eine hohe Vorſtellung gemacht hatte; doch konnte ſie keinen Vergleich mit der unbedeutendſten des Nil aushalten.

Es iſt ein fruchtloſer Verſuch, die Schönheit dieſer üppigen Wildniß beſchreiben zu wollen, wo duftige Blütentrauben über kryſtallhellen Wellen ſchaukeln und tauſend Arten von Schlinggewächſen, mit Blumen bedeckt, ſich an den mächtigen Stämmen der bis 10 Fuß im Durchmeſſer haltenden Ceibas hinaufranken, als Guirlande von Krone zu Krone ſich hinüberſchwingen und, in reicher Fülle niederſteigend, phantaſtiſche Bogen, Lauben und Hallen bilden, unter deren Schirmdach hundert kleine Flüßchen und Bäche dem großen „Vater der Ströme" den Tribut ihrer Berge zutragen. Waldungen, auf deren Boden kein Strahl der Sonne dringt; rieſige Bejucos, von Titanenarmen zum Lichte emporgehoben; die Pracht der Orchideen, das Rauſchen der Stromſchnellen, der Geſang der befiederten Bewohner der Wälder: alles vermehrt den Zauber einer Scenerie wie die am Ufer des Guatzacoalco, auf deſſen Wellen

unſer Canot trieb, ein Wunder den Affen, die unſerer Barke mit neugierigen Augen nachſchauten.

Um 5 Uhr kamen wir bei der Anſiedelung eines Amerikaners, Hrn. Brewer's, an. Auf einem ſteilen Hügel, der ſeinen Fuß in den Wellen des Guatzacoalco badet, erhebt ſich ein aus Steinen ſolid aufgeführtes Wohngebäude, und einige Indianerhütten liegen vereinzelt in geringer Entfernung, von Aeckern und Anpflanzungen umgeben. Wir ließen die Barken unter der Hut eines europäiſchen Dieners und kletterten auf einem jähen und ſcheinbar nicht allzu betretenen Pfade den Hügel hinan. Das Haus zeigte ſich als ein ziemlich feſtes Gebäude, mit maſſiven Mauern, vergitterten Fenſtern und einer einzigen, aber ſtarken Thür. Es war von einem kleinen und ziemlich vernachläſſigten Garten umgeben, der die Plateforme des Hügels bildete, auf dem das Wohnhaus ſtand. Auf der Schwelle des Hauſes trat uns die rieſige und koloſſale Herrin der Anſiedelung, Frau Brewer, mit der Bemerkung entgegen, daß Hr. Brewer nicht zu Hauſe ſei, auch erſt in einigen Tagen erwartet werde. Indeſſen ließen wir uns weder durch die männliche Figur noch durch das ungaſtliche Schnuppern der großen Hunde abhalten, an die Hausfrau die Bitte zu ſtellen, in ihrem Hauſe, aber von unſern eigenen Vorräthen, uns ein Nachteſſen bereiten zu dürfen. Ein ſolches Verlangen konnte nicht füglich abgeſchlagen werden. Während aber meine Begleiter der Herſtellung unſers Souper oblagen, machte ich einen Ausflug in die Umgebung und ſprach bei einem Indianer ein. Hier erfuhr ich, daß Hr. Brewer vor ungefähr zehn Jahren hierherkam und von dieſem Hügel in höchſt eigenem Namen Beſitz ergriff, ohne ſich um die Regierung zu kümmern, in deren Territorien der Hügel liegt. Sein Gewerbe iſt nicht Ackerbau, ſondern der An- und Verkauf von Indianern. Es ſcheint unglaublich, daß in einem republikaniſchen Staate, der grundſätzlich die gleiche Berechtigung aller Bewohner und aller Raſſen und Farben anerkennt, ein Handel beſtehen könne, durch den ein Theil ſeiner Bürger der Sklaverei anheimfällt. Und doch iſt die Thatſache vollkommen richtig, und wird folgenderweiſe erklärlich:

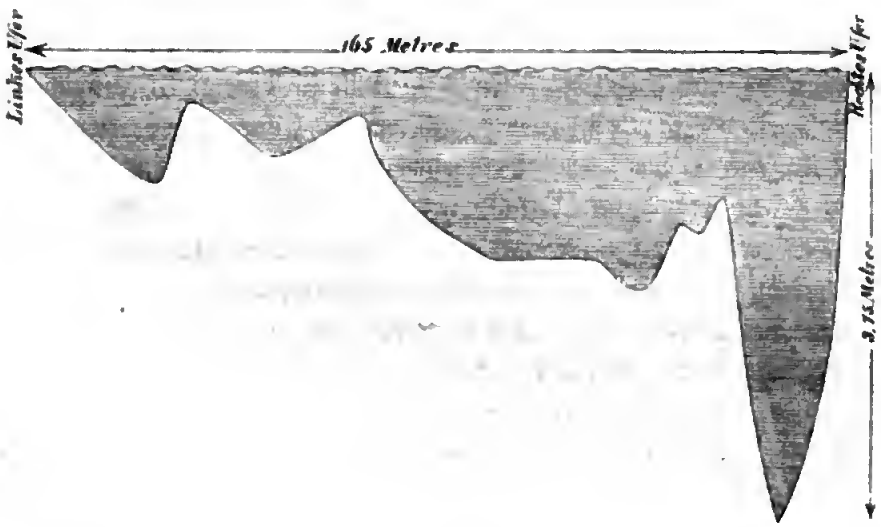
Die meiſten Indianer, welche in der Nähe von Haciendas wohnen, ziehen es vor, ſich in den Anpflanzungen als Tagelöhner zu verdingen, ſtatt auf eigene Fauſt für ihren Lebensunterhalt ſorgen zu müſſen. Es iſt dies eine ganz natürliche Folge ihres ſorgloſen und leichtſinnigen Charakters, der ſie nie daran denken läßt, von ihrem täglichen Erwerb irgendetwas für außerordentliche Fälle zurückzulegen. Im Gegentheil, der Wochenlohn reicht nicht aus, ſondern wird am Sonnabend und Sonntag meiſt verraucht und vertrunken, und für die übrigen Bedürfniſſe an Kleidern, Fleiſch, Wachslichtern für die Heiligen u. ſ. w. muß der Credit in der Tienda (Kaufladen) des Guts herhalten. Tritt aber zu dem noch ein beſonderes Ereigniß, eine Hochzeit, eine Kindtaufe, ein Begräbniß ein, ſo wird der Herr des Guts um baare Vorſchüſſe angegangen, da die Kirche und der geiſtliche Herr nichts auf Borg geben.

Dieſe ſämmtlichen Schulden, welche der Indianer auf dieſe Weiſe beim Gutsherrn contrahirt — denn der Kaufladen gehört ja ebenfalls letzterm —, ſollen durch Arbeiten des Schuldners abgetragen werden; allein da er deshalb weder von ſeiner Sorgloſigkeit noch von ſeiner angeborenen Trägheit abläßt, wie der Gutsherr dies wohl weiß, ſo bleibt der Indianer auch quasi als Fauſtpfand in der Gewalt ſeines Brotherrn, der mit ſeinen Vorſchüſſen nun auch nicht weiter geht, als eben nöthig iſt, um den Indianer ſtets in derſelben Abhängigkeit zu erhalten, wobei die Kinder ebenfalls ſolidariſch für den Vater haften. Hat nun ein Mann, wie z. B. Hr. Brewer (und deren gibt es viele), eine Anzahl dieſer leichtſinnigen Indianer durch Vorſchüſſe von Branntwein, Cigarren, elenden baumwollenen Stoffen u. dgl. m. in ſeine Gewalt gebracht, ſo ſucht er einen Hacendado oder Coloniſten, welcher arbeitende Arme und Hände gebraucht, und tritt dieſem, gegen Vergütung der Schuldforderung, welche auf jedem Kopfe laſtet, und mit Hinzuſchlag eines kleinen Nebenprofits, die von ihm gewünſchte Anzahl Indianer ab. Letztere haben hierzu zwar ihre Zuſtimmung zu geben, allein da ſie keine andere Alternative haben, als entweder ihre Schuld zu bezahlen, was ſie nicht können, oder ſich an

den neuen Herrn abtreten zu laſſen, ſo iſt dieſe Einwilligung eine leere Form, und ſie müſſen ruhig in die Sklaverei gehen.

Man ſollte nun denken, das Beiſpiel ſolcher Vorfälle ſollte die übrigen belehren, ſie abſchrecken in dieſelbe Falle zu gehen. Durchaus nicht. Leichtſinn und Sinnlichkeit beherrſcht dieſe Unglücklichen ſo vollſtändig, daß ſie ſelbſt mit der Perſpective lebenslänglicher Sklaverei dem Anblick einer Flaſche Branntwein oder einer Hand voll Cigarren nicht widerſtehen können.

Die Geſchwindigkeit des Stroms, welche ich maß, beträgt $1\frac{1}{2}$ Meile pro Stunde. Die Breite des Fluſſes, vom Fuße des Hügels, auf welchem Hrn. Brewer's Haus ſteht, bis zum jenſeitigen Ufer, berechnete ich trigonometriſch auf 165 Meter, und indem ich in Abſtänden von 5 Meter die Tiefe quer ſondirte, erhielt ich das untenſtehende Profil des Strombettes.



Mittlerweile war es Nacht geworden, und die Frage, wo wir unſer Nachtlager aufſchlagen könnten, lag uns nahe, noch näher aber deren Beantwortung durch Frau Brewer, die unſere Frage gar nicht abwartete, ſondern uns zu verſtehen gab, daß wir die

Nacht unmöglich in ihrem Hauſe zubringen könnten. So kletterten wir nach eingenommenem Mahle den ſteilen Hügel hinab, unter Betrachtungen über den Unterſchied zwiſchen der chevalereſken Gaſtfreundſchaft der ſpaniſchen Raſſe und dem ſchmuzigen Krämergeiſt der Yankees.

Bei unſern Booten angekommen, erwartete uns ein neuer Verdruß. Die indianiſchen Matroſen hatten unſere Abweſenheit benutzt und, trotz der Gegenwehr meines deutſchen Dieners, ſich der Vorräthe bemächtigt, nachdem ſie ſich betrunken hatten. Wir kamen noch gerade zur rechten Zeit, um ſie zu verhindern, mit den geſtohlenen Lebensmitteln durchzugehen.

Nachdem die Ruhe einigermaßen wiederhergeſtellt war, ſchlugen wir unſer kleines Zelt auf und verſuchten zu ſchlafen; allein die betrunkenen, ſtreitenden Indianer hinderten uns zuerſt daran, und gegen Mitternacht fiel ein ſo ſtarker Regen, daß wir gezwungen wurden, eiligſt mit unſern Decken in eine naheſtehende Hütte zu flüchten, in welcher aber bereits ſchnarchende Indianer, Flöhe, Mosquitos und Ungeziefer aller Art in Maſſe Aufenthalt genommen hatten. Zum Liegen fanden wir auch wirklich keinen Platz; wir rollten deshalb unſere Decken auf und ſetzten uns darauf. Dennoch blieb dieſe Hütte der einzige Zufluchtsort für die Nacht. Der Regen goß in Strömen nieder, und an ein Schlafen war nicht zu denken. Fieberfroſt ſchüttelte meine Glieder, und die Mosquitos und Flöhe thaten das ihrige, daß keiner von uns ein Auge ſchloß, ſondern mit Ungeduld das Grauen des Tages erwartet wurde.

Der Morgen war nicht freundlicher als die Nacht: der Himmel war grau; von Zeit zu Zeit regnete es ſtark.

Angenehm war es unter ſolchen Umſtänden nicht, eine Waſſerfahrt in offenem Canot zu machen; aber ebenſo unangenehm iſt es, in einer ſchmuzigen Hütte, wie dieſer, allem möglichen Ungeziefer preisgegeben zu ſein, und außerdem reichte am Lande die anſtrengendſte Wachſamkeit von unſerer Seite nicht aus, die Bogas am Trinken und Durchgehen zu hindern. So beſchloſſen wir, uns einzuſchiffen, und verließen um 9 Uhr unſern Ankerplatz.

Die Schwäche, welche auf meinen Fieberanfall gefolgt war, und der Regen, welcher unſer Canot halb anfüllte und uns bereits bis auf die Haut durchnäßt hatte, machte unſern Zuſtand äußerſt ungemüthlich und legte den Wunſch nahe, bald irgendeine menſchliche Niederlaſſung zu gewahren, welche Zuflucht vor dem Regen, einen trockenen Ort zum Liegen und zum Ausrecken unſerer Glieder, und dabei die Möglichkeit, die Bogas am Durchgehen zu verhindern, bieten könnte. Allein alle Ufer des Fluſſes waren bis ans Waſſer dicht bewaldet und unbewohnt.

Schon war es 4 Uhr nachmittags geworden. Unaufhörlich ſtürzte der Regen nieder, und mit Grauen ſahen wir der Nacht und damit der Ausſicht entgegen, dieſelbe abermals in einem troſtloſen Zuſtande, ohne Obdach, hungerig, triefend, ſchaudernd vor Froſt und vielleicht alle vom Fieber erfaßt, zubringen zu müſſen; in der That eine traurige Perſpective! Allein der Himmel erbarmte ſich unſer. Um 6 Uhr entdeckten wir nahe am Ufer eine Lichtung des Waldes, ja wir glaubten ſogar ein Palmdach erkennen zu können. Noch befürchtend, dieſes letztere möchte, gleich einer Fata-Morgana, wieder verſchwinden, lenkten wir die Barken ans Ufer, arbeiteten uns mühſam durch das Sumpfgeſtrüpp bis auf die Höhe, und ſiehe da! zu unſerm unendlichen Entzücken lag eine nagelneue, reinliche und geräumige Hütte vor uns. Das Innere, wenn man den nach allen Seiten offenen, blos vom Palmdach bedeckten Raum ſo nennen kann, war trocken und ſauber; der gereinigte Boden mit Sand bedeckt, und alles ſchien zum Empfang eines neuen Herrn vorbereitet; ſelbſt das trockene Brennholz unter Dach zu bringen, war nicht vergeſſen worden. Vergebens ſahen wir uns nach dem eigentlichen Herrn dieſes Etabliſſements um, das uns wie ein Palais erſchien; aber niemand war zu finden. So nahmen wir denn ohne weiteres Beſitz und inſtallirten uns beſtens. In kurzem loderte ein helles Feuer, welches einen dreifach wohlthätigen Zweck erfüllte, es trocknete und erwärmte uns behaglich, diente zur Beleuchtung: denn es war inzwiſchen Nacht geworden, und bald briet es zwei Hokkos am Spieß, die unſere Mahlzeit bilden ſollten.

Es iſt dem Menſchen angeboren, daß ſein Gefühl und ſeine Sehnſucht ihn in Himmelsfernen trägt,

Wenn über ihm im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat ſtrebt;

doch iſt er auch bisweilen ſelig froh, ein ſolides Dach über ſeinem Haupte zu haben, das da wäre eine Scheide zwiſchen Waſſern und Waſſern, den Fluten des Himmels und den Fluten der Erde, und wie wir in die gaſtliche Flamme eines flackernden Feuers blinzeln zu dürfen. Alma flamma, Jupiter mihi atque Egeria!

Alle Sorgen, alle Entbehrungen waren vergeſſen; die Schatten des Unmuths ſchwanden von der Stirn, und heitere Scherze floſſen von den Lippen, als erſt die „ſüße Begier nach dem leckern Mahle geſtillt war“. Die Nacht war ſchon weit vorgerückt, als wir uns feſter in unſere Decken hüllten und, um das Feuer geſtreckt, uns von Gedanken an die ferne Heimat und die fernen Lieben in das ſüße Land der Träume und des Schlafes tragen ließen.

Dienstag, 7. April. Es war lichter Tag, wenn auch kein heller Morgen, als wir erwachten. Noch hatte der Regen nicht aufgehört; aber es ſchien, des Himmels Vorrath gehe zur Neige. So rüſteten wir uns zum Aufbruch.

Die Ufer waren beiderſeits, wie bisher, mit dichtem Urwald bedeckt; aber allmählich erſchienen einzelne Palmen, auf deren ſchwankenden Kronen der Blick gerne von der Monotonie des übrigen Bildes ausruhte. Die Uferränder waren meilenweit mit undurchdringlichem Bambusgeſtrüpp eingefaßt, gleichſam das Betreten des jungfräulichen Bodens zu wehren, und wehe demjenigen, der dieſen Cordon von Bambus zu durchbrechen wagt, denn lange, gekrümmte und ſtarke Dornen erfaſſen ihn und laſſen nicht los, ohne ein Stück Kleidung oder Haut zurückzubehalten.

Um Mittag erreichten wir eine kleine Anſiedelung von Holzſchlägern. Es iſt nicht leicht, ſich von dem mühevollen, an

Entbehrungen reichen Leben dieſer Leute eine Vorſtellung zu machen. Fern von aller menſchlichen Geſellſchaft, den Unbilden des Wetters, den Ueberſchwemmungen, dem Mangel an allem und jedem Comfort, und namentlich den unausgeſetzten Stichen der Mosquitos preisgegeben, führen ſie eine Exiſtenz ſchlimmer als das Thier des Waldes. Meiſtens ſind es Meſtizen und Mulatten, welche die von ihren ſpaniſchen Aeltern ererbte Gewinnſucht, gepaart mit des Indianers Hang nach Ungebundenheit, dieſe Lebensweiſe jeder andern hat vorziehen laſſen.

In der Hütte fanden wir, außer einem ältern Mann, eine Frau und ein junges Mädchen von 15—16 Jahren. Der Mann empfing uns freundlich, und ſtellte mit ſpaniſcher Höflichkeit ſein Haus, wie er es nannte, zu unſerer Verfügung. Mit wohlthuender Gaſtfreundſchaft brachte er uns Tortillas und einige gebackene Fiſche herbei; es war alles, was er anbieten konnte, aber der gute Wille war nicht zu verkennen und bildete den ſchärfſten Gegenſatz zu der filzigen amerikaniſchen Aufnahme in Brewer's Haus.

Das kleine Mädchen lag auf einem der als Bettſtellen dienenden Rahmen, das Geſicht und alle bloßen Theile des Körpers ſchrecklich entſtellt. Auf unſere theilnehmende Frage erfuhren wir, daß die Mosquitos das arme Weſen in dieſen Zuſtand verſetzt hatten. Selbſt meine in Afrika gemachten reichen Erfahrungen über Mosquitos hatten es mir noch nicht glaublich gemacht, daß die Stiche dieſer Inſekten den Tod eines Menſchen herbeiführen könnten; in Amerika jedoch hatte ich häufig die Beſtätigung gehört, und ebenjetzt ſahen wir ein neues Beiſpiel davon. Die nur wenig bekleideten Bewohner dieſer Striche werden nämlich am ganzen Körper zerſtochen, die Stiche verurſachen nach den erſten Schmerzen heftiges Jucken, und da die Leute ſich nicht enthalten können, zu kratzen, löſt ſich die Epidermis ab und es entſteht ein Wundfieber, welchem ſie raſch erliegen.

Nachdem wir wieder eingeſtiegen und den Lauf des Fluſſes weiter verfolgt hatten, hörten wir plötzlich das laute Schreien eines Brüllaffen, welchem bald aus verſchiedenen Richtungen geantwortet

wurde. Man kann ſich über dieſen Ton, ſelbſt auf Meilen Entfernung, nicht täuſchen. Er gleicht dem Brüllen des Tigers an Stärke, dem des Ochſen an Tiefe und dem Bellen des Hundes an Ausdruck. Unverzüglich ließen wir die Barken anlegen, um Jagd auf die Thiere zu machen. Nachdem wir mit vieler Mühe uns mit Machetes einen Weg durch das dicke Geſtrüpp gebrochen hatten, folgten wir dem Gebrüll und fanden nach einer halben Stunde einen großen Baum, auf deſſen Zweigen eine ganze Familie dieſer Thiere ſaßen. Es war ein ſehr ergötzliches Schauſpiel, dieſe großen und ſchönen Vierhänder zu beobachten, die, ohne die geringſte Furcht zu zeigen, die höchſten Aeſte verließen, um uns in größerer Nähe bequemer muſtern zu können. Sie zeigten über unſern Anblick das höchſte Erſtaunen, legten ſich flach über einen Aſt, und mit den Händen geſticulirend, ſchienen ſie ſich gegenſeitig die Frechheit dieſer Eindringlinge ſchildern zu wollen. Dieſe gegenſeitigen Demonſtrationen ſchienen nach und nach das anfängliche Erſtaunen in Zorn zu verwandeln und ſie zu Feindſeligkeiten zu ermuthigen und anzuregen. Einzelne ſprangen auf ſchwächere Aeſte, ſchüttelten dieſelben drohend mit beiden Händen, und ſtießen von Zeit zu Zeit einen rauhen Gutturalton aus. Der größte und, wie es ſchien, einflußreichſte von ihnen, ſprang endlich in ſeinem Eifer auf einen dürren Aſt, der unter ihm brach und ihn ins Fallen brachte; aber noch lange ehe er den Boden erreichte, hatte er mit dem geſchickten Greifſchwanz einen andern Zweig erfaßt und im Nu die Höhe wieder erklettert. Wir waren über dieſes Manöver in lautes Lachen ausgebrochen; dieſe Verhöhnung ihres Anführers ſchien aber den ganzen Stamm tief zu empören, denn jetzt ſchritten ſie zum Gebrauch ihrer Angriffswaffen und eröffneten mit ihren Excrementen ein wahres Kreuzfeuer gegen uns.

Lange Zeit, nachdem wir uns aus ihrer Schußweite gezogen, fuhren wir noch fort, die intereſſanten Thiere zu beobachten; am Ende aber mußten einige von ihnen der zoologiſchen Sammlung zum Opfer fallen.

Ein großes, altes Männchen ſtürzte erſt auf den dritten Schuß; dennoch war es noch nicht todt. Mit vollſtändig menſchlicher Ge-

berde legte ſich der Geſtürzte auf der Erde nieder, den Kopf in die Hand geſtützt, bis er verendete. Ein großer zweiter Affe, den wir ſchoſſen, blieb auf dem Baume, indem er ſich der Länge nach auf einen dicken Aſt niederlegte, und war trotz verſchiedener Kugeln nicht zu erlangen, bis es einem der Diener gelang, an einer Schlingpflanze, welche wie eine Strickleiter vom Baume herabhing, hinaufzuklettern und das Thier hinabzuſtoßen. Nach dieſem erlegte ich noch zwei ganz junge, welche die Mutter mit ſich herumgetragen hatte. In der Regel haben ſie blos ein Junges, und der Fall, daß ſie Zwillinge gebären, gehört zu den Ausnahmen. Die Mutter ſowie drei bis vier Angeſchoſſene entkamen.

Dieſer größte amerikaniſche Brüllaffe, hier Zambo genannt (Cebus chrysurus Fisch., Mycetes chrys. Schreb., Stentor chrysur. Is. Geoffr. St.-Hil., auch Mycetes Caraga Wagn.), iſt über einen großen Theil des warmen Südamerika, über Centralamerika und einen Theil von Mexico verbreitet. In den Wäldern am Guatzacoalco ſoll er häufig vorkommen. Er hält ſich ſtets in Familien zuſammen, welche morgens, eine Stunde vor Tagesanbruch, anfangen, ihre Stimmen ertönen zu laſſen; zugleich ſetzt ſich die Familie in Bewegung und wandert mit der nur den Affen mit Greifſchwanz eigenthümlichen Geſchicklichkeit von Baum zu Baum, die aus Früchten aller Art beſtehende Nahrung einzunehmen. Eine Stunde nach Sonnenaufgang iſt die Wanderung für den Tag beendet; die Familie läßt ſich auf einem hohen Baume nieder und bringt den Tag damit zu, ſich das Ungeziefer abzuſuchen, zu ſchlafen und von Zeit zu Zeit zu ſchreien. Häufig kommen während des Tags die andern kleinern, weit beweglichern Affenarten in die Nähe und necken die Zambos; dieſe aber benehmen ſich dabei wie alte Leute gegen Kinder, indem ſie von Zeit zu Zeit die kleinen Affen anbrüllen, ſie auch wol eine kurze Strecke verfolgen, im ganzen jedoch für ſolche Spiele ſich für zu vernünftig zu halten ſcheinen.

Ihre Größe kommt der eines mittlern Pudelhundes gleich. Ihr Fell iſt dicht mit ziemlich ſtarken, etwas rauhen Haaren beſetzt, welche auf dem Oberarm abwärts, von der Hand bis zum Ell-

bogen aber aufwärts liegen. Die Farbe der ganz alten iſt dunkelbraun, beinahe ſchwarz, mit dunkelroſtbrauner, dünnbehaarter Unterſeite. Die Jungen ſind ganz röthlichbraun. Das Innere der Hand iſt hellfarbig, beinahe weiß zu nennen. Das Gewicht der erlegten Alten betrug 25 und 30 Pfund.

Am Abend legten wir an einem Strand an, wo einige Hütten ſtanden, deren ungaſtliche Bewohner uns aber nicht einmal Tortillas verkaufen wollten.

Von der heutigen Jagdpartie im Walde her waren wir über und über mit Garapatos, zu deutſch Zecken (Ixodes), bedeckt. Auch dieſe Thiere tragen nicht wenig zu den Unannehmlichkeiten der Reiſe bei. Sie finden ſich überall, namentlich aber in den Wäldern in ungeheuerer Anzahl, ſchlüpfen durch alle Kleider hindurch und bedecken manchmal den ganzen Körper, in deſſen Haut ſie ſich mit dem Kopfe eingraben und ſich nun feſt- und vollſaugen. Man darf, um ſich von ihnen zu befreien, dieſe Thiere ja nicht abreißen, weil in dieſem Falle der Kopf in der Haut ſtecken bleibt und läſtige Geſchwüre verurſacht. Dagegen beſteht ein ſicheres und raſches Mittel darin, den ganzen Körper mit Branntwein oder verdünntem Spiritus zu waſchen, worauf die Garapatos von ſelbſt loslaſſen und abfallen. Nachdem wir dieſe Operation glücklich beendet, verſuchten wir zu ſchlafen, allein die unausſtehlichen Mosquitos waren hier wieder ſo ſchlimm wie irgendwo, und trotz der Mosquitonetze war an keinen Schlaf zu denken.

Mittwoch, 8. April. Gegen Morgen, als ich es nicht mehr aushalten konnte, ſprang ich auf, um den Quälgeiſtern zu entgehen. Der Morgen graute, und ich lief im Gebüſch einem ſchönen, großen Käfer nach. Plötzlich fühlte ich etwas unter meinem Fuße, und in demſelben Augenblick ringelte ſich eine Schlange um mein Bein. Inſtinktmäßig blieb ich ſtehen und vermuthete, da ich noch keinen Biß gefühlt hatte, daß ſich der Kopf der Schlange unter meinem Fuße befinden müſſe. So war es auch. Das Thier, eine Klapperſchlange, reckte ſeinen Kopf ein paar Zoll lang unter meinem Stiefel hervor und ſuchte ſich ſo weit umzudrehen, als hinreichte, mich zu beißen. Ich dachte nun, auf welche Weiſe ich das Thier

tödten könne, denn ich hatte weder ein Meſſer noch irgendeine andere Waffe bei mir, weil meine Jagdtaſche auf dem Bett liegen geblieben war, und ich mich überhaupt, außer den langen Stiefeln, im tiefſten Négligé befand. Das Gebüſch, welches ich mit der Hand erreichen konnte, war zu ſchwach, um einen Stock zu liefern, und der nächſte Stein lag 3—4 Fuß entfernt. Die geringſte Bewegung aber hätte hingereicht, die Klapperſchlange freizulaſſen oder doch mich ihrem Biß auszuſetzen. Das Einzige, was mir übrigblieb, war, zu verſuchen, den Kopf der Schlange in die Hand zu bekommen. Ich bückte mich behutſam nieder, und näherte die Hand meinem Fuße. Das Thier aber ſchien meine Abſicht zu ahnen, und machte die gewaltigſten Anſtrengungen, ſich zu befreien, wodurch die Sicherheit meines Griffs beeinträchtigt wurde. Nach einem verfehlten Verſuch griff ich raſch zu, und die Beſtie war in meiner Gewalt. Den Kopf in beiden Händen vor mir haltend, konnte ich nicht wehren, daß ſie ſich mir um Hals und Arme wand, trat aber, dadurch unbeirrt, den Rückweg an, und brachte das Thier in einer großen Spiritusflaſche unter, wo es ein raſches Grab fand.

Der ungaſtliche Ort, an dem wir die Nacht zugebracht hatten, heißt Cuapinoloya Noch einmal überließen wir unſere Barken den Wellen des Guatzacoalco. Allmählich lichteten ſich die Ufer und bildeten hier und da flache Bänke, welche ſtets mit Alligatoren bedeckt waren. Wir ſchoſſen wol etliche zwanzig derſelben; aber immer behielten ſie nach dem Schuß noch Leben genug, im Waſſer zu verſchwinden. Nur einer blieb auf den Schuß im Waſſer liegen; wir ruderten auf ihn zu und wollten ihn ins Boot ziehen, allein das Thier beſaß noch Leben genug, einen ſtarken Bootshaken mit einem Japp durchzubeißen, und hätte das Boot durch den Schlag ſeines Schwanzes umgeſtürzt, wenn es daſſelbe getroffen hätte. Nach einem zweiten Schuß auf wenige Fuß Entfernung in den Kopf ſchien das 10—12 Fuß lange Ungethüm todt zu ſein, und ſank unter. Der Fluß war gerade hier ſo tief und reißend, daß er uns die Beute entführte, ehe wir ihrer habhaft werden konnten. Die Alligatoren, welche am Ufer lagen, waren meiſt mit

Schlamm bedeckt; die längsten, welche ich sah, mochten 15 Fuß gehabt haben; doch sind diese sehr selten. Die Leute behaupten zwar, es gebe deren von 40 Fuß Länge, was ich aber entschieden für eine Uebertreibung halte.

Gegen Abend langten wir in Los Almagres an, einem großen Dorfe, in welchem einige französische Familien wohnen. Sie sind Ueberbleibsel der in den dreißiger Jahren hierhergekommenen französischen Colonisten.

Kurz nach der Unabhängigkeit war die Bevölkerung der Landenge durch europäische Colonisten Gegenstand kaufmännischer Speculation geworden; denn kaum war der Bericht des von der mexicanischen Regierung mit der Untersuchung des Isthmus beauftragten Generalstabsoffiziers, Don José de Obregozo, erschienen, als ein londoner Handelshaus bereits wegen der Lieferung von Colonisten mit der Regierung Unterhandlungen anknüpfte, und am 18. August 1824 erschien ein allgemeines Colonisationsgesetz, welches die Nationalländereien an den Ufern des Guatzacoalco zur Verfügung der Centralregierung stellte. Das betreffende Handelshaus fallirte aber, ehe zur Ausführung der Plane der Anfang gemacht worden war. Einige Eingeborene und Indianer erhielten jedoch von der Regierung die Erlaubniß, sich anzusiedeln, und der gute Fortgang erregte von neuem die Unternehmungslust. Endlich kam im Jahre 1828 ein neuer Colonisationsvertrag zwischen dem Staate Vera-Cruz und einer französischen Actiengesellschaft zu Stande, der auch von der Centralregierung die Genehmigung erhielt. Infolge dessen überließ der erwähnte Staat der Gesellschaft ein Terrain von 3000 Quadrat-Leguas, zwischen dem Golf und dem Busen von Tehuantepec, jedoch ohne Küste. Die Gesellschaft verpflichtete sich, innerhalb dreier Jahre 500 Familien aus verschiedenen Nationen überzusiedeln, welche die Landesculturzweige pflegen, daneben auch Seiden-, Oel- und Weinbau einführen sollten. Einer der Directoren erhielt Staatsbürgerrecht in Mexico, und nahm seinen Sitz am Ort der Niederlassung. Allein die unruhigen Jahre von 1828 und 1829 verhinderten die Regierung, sich um die Colonie zu bekümmern. Die Vorkehrungen zum Empfang der Colonisten, die Ausfertigung

der auf die Colonie bezüglichen Actenstücke unterblieb; die drei ausbedungenen Jahre reichten nicht hin, die erforderliche Anzahl an tüchtigen Colonisten aufzubringen, und da die Regierung in Vera-Cruz auf diesem Punkt des Vertrags hartnäckig bestand, so rafften die Unternehmer zusammen, was sie bekommen konnten. Noch ehe man in Europa Nachricht hatte, ob die zum Empfang nöthigen Vorkehrungen getroffen seien, ging der erste Transport schon von Havre unter Segel. An der Mündung des Guatzacoalco scheiterte das Schiff; der größte Theil der Bagage ging verloren, und die Douane legte Beschlag auf den Rest, da diese in Betreff der Einwanderung ohne Instruction von der Regierung geblieben war. Schiffbrüchig und von allem entblößt, langten die Colonisten am Ort der Niederlassung zwar an, zerstreuten sich aber sofort, mit sehr wenigen Ausnahmen, in den anliegenden Staaten.

Einige Monate später kam ein zweiter Transport an der Mündung des Guatzacoalco an. Auch dieses Schiff scheiterte an der Barre; diesmal aber nicht aus Unkenntniß, sondern durch die Verruchtheit des Kapitäns, der auf alle Warnungen und Vorstellungen erwiderte, das Schicksal der Colonisten kümmere ihn nichts, und sein Schiff sei versichert. Der größte Theil der Ladung ging unter, und da die Douane noch immer ohne Instruction war, nahm sie wieder den Rest an sich.

Etwas weniger unglücklich liefen vier weitere, aufeinanderfolgende Expeditionen ab, die zusammen aus 450 Köpfen, meist Franzosen und Schweizern, bestanden. Allein die einzelnen Abtheilungen waren zu schwach und durch das Schicksal ihrer Vorgänger zu entmuthigt; sie zerstreuten sich, ehe die folgende nachkam.

Im Jahre 1831 nahm ein auf der Rhede von Vera-Cruz liegendes französisches Schiff diejenigen Colonisten, welche die Rückkehr wünschten, auf, und dies waren gerade die bessern Elemente.

Vierzig bis funfzig Franzosen und Schweizer hatten sich jedoch am Guatzacoalco wirklich niedergelassen und alle Schwierigkeiten überwunden.

Die franzöſiſch-mexicaniſche Geſellſchaft gab trotz alledem das Project nicht auf, ließ 1839 den Vertrag prolongiren, und veröffentlichte unter dem Namen „Coloniſations-Geſellſchaft von Tehuantepec" einen neuen Proſpectus. Nach dieſem ſollte die Coloniſation des Landes, der Verkauf und Anbau der ihr überlaſſenen Ländereien, die Betreibung des Handels mit Europa, mit dem Innern der Landenge, den Provinzen Mexicos und Guatemalas, der Küſtenhandel an beiden Meeren, die Bearbeitung der ſich vorfindenden Erzlager und die Errichtung von Verbindungswegen zwiſchen dem Golf und dem Stillen Ocean mit allen Mitteln angeſtrebt werden. Infolge dieſer glänzenden Verſprechung waren von neuem ſtarke Colonnen nach dem Iſthmus abgegangen, um im allgemeinen das Schickſal der frühern zu theilen.

Die Familien, welche ich in Los Almagres antraf, waren die letzten Ueberbleibſel dieſer unglücklichen Coloniſten. Es war haarſträubend, die Schilderungen zu hören, welche mir dieſe Leute von dem Schickſal machten, welches ſie infolge der verrätheriſchen Umtriebe der Mexicaner erlitten hatten, welche ſogar die Indianer aufgereizt hatten, ihre Saaten in Brand zu ſtecken, ihre Häuſer und Vorräthe zu plündern u. ſ. w.

Bis 8 Uhr abends verweilte ich in dem Hauſe einer franzöſiſchen Familie, in deren Mitglieder ich vortrefflich gebildete Menſchen fand, welche ein ganz anderes Los verdient hätten.

Als wir uns dem Strande näherten, um unſere Barke wieder zu beſteigen, war ein eben vorgefallenes Ereigniß der Gegenſtand der Unterhaltung und die Veranlaſſung zu einer zahlreich verſammelten Volksmenge. Kurz zuvor nämlich wollte ein Junge von beiläufig 8—9 Jahren in einem kleinen Canot über den Fluß ſetzen. Ein großer Alligator folgte dem zerbrechlichen Fahrzeuge, und in der Mitte des Stromes angekommen, ſtemmte das Unthier mit einem plötzlichen Ruck ſeine beiden Vorderfüße auf das niedere Bord des Canots, brachte daſſelbe zum Umſchlagen und verſchwand alsbald mit dem Knaben, welchem man trotz ſeines

herzzerreißenden Geſchreies nicht ſchnell genug hatte zu Hülfe eilen können.

Die Nacht brachten wir ſchlafend in den Booten zu, welche, blos von einem Steuermann geleitet, der Strömung überlaſſen blieben, bis wir uns den folgenden Morgen um 8 Uhr angeſichts Minatitlans befanden.

III.

Minatitlan.

Die neue Handelsſtadt Minatitlan. Der Taback; ſeine Vergangenheit, gegenwärtige Cultur und Zukunft in Mexico. Hahnenkämpfe. Ein Fandango. Die Arrieros-Termiten; ihre Sitten und Lebensweiſe. Der Pangolin (Myrmecophaga tridactyla); deſſen Kampf mit einem neufundländer Hunde.

Der Anblick, welchen dieſe kleine Stadt dem Reiſenden bietet, welcher den Guatzacoalco herabkommt, iſt überraſchend, denn die vielen großen Schiffe, welche im Fluſſe vor Anker liegen, laſſen glauben, daß man ſich bereits in einem Seehafen befinde, während der Guatzacoalco doch noch 8 Leguas von hier bis zu ſeiner Mündung ins Meer zu fließen hat. Bei meiner Ankunft lagen am Ufer folgende Schiffe: ein engliſcher Dreimaſter, eine amerikaniſche Barke, zwei oder drei amerikaniſche Schoner und ein mexicaniſcher Kriegsdampfer. Letzterer war, wie in der Regel alle mexicaniſchen Schiffe, ſeeuntüchtig, und lag ſchon geraume Zeit hier, weil etwas an der Maſchine zerbrochen. Es liegt im Charakter der Mexicaner, nichts Schadhaftes repariren zu laſſen, bis das Ganze werthlos geworden iſt.

Die Anzahl der anweſenden Schiffe ſchien mir für den Ort bedeutend; allein man verſicherte mir, daß ſchon manchmal zwanzig

bis dreißig Seeschiffe zu gleicher Zeit die Fluten des Guatzacoalco vor Minatitlan bedeckt hätten. In der That sind die zum Export geeigneten Reichthümer des Landes so bedeutend, daß sie die Schiffe aller Nationen anlocken müßten, wenn einerseits die natürliche Trägheit der Einwohner nicht die Veranlassung wäre, daß die Schiffe monatelang liegen müßten, bis die Ladung zusammengebracht ist, und wenn andererseits die Einfahrt in den Guatzacoalco durch seine Barre nicht viele Gefahr böte. Letzterm Uebelstand könnte die Regierung leicht durch eine an der Mündung zu etablirende Baggermaschine abhelfen, deren Unterhaltungskosten reichlich durch die einlaufenden Schiffe gedeckt würden.

Die Lage von Minatitlan ist eine in jeder Beziehung unglückliche. Die eigentliche Gründung der Stadt fällt erst ins Jahr 1822 oder 1823, wo sie auf dem Platze entstand, den man bis dahin Fabrica del Paso nannte, und wo nur ein mit Palmblättern gedeckter Schuppen gestanden hatte.

Die Veranlassung zur Gründung der Stadt gaben hauptsächlich die unglücklichen Colonisationsversuche, welchen Minatitlan als Hauptstapelplatz und Hafen dienen sollte. Wir haben bereits im vorigen Abschnitt das traurige Los jener Unglücklichen erwähnt, welche von dem Franzosen Jourdan zur Einwanderung hierher verleitet wurden. Ein anderes Opfer jenes heillosen Schwindels war ein Deutscher Namens Wilhelm Theksmann (so wurde mir der Name angegeben), der sich durch die übertriebenen und fabelhaften Anpreisungen der Guatzacoalco-Ufer durch einen gewissen Lainé (de Villeveeque) dazu verleiten ließ, mit seinem ganzen, aus 80000 Pesos (200000 Fl.) bestehenden Vermögen nach Minatitlan zu gehen, um sich der neuen Colonie anzuschließen. Hier fiel er in die Hände zweier nordamerikanischer Gauner, welche ihm zuerst sein Vermögen abschwindelten, dann einen Proceß vor mexicanischen Gerichten mit ihm anfingen, was für letztere ebenfalls eine angenehme Beute war, und es dahin brachten, daß der biedere Deutsche ruinirt und blutarm als Bettler im Gefängniß in Acayucan starb.

Minatitlan ist, selbst nach mexicanischen Begriffen, eine kleine Stadt. Sie zählt 4—500 Einwohner, von welchen mehr als die

Hälfte Fremde ſind. Daher kommt es aber, daß dieſelbe einen verhältnißmäßig großen Handel treibt und dem Reiſenden viele Reſſourcen bietet; denn alle Ausländer, welche ſich hier niedergelaſſen haben, ſind äußerſt thätige Leute, welche nur die Ausſicht auf großen und raſchen Gelderwerb veranlaſſen konnte, ſich den Entbehrungen und Qualen eines Orts wie Minatitlan auszuſetzen. Die Stadt beſteht eigentlich nur aus einer Straße, welche, vom Fluß unter einem rechten Winkel anſteigend, an ihrem Ende 50—60 Fuß über dem Waſſerſpiegel liegt. Zu beiden Seiten dieſer Straße, alſo hinter den Häuſern, ſind Niederungen, welche ebenſo wie der untere Theil der Stadt regelmäßigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind; deshalb ſind die Häuſer dort alle auf Blöcken und Pfählen von 3—5 Fuß Höhe errichtet. In den Niederungen, zu beiden Seiten der Stadt, bleibt das Waſſer nach den Ueberſchwemmungen lange Zeit zurück und bildet mephitiſche Sümpfe, welche unausgeſetzt die Luft mit ihren tödlichen Miasmen erfüllen. Die Hitze im Sommer iſt ſehr groß, dabei aber regnet es ſo viel, daß die Bewohner mir verſicherten, auf nicht mehr als ſechzig Tage ohne Regen pro Jahr rechnen zu können.

Dadurch, daß die nächſten Umgebungen der Stadt aus Sumpf beſtehen, verhindern ſie nicht nur die weitere Ausbreitung derſelben, ſondern machen es hauptſächlich auch unmöglich, die für den Unterhalt der Bewohner nöthigen Bodenerzeugniſſe zu produciren. So denke man ſich, daß bei meiner Ankunft in Minatitlan kein Mais, außer zu ſolch enormen Preiſen aufzutreiben war, daß man ihn unmöglich als Pferdefutter benutzen konnte. Nach einigen Tagen erſt kamen von New-Orleans zwei mit Mais beladene Schoner an, und verſorgten dadurch ein Land, welches die Kornkammer der Welt ſein ſollte, mit dem nöthigen Brot.

Aus dem bisher Geſagten gehen bereits die Nachtheile hervor, welche dem Aufblühen dieſer jungen Stadt entgegenſtehen: heißes Klimat; Tag und Nacht die Plage der Mosquitos, welche allein ſchon genügen, die Menſchen aufzureiben; drei Krankheiten: Typhus, Dysenterie und intermittirende Fieber, herrſchen das ganze Jahr und fordern ihre Opfer. Die Lebensbedürfniſſe ſind theuer und,

trotz der hohen Preise, zu manchen Zeiten im Jahr theilweise gar nicht zu erlangen. Trotz all dieser großen Nachtheile hat bisher die Stadt nicht nur fortgefahren zu existiren, sondern sie wächst sogar beständig, und dies ist der sprechendste Beweis für die Wichtigkeit des Platzes als Stapelplatz für die ein- und ausgehenden Waaren sowie für die großen Reichthümer, welche das Land birgt und liefern kann.

Würde nun blos die Regierung die Stadt an einen andern Platz in der Nähe verlegen, welcher eine gesunde Lage hat, z. B. auf die ganz nahen, fruchtbaren und trockenen Llanos von Tacoteno, so wäre das rasche Aufblühen der Stadt unzweifelhaft.

Unter den Handelsartikeln Minatitlans ist zu erwähnen das Fett, welches von den Manatis gewonnen wird. Dieses Thier, Atlantische Seekuh (Manatus atlanticus, Trichechus atlanticus) genannt, lebt in einigen tief in den Wäldern versteckten Seen, 6—8 Leguas von Minatitlan entfernt, in großer Anzahl. Jährlich ein- oder zweimal unternehmen die Bewohner von Minatitlan eine Jagdpartie nach diesen Seen, bei welcher Gelegenheit mehrere hundert Thiere mit Aexten erschlagen werden. Von den Häuten derselben sah ich eine große Anzahl, am Strande aufgeschichtet, zum Einschiffen bereit liegen, welche sich aber alle in einem für zoologische Zwecke vollständig unbrauchbaren Zustande befanden. Nach diesen Häuten hatten die meisten Thiere eine Länge von 15—20 Fuß. Die Farbe war bei allen gleich, ein helles Gelbgrau, mit einzelnen kurzen, gräulichbraunen Haaren besetzt. Die beiden vordern Extremitäten sind in Pinnen mit vier Nägeln verwandelt, auf welche sich das Thier außerhalb des Wassers stützt. Seine Nahrung besteht blos aus Wassergräsern. Sein Fleisch ist schmackhaft und gut.

Von Minatitlan wird ein nicht unbedeutender Theil des Tabacks ausgeführt, welchen die umliegenden Landstriche erzeugen. Zu den gegründetsten Vorwürfen, welche man den frühern mexicanischen Regierungen machen muß, gehört bestimmt derjenige, daß sie den Taback theilweise als Monopol behandelten, theilweise seinem Anbau alle möglichen Schwierigkeiten entgegensetzten, während

doch dieſes einzige Product ſchon hinreichen würde, den Wohlſtand des ganzen Landes zu begründen. Der Taback (Nicotiana tabacum) wächſt in vielen Theilen des Landes wild, und es bleibt dahingeſtellt, ob derſelbe in früheſten Zeiten vom Feſtland auf die Inſeln, oder umgekehrt, verpflanzt wurde. Die ganz ungewöhnliche Wichtigkeit, welche dieſe Pflanze im Handel der ganzen Welt einnimmt, wird es entſchuldigen, wenn wir die Aufmerkſamkeit des Leſers während kurzer Zeit für dieſelbe in Anſpruch nehmen und einen Blick auf ſeine Geſchichte werfen.

Als die Spanier Haïti, das heutige Sto.-Domingo, entdeckten, fanden ſie dort dieſe Pflanze in der Provinz Tabaca, wo ſie die Eingeborenen unter dem Namen Petun anbauten, und ihre getrockneten Blätter in Pfeifen von gebranntem Thon und Silber, oder auch in Röhren von Holz, Bambus und Schilf rauchten, welche ſie in ihrer Sprache Tabacoos nannten; viele dieſer Pfeifen hatten zwei Röhren, welche die Indianer in die Naſenlöcher ſteckten, den Rauch einſogen und ſich damit ebenſo gern narkotiſirten, wie die Chineſen heute noch mit der Opiumpfeife.

Sei es nun von dieſem Inſtrument Tabaco oder von der Provinz Tabaca, ſo iſt immerhin gewiß, daß dieſer Pflanze der Name Taback verblieb, ſelbſt dann, als die Spanier ſie auch während ihrer Eroberungen in Mexico unter dem aztekiſchen Namen Yetl, und in Peru unter dem peruaniſchen Namen Sayri dort ſelbſt wiederfanden.

Auch jene Völker des großen amerikaniſchen Continents kannten dieſe Pflanze ſeit den Zeiten ihrer Einwanderungen in jenen Ländern, wo ſie dieſelbe ſchon regelmäßig cultivirt fanden. Die Eingeborenen bedienten ſich ihrer zu Rauch- und Schnupftaback ſowie auch als Gegengift gegen den Biß der Schlangen und anderer giftiger Thiere, und nicht minder als narkotiſches Heilmittel gegen Zahnſchmerzen, Katarrh, Kolik, Ausſchläge u. ſ. w.

Auf der zweiten Reiſe des Entdeckers Chriſtoph Columbus, im Jahre 1496, zog dieſe Pflanze zuerſt die Aufmerkſamkeit des ſpaniſchen Geiſtlichen Ramon Pane auf ſich, der ſie vor allen zuerſt beſchrieb. Bald darauf verpflanzte ſie der berühmte Naturforſcher

Hernandez de Toledo von der kleinen Antille Tabago, die ihm ihren Namen verdankt, nach Spanien.

Im Jahre 1559 säete man sie schon in Portugal, und im Jahre 1560 brachte sie Jean Nicot, damals französischer Botschafter in Lissabon, nach Paris und präsentirte sie der Königin, weshalb man sie einige Zeit l'herbe à la reine, l'herbe d'ambassade und Nicotiana nannte, welch letztere botanische Benennung ihr auch bis auf den heutigen Tag verblieb, obwol dem Spanier Hernandez mit weit größerm Rechte als Hrn. Jean Nicot die Ehre gebührte, seinen Namen damit zu verewigen, zumal der Cardinal Santa-Croce, von seiner Botschaft in Spanien nach Italien zurückkehrend, schon einige Jahre früher als Nicot in Frankreich sie seinen Landsleuten kennen lehrte.

Im Anfang hatten die Europäer einen starken Widerwillen zu überwinden, um Taback zu rauchen.

Die Engländer Raphelengi, Harriot und andere Abenteurer, welche den Sir Walter Raleigh auf seiner Entdeckungsreise begleiteten, lernten in Virginien das Rauchen und führten die Gewohnheit in England ein, von wo aus sie sich bald in alle Gegenden Europas verbreitete.

Heute bleibt uns nicht mehr der geringste Zweifel, daß der Gebrauch einer Art von Taback unter verschiedenen asiatischen Völkerschaften lange vor der Entdeckung Amerikas bekannt war. Unter vielen trefflichen Berichten über die allgemein verbreitete Tabackscultur sagt das „Asiatic Journal" (XXII, 142): „Wenden wir uns östlich, so finden wir fast in allen Ländern den Gebrauch des Tabacks eingeführt." In der Türkei verläßt die Pfeife den Mund des Rauchers zu keiner Stunde des Tags, und die feierlichsten Verhandlungen werden im allgemeinen bei einer Freundschaftspfeife geschlossen, die hier ganz das Friedensrohr (Calumet) der Indianer vertritt. In Ostindien schmauchen nicht nur alle Klassen, sondern sogar beide Geschlechter diesen duftenden Rauch. Der einzige Unterschied zwischen den Rauchern besteht in Form und Stoff der Pfeifen und der Gattung des Rauchtabacks.

In China ist das Rauchen vorherrschende Gewohnheit, und

Hr. Barrow, der in neuerer Zeit jene Länder durchreiſte, verſichert, daß jede Chineſin, von 8 oder 9 Jahren an, eine kleine Börſe mit Taback und Pfeife, als gleichſam zur Kleidung gehörig, mit ſich trägt.

Aus dieſer uralten Gewohnheit, welcher die Chineſen und andere aſiatiſche Völkerſtämme ſchon in ſo zartem Alter huldigen, ſchließt Pallas mit vielem Scharfſinn, daß das Tabackrauchen in Aſien, und beſonders in China, weit älter ſein müßte als die Entdeckung der Neuen Welt.

Pallas bemerkt auch noch, daß unter den Chineſen und Mongolen die Gewohnheit des Tabackrauchens ſo allgemein, ſo häufig iſt, daß es als ein unentbehrlicher Luxus betrachtet wird. Der Tabacksbeutel mit der Pfeife macht eins der gewöhnlichen Kleidungsſtücke aus. Die Form ihrer Pfeifen, welche die Holländer zuerſt nachmachten, iſt ſo eigenthümlich, und endlich die Zubereitung der gelben Blätter, welche ſie in den Händen zu zerreiben und mit den Stückchen die Pfeifen zu ſtopfen pflegen, iſt ſo verſchieden von der weſtlicher Nationen, daß es kaum möglich ſcheint, daß dieſes alles über Europa von Amerika zu ihnen gekommen, beſonders da China und Perſien durch die unermeßlichen Ländereien von Indien, wo der Gebrauch des Tabacks lange nicht ſo verbreitet iſt, getrennt ſind. Zur vollſten Beſtätigung dieſer Behauptung ſei endlich noch erwähnt, daß in Kairo in der Bibliothek der Moſchee Mohammed-Ali ich ein Manuſcript altarabiſcher Poeſien aus dem 12. oder 13. Jahrhundert ſah, welches ein Loblied auf den Taback und die Pfeife enthielt.

Der Taback erfuhr alle Arten von Verfolgungen, als moraliſches und phyſiſches Gift. Monarchen und Päpſte widerſetzten ſich ſeinem Gebrauche. Im Jahre 1610 führte man in Konſtantinopel die überführten Raucher in beſchämend lächerlichem Aufzug umher, um ſie für die Uebertretung des Verbots zu beſtrafen. Im Jahre 1623 ſchloß Papſt Urban VIII. alle diejenigen von der chriſtlichen Gemeinſchaft aus, welche während des Beſuchs einer Kirche Taback bei ſich trugen. Im Jahre 1634 verurtheilte der moskowitiſche Zar Michail Feodorowitſch alle Raucher zum Tode. Peter der Große beſtätigte dieſes entſetzliche Urtheil, und erſt viel ſpäter wurden die Tabackraucher nur mit dem Verluſt der Naſe beſtraft.

Der ſchweizer Rath verfolgte im Jahre 1653 mehrere Perſonen, welche Tabackspfeifen bei ſich trugen; im Jahre 1661 wurden in Bern und andern Städten beſondere Tribunale errichtet, um das Verbrechen des Tabackrauchens zu erforſchen und zu züchtigen; die Prediger ſchleuderten die fürchterlichſten Anatheme von der Höhe ihrer Kanzeln auf den armen Tabak herunter; aber dieſer trotzte wacker allen Angriffen und Verfolgungen ſeiner Widerſacher, bewaffnete ſie mit Tabackspfeifen und Schnupftabacksdoſen, und bekehrte ſie endlich zu treuen und geſchworenen Anhängern, deren große Partei heutzutage ungemeine Quantitäten von dieſer Pflanze verbraucht, die faſt in allen Klimaten und Ackerländern gebaut wird und je nach ihrer Beſchaffenheit ein im Handel mehr oder minder geſchätztes und durchaus nothwendiges Product liefert.

Der Gebrauch des Schnupftabacks ging in Europa dem des Rauchtabacks vorher; bald jedoch ergaben ſich alle Klaſſen der Geſellſchaft dem uneingeſchränkteſten Genuſſe beider Arten; nur prangte die Tabacksdoſe in den höhern Kreiſen, während die Tabackspfeife mehr unter dem Volk einheimiſch ward.

Die Engländer ſchreiben dem Sir Walter Raleigh und Sir Francis Drake die Einfuhr, den Reiſenden Raphelengi und Harriot aber den erſten Gebrauch der Tabacksblätter, als Rapé zum Schnupfen und Canaſter zum Rauchen, zu, welche Gebräuche ſich auch im ganzen europäiſchen Norden verbreiteten.

In England errichtete man die erſten Tabagien oder Verſammlungsorte für Raucher; alle Welt rauchte Tabak, ſelbſt die Civil- und Criminalrichter während ihrer Verſammlungen, ja ſogar die Räthe in ihren Sitzungen, was endlich doch den König Jakob I. veranlaßte, im Jahre 1603 einen ſtrengen Befehl gegen dieſen „ekelhaften, widerlichen und ungeſunden Misbrauch“ veröffentlichen zu laſſen.

Der Tabak aber trotzte, wie geſagt, dem religiös-politiſch-mediciniſchen Bündniſſe, indem ſein Gebrauch immer mehr zunahm, nach und nach in allen entdeckten Ländern der Erde Eingang und Anklang fand, und deren Bewohner ſeines angenehmen Genuſſes theilhaftig machte.

Für die vorzüglichſte Sorte gilt immer noch der Taback aus der Havaña, und wird dieſen Rang auch ſo lange behaupten, bis eine freie Regierung und Fortſchritte im Ackerbau den verſchiedenen Provinzen Mexicos geſtatten werden, ſich mit aller Energie dem Tabacksbau zu widmen. Sobald dies aber der Fall ſein wird, erhält Cuba einen ſo mächtigen Concurrenten, daß es denſelben nicht mehr bewältigen kann. Der bereits jetzt im Staate Vera-Cruz, an der Küſte und in der Umgegend von Orizaba und Cordova angebaute Taback kommt an Aroma, Zartheit, Größe und ſchöner Farbe dem Havañataback beinahe gleich, und wird ihn jedenfalls bei ſorgfältiger Behandlung erreichen. Dagegen kommt aus der Provinz Tabasco, leider nur in geringen Quantitäten, unter dem Namen Simojovel ein Taback, der den beſten der Havaña bereits übertrifft.

Unter anderm bietet der Simojovel den Vortheil, daß ganz friſch bereitete Cigarren, wie ſie der Hand des Arbeiters entnommen werden, ſchon geraucht werden können, ohne irgendwelche Schärfe zu verrathen. So beſuchte ich in Minatitlan zuweilen einen deutſchen Arzt, welcher die Cigarren, die wir rauchten, ſtets in unſerer Gegenwart machen ließ.

Nicht minder vorzüglich iſt der bei Chimalapa und andern hochgelegenen Orten cultivirte Taback, der den Namen Tabaco del monte führt, ſehr narkotiſch iſt und 33 Zoll lange und 15 Zoll breite, derbe Blätter hat. Noch eine andere Sorte (T. corral) wird in den Thälern des nördlichen Iſthmus gezogen. Sie iſt kleiner, aber der beſten Vuelta de abajo an Güte gleich.

Wie bei faſt allen andern koſtbaren Erzeugniſſen des Pflanzenreichs, ſo hat auch beim Taback die Natur dem Mexicaner nichts zu wünſchen übrig gelaſſen. Allein Gleichgültigkeit, Indolenz, ſchlechte Regierung, die verkehrte, ihre eigenen Intereſſen verletzende Geſetze gibt und aufrecht erhält, und Mangel an Arbeitskräften ſind ſchuld, daß dieſes geſegnete Land bisjetzt in faſt gar keinem Zweige der Landwirthſchaft ſeinen eigenen Bedarf erzeugt. Deshalb iſt auch der vorzügliche Simojovel- und Orizabataback in Europa noch völlig unbekannt.

Bei der großen Anzahl von Fremden, welche Minatitlan erfüllten, ſchien es beinahe unmöglich, ein Unterkommen in einem Hauſe zu finden; allein Hr. Daniel Price, ein ſehr freundlicher und gebildeter engliſcher Kaufmann, welcher Minatitlan ſchon ſeit einigen Jahren bewohnte, nahm ſich meiner an und räumte mir die Hälfte eines ſoeben fertig gewordenen Hauſes ein, deſſen Wände zwar noch ganz feucht waren, ſodaß das Waſſer an ihnen herabrieſelte; aber wenigſtens waren wir doch von oben trocken. Auf mich, der ich beſtändig von Fieberanfällen heimgeſucht war, und an einer offenen Wunde laborirte, wirkte die naſſe Wohnung verderblich ein; trotzdem ſchätzte ich mich glücklich, ſie zu haben. Meine armen Pferde dagegen blieben bei dem unausgeſetzten Sturm und Regen im Freien und erhielten anfänglich gar keinen, ſpäter nur ſpärlichen Mais, ſodaß mein Bedauern bald in die ernſte Beſorgniß überging, ſie ganz zu verlieren, obgleich der Militär- und Civilgouverneur von Minatitlan, Señor Marques, mich ſehr freundlich und zuvorkommend aufnahm und zu meiner Verfügung ſtellte, was an einem ſolchen Orte an Bequemlichkeiten aufzutreiben war.

An einem Sonntag Nachmittag lud er mich ein, ihn zu den Hahnenkämpfen, einem in ganz Mexico beliebten Volksvergnügen, zu begleiten. Da ich während meines ganzen Aufenthalts in der Republik noch keine Gelegenheit gehabt hatte, dieſes Schauſpiel mit anzuſehen, nahm ich das Anerbieten mit Freuden an.

Die meiſten Mexicaner zeigen ſich für die Hahnenkämpfe ebenſo paſſionirt wie für die Stiergefechte, woran aber wol mehr die Manie zu wetten und zu hazardiren, als das Schauſpiel ſelbſt ſchuld iſt.

In den meiſten Städten iſt für die Hahnenkämpfe ein eigener Circus, die Plaza de Gallos, errichtet, welcher aus einer rings von Sitzen für die Zuſchauer umgebenen, kleinen, aber bedeckten Arena beſteht.

Minatitlan hatte es damals noch nicht bis zu einem Circus gebracht, weshalb die Hahnenkämpfe auf einem freien Platze der obern Stadt gehalten wurden. Die zu dieſen grauſamen Spielen beſtimmten Thiere werden eigens hierzu erzogen, leben nie in Ge-

meinſchaft mit Hühnern oder andern Hähnen, ſondern ſind beſtändig an einem Pfahle kurz angebunden, und werden ſorgfältig mit erhitzender Nahrung gefüttert und trainirt. An Sonn- und Feiertagen, wo dieſe Schauſpiele ſtets ſtattfinden, pflegt der Eigenthümer ſeinen beſten Hahn auf dem Arme mit herumzutragen. Hat ſich dann in der Plaza de Gallos ein Kämpfer gegen ihn gefunden, ſo werden die Wetten engagirt und deren Betrag von einem eigens hierzu beſtellten Mann eingezogen und auf einem Tiſche öffentlich niedergelegt. Erwartungsvoll umgeben die Zuſchauer die Arena, während die Hähne zum Kampfe in Bereitſchaft geſetzt werden. Dieſe beſteht darin, daß man ihnen an den Stummel des abgeſchnittenen Sporns eine ſpitze und ſcharfe Federmeſſerklinge befeſtigt, und, um das Thier zornig zu machen und zu reizen, ihm einige Federn am Halſe ausreißt. So treten die Kämpfer auf, umgehen ſich ein- oder zweimal und ſtürzen aufeinander zu. Eben, glaubte ich, würde der Kampf recht entbrennen, da lag einer der Hähne todt auf dem Platze, und die Wetten wurden eingezogen und neue eingegangen. Bei den nächſten und allen folgenden Hähnen war es daſſelbe: kaum glaubte man ſie im Kampfe, ſo deckte bereits die Leiche des einen oder gar beider den Platz, da ſie ſich mit den gefährlichen Meſſern ſchnell tödliche Wunden verſetzen.

Ich für meine Perſon fand an dieſen Spielen durchaus kein Vergnügen, und verließ den Platz ſehr unbefriedigt.

Gegen Abend ging ich mit dem Gouverneur zu einem öffentlichen Ball, der in einer Art Schenke abgehalten wurde. Der beliebteſte Tanz ſchien der Fandango zu ſein, da er beinahe unausgeſetzt wiederholt wurde. Das Orcheſter beſteht aus zwei bis drei Guitarren, welche ihr Spiel mit einem näſelnden Geſange begleiten. Sobald dieſe Muſik beginnt, ſtellen ſich die Damen in zwei Reihen einander gegenüber auf und beginnen, während den Männern blos die Stelle der Zuſchauer bleibt, den Tanz; bald langſamer, bald raſcher nach dem Takt der Muſik mit den Füßen ſtampfend, gehen ſie, wie in der Quadrille, bald in einem En avant quatre oder Passez vor, bald reichen ſie ſich wie zu einer Chaine des dames

die Hände. Viele Abwechſelung bietet der Tanz nicht, dagegen iſt das Aeußere der Mädchen ſittig und anſtändig, und die lebenden Blumen, mit welchen ſie die ſchwarzen Haare durchflochten haben, kleiden ſie gut.

Wenn eine der Damen durch ihren Tanz oder durch ſonſt etwas die beſondere Aufmerkſamkeit und Bewunderung eines Mannes auf ſich gelenkt hat, ſo eilt er zu ihr und ſetzt ihr ſeinen Hut auf. Nimmt ſie dieſe Gunſtbezeigung an, ſo ſetzt ſie ſich nach dem Tanze mit dem Hut auf ihren Platz, und der Eigenthümer muß kommen und ſeine Kopfbedeckung durch ein Geſchenk wieder auslöſen. Dieſes beſteht in einem farbigen Band, einem kleinen Tuche, oder auch nur einfach in einem Geldſtück, womit die Bekanntſchaft angeknüpft iſt und in der Regel nach dem Balle enger geſchloſſen wird.

Den folgenden Tag machte ich einen Ausflug in die Umgegend, wo ich die wiederholte Gelegenheit hatte, das Thun und Treiben der Termiten zu ſtudiren.

Im erſten Bande habe ich bereits einer Ameiſe Erwähnung gethan, welche man Soldados nennt. Schon damals zog eine andere Art meine Aufmerkſamkeit auf ſich, welche im Staate Vera-Cruz häufig vorkommt, überhaupt aber Landſtrecken zu bewohnen ſcheint, welche 2000—5500 Fuß über dem Meere liegen und eine mittlere Temperatur von 16—18° R. haben. Nachdem ich Gelegenheit hatte, die bereits früher begonnenen und auch ſpäter fortgeſetzten Beobachtungen über dieſe intereſſanten Thiere etwas mehr zu vervollſtändigen, will ich hier zuſammenſtellen, was ich über dieſelben weiß.

Man nennt im Lande Arrieros oder Laſtträgerameiſen eine den Termiten und zwar den echten Termes angehörige Art. Den Speciesnamen, falls ein ſolcher ſchon bekannt, zu ermitteln, war mir nicht möglich, denn zu den drei Species, welche wir nach Hagen („Monographie der Termiten in der Linnea entomologica", Bd. X u. XII) aus Mexico kennen, nämlich: Calotermes marginipennis Later., Calotermes brevis Walk. und Termes nigriceps Hald., paßt ſie nicht. Letztere, gelb mit ſchwarzem Kopf, zieht Hagen ſelbſt zu einer andern Gattung, nämlich zu Eutermes.

Die von mir eingeſammelten Exemplare ſind wieder verloren gegangen, ſodaß mir vorerſt weitere Vergleichungen nicht möglich ſind; ſollte ſich die Species aber als neu bewähren, würde ich für ſie den Namen Termes Rosenhaueri, dem um die Wiſſenſchaft ſo verdienten Profeſſor Dr. Roſenhauer in Erlangen zu Ehren, vorſchlagen. Am meiſten Aehnlichkeit dürfte dieſe Art mit Termes grandis, Ramb. (Hagen XII, 157) haben, welche in Cayenne und Britiſch-Guyana vorkommt, ihr Neſt ebenfalls unter der Erde hat und auch nach dem erſten Regen ſchwärmt. Dies geſchieht bei jener aber nur bei Nacht, wodurch ſie ſich unter anderm von dieſer Species unterſcheidet.

Das Aeußere dieſer Thiere variirt bedeutend; meiſtens ſind ſie rothbraun, ſchwarzbraun, ſelten ſchwarz. Der im Verhältniß zum Körper ſehr ſtarke Kopf iſt mit zwei Zangen bewaffnet, welche ihnen dazu dienen, ihre Nahrung nach Hauſe zu tragen. Der Kopf wiegt ungefähr zweimal ſo viel als der Körper. Es ſind rein pflanzenfreſſende Inſekten, welche ihre Neſter unter der Erde bauen, deren Unterlage ein gelber oder röthlicher Lehm iſt. Im Monat Juni, zur Zeit der erſten Regen, und zwar den Tag nach einem ſtarken Regenguſſe, welcher wenigſtens 4 Zoll in die Erde eingedrungen ſein muß, fliegen die Könige und Königinnen, deren ſich oft ſechzig bis achtzig in einem alten Neſt befinden, aus, nachdem ſie ſich vorher begattet hatten. Die Könige ſchwärmen umher, werden von Vögeln weggefangen, von andern Ameiſen angefallen und aufgezehrt, oder ſie kommen innerhalb des Tags auf andere Weiſe ums Leben. Sie haben den Beruf ihres Daſeins erfüllt, der Zweck ihrer Exiſtenz fällt ſomit weg, und die Natur hat keine Gründe mehr, für ihre Erhaltung Sorge zu tragen. Anders verhält es ſich mit den Königinnen; ſie ſchwärmen 10—30 Minuten herum, ſorgſam nach einem Platze ſuchend, welcher der Sitz ihrer zahlreichen Nachkommenſchaft werden ſoll. Gewöhnlich finden ſie denſelben auf friſchgepflügtem Lande oder an einem andern, von Gras entblößten Ort, deſſen Boden nicht zu hart iſt. Wenn dieſer gefunden, entſagt die Königin mit edler Reſignation dem Reiſeleben; ſie verzichtet freiwillig auf ihr Flugvermögen, und als ob ſie ſich auf immer

den Rückweg zur Welt verschließen wollte, beißt sie sich selbst die Flügel ab und geht muthig an die Arbeit. Mit ihren Zangen löst sie Stückchen Erde von jeder Größe ab, sobald sie nur nicht ihr eigenes Gewicht dreimal übersteigen, und thürmt sie 2 Zoll von dem zu grabenden Loche regelmäßig im Halbkreise herum auf. Bei dieser Arbeit geht die Ameise stets kopfabwärts in das Loch und kehrt rückwärtsgehend zurück, jedesmal mit einem Stück Erde in den Zangen. Nachdem sie, ohne sich Ruhe zu gönnen, ein 5—6 Zoll tiefes Loch in schiefer Richtung von 45 Grad gegraben, und zu dieser Arbeit vier bis fünf Stunden gebraucht hat, gräbt sie die Zelle, ein rundes Gewölbe von 2—3 Zoll im Diameter, aus, eine Arbeit, welche weitere zwei Stunden erfordert; dort läßt sie sich nieder und fängt an ihre Eier zu legen. Der gegrabene Gang ist gleichmäßig und von einem halben Zoll im Durchmesser. Manchmal ereignet es sich aber, daß die Ameise bei ihrer Arbeit auf ein unvorhergesehenes Hinderniß stößt. Ein Stein im Wege unterbricht ihre Arbeit zwar momentan, schreckt sie aber nicht ab. Ist derselbe klein, so sucht sie ihn herauszuschaffen; ist er von mittlerer Größe, so gräbt sie um ihn herum; ist er aber sehr groß, so fängt sie an einem andern Ort ihre Arbeit aufs neue an.

Um die ersten Eier zu legen, gebraucht die Königin zwei Tage. Sie sind im Verhältniß zu den spätern klein, und ihre Zahl beträgt 3—500. Nach acht Tagen kriechen die jungen Ameisen aus, bleiben noch einen Tag im Neste und ziehen dann aus, um ihre Nahrung zu suchen. Merkwürdig ist, daß die Königin während dieser zwölf für sie so angreifenden Tage keine Nahrung zu sich zu nehmen scheint. Mit dem Eintritt in die Zelle hat sie allen Genüssen des Lebens entsagt, und nie habe ich sie nach dieser Zeit wieder aus dem Neste kommen sehen. Dagegen arbeitet sie von da an nicht mehr, sondern beginnt ein patriarchalisches Leben, aufs sorgfältigste von ihren Kindern oder Vasallen gepflegt. Der größere Theil der jungen Brut geht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang aus, um Nahrung zu suchen, und kommt beladen nach dem Neste zurück. Die zu Hause zurückbleibenden Termiten arbeiten an einem neuen Gang, welcher sich etwas abwärts

ſenkt, und an einer neuen Höhlung, welche ſtets einige Zoll tiefer liegt als die frühere; beide ſind von größerm Umfang als die erſtere. Die Zellen werden von ihnen mit Pflanzenfaſern, Fibern von Blättern und einem Secretionsſafte, welche Beſtandtheile in eine Art von Wolle verwandelt worden ſind, weich ausgebettet, und ſobald dieſe neue Wohnung fertig iſt, begibt ſich die Königin dorthin und legt aufs neue Eier. Die aus dieſen hervorgehenden Termiten ſind ſtärker als die erſten. Dieſe Fortpflanzungsgeſchichte erneuert ſich das ganze Jahr hindurch mit dem Unterſchied, daß die Termiten für jede neue Brut den Gang weiter und länger, die Zelle geräumiger bauen, und daß jede neue Brut ſowol an Anzahl als an Körpergröße ſtärker iſt. Alte Gänge haben 2—3 Zoll im Durchmeſſer und ſind oft 150—200 Fuß lang; die alten Gewölbe ſind zu einem Durchmeſſer von 18—27 Zoll angewachſen. Die Tiefe dieſer Neſter iſt ſehr verſchieden; in hartem, lehmigem Boden ſind ſie ſelten tiefer als 3 Fuß, in lockerer Erde hingegen gehen ſie zuweilen bis zu einer Tiefe von 9 Fuß. Die Gewölbe haben in horizontaler Richtung nur einen Aus- und einen Eingang; manchmal aber haben ſie noch einen dritten Ausgang, der ſich ſenkrecht oder in ſchiefer Richtung hinabſenkt. Ein altes Neſt hat zwanzig bis dreißig Gewölbe und oft mehr.

Nur einmal im Jahre legt die Königin Eier, woraus Könige und Königinnen entſtehen. Ihrer ſind meiſt ſechzig bis achtzig, welche ſich begatten und dann, wie dies im Eingang bereits erwähnt wurde, nach dem erſten ſtarken Regenguß der Regenzeit ausziehen, um neue Colonien anzulegen.

Die Königin duldet keine Nebenbuhlerin; deshalb, ſo groß auch das Neſt ſein mag, findet man ſtets blos Eine Königin. Es iſt unglaublich, mit welcher Energie dieſe das Ganze regiert, denn es herrſcht eine Regelmäßigkeit in den Arbeiten, an welcher ſelbſt die Menſchen ein heilſames Beiſpiel nehmen könnten. Während der eine Theil an dem Bau der Gänge, Höhlen und Zellen arbeitet, verſorgt ihn der andere mit Lebensmitteln und Material zu den Zellen. Da dieſe Termiten keinen Winter zu befürchten haben, ſo häufen ſie nie mehr Vorräthe als für den Verbrauch eines Tags an; iſt

jedoch anhaltender Regen zu erwarten, was ſie genau vorherzufühlen ſcheinen, ſo verdoppeln oder verdreifachen ſie den Vorrath. Ihre Gefräßigkeit iſt erſtaunlich: ein Neſt von ſechs bis acht Jahren iſt im Stande, alle Blätter und jungen Triebe eines mittelmäßigen Baumes in Einem Tage zu freſſen, wenn der Baum ganz in der Nähe des Neſtes ſteht. Da ſie übrigens meiſt, um die ihnen mundende Nahrung zu holen, weite Züge machen müſſen, ſo iſt die Zerſtörung, welche ſie anrichten, nicht ſo groß, als man erwarten ſollte. Sie greifen nicht alle Bäume oder Pflanzen an, ſondern haben eine gewiſſe Vorliebe z. B. für Roſen, Orangen, Mango u. ſ. w. Sind jedoch letztere nicht vorhanden, ſo greifen ſie auch jedes andere Gewächs an, welches nicht Milchſaft enthält.

In der Nähe der Häuſer richten dieſe Inſekten ungeheuere Zerſtörungen an. Mais, Brot, Zucker, kurz alles, was aus dem Pflanzenreiche ſtammt, greifen ſie an und ſchleppen es fort; in den Gärten entblößen ſie alle Bäume und unterminiren die Wege. Ihre Kraft iſt im Vergleich zu ihrer Größe ſehr bedeutend: ſo trägt eine Ameiſe ein Maiskorn, ohne auszuruhen, hundert Schritte fort; ſchwerere Laſten, wie ein Stück Zucker oder Brot, ſchleppen ſie aber gemeinſchaftlich fort, indem einige vorn ziehen und die andern hinten ſchieben. Merkwürdig iſt, daß ſie nie Pflanzen aus der Klaſſe der Monokotyledonen angreifen, ſondern ſich auf Dikotyledonen beſchränken. In einem einzigen Fall ſcheinen ſie blos eine Ausnahme zu machen, und da möchte ich noch fragen, ob dieſe Thiere nicht vielleicht beſſere Botaniker ſind als die Menſchen. Sie freſſen nämlich die Blätter der gewöhnlich zu den Monokotyledonen gezählten Species von Arum. Dieſe Blätter ſind ohnedies netzförmig, wie bei Dikotyledonen, und dürften vielleicht doch zu dieſen letztern gehören.

Die Feinde, welche die Natur dieſen Termiten gegeben hat, ſind zahlreich und ſetzen ihrer zu großen Verbreitung Schranken, ohne welche anzunehmen iſt, daß die genannten Landſtriche längſt verheert und von aller dikotyledoniſchen Vegetation entblößt ſein würden. Vögel verſchiedener Genera, beſonders aber die Gallinaceen, ſtellen ihnen nach. Der Tag, an dem die Königinnen ausfliegen,

iſt aber nicht blos für die Vögel ein Tag großen Schwelgens, ſondern auch andere Ameiſenarten freſſen die Königinnen. Die Mexicaner nehmen ebenfalls ihren bedeutenden Antheil an dieſem Mahl, denn Tauſende der Königinnen werden vom gemeinen Volke gefangen, geröſtet und als Leckerbiſſen verſpeiſt.

Kraatz, Schiödte u. a. haben uns bereits damit bekannt gemacht, daß eine Anzahl anderer Inſekten in den Termitenneſtern, wie bei uns in den Ameiſenhaufen, exiſtiren. So leben bei uns die Larven der Cetonia metallica in den Haufen unſerer Waldameiſen (Formica congerens und rufa) und nähren ſich tief unten von Pflanzenſtoffen. In Mexico iſt es ein großer Käfer, der Scarabaeus (Hoplites) lupercus Chevr., welcher die Höhlungen der Termiten benutzt, um ſeine Eier hineinzulegen. Den Larven des Hoplites ſcheint eine ähnliche Pflanzenkoſt wie den Termitenlarven (wie bei uns den Cetonien) zugetragen zu werden. Außerhalb des Baues fand ich häufig den Käfer halbtodt liegen, was für den Sammler ſtets ein angenehmer Fund, da dieſe Scarabeen ſonſt ſchwer zu bekommen ſind. Vielleicht waren dies die Männchen, welche nach der Begattung zurückgeblieben ſind.

Wenn man die Termiten nicht ſtört, ſo gehen ſie nur bei Tage aus, um ihre Nahrung zu ſuchen. Stopft man hingegen wiederholt die Ausgänge zu, ſo ziehen ſie des Nachts aus, und wiederholen dies ſo lange, bis ſie ungeſtört bleiben.

Getödtete ihrer Art ſchleppen die Termiten ins Neſt und verzehren ſie. Verwundete ſchleppen ſie ebenfalls ins Neſt, pflegen ſie jedoch ſorgfältig.

Wenn die Termiten alle Blätter, welche in der Nähe des Neſtes wuchſen, aufgezehrt haben, ſchicken ſie Plänkler nach allen Richtungen aus, welche den Auftrag haben, die ihnen convenirende Nahrung aufzuſuchen. Sobald einer derſelben das Geſuchte gefunden hat, kehrt er beladen und gleichſam die Muſter tragend zum Neſt zurück, macht ſeinen Rapport, und gleich darauf ſieht man Hunderte und Tauſende nach dem Ort ausziehen und die Nahrung holen. Die Hin- und Herzüge werden ſo lange fortgeſetzt, bis der aufgefundene Vorrath erſchöpft iſt, worauf daſſelbe Manöver wieder-

beginnt. Einen Baum aber, deſſen Blätter ſie verzehrt haben, greifen ſie nie eher wieder an, als bis er ſeinen vollſtändigen Blätterſchmuck wieder erhalten hat, müßten ſie in der Zwiſchenzeit ihre Koſt auch noch ſo weit herholen.

Die Gewohnheiten dieſer Termiten ſind übrigens ſchwer zu ſtudiren, denn ſobald ſie geſtört werden, ſchleppen ſie die Eier in tiefere Zellen und ziehen ſich in die innerſten Gewölbe zurück.

Hr. Price, mein neuer Gaſtfreund in Minatitlan, erfreute mich durch das Geſchenk eines Ameiſenbärs, Pangolin (Myrmecophaga tridactyla), welcher in deſſen Hauſe, unter dem Sparrenwerk des vorſpringenden Dachs aus Maisſtroh verſteckt, gefunden wurde. Die Leute nennen hier das Thier Brazo de fierro (Eiſenarm), weil es ſich ſeiner beiden Vorderfüße zu ſeiner Vertheidigung bedient, und darin eine ſolche Kraft beſitzt, daß es beinahe keinem ſeiner Feinde gelingt, ſich wieder aus dieſer Umarmung zu befreien, wenn er einmal umſchlungen iſt.

Die Ameiſenbären ſind ein blos Amerika eigenes Geſchlecht, das viel Originelles aufweiſt. Sie haben einen ſchmalen, dünnen, nach vorn zu einer langen Schnauze verlängerten Kopf. Die kleine Mundöffnung beherbergt eine lange, weit vorſtreckbare Zunge, welche mit einem kleberigen Schleim überzogen iſt und dazu dient, ihre Hauptnahrung, Ameiſen und Termiten, daran feſtzuhalten. Sie treten nicht mit der Sohle auf, ſondern blos auf der äußern Seite derſelben, und da ihre ſehr verlängerten, bogenförmigen Krallen ſie beim Laufen hindern würden, ſchlagen ſie dieſelben ein und treten wie auf einen Huf darauf. Der größte Ameiſenbär iſt der Mirmecophaga jubata, der mit dem Schwanze 7 Fuß Länge hat. Sein Schwanz iſt ſtark und buſchig behaart, allein die Haare gleichen beim Anfühlen vollkommen getrocknetem Seegras, wie man ſolches zum Polſtern der Möbel gebraucht.

Der mir geſchenkte Pangolin war bedeutend kleiner, 2 Fuß lang; der nackte Schwanz, 1 Fuß 3 Zoll, dient als Greiforgan. Die Haare des gelben Pelzes ſind rauh und ſtrohartig; auf der Unterſeite iſt er dunkelbraun; von der Bruſt läuft jederſeits ein ſchwarzer Streif über Hals und Schultern und vereinigt ſich auf dem

Rücken. Beim Einfangen hatten die Leute das Thier mit Knütteln schrecklich malträtirt, sodaß es voll Contusionen war; trotzdem erholte es sich sehr bald wieder davon, da sie ein dickes Fell und sehr zähes Leben haben. Hr. Lafond versicherte, daß sich der Pangolin außer von Insekten besonders auch von Honig ernähre.

Seine Bewegungen sind meist langsam; daher kommt es auch, daß er sich seinen Feinden nie durch die Flucht zu entziehen sucht, sondern sich lieber herzhaft zur Wehre stellt. Dies thut er, indem er sich aufs Hintertheil setzt, wobei ihm der Schwanz als Stützpunkt dient, und nun mit den Vorderbeinen und ihren Krallen den Feind erwartet und zu erfassen sucht.

Am Nachmittag besuchte mich der Kapitän des im Goatzacualco ankernden bremer Dreimasters, gefolgt von seinem Hunde, einem prachtvollen Neufundländer. Als er meinen Pangolin sah und ich ihm von der Stärke des Thiers in seinen Vorderfüßen erzählte, meinte er, sein Hund würde doch wol schnell mit ihm fertig werden. Ich erhob einen Zweifel dagegen; kurz, es entspann sich ein freundlicher Streit, der damit endete, daß wir beschlossen, die beiden Thiere miteinander kämpfen zu lassen, was ich um so leichter wagen konnte, als ich meinen Pangolin ohnedies nicht lebend mitnehmen wollte. Beide Kämpfer wurden auf den Platz vor dem Hause gebracht und einander gegenübergestellt. Der Pangolin setzte sich augenblicklich in Positur auf die Hinterbeine und erwartete den Angriff. Sein Gegner, unbekannt mit der ihn erwartenden Gefahr, ging voll Muth auf ihn los und suchte ihn von hinten zu fassen, allein der Ameisenbär drehte sich mit einer Geschwindigkeit und Gewandtheit stets nach allen Seiten um, und gesticulirte dabei so lebhaft und possirlich mit den Armen, daß ihm der Hund von hinten nicht beikommen konnte. Endlich mehr und mehr in Wuth gerathen, wollte er ihn von vorn fassen, zugleich aber umschlang der Bär seinen Hals mit beiden Armen so fest, daß der Hund auch gleich die Zunge lang ausstreckte und mit aller Macht den Gegner abzuschütteln suchte; aber Brazo de fierro bewies sich als wirklicher Eisenarm, und ließ nicht los, bis sein Gegner, schon beinahe erstickt, sich auf der Erde wälzte. Wir sahen seinen Tod voraus; allein

das schöne Thier dauerte uns, und wir sprangen zu und suchten es zu befreien; dies war jedoch kein kleines Stück Arbeit, denn mit Anwendung aller unserer Kräfte mußten wir die beiden Arme des Pangolins auseinanderreißen, ehe es gelang, den Hund zu retten. Dieser aber sah sich kaum befreit, als er, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, laut heulend sich aus dem Staube machte und nachher durch nichts mehr zu bewegen war, den Kampf wieder aufzunehmen. So endete der Zweikampf zwischen dem Pangolin und dem Neufundländer.

Begegnung mit einem wilden Stier.

IV.

Von Minatitlan nach Vera-Cruz.

Abreiſe von Minatitlan. Acayucan. Kampf mit einer Klapperſchlange ums Nachtlager. Begegnung mit einem wilden Stier. Glückliche Tigerjagd. Der Corral nuevo und ſeine hübſche Patientin. Ritt über die Savannen. Nächtliche Abenteuer. Tlacolalpam. Axin (Coccus mexicanum). Der Rio San-Juan. Alvarado. Ankunft in Vera-Cruz. Paſſage auf der Leontine.

Bei meiner Ankunft in Minatitlan war meine Geſundheit bereits durch Fieber, Entbehrungen und Beſchwerden bedenklich erſchüttert, und das Klima des Orts war nicht geeignet, eine wankende Conſtitution wieder Halt und Feſtigkeit gewinnen zu laſſen. Ich zweifelte, ob es nicht gerathener für mich ſei, das freundliche Anerbieten des Gouverneurs, mich mit dem mexicaniſchen Kriegs-

dampfer Guerero nach Vera-Cruz abgehen zu laſſen, anzunehmen. Doch der Dampfer wurde ſchon lange erwartet, und wer konnte ſagen, wann er ankommen, wann er die Rückreiſe antreten werde? So beſchloß ich, auch dieſen letzten Abſchnitt meiner Wanderung, die Tour von hier bis Vera-Cruz, in gewohnter Weiſe zu Pferde zu machen, und verließ morgens um 9 Uhr, nur von einem Mayordomo und zwei eingeborenen Dienern begleitet, Minatitlan am 15. April.

Die Straße war angenehm und eben; ein friſcher Hauch, aus der Richtung der Heimat kommend, bog hier die Kronen der Palmen zum Gruße, rauſchte dort im Gebüſch, das rechts und links von der Straße mit hohen Waldungen abwechſelte, und kühlte die glühende Wange des Reiters. Allein die Ermattung lag bleiern in meinen Gliedern und ſchloß lange den freundlichen Eindrücken die Thore der Seele. Mein armes Pferd war nicht beſſer daran als ſein Herr. Die ſpärlichen Maisrationen in Minatitlan hatten nicht hingereicht, es bei gewohnter Kraft und Munterkeit zu erhalten, und langſam, faſt verdroſſen, hatte es ſein Tagewerk angetreten. Indeſſen konnte der andauernde Reiz der Landſchaft nicht verfehlen, endlich ſeine Wirkung auf das Gemüth auszuüben, und Trübſinn und Verwirrung dauern ebenſo wenig ewig, als der Rauſch der Freude.

Um 1 Uhr erreichten wir Jaltipan, ein großes Dorf, und abends 6 Uhr erſt Acayucan, wo ich bei einer franzöſiſchen Familie Aufnahme fand. Ich ſorgte vor allem für die Pferde und Maulthiere, die mir ernſtliche Sorge zu machen anfingen, ſo ſehr hatte der lange Marſch des Tages ihre Kräfte erſchöpft. Was beginnen, wenn ich morgen die Reiſe nicht fortſetzen kann? Darf ich ſelber hier in der Heimat des Fiebers verweilen, das ſeine Krallen bereits ins Fleiſch mir ſchlug? Wie lange Zeit erfordert oft nicht der Ankauf neuer Thiere! Und habe ich drei, vier Tage zu verlieren? Dieſe trüben Gedanken laſteten auf meiner Seele und erlaubten mir nicht den Genuß, den eine trauliche Unterhaltung am Herde gebildeter Menſchen nach einer langen und ſchwergefallenen Tagereiſe gewährt. Ich bat, mich mein Feldbett aufſchlagen zu laſſen. Der Hausherr führte mich in ein geräumiges, großentheils mit Waaren angefülltes Gemach. In einer Ecke ſtand

ein alter, mit Leder überzogener Lehnstuhl. Behaglich wollte ich mich in denselben niederlassen, als das Gespenst einer Klapperschlange sich drohend darauf emporrichtete und, mit dem bekannten Klappern, zischend ihr Haupt wider mich erhob. Es war keine Zeit zur Ueberlegung. Ich entriß den Säbel der Hand Benito's, der eben mit meinem Bett und den Waffen eintrat, und führte einen horizontalen Hieb, dem unwillkürlich noch einige andere in verschiedenen Richtungen folgten. In meinem Ungestüm hatte ich das Licht getroffen, das Benito trug; in der dadurch eingetretenen Dunkelheit erkannte ich den Erfolg meiner Streiche nicht, und hielt es für gerathen, dem Feinde, ob todt oder lebendig, das Feld zu räumen. Als wir darauf zurückkehrten und mit Licht vorsichtig die Wahlstatt untersuchten, fanden wir das Ungethüm in Stücke gehauen und verendet.

San-Martin Acayucan, bei weitem die wichtigste Stadt des nördlichen Isthmus, zählt ungefähr 5200 Einwohner. Zur Zeit der Eroberung war sie die Residenz eines der mächtigsten Fürsten der Azteken, aber die alten Archive sind mit der Herrschaft in die Hand des Siegers gefallen, in dessen Interesse es lag, die Geschichte sammt Zeugen und Zeugnissen zu vernichten. Im Jahre 1830 wurde die Gesammtseelenzahl noch auf 2000 angegeben. Es ist ein unregelmäßig gebauter, aber mit guten Häusern versehener Ort, Sitz eines Gefe politico, einer kleinen Garnison und mehrerer nicht unbedeutender industrieller Etablissements.

Ich erwachte gestärkt und ermuthigt; meine Pferde und Maulthiere befanden sich unerwartet besser, und eifrig betrieb ich die Abreise. Um 7 Uhr morgens brachen wir auf, und auf so wohlbetretener Straße, daß ich des Führers bald entbehren konnte, ging es dem neuen Tage und dem, was er brachte, munter entgegen.

Um 10 Uhr kamen wir zu einem kleinen Rancho, und da die Sonne sehr warm schien, ließ ich Leute und Gepäck hier zurück, damit sie die frischpräparirten Thiere und neueingelegten Pflanzen trocknen könnten, und gab ihnen Ordre, in dem für heute bestimmten Nachtquartier, der Hacienda El Coral nuevo, wieder mit mir zusammenzutreffen. Ich selbst ritt mit meinem Mayordomo voraus.

Nach einem ſcharfen Ritt erreichten wir in einer Stunde den Wald. Unſer Pfad wand ſich eng und holperig zwiſchen grünen, aber undurchdringlichen Mauern aus Bäumen, Sträuchern und Schlinggewächſen. Elyſinen mit Lilablüten überzogen, Ficus mit ihren Tauſenden von ſäulenartigen Luftwurzeln, Gummi-elaſticum und andere ſtarke Stämme bildeten ihre Grundpfeiler, von zahlloſen zierlichen Robinien, Akazien und Mimoſen verbunden und von Bauhinien und Ingos durchwirkt.

Kaum eine halbe Stunde in dieſer grünen Wildniß vorgedrungen, erblickte ich vor mir einen Reiter, das eine Ende ſeines Laſſo am Sattelknopf befeſtigt, das andere um die Hörner eines mächtigen Stiers geſchlungen, der etwa funfzehn Schritte hinter ihm folgte, von einem zweiten Reiter gehalten, deſſen Laſſo in gleichem Abſtande, wie der erſtere, die Hörner des Bullen umſchlang. Schon von weitem riefen die beiden Rancheros mir zu, die Straße frei zu geben, da der Stier ſehr bösartig ſei. Allein an ein Ausweichen war nicht zu denken, und die ganze Strecke bis zum Ausgange des Waldes wollte ich auch nicht gern zurückreiten. Ich bat daher die Reiter, das wirklich Furcht einflößende Thier ſo feſt wie möglich zu halten, während ich verſuchen wolle, an ihnen vorüberzukommen, und drängte mein Pferd vorſichtig auf die Seite des Pfades. Den langen Reiterſäbel in der Hand, näherte ich mich, das Auge auf den Stier geheftet und das bebende Roß ermuthigend, als der Stier plötzlich meiner anſichtig wurde. Ein kurzes, heiſeres Brüllen, ein Ruck, der den Laſſo des hintern Reiters zerriß, und mit geſenkter Stirn ſtürzte das wüthende Thier auf mich ein.

Ohne den Kampf aufzunehmen, warf ich mein Pferd herum und jagte im Galopp zurück, von dem nachſpringenden Bullen verfolgt. Vor mir her jagten mein Mayordomo und der vorderſte der beiden Ranchero, und obgleich beſſer beritten wie ſie, erlaubte mir doch die Enge des Weges nicht, ſie zu überholen. Unterdeſſen gewann der Stier an Weg; doch glaubte ich ihn noch nicht ſo nahe, als mein Roß mit einem jähen Satz aufflog, weil das Horn des Wüthenden ſeinen Schenkel geſtreift hatte. Ein Augenblick

noch, und über den Nacken des Pferdes fortgeſchleudert und von den Hörnern des raſenden Bullen zerſtampft zu werden, war unvermeidlich!

Aber ſo groß iſt das Vertrauen des mexicaniſchen Roſſes in ſeinen Reiter, daß es ſelbſt in einem ſo kritiſchen Augenblick dem Zügel gehorcht! Hoch den Vorderleib erhebend, drehte es wie eine Kurbel auf den Hinterhufen um und flog wie ein Pfeil in das dichte Geſtrüpp des Waldes. Unwiderſtehlich durchbrach es den Wall der Schlingpflanzen und Dornen, die mir Geſicht und Hände blutig riſſen. War ich gerettet? Folgte der Raſende den Ferſen der Voraneilenden? Ha! In mächtigem Sprunge ſtürzt er in die ihm geöffnete Breſche. Sein triumphirendes Gebrüll hetzt das geängſtigte Roß, ſich blindlings in das Gebüſch und Geſtrüpp zu werfen. Doch lange kann der ungleiche Wettlauf nicht währen, in welchem der Verfolgte dem Verfolger den Weg bahnt. Es lichtet ſich der Wald. Ich darf hoffen, der letzten, verzweiflungsvollen Anſtrengung meines treuen Roſſes die Rettung zu verdanken — da gähnt bodenlos tief ein Abgrund auf und ſperrt die Flucht! Einen Augenblick, und Roß und Mann ſchleuderte die furchtbare Stirn des Unthiers in die Tiefe. Verzweifelnd ſtoße ich die Sporen in die Weichen des armen Roſſes, und, wie zum zweiten mal vom Horn des Stiers berührt, fliegt es hoch auf zum Sprung, und im nächſten Augenblick berühren ſeine Vorderfüße das gegenüberliegende Ufer der Barranca, an dem es ſich mit dem letzten Reſte ſeiner Kraft hinaufarbeitet.

Blut rieſelte über mein Geſicht und hinderte mich am Sehen, denn ein ſcharfer Baumaſt hatte meine Stirn aufgeriſſen und mich beinahe rücklings über die Croup des Pferdes in die Tiefe geſtoßen.

Aber ich war gerettet. Als ich das Blut aus meinen Augen gewiſcht hatte, ſah ich mich nach meinem Verfolger um.

Schäumend vor Wuth, daß ich ihm entkommen, ſtand er jenſeit der Barranca, mit dem Schweif die Flanken geiſelnd und mit den Hörnern den Boden aufwühlend, daß Steine und Schollen umherflogen.

Es lag in meiner Macht, ihm durch ein paar Kugeln aus meinem Revolver ſeine That zu vergelten; aber ich mochte es nicht, denn meine Rettung ſtimmte mich verſöhnlich, und die tolle Wuth eines gefeſſelten Feindes reizt nicht mehr.

Erſt nachdem Roß und Reiter vollſtändig ſich erholt hatten, folgte ich dem Laufe der Barranca, von dem hartnäckigen Verfolger auf der andern Seite begleitet, bis ich ſeinen Augen entſchwand, und endlich auf einem weiten Umwege wieder die Straße und den meiner harrenden Mayordomo erreichte.

Es war die Mittagsſtunde, als im dichteſten Theile des Waldes ich bei einem rauſchend dahinpolternden Gebirgswaſſer beſchloß, eine kurze Zeit der Ruhe zu gewähren; behaglich ſtreckte ich mich in das ſchwellende Gras und tauchte meine Kalebaſſe in die klaren Wellen zu einem erquickenden Trunk. Da ſchwang ſich plötzlich ein prachtvoller Raubvogel aus dem Dickicht und ließ ſich auf dem ſchwankenden Aſt des Baumes nieder, unter dem ich ſelbſt mein Lager genommen hatte. Es war Falco Giesbrechtii, *du Bus*, ein blendendweißer Falke mit ſchwarzen Flügelſpitzen. Nie hatte ich ihn früher lebend zu Geſicht bekommen, und das Verlangen, ihn zu beſitzen, ſiegte über Durſt und Müdigkeit. Leider befand ſich mein Gewehr am Sattel des Pferdes, und wäre ich aufgeſtanden, es zu holen, würde ich den Vogel verſcheucht haben. So verſuchte ich es mit einer Kugel aus meinem Revolver. Der Schuß krachte, und der Vogel taumelte jenſeit des Baches in das hohe Gras. Ehe ich aber das Waſſer durchwatet, hob er ſich von neuem und flatterte, ſcheinbar ſchwer verwundet und keines hohen Fluges mächtig, weiter, um das Dickicht zu erreichen. Ich ſprang zurück zu meinem Pferde, ergriff das Gewehr und ſtürzte haſtig dem Flüchtlinge nach, der eben Gejagte nun ſelber wieder Jäger. Eine Stunde dauerte dieſe vergebliche Verfolgung, auf der ich von Zeit zu Zeit das weiße Gefieder zu Geſicht bekam, aber nicht zum Schuſſe kommen konnte. Inzwiſchen war ich weit von meinem Begleiter entfernt, und der Himmel hatte ſich ſchwarz überzogen, der Wind ſich gehoben, und große Tropfen erſchienen als Vorläufer eines ſtarken Schauers. Ein ſolches Ereigniß mag lange vor Dido's und

Aeneas' Tagen ſchon manche Jagd unterbrochen und manches Begegniß herbeigeführt haben, und der Leſer darf auch diesmal ſich den Bericht eines Abenteuers verſprechen.

Ein tropiſcher Regenſchauer iſt kein deutſcher Mairegen, und gern ſieht man ſich nach einem ſchirmenden Dach und einem höhergelegenen Standort um. Aus dem Dickicht, das mich umgab, erhob ſich wie ein Berg, von Schlingpflanzen durchrankt, durchwebt und verdichtet das äſtige Sparrwerk eines hundertjährigen Ceïba. Der wol 8 Fuß im Durchmeſſer haltende Stamm war morſch und bot eine Höhle dar, geräumig genug, einem Eremiten zur Wohnung zu dienen. Armsdicke Wurzeln rankten auf dem Boden, krochen an den Wänden dieſer lebendigen Grotte empor und bildeten einen natürlichen Seſſel, in deſſen einladenden Armen ich ohne Zögern das Ende des Gewitters abzuwarten beſchloß. Die behagliche Wärme, das Dunkel und meine eigene Müdigkeit waren wohl geeignet, in Schlummer zu lullen, und bereits ſchloſſen ſich meine Augenlider zu dem bekannten Zuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen, als eine Bewegung in meiner Nähe mich von der Schwelle des Traumreichs zurückrief. Unwillkürlich drehe ich den Kopf: ein heißer Athem trifft mein Geſicht, und zwei große Augen, gleich glühenden Kohlen, ſtarren mich an. Wie von einer Feder geſchnellt, fahre ich in die Höhe, und ein einziger Satz bringt mich auf 10 Fuß Entfernung von dem unheimlichen Baume. Hier kehrte ich mich um: ein ſtarker Jaguar ſtand aufgerichtet neben dem verrätheriſchen Fauteuil und ſchien zu überlegen, wie er mich angreifen ſolle. Hierzu ließ ich ihm jedoch keine lange Friſt, denn im nächſten Augenblick hatte eine Kugel aus meinem Revolver ſein ſchönes Fell durchbohrt und ſaß in ſeiner Bruſt. Tödlich war jedoch der Schuß nicht, wie ſeine raſchen Bewegungen bewieſen. Ein Sprung konnte ihn mir aufladen und ſein Gebiß und ſeine Krallen mich empfinden laſſen, ehe eine zweite Kugel den Weg in ſein Gehirn oder zu ſeinem Herzen fand. Ein Baum, hinter den ich ſprang, wurde mein Retter, und ein zweiter Schuß ſtreckte meinen fürchterlichen Gegner todt nieder.

Alles war raſcher geſchehen, als es geſagt werden kann. Als Sieger ſtand ich neben dem Cadaver meines Feindes und betrachtete

freudetrunken die prächtige Beute. Mittlerweile war mein Mayordomo auf dem Platze erschienen, und wir schickten uns an, dem einschließlich des Schweifes über 6 Fuß langen Thiere die Haut abzustreifen. Indem ich den ersten Schnitt thue, hält mein Begleiter meine Hand fest. Ich folge seinem Blicke, den er fest und unverwandt nach den Aesten des Baumes gerichtet hält, doch ohne etwas Ungewöhnliches zu sehen. „Was ists?" frage ich.

„Scht! Quien sabe! — Wahrhaftig, er ist's — der andere Tiger! Auf jenem Aste dort — sehen Sie nicht? — der Länge nach ausgestreckt!"

Vergeblich strenge ich meine Augen an, zwei Kugeln in die mit Schrot geladenen Läufe meines Gewehrs stoßend. Nun faßt mich mein Begleiter beim Arm und zieht mich, ohne den Blick vom Baume zu wenden, einige Schritte abseits.

„So, hier, gerade aus! Aber, por el amor de Dios, so schießen Sie doch!"

„Verdammt! Wie kann ich schießen, ohne zu sehen!"

Da, plötzlich bewegt es sich, und ich schaue in die funkelnden Augen des Tigers. Ruhig suche ich mir den Platz zwischen Auge und Ohr: der Schuß kracht, und der weibliche Tiger stürzt getroffen aus der Höhe und stirbt nach einigen Zuckungen neben der Leiche des männlichen. So folgten sich an diesem Tage Gefahr und Rettung, Unglück und Glück!

Nicht ohne manchen Schweißtropfen wurde die schöne Beute kunstgerecht abgestreift, dann die frischen Häute über unsere Sättel geworfen und die Reise fortgesetzt.

Mit Einbruch der Nacht erreichte ich die kleine Hacienda Coral nuevo, wo auch meine auf dem Rancho zurückgebliebenen Diener kurze Zeit später eintrafen.

Der Eigenthümer nahm mich nach Landessitte freundlich auf. Nach dem Nachtessen, das, wie gewöhnlich, aus Frijoles bestand, versammelte sich die zahlreiche Familie, um an dem Genusse, welchen die Unterhaltung mit einem Fremden dem von allem Umgang abgeschlossenen Colonisten bietet, ihren Antheil sich zu nehmen.

Wie in den meisten Ländern, in denen der Europäer eine

ſeltene Erſcheinung iſt, hält man auch hier jeden mit wiſſenſchaftlichen Zwecken Reiſenden für einen Arzt, und verſäumt nicht, ihn zu conſultiren. Diesmal war der Patient die Tochter des Hauſes, ein ſechzehnjähriges Mädchen und ein Engel von Schönheit. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie meiner Erzählung von dem Urſprunge meiner Stirnwunde zuhorchte, hatte die Wirkung gehabt, daß ich vorzugsweiſe an ſie meine Worte richtete. Dadurch erinnerte ſich ihr Vater, daß ſie kränklich ſei, und bat mich, ihren Zuſtand zu unterſuchen. Ich benutzte einen Augenblick, wo wir allein gelaſſen waren, und bat ſie, mir zu ſagen, was ihr fehle. Sie klagte über Beklemmungen in der Bruſt und Herzklopfen. „Puellis morborum atrium pectus!" ſprach ich mit der Würde eines grauen Schülers des Hippokrates, und legte die Hand auf ihr Herz. „Impulsus cordis vehemens ita ut manum impositam repellat. Schlägt dir das Herz immer ſo heftig, Kind?"

„Nicht ganz ſo; aber vorhin, gerade als Sie von dem wilden Stier und der Barranca erzählten, war es wirklich ſehr arg."

Das Blut ſchoß mir ins Geſicht; ich fühlte es und legte mein Ohr ihr in regionem cordis, vernahm aber nur das Rauſchen meiner eigenen Arterien, und das Wogen ihres Buſens verwirrte den Faden meiner Beobachtung. Den rechten Arm um ihre Taille laſſend, ſah ich in ihr Antlitz empor: „Fällt dir das Gehen ſchwer?"

„Wohin?"

„Facies colorem rubicundum offert", antwortete ich, wie in Geiſtesabweſenheit. „Fühlſt du die Schläfe pochen?"

„Sehr", ſagte ſie leiſe; „erlauben Sie, Señor Doctor, daß ich mich ſetze."

Ich zog einen Schemel an mich heran; ſie ſetzte ſich. Ich ergriff ihre Hand: „Arteriarum pulsus frequens, fortis, impetuosus. Liebes Kind, du haſt ein zu großes Herz; doch hoffen wir, daß alles gut gehen wird. Ich werde mich auf die beſte Medicin für dich beſinnen."

Das letzte ſchien ſie zu verdrießen, denn ſie antwortete nicht, ſondern ſtand auf und überließ mich meinen Gedanken.

Die Geſtalt des holden Weſens ſchwebte durch die Traumbilder, welche den Ankömmling an der Grenze des Vergeſſens empfangen; aber wie anders war mein Erwachen! Furchtbare Fieberſchauer durchſchüttelten mich, meine Zähne klapperten vor Froſt, und ein Bohrer ſchien mein Gehirn zu zerreiben. Endlich trat ein erſchöpfender Schweiß ein, und als ich ſpät am Morgen die Reiſe fortzuſetzen verſuchte, mußten meine Leute mich in den Sattel heben.

Im Hofe der Hacienda fand ich ein 4 Fuß hohes Steinbild aus Granit, von ziemlich plumper Arbeit, welches von einem etwa 4 Leguas entfernten Orte hergebracht worden war, der, nach Ausſage der Leute, noch eine Menge von Ruinen und Steinbildern aufbewahrt. Ich fühlte mich zu deprimirt, um einen Abſtecher dorthin zu unternehmen, und begnüge mich, ſpätere Reiſende darauf aufmerkſam gemacht zu haben.

Nachdem ich meinen freundlichen Wirthen Lebewohl geſagt hatte, ſuchte ich ſo viel wie möglich Herr meiner Schwäche zu werden und meine Aufmerkſamkeit der Umgebung zuzuwenden. Der Weg führte uns durch weite Llanos, auf denen zahlreiche Viehheerden weideten. Zuweilen mußten wir durch ihre dichten Scharen uns Bahn machen, und trotzig und drohend ſtarrten uns die Torros an; aber ſie ließen uns unangegriffen paſſiren. Der Stier iſt ein um ſo harmloſeres Thier, je mehr ihrer beiſammen ſind, entweder weil ihn die Gegenwart ſeiner Gefährten mit Zuverſicht und Vertrauen erfüllt, oder weil er ahnt, daß er einzeln ſtets einen gefährlichen Gang thut. Derſelbe Stier der, wie er die Arena betritt und ſeiner Verlaſſenheit inne wird, wüthend ſich auf Menſchen und Pferde ſtürzt, um ſie zu vernichten, wandelte einige Tage früher in Gemeinſchaft anderer ruhig und ungefeſſelt über den mit Menſchen bedeckten Paſeo. Ein unfehlbares Mittel, ſich gegen Beläſtigungen durch das graſende Rindvieh zu ſichern, iſt die Vorzeigung des Laſſo. Bei einem Ritt durch die Savannen ereignet es ſich häufig, daß Kühe, die ebenſo wild und muthig, dabei aber viel händelſüchtiger als die Torros ſind, Luſt zu einem Angriff auf den Reiter zeigen. In einem ſolchen Fall aber genügt es, den Laſſo vom Sattelknopf zu löſen und über dem Kopf

ſchwingen zu laſſen, um die ganze Heerde in die ſchleunigſte Flucht zu jagen; denn ſie alle kennen dieſe Pantomime, und ſie erinnern ſich dabei des Tages, als die Schlinge des Vaquero ſich um ihren Hals ſchlang, ſie niederriß und wehrlos dem glühenden Eiſen der Knechtſchaft überlieferte.

Es iſt eine fürchterliche Qual, den Tag nach einem ſtarken Fieberanfall zu Pferde und den Strahlen der Sonne ausgeſetzt zubringen zu müſſen. Kaum vermochte ich mich im Sattel zu halten, und meine Leute beſchworen mich, heute nicht weiter als Nopalapam zu reiten, das wenige Leguas vor uns liegen mußte. Allein ich mußte bis zum 21. April in Vera-Cruz ſein, und durfte alſo keine Zeit verlieren.

Gegen 2 Uhr kamen wir an einen kleinen Fluß, der in kurzer Entfernung unterhalb unſers Uebergangs in den Rio Jumuapam fällt. Jenſeit deſſelben lag in einer nackten, ſonnverbrannten Ebene das kleine Dorf und die Hacienda Nopalapam; rings umher weder Gärten noch ein beſtellter Acker. Trauriger hatte ich kein Dorf in Kordofan und andern Gegenden Innerafrikas geſehen.

Seit Minatitlan führte ich keine Lebensmittel mehr bei mir, und war ſomit ganz auf die Gaſtfreundſchaft der Einwohner angewieſen. Allein ihre Gaben fielen gerade hier ſehr kärglich aus. Die ſtereotypen Frijoles und Tortillas widerſtanden mir, und doch war ein mageres Huhn, in einer langen Sauce aus Chile und warmem Waſſer ſchwimmend, das einzige und noch dazu höchſt ſeltene Item. Die Tienda von Nopalapam hatte das Geſchäft entweder noch nicht eröffnet oder bereits geſchloſſen, denn einige Pfund Rohzucker und drei Flaſchen Branntwein bildeten den ganzen Waarenbeſtand.

Wenn auch nicht geſättigt, doch einigermaßen ausgeruht, zog ich um 4 Uhr weiter.

Unabſehbare Savannen nahmen uns auf, durch welche wir ohne Führer wol ſchwerlich den Weg gefunden hätten. Mein Roß ſchien die Stimmung ſeines Reiters zu theilen, und nicht wie ſonſt, ſchritt es heute gleichgültig und maſchinenmäßig wie in einem Leichenzug einher. Um 8 Uhr erreichten wir den Rancho Durang, einige

elende Hütten inmitten der Savannen. Hier sollte der Führer gewechselt werden. Während mein Mayordomo das Nöthige in dieser Sache besorgte, trat ich in eine der Hütten, welche durch das flackernde Licht eines Ocote (Kienspan) erhellt wurde, und warf mich müde und matt auf ein im Winkel stehendes Rohrbett. Schlaf oder Erschöpfung drückte mir die Augen zu, als mich ein heftiges Geräusch weckte und im nächsten Augenblick ein fast schwarzer Mulatte auf mich stürzte, mit der einen Faust mich bei der Brust faßte und mit der andern ausholte, um mir sein Machete in den Leib zu bohren. Es liegt eine furchtbare Kraft in der Gefahr. Im Nu hatte ich meinen Angreifer zurückgestoßen und rang mit ihm um den Besitz seiner Waffe. Es gelang mir, sie ihm zu entwinden; aber damit hatte auch der Kampf ein Ende, denn wie ein Aal entschlüpfte der Kerl meinen Händen und verschwand in der dunkeln Nacht. Eine Kugel, die ich dem Meuchelmörder nachschickte, verfehlte ihr Ziel, und ich war nach erhaltener Aufklärung zufrieden damit. Der Mensch hatte betrunken die Hütte betreten und einen Mann auf dem Bette seiner Frau erblickt. Die Eifersucht hatte ihn übermannt und fortgerissen; aber während des Ringens mochte ihm die Ueberzeugung gekommen sein, daß er übereilt gehandelt habe, und Flucht das Beste sei, was er thun könne.

Ein neuer Führer hatte sich nicht gefunden; dennoch setzten wir unsern Weg trotz der Dunkelheit durch die Savannen fort. Der Himmel war mit Wolken überzogen, und die Finsterniß so dicht, daß wir einander kaum erkennen konnten. Zum Glück ritt Benito einen Schimmel. Diesen ließ ich unsern Führer — denselben, der uns von Nopalapam bis zum Rancho begleitet hatte — besteigen und vorreiten.

Um 10 Uhr lockte der Hufschlag unserer Pferde einzelne noch wache Bewohner von San-Nicolas an die Thüre. Die Tienda befand sich am andern Ende des Dorfs, und der Besitzer war bei unserer Ankunft eben im Begriff die Läden zu schließen. Sichtlich beeilte er sich damit, und würde uns die Thüre vor der Nase geschlossen haben, wenn nicht einige betrunkene Indianer, welche ihm

noch die Rechnung für den genoſſenen Aguardiente ſchuldeten, ihn daran gehindert hätten. Ich drängte mich durch den Knäuel des braunen Menſchenfleiſches und bat um Aufnahme für die Nacht und ein Abendeſſen. Man ſchien nicht geneigt, weder das eine noch das andere gutwillig zu gewähren. Da erblickte ich in dem Laden eine Reihe Weinflaſchen, verlangte ein paar davon, indem ich gleichzeitig eine Unze Gold auf den Tiſch warf, und lud den mürriſchen Hausherrn ein, bis die zum Schlafen erforderlichen Einrichtungen getroffen ſeien, mit mir ein Glas zu leeren. Das Gold und die Ausſicht auf einen wohlfeilen Genuß überwanden den Trotz. Brot, Sardinen, die man faſt in allen Läden des Landes trifft, endlich Frijoles und Ziegenkäſe wurden eins nach dem andern hervorgeſucht und erfuhren alle Rückſicht, deren Hunger und Ermattung fähig iſt. Endlich wies man mir ein Bett an, wie gewöhnlich einen mit einer Ochſenhaut überſpannten Rahmen, ſtramm geſpannt und hart wie ein Billard.

Sonnabend, 18. April. Früh morgens ließ ein Barkenführer bei mir anfragen, ob ich nicht eine Barke miethen wolle, um den Jumuapam hinab bis Tlacotalpam-Alvarado zu fahren.

Ich muß geſtehen, daß mir der Mann wie ein Engel vom Himmel erſchien, denn mein Zuſtand war derart, daß ich nicht wußte, wie ich zu Pferde Vera-Cruz erreichen konnte. So ging ich mit Freuden darauf ein, und der Handel wurde abgeſchloſſen. Sämmtliches Gepäck wurde eingeſchifft und ein nothdürftiges Sonnendach über dem kleinen Canot errichtet. Benito erhielt Ordre, einſtweilen mit den Pferden zu Lande bis nach Tlacotalpam vorauszugehen.

Der Jumuapam iſt ein bedeutender Fluß; ſeine Ufer ſind angebaut oder zu Viehweiden benutzt. Nirgends habe ich die Alligatoren ſo zahlreich geſehen wie hier. Zehn bis zwanzig lagen hier und da am Ufer mit aufgeſperrtem Rachen. Am ganzen Guatzacoalco waren ſie ſchmuzig, ſchlammbedeckt; aber hier war ihre natürliche Farbe deutlich zu erkennen. Deshalb unterſchied ich hier zuerſt eine auffallende ſchwarze Varietät. Sie iſt ſehr ſelten und 12—15 Fuß lang.

Von Zeit zu Zeit erblickt man am Ufer einen vereinzelten Rancho, in dem die Vaqueros wohnen. Verſchiedenemal hielten wir an, um etwas zu eſſen zu erhalten; aber es war nichts Genießbares vorhanden. Nur einmal waren wir ſo glücklich, einige Tortillas zu erhalten, und dieſe bildeten, mit etwas Rohzucker, den wir noch beſaßen, unſere Mahlzeit.

Um 3 Uhr riefen uns die Leute am Ufer an und theilten mir mit, Benito ließe mir ſagen, daß er mit den Pferden nicht nach Tlacotalpam käme, da das eine Pferd krank geworden ſei; er erwarte mich deshalb in Paſo del Corriente. Es war eine ſehr unangenehme Nachricht, da mir mit dem Pferde auch die Möglichkeit genommen war, Vera-Cruz vor dem 21. zu erreichen, an welchem ein Schiff nach Europa abging. Ohne indeſſen irgendwo anzuhalten, fuhren wir die Nacht durch und kamen morgens 2 Uhr in Tlacotalpam an, wo Benito meiner bereits am Ufer harrte, mit der Nachricht, daß die Pferde beſſer und das eine durch einen raſchen Aderlaß gerettet ſei. Ich durfte hier mit Recht hoffen, eine Goëlette oder ein anderes Fahrzeug bis nach Vera-Cruz anzutreffen, denn Tlacotalpam iſt ein Hauptſtapelplatz für den öſtlichen Handel. Viele Fahrzeuge lagen im Fluſſe vor Anker; unter dieſen ein mexicaniſcher Dampfer, der aber, zerbrochen, der Reparatur wartete, die, ganz nach mexicaniſcher Art, ausbleibt, bis er ſie nicht mehr ertragen kann. Gerade am Tage vorher war ein Schoner nach Vera-Cruz unter Segel gegangen, und das nächſte Schiff hatte nicht eher als in acht Tagen ſeine Fracht zu erwarten.

Tlacotalpam iſt ein gutgebauter Ort mit regelmäßigen Straßen und ſteinernen Häuſern. Die öffentlichen Gebäude ſind anſehnlich und mit Arcaden geſchmückt. Die Lage iſt auf dem rechten Ufer des San-Juan, unterhalb der Mündung des Rio Jumuapam, die wir während der Dunkelheit paſſirt hatten. Die Einwohner bauen Mais, Zuckerrohr, Reis und beſonders Taback; cultiviren daneben aber auch einen hier eigenthümlichen Induſtriezweig.

Es kann unſere guten Begriffe von dem Fleiß der Bewohner

Mexicos vor der Eroberung nur vermehren, wenn wir sehen, daß sie mit Geduld, Mühe und Intelligenz sich Thiere unterwarfen, aus welchen sie Nutzen zogen, und diese sozusagen domesticirten. Dies thaten sie mit der Cochenille, welche einer der bedeutendsten Ausfuhrartikel des Landes wurde. Wenig bekannt dagegen ist, daß seit undenklichen Zeiten ein anderes, demselben Genus angehöriges Insekt in einigen Theilen des Landes, besonders aber hier in der Nähe von Tlacotalpam und Popantla gezogen und cultivirt wird, und seine Verwendung sowol in der Medicin als in der Malerei als vorzüglicher Firnis findet.

Dieses Insekt, dem Genus Coccus angehörig, hat Aehnlichkeit mit C. adonidum, von dem es jedoch auch wieder leicht zu unterscheiden ist. Der Coccus mexicanum, wie ich dieses noch unbeschriebene Thier genannt habe, heißt bei den Mexicanern Axin. Sein Körper ist elliptisch, rosafarben oder intensiv purpurroth unter dem weißlichen Flaum, den das Thier, wie alle Gattungsverwandten, ausschwitzt und sich damit bedeckt. Die Oberseite zeigt breite Querfurchen, und ist mit einem aufgeworfenen Rande eingefaßt. Die Antennen sind kurz, rundlich, artikulirt, dick an der Basis. Die sechs kleinen Füße, welche mehr zum Festklammern als Kriechen dienen, sind graulichroth, mit einer hakenförmigen Kralle. Die Augen, an der Unterseite, sind nur als Pünktchen durch die Lupe zu erkennen. Viele der eingesammelten Thiere waren mit größern und kleinern schwarzen Punkten übersäet. Die Länge des ebenbeschriebenen Weibchens beträgt 1 Zoll und und manchmal mehr. Die Männchen — falls sie sich, was wahrscheinlich ist, wesentlich von den Weibchen unterscheiden — unbekannt.

Coccus mexicanum ist von C. adonidum hauptsächlich verschieden durch den Mangel an Schwanzborsten sowie durch die gegliederten Antennen.

Die Zucht des mexicanischen Coccus wird in der Gegend von Tlacotalpam auf folgende Weise betrieben. Im Monat October oder November hat das Insekt seine volle Größe erreicht und wird

in die Blätter der weiblichen Maiskolben (d. i. solcher, die Fasern enthalten) gesteckt, und in dieser Hülle an einem trockenen, vor Ameisen und andern Insekten geschützten Orte aufgehängt. In den Monaten Mai und Juni, wann die Gewitterstürme ihren Anfang nehmen, öffnen sich die Umhüllungen von selbst an einem Ende, und man erkennt darin einen weißen Sack, wie aus Spinngewebe, der die Eier des Thiers enthält. Diese Säcke trägt man nun auf solche Bäume, welche dem Thier Aufenthalt und Nahrung gewähren, und bindet sie an dieselben an. Es sind dies die hier Jobo (Spondias mirabalanus) und Piñon (Jatropha curcas) genannten Bäume. Nach kurzer Zeit kriechen die Jungen aus, überziehen die Aeste der Bäume und setzen sich auf deren Rinde unbeweglich fest. Kurz ehe die Insekten ihre vollkommene Größe erreicht haben, sammelt man sie ein, entledigt sie des weißen, flaumartigen Ueberzugs, und kocht sie in gewöhnlichem Wasser so lange, bis sie zerfallen und eine butterartige Flüssigkeit auf der Oberfläche des Wassers schwimmt. Nun werden die Thiere durch ein Tuch geseit, und die noch rückständige Butter vollends ausgedrückt. Diese läßt man in kleinen Gefäßen erkalten und vierundzwanzig Stunden stehen, nach welcher Zeit sie gestanden erscheint. In diesem Zustande wird sie stark gerührt, bis sie zu kleinen Kügelchen gerinnt, die ausgewaschen und hierauf über ein gelindes Feuer gesetzt werden, damit der letzte Wassergehalt vollends verdampfe. Nachdem sie hierauf wieder erkaltet, wird die Butter in die zum Gebrauch gewünschten Formen gebracht.

Das Axin, wie das auf beschriebene Weise erlangte Product heißt, ist eine fette, zähe, gelbliche Masse, ranzigem Talg im Geruch ähnlich.

Die Eingeborenen machen davon verschiedene Anwendung, und empfehlen es zur Linderung von Schmerzen in jedem Theil des Körpers. Sie behaupten, daß das Axin die straffe, rigide Muskelfaser abzuspannen und nachgiebig zu machen geeignet sei, Geschwülste zertheile oder zur Reife bringe, wenn sie zur Eiterung strebten; sie wenden es bei dem Erysipelas, bei Geschwüren, Convul-

ſionen ſowie, mit Harz gemiſcht, bei der Hydrocele an, und bereiten daraus mittels Terpentin, Oel, Myrrhe und anderer Pflanzenpulver ein Pflaſter, welches von Frauen auf das Rückgrat gelegt wird, um die Menſtruation zu regeln, d. h. ſowol die zu ſpärliche zu vermehren, als die zu reichliche zu beſchränken. Außerdem wird das Axin in der Malerei zum Fixiren der Farben ſowie als Firnis angewandt.

Die Hoffnung, in Tlacotalpam ein Schiff zu finden, welches mich nach Vera-Cruz bringe, war vergeblich; doch bot ſich mein bisheriger Kahnführer an, mich den Rio San-Juan hinab bis nach Alvarado zu bringen, was immerhin für meinen Zuſtand angemeſſener war, als die Reiſe zu Pferde. Der Rio San-Juan iſt von hier ab eine halbe engliſche Meile breit. Ein heftiger Nordwind hielt unſere Fahrt nicht nur ſehr auf, ſondern verurſachte auch einen ſo ſtarken Wellenſchlag, daß unſer kleines Canot dadurch in ernſtliche Gefahr gerieth. Ueber die Reiſe des heutigen Tags habe ich in meinem Tagebuch faſt nichts notirt, da ich gänzlich erſchöpft und häufig bewußtlos unter dem Laubdach des Bootes lag.

Um 7 Uhr abends landeten wir zu Alvarado. Man ſieht dem Ort die nahe Civiliſation von Vera-Cruz wohl an, und die Poſada, in welcher ich Aufnahme fand, war ſelbſt für meinen Zuſtand eine ſolche, daß ich damit zufrieden ſein konnte, und ſchon daran dachte, hier den Ausgang meiner Krankheit abzuwarten; allein am andern Morgen ſchon bot ich mit aller Energie die letzten Kräfte auf, ließ mich in den Sattel heben und zog weiter.

Während dieſes ganzen Vormittags hatten wir eine lange Playa glühenden Sandes zu paſſiren, bis wir beim Rancho La Salina ankamen. Die Nacht brachte ich im Rancho La Lata zu; aber die Gaſtfreundſchaft iſt auch nicht umſonſt an dieſen Orten.

Dienstag, 21. April. Mittags langte ich in Vera-Cruz an und kehrte in der Caſa de Diligencias ein, wo ich bereits früher Quartier genommen hatte, als ich den erſten Schritt auf

mexicaniſches Gebiet that. Damals geſund und kräftig, an allen Comfort europäiſcher Gaſthöfe gewöhnt, waren mir die Einrichtungen dieſes Hotels ſehr hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben vorgekommen; aber heute, faſt aufgerieben von Entbehrungen und Beſchwerden, ſchien mir das Hotel das Nonplusultra von Behäbigkeit und Eleganz zu enthalten.

Das Gerücht von meiner Rückkehr hatte in kurzer Zeit ſeinen Rundgang bei Freunden und Bekannten gemacht, und bald erſchienen dieſe ſelbſt, mich zu begrüßen. So ſehr alle bei meinem Anblick ihre Ueberraſchung zu bemeiſtern ſuchten, ſo erkannte ich doch genug, um mich durch ihre ermuthigenden Worte nicht täuſchen zu laſſen. Dr. Behrendt erkannte mich kaum wieder, und als er meinen Zuſtand in ernſtliche Erwägung gezogen hatte, verhehlte er mir nicht, daß mein Leben im höchſten Grade gefährdet und an Beſſerung unter dem Himmel von Vera-Cruz nicht zu denken ſei.

Ich muß geſtehen, daß ich furchtbar deprimirt war, denn zu alledem kam noch der bereits früher erzählte, bis heute unerklärt gebliebene Verluſt meiner Sammlung. So hatte ich denn Gefahren und Mühen mich unterzogen, hatte gedarbt, gekämpft, gerungen, und der Lohn aller dieſer Opfer wird von unſichtbarer Hand vom Kiſſen des Sterbenden geſtohlen.

Alle Bemühungen blieben, wie der Leſer bereits weiß, umſonſt, und mein Freund Dr. Behrendt drängte mich, das Land je eher je beſſer zu verlaſſen. Ich gab nach und willigte ein, Paſſage auf dem in einigen Tagen von hier nach Havre unter Segel gehenden Schiff Leontine zu nehmen; doch war meine Hoffnung, Europa wiederzuſehen, ſehr gering.

Der Kapitän der Leontine war ein ſehr loyaler Mann und erbot ſich zu allem, was meinem Zuſtand und meinen Wünſchen während der Ueberfahrt angemeſſen ſein könnte; um jedoch im ſchlimmſten Fall meine Leiche nicht den Haien zum Fraße zu geben, kaufte ich ein Faß Rum, und auf Ehrenwort gelobte mir der Kapitän, falls ich auf der Ueberfahrt ſtürbe, meine Leiche in daſſelbe

zu legen, und bei der Ankunft in Havre Faß und Inhalt meinem Spediteur zur Beförderung an meine Angehörigen übergeben zu wollen.

Unsere Abfahrt verzögerte sich bis zum 28. April, da der gefällige Kapitän einer größern Anzahl von Passagieren die Mitreise gestatten wollte, deren Ankunft in Vera-Cruz zwar annoncirt war, aber bis dahin sich verzögerte.

Digitized by Google

V.

Rückkehr.

Havaña. Der Kanal von Florida. Die Azoriſchen Inſeln. Fayal. Ankunft in Europa.

Dienstag, 28. April, begab ich mich an Bord der Leontine, welche bald darauf die Anker lichtete und um Mittag die Rhede verließ. Die Geſellſchaft war für den geringen Tonnengehalt des Schiffs ziemlich bedeutend, da wir zweiunddreißig Perſonen im ganzen waren. Die meiſten von ihnen waren Franzoſen, welche dem halbgebildeten Stande der Coloniſten angehörten. Sie hatten ſich zum Theil mit dem Vanillehandel beſchäftigt und guten Gewinn erzielt; denn einer von ihnen führte für 200000 Frs. dieſer Waare mit ſich nach Europa.

Die Reiſe war im ganzen eine recht glückliche. Die friſche Seeluft wirkte wohlthätig auf mich, und in acht Tagen durfte ich bereits neue Lebenshoffnungen faſſen.

Den 7. Mai fuhren wir mit günſtigem Wind längs der Küſte von Cuba, und bekamen abends den Leuchtthurm von Havaña zu Geſicht.

Am 10. Mai verließen wir den Kanal von Florida, und ſegelten mit faſt ſtets günſtigem Winde bis zum 28. Mai.

Ein großer Uebelstand hatte sich an Bord bemerklich gemacht. Noch im letzten Moment vor der Abfahrt hatte der Kapitän zwanzig neue Passagiere aufgenommen, ohne aber die Schiffsvorräthe in gleichem Verhältniß zu completiren. Daher kam es, daß jetzt die Lebensmittel sich unzureichend erwiesen, und von seiten der Passagiere schwere Klagen erhoben wurden. Diesem Uebelstande abzuhelfen, entschloß sich der Kapitän, auf Fayal, einer der Azorischen Inseln, in den Hafen von Orta einzulaufen.

Nachdem wir am 28. und 29. Mai einen ziemlich heftigen Sturm und hohe See auszuhalten hatten, befanden wir uns am 30. morgens wieder in Sicht von Fayal, nahmen um 12 Uhr den Piloten an Bord, und ließen um 2 Uhr in der Bai von Orta die Anker fallen.

Der Anblick der Stadt von der Bai aus ist außerordentlich freundlich und einladend. Zur Linken hebt sich, steil ansteigend, der sehr bezeichnend Monte quemado (verbrannter Berg) genannte Hügel, der vollständig aus Lava und Schlacken zu bestehen scheint. Um 3 Uhr ließen wir uns ans Land setzen, und stiegen in einem englischen Gasthof bei freundlichen Wirthsleuten ab. Ich wollte die kurze Zeit unsers Aufenthalts so gut wie möglich anwenden, mir von der Stadt und kleinen Insel ein treues Bild zu bewahren. Die Stadt Horta besteht eigentlich nur aus einer wol eine Stunde langen Straße, deren Häuser im Stil aller Nationen erbaut sind, wie auch ihre Einwohner allen Nationen angehören, wenn auch Brasilianer, Engländer, Nordamerikaner und Portugiesen vorherrschend sind. In den Häusern der letztern aber leben noch entschieden maurische Traditionen, denn alle Balkone sind nach streng orientalischer Sitte mit engen Gittern versehen, und die Frauen erscheinen nur tiefverschleiert auf den Straßen. Die Bevölkerung der Insel scheint außerordentlich arm zu sein, und die niedern Stände beschäftigen sich mit der Fabrikation von Körben, Hüten, künstlichen Blumen aus Vogelfedern u. s. w. In letzterer Kunst sind sie wirklich sehr erfahren, und der ganz auffallend niedere Preis dieser Gegenstände beweist den Ueberfluß an Zeit und Arbeitskraft wie den hohen Werth des Geldes auf den Azoren.

Am folgenden Tage machten wir einen Ausflug ins Innere der $2^1/_2$ Quadratmeilen großen Insel, und fanden überall prachtvolle, gutunterhaltene Wasserleitungen und Straßen sowie wohlbestellte Felder. Die Früchte aller Zonen waren reich vertreten: Orangen, Melonen, Limonen, Yams, Bananen, Oliven, Weintrauben, Baumfrüchte aller Art u. s. w. Der Wein ist von ausgezeichneter Güte und bewog mich, ein Faß für meine Freunde in Europa mitzunehmen, wo dieser Vino Angelico einem vortrefflichen Cap-Constantia gleichgeachtet wurde.

Sonntag, 31. Mai, gingen wir abends wieder unter Segel. Die Reise ging ohne Unfälle von statten. Am 7. Juni fanden wir uns angesichts von Havre, liefen am 8. ein, und noch am selben Mittag betrat ich wieder den europäischen Boden.

Anhang.

1.

Liſte derjenigen Pflanzen, welche am Weihnachtstage im Freien, in der Hauptſtadt, in voller Blüte ſtanden.

(Vgl. Seite 131.)

Der Garten, welcher ſeiner unbedeutenden Ausdehnung und wenig wiſſenſchaftlichen Anordnung zufolge auf den Titel eines „botaniſchen" Gartens wol kaum einen Anſpruch machen kann, erfreut deshalb den Beſucher nicht minder durch die Ueppigkeit ſeiner Pflanzen. Der Eindruck, welchen er auf uns Europäer machte, war überraſchend, da trotzdem, daß wir am Ende December waren, eine reiche Blütenpracht das Auge erfreute. Um dem Leſer zugleich einen Begriff von der Milde des Klimas der Hauptſtadt überhaupt zu geben, will ich die Liſte derjenigen Pflanzen mittheilen, welche am Weihnachtstage in dieſem Garten in voller Blüte ſtanden:

Campanula medium.
Delphinium Ajacis.
Tropeolum majus.
Calendula arvensis.
Salvia leucantha.
» Palafoxiana.
» coccinea?
Convolvulus Ipomea.
Nicotiana Tabacum.
Cheirantus cheiri.
Lathirus coccineus.
Borago officinalis.
Pelargonium hibridum.
Canna indica.
Rosa gallica.
Cassia grandiflora.
Malva frutescens.
Hibiscus spiralis.
Papaver somnifera.
Papaver Rheas.
Scabiosa purpurea.
Ruta graveolens.

Außer dieſen ſtanden noch nachfolgende Pflanzen im Garten, deren Verzeichniß aber nur inſofern Anſpruch auf Richtigkeit und Vollſtändigkeit macht, als es überhaupt möglich iſt, ein ſolches ohne Hülfsmittel und in kurzer Zeit zu entwerfen:

Piper sanctum.
Jasminum lutescens.
Veronica?
Rosmarinus officinalis.
Salvia coerulea.
» spec.?
Justitia tinctoria.
» spec.?
Iris sambucina.
Verbena bonariensis.
Lantana alba.
» aculeata.
» arborescens.
» violacea.
Campanula nutans.
Ceanothus mexicanus.
Datura arborea.
Solanum marginatum.
» lanceolatum.
» monophillum.
» spec.?
Convolvulus arborescens Kunth.
Cestrum nocturnum.
Heliothropium peruvianum.
Verbascum tapsus.
Morenos grandiflora.
» globosa.
Cobea scandens.
Cerifolium silvestre.
Cicuta virosa.
Plumpago mexicana.
Lonicera mexicana.
Hoitzia coccinea.
» coerulea.
Fuchsia arborea.
» nutans.
Tropaeolum peregrinum.
Cesalpinia horrida.
Galphimia glauca.
Dianthus minutissima.
Cotiledon magnum.
Asclepias longifolia.
» curasavica.
Cufea Bustamante.
» apetala.
Juliania cariophyllata.
Euphorbia heterophylla.
Chelidonium majus.
Rosa semperflorens.
Cactus var. spec.
Reseda odorata.
Mesembriauthemum.
Malva frutescens.
» arborea.
» vitifolia.
» philadelphia.
Sida triloba.
Pelargonium hibridum.
» odoratissimum.
Geranium moschatum.
Cheirostemon platanoides.
Hibiscus pentacorpos.

Hibiscus penduliflora.
Pavonia?
Hedisarum virgatum.
Lathirus odoratus.
Monina salicifolia.
Dalea sufructicosa.
» pinnata.
Timus jalapensis.
Melissa officinalis.
Saturea montana.
Melucella levis.
Tenerium maro.
Lavandula officinalis.
» perfoliata.
Anthirrimum majus.
Bignonia buccinatoria.
Hesperis matronalis.
Iberis sempervirens.
Synapis latea.
» alba.
Chrysanthemum coronarium.
Lepidium?
Matricaria?
Verbesina arborea.
Authemis lutescens.
Nocca latifolia.
Georgina gigantea.
Roldana lobata.
Chondrilla juncea.
Galinsoga parviflora.
Eupatorium triangulare.
Alcina perfoliata.
Boebera crisanthemoides.
Zinnia multiflora.
Calendula arvensis.
Arctium lappa.
Passionaria coerulea.
» alba.
Bletia autumnalis.
Viola odorata.
» tricolor.
Impatiens noli me tangere.
Poterium sanguisorba.
Panicum poa.
Helianthus sp. nov.
Milleria?
Rhus.
Musa copientum.
Ficus nymphaefolia.

Digitized by Google

2.

Ueber Höhenmeſſungen mittels des Heberbarometers.

(Vgl. Seite 328.)

Als zu den Zeiten Galilei's ein Pumpenmacher in Florenz das Waſſer über 32 Fuß heben wollte, und zu ſeinem größten Erſtaunen wahrnahm, daß die Flüſſigkeit nicht höher ſtieg, fragte er dieſen um den Grund der wahrgenommenen Erſcheinung. Galilei hegte nun zwar die Vermuthung, daß die Schwere der Luft hierbei in Frage komme, wagte aber nicht, dies dem Fragenden gegenüber auszuſprechen, und gab deshalb auf die an ihn gerichtete Frage eine ausweichende Antwort. Sein Schüler Torricelli erhob indeß die von Galilei gehegte Vermuthung zur Gewißheit, und brachte die unumſtößlichſten Beweiſe dafür bei, namentlich dadurch, daß er zeigte, daß bei zwei im Gleichgewicht ſtehenden Flüſſigkeitsſäulen ſich die Dichtigkeiten der beiden Flüſſigkeiten jedesmal verhalten wie die reſpectiven Höhen.

Bei den hier in Frage kommenden Verſuchen bediente ſich Torricelli des Queckſilbers und des Waſſers, alſo zweier Flüſſigkeiten, deren Dichtigkeit außerordentlich verſchieden iſt, da die Queckſilbereinheit nahe vierzehnmal ſo ſchwer wiegt, als die Waſſereinheit. Der Verſuch gelang vollſtändig, indem das Queckſilber eine Höhe von 30 Zoll zeigte, wie es nach der Theorie ſtattfinden mußte.

Trotz dieses entscheidenden Beweises war man dennoch lange geneigt, den Druck der Luft in Abrede zu stellen, und suchte dagegen die vorhin erwähnte Beobachtung durch die völlig inhaltsleere Behauptung: „die Natur habe einen Abscheu gegen den leeren Raum", zu erklären. Es würden auch wahrscheinlich die von Torricelli gemachten Beobachtungen bald wieder der Vergessenheit anheimgefallen sein, da dieser bald darauf starb, wenn nicht gleichzeitig die in Frankreich von Pascal angestellten Untersuchungen auf dieselben Ergebnisse geführt hätten.

Als Pascal, der sich damals in Rouen befand, die Umstände der vorhin erwähnten Versuche erfahren hatte, wiederholte er sie 1646 mit Petit, dem damaligen Intendanten der Fortificationen, und fand genau dieselben Resultate, die ihm aus Italien bekannt geworden waren, deren Erklärung von Torricelli er aber nicht kannte. Er vermuthete trotzdem ganz richtig, daß die Schwere der Luft hierbei in Frage komme, und stellte, um diese Meinung zu erweisen, wiederholt neue Versuche an, die er uns in einem kleinen Buche, das er 1647 herausgab, ausführlich beschrieben hat.

Dieses letztere Werk wurde von damaligen Physikern lebhaft angegriffen, wodurch Pascal, um sich zu vertheidigen, auf einen neuen hübschen Versuch geführt wurde, den wir hier in seinen Einzelheiten unsern Lesern mittheilen wollen, weil darin die ganze Theorie der Höhenmessung in ihren Grundzügen mittels des Barometers gewissermaßen enthalten ist.

Wenn, so dachte Pascal, die Schwere der Luft die Ursache ist, welche das Quecksilber in einer Röhre, die in ihrem obern Theil möglichst luftleer gemacht ist, erhält, so muß das Quecksilber mehr oder weniger steigen, je nachdem die Luftsäule, welche auf die Oberfläche des Gefäßes drückt, mehr oder weniger hoch, d. h. mehr oder weniger schwer ist.

Pascal war nämlich, gegen die Meinung der damaligen Gelehrten, überzeugt, daß man Unterschiede in den Höhen der Quecksilbersäule finden würde, wenn man die Röhre in ungleichen Höhen in Bezug auf das gleiche Niveau nacheinander aufstellte.

Damit aber diese Differenzen möglichst stark in die Augen

fielen, und wegen ihrer Kleinheit keinen Vorwand gäben, ihre Wirklichkeit zu leugnen, mußte man den Stand der Säule an Orten, die um eine beträchtliche Größe in Bezug ihrer Höhe verschieden waren, prüfen, und für diesen Zweck wählte Pascal als höchsten Punkt einen Berg in der Nähe von Clermont. Auf diesem, dem Puy-de-Dome, der etwa 500 Toisen*) hoch ist, stellte Pascal am 19. September 1648 mit aller möglichen Genauigkeit seine Versuche an, und schon beim Besteigen desselben fing das Quecksilber in der Röhre an nach und nach zu fallen.

Auf der Spitze angekommen, hatte sich der Stand des Quecksilbers in der Röhre um 3 Zoll und eine halbe Linie gegen die frühere Höhe am Fuß verändert, und damit war nun ganz evident die Behauptung erwiesen, daß die Schwere der Luft es sei, die den Stand des Quecksilbers bedinge.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf die in historischer Hinsicht so interessanten spätern Versuche weiter eingehen; nur das wollen wir noch erwähnen, daß einige seiner Gegner geneigt waren, seine vorgeführten Entdeckungen ihm streitig zu machen, und Descartes als den eigentlichen Entdecker des Luftdrucks zu proclamiren.

So einfach es auch nach dem Mitgetheilten erscheinen muß, Höhenmessungen mittels des Barometers auszuführen, so verwickelt sich doch die Sache bei der Ausführung wirklich genauer Messungen merklich, da das Gewicht der atmosphärischen Luftsäule, welche sich über uns befindet, durch mancherlei Einflüsse bedingt ist. Der beständige Temperaturwechsel, die Winde, die Menge der in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdämpfe: alle diese Ursachen führen fortwährende Aenderungen des Luftdrucks herbei, und wirken demnach in gleicher Weise auf den Stand des Barometers ein. Man kann im allgemeinen annehmen, daß der Barometerstand für die meisten Orte um einige Millimeter schwankt, und zwar entweder zu ganz bestimmten Zeiten (periodische Schwankungen) oder ganz zufällig (zufällige Schwankungen). Da diese Schwankungen indeß

*) Eine Toise = 6 Fuß.

der Größe nach annähernd bekannt ſind, ſo kann man deſſenungeachtet dennoch mit dem Barometer ganz zuverläſſige Höhenbeſtimmungen machen.

Für die Reiſe erweiſt ſich dazu das Heberbarometer am allergeeignetſten. Wir wollen daher die Einrichtung und den Gebrauch deſſelben hier näher beſchreiben.

Das Heberbarometer iſt eine U-förmig gebogene Röhre, deren kleinerer Schenkel oben offen und bei geneigter Lage nur zum Theil mit Queckſilber gefüllt iſt, während das längere, geſchloſſene Rohr in dieſer Lage ganz voll Queckſilber iſt. Die Scala macht man entweder ihrer ganzen Länge nach beweglich und ſtellt ſie bei jeder Beobachtung ſo ein, daß ihr Nullpunkt mit dem untern Niveau zuſammenfällt, oder man ſtellt ſie feſt auf und beobachtet den Stand des obern und untern Niveau. Im erſten Fall kann man die Höhe der Scala direct am längern Schenkel ableſen, während bei der zweiten Einrichtung die Differenz der Säulen im kürzern und längern Schenkel den Stand des Barometers angibt.

Eine dritte Einrichtung iſt noch die, daß zwar die U-förmige Röhre feſt iſt, daß man aber die Queckſilberſäule im kürzern Schenkel bis auf den Nullpunkt herabzuziehen vermag, was ſich mit Hülfe eines Lederbodens ſehr leicht erreichen läßt. In dem letztern Fall iſt der Barometerſtand ebenfalls durch eine Ableſung zu erhalten.

Als Grundlage für alle Höhenbeſtimmungen mittels des Barometers gilt nun der Satz, „daß die Logarithmen der Höhen Unterſchiede zeigen, die den Differenzen der Höhe proportional ſind", und nach dieſem Satz kann man, von einem mittlern Barometerſtand ausgehend, leicht die Höhe eines jeden Orts beſtimmen.

In der Regel kommt es bei Höhenmeſſungen darauf an, die Erhebung eines Orts über den Meeresſpiegel kennen zu lernen. Zu dieſem Ende muß man die Höhe der Queckſilberſäule im Niveau des Meeres kennen. Man hat die letztere zu 760 Millimeter angenommen, obwol, wie wir dies ſchon oben hervorgehoben haben, dieſer Barometerſtand durchaus nicht unveränderlich iſt.

Von dem größten Einfluß auf den Barometerſtand iſt natürlich die Temperatur, ſowol die der Luft als die des Queckſilbers, da beide Körper ſich ausdehnen oder zuſammenziehen (ſich verdichten), je nachdem die Temperatur ſteigt oder fällt. Bei jeder Barometermeſſung müſſen daher gleichzeitig die erwähnten Temperaturen beobachtet und ſpäter in Rechnung gebracht werden. Hierzu dienen nun Tabellen, in denen man die Zahlenwerthe der Temperaturcorrectionen nach frühern Beobachtungen zuſammengeſtellt hat. Faſt von ſelbſt verſteht es ſich, daß man, um den Höhenunterſchied zweier Orte zu finden, die Beobachtungen möglichſt gleichzeitig, und zwar mit zwei völlig übereinſtimmenden Inſtrumenten anſtellen ſollte; daß man ferner bei den Beobachtungen den Ort, wo man das Barometer aufzuſtellen wünſcht, zweckmäßig auswählt, und nicht etwa das Inſtrument unter einem ſchattenwerfenden Gegenſtand aufhängt; daß man endlich die Beobachtungszeit ſo wählt, daß ſie der Stunde möglichſt nahe liegt, in welcher das Barometer das tägliche Mittel angibt.

Wir wiſſen ſehr wohl, daß auf der Reiſe dieſe Bedingungen ſich nicht immer nach Wunſch erfüllen laſſen; allein häufig genug ſchenkt man ihnen, in der Meinung, daß auf ſolche Kleinigkeiten wenig ankomme, viel zu wenig Aufmerkſamkeit, und erhält auf dieſe Weiſe dann nur höchſt mangelhafte Reſultate.

Alle Höhenableſungen geſchehen mittels des Mikroſkops, und verlangen, falls ſie irgend Anſpruch auf Genauigkeit machen ſollen, die größte Aufmerkſamkeit; ebenſo iſt die Kenntniß der geographiſchen Breite (wenigſtens annähernd) erforderlich, da bekanntlich die Schwerkraft nach dem Aequator hin ab-, nach den Polen zunimmt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

7 LEV 63

Digitized by Google

Auf dem Wege nach Tasco.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.